

# **Die Ortenau**

82. Jahresband 2002



**Einladung zur**  
**Jahresversammlung**

des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

am 13. Oktober 2002 in Oberharmersbach

8.30 Uhr

Mitgliederversammlung im Pfarrzentrum  
(Ortsmitte direkt neben der Kirche, hinter der Volksbank)

10.30 Uhr

Empfang der Gemeinde Oberharmersbach  
im Pfarrzentrum

11.30 Uhr

Festsitzung im Pfarrzentrum

Festvortrag: K. A. Lehmann, Oberstudienrat  
und Vorsitzender der Mitgliedergruppe Oberharmersbach  
Thema: „Das freie Reichstal.  
Über die schwierige Wahrnehmung von Geschichte“

12.30 Uhr

Mittagessen in den Gasthäusern der Gemeinde

14.30 Uhr

Fahrt zur Bauernsäge in Zuwald  
Geschichte des Waldbauerntums im Harmersbachtal

Der Bürgermeister  
der Gemeinde  
Oberharmersbach  
*Siegfried Huber*

Der Präsident  
des Historischen Vereins  
für Mittelbaden e.V.  
*Dr. Dieter Kaufß*

# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

**82. Jahresband 2002**



Redaktion  
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

[www.historischer-verein-mittelbaden.de](http://www.historischer-verein-mittelbaden.de)

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss 1. April

Verlag Historischer Verein für Mittelbaden

Gesamtherstellung: KONKORDIA GmbH, Bühl  
Das Medienunternehmen

Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung  
des Vereins und der Verfasser

## Inhaltsverzeichnis

Jahresversammlung 2002 .....	2
Grußwort der Gemeinde Oberharmersbach zur Jahreshaupt- versammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden .....	9
<b>Aufsätze</b>	
Klaus Brodbeck Der Ortenaukreis – Rückblick 2001 .....	11
Kurt Andermann Adel in der nördlichen Ortenau – Streiflichter auf ein vernachlässigtes Thema .....	29
Hans-Jochen Schuck Auf der Suche nach dem Grab Lamberts von Brunn .....	45
Ernst Gutmann 700 Jahre Stadtrechte Stollhofen .....	51
Reiner Vogt Das Dorfbuch von Oberachern .....	63
Wolfgang Neuß Hornberg zu Ende des 16. Jahrhunderts Dienste, Abgaben und Rechte seiner Bürger .....	93
Walter Ernst Schäfer Quirin Moscherosch und sein älterer Bruder Johann Michael .....	111
Rita Breit Die Landschaft nach Grimmelshausen .....	123
Irmgard Schwanke Von Kaufleuten, Kaminfegern und Zinngießern Italiener in Offenburg im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert ...	133
Elmar Gschwind Ein Acherner im Elsass Die glänzende Karriere des Franz Ignaz Derendinger in Hagenau ...	149
Hartmut Stüwe 150 Jahre Friedenskirche Kehl .....	161

Angelika Stüwe Der „Kehler Altar“ .....	201
Claudia Elbert Friedrich Weinbrenners Wiederaufbauplanungen für Kehl 1801, 1813 und 1815/16 .....	209
Ulrich Coenen Bühlerhöhe und Stupinigi Filippo Juvarras Jagdschloss als Vorbild für das neubarocke Denkmal von Wilhelm Kreis .....	243
Gerhard Lötsch Ökumene in Achern Vortrag am 13. September 2000 zur 175-Jahr-Feier der katholischen Pfarrkirche „Unserer lieben Frau“ .....	277
Johannes Werner Piaristen als Autoren Über ihre Bücher in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt ...	291
Gerhard Lötsch Leutesheim und Regine Jolberg Die Geschichte einer Beziehung .....	303
Ernst Schneider Bock – Christmann – Fronmatte Rechtsverhältnisse in Sinzheimer Flurnamen .....	315
Suso Gartner Affental und Eisental Zwei seltsame Ortsnamen der Ortenau .....	329
Gerhard Finkbeiner Neue Erkenntnisse über den südlichen Grenzverlauf der Ettenheimer Waldmark von „926“ .....	335
Bernhard Wink Der Freskenzyklus im Prälatenturm des ehemaligen Klosters Gengenbach .....	343
Gerold Glatz Prälatenturm in Gengenbach – Ein wieder erstandenes Kleinod der Klostersgeschichte .....	357
Klaus G. Kaufmann Scharfrichter in der Ortenau – Spurensuche im 17. und 18. Jahrhundert Die „Hohe Gerichtsbarkeit“ und deren ausführendes „Organ“, der Scharfrichter .....	363

Helmuth Lehmann Zur Geschichte der Lahrer Nachrichter und Wasenmeisterei . . . . .	379
Hans Herrmann Die Scharfrichter und Wasenmeister zu Kork . . . . .	419
Uwe Schellinger Faszinosum, Filou und Forschungsobjekt: Das erstaunliche Leben des Hellsehers Ludwig Kahn (1873 – ca. 1966) . . . . .	429
Peter Stein Ein Schiddusch – Eine jüdische Ehevermittlung in Offenburg 1878 . . . . .	469
Ludwig Uibel Die israelitische Gemeinde in Lichtenau im 19. Jahrhundert . . . . .	487
Martin Ruch Der Offenburger Künstler Oscar Haberer (1867–1932): „Prototyp des Besten, das in der jüdischen Seele lebt ...“ . . . . .	505
Uwe Schellinger Adelheid de Rothschild (1853–1935) und die Gründung der <i>M.A. von Rothschild'schen Lungenheilstalt</i> in Nordrach . . . . .	519
Ludwig Uibel Drei Beiträge zur Geschichte des Rheins in Mittelbaden . . . . .	529
Gerhard Finkbeiner Ein Schuttertäler Bauernsohn wird zum Stammvater einer Ärzte-Dynastie im Mittleren Osten der Vereinigten Staaten – Eine ungewöhnliche Familiengeschichte aus den Tagen der Pionierzeit – . . . . .	575
Dieter Kauß Josef Bildstein (1895 Nordrach – 1976 Zell a.H.). Neues zur Biographie. – 25 Jahre Bildstein-Aufsätze in Zell a.H. . . . .	595
Berthold Breithaupt Die heimischen Holzarten in ihrer Verwendung auf dem Bauernhof . .	607
Martin Ruch / Thomas Sommer Ortenau-Bilder aus dem „Dr. Paul Wolff und Alfred Tritschler Presse-Bildarchiv“ in Offenburg . . . . .	613
Wolfgang M. Gall, Cornelius Gorka, Dieter Kauß Quellen in Ortenauer Kommunalarchiven zum Thema Zwangsarbeit . .	625

Erwin Fischer	
Jahrgang 1927: Erinnerungen aus der Jugendzeit in Sasbach . . . . .	637
Die Kriegsfaust über Ettenheim	
von Joh. B. Ferdinand, herausgegeben von Horst Ferdinand . . . . .	661
Ralf Bernd Herden	
Das „Führerhauptquartier Tannenberg“ auf dem Kniebis . . . . .	681
<b>Junge Autoren</b>	
Ralf Seebacher	
Eichenschälen, Rüttibrennen im Harmersbachtal . . . . .	685
<b>Mitteilungen</b>	
Martin Ruch: Okens letzte Stunde: „Er starb den Tod der Gerechten“	
Ein Nachtrag zum Okenjahr 2001 . . . . .	695
Stefan Woltersdorff: Bildung als Brücke:	
Das Experiment „Grenzüberschreitende VHS“ (GVHS) . . . . .	697
Kurt Klein: Hausach – ein historischer Streifzug durch das Jahr 1951	701
Franz Huber: Heilige Barbara aus Kippenheim wirbt in New York	
für Offenburg . . . . .	710
<b>Rezensionen</b> . . . . .	713
<b>Historischer Verein für Mittelbaden: Nachrichten</b> . . . . .	729
Jahresbericht 2001/2002 . . . . .	729
Ehrungen, Nachrufe . . . . .	731
Berichte der Mitgliedergruppen . . . . .	737
Berichte der Fachgruppen . . . . .	765
Autorenverzeichnis . . . . .	777
Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. . . . .	779



## Grußwort der Gemeinde Oberharmersbach

*Herzlich willkommen in Oberharmersbach!*

*Liebe Mitglieder des Historischen Vereins  
für Mittelbaden e.V.,*

wir freuen uns auf die Mitgliederversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. am 13. Oktober 2002 in Oberharmersbach. Im Namen des Gemeinderates und der Bürgerschaft unserer Gemeinde Oberharmersbach, heiße ich Sie alle herzlich willkommen.

Wir freuen uns darauf, dass Sie zu uns kommen.

Der örtliche Historische Verein Oberharmersbach e.V., der in diesem Jahr das 25-jährige Vereinsjubiläum feiern kann, und die Gemeinde Oberharmersbach werden wie gewohnt gute Gastgeber sein, damit die Jahresmitgliederversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. erfolgreich verläuft und Sie unsere Gemeinde und unsere Bürger in guter Erinnerung behalten.

Ich verbinde hiermit auch den Dank für die bisher in der Pflege der Traditionen und der Wahrung des historischen Kulturgutes geleistete Arbeit. Oft ist dies nur mit Idealismus und persönlicher Opferbereitschaft möglich, was allzu oft übersehen wird. Für Ihr Engagement vielen Dank.

Allen nochmals ein herzliches Willkommen in Oberharmersbach!

Ihr

A handwritten signature in black ink that reads "Siegfried" followed by a stylized monogram or initials.

Siegfried Huber, Bürgermeister





---

## Der Ortenaukreis – Rückblick 2001

*Landrat Klaus Brodbeck*

Der Ortenaukreis ist ein überaus vielfältiger Landkreis. Die Kultur, die schönen Landschaften, die wirtschaftliche Struktur und die Menschen in der Ortenau sind reich an vielen Facetten. Dies ist auch für mich keine neue Erkenntnis. Und doch hat sich vor allem bei meinen offiziellen Gemeindebesuchen in den vergangenen eineinhalb Jahren dieser Eindruck immer mehr bestätigt und verstärkt.

Bisher konnte ich nach meinem Amtsantritt 22 der insgesamt 51 Städte und Gemeinden im Ortenaukreis als Landrat offiziell besuchen. Im Jahr 2001 waren es Ettenheim, Oppenau, Wolfach, Ohlsbach, Ottenhöfen, Lahr, Hausach, Hornberg, Durbach, Ringsheim, Ortenberg, Meißenheim, Friesenheim, Seelbach und Oberkirch. Im Jahr 2002 bisher Bad Peterstal, Kappelgrafenhäuser, Mahlberg, Oberwolfach, Sasbach, Kappelrodeck und Kippenheim.

Die Gemeindebesuche geben mir Gelegenheit, den großen Ortenaukreis sozusagen bis in jeden Winkel und jede Gemeinde mit ihrem eigenen Profil kennen zu lernen. Ob Firmenbesuch, ehrenamtliches Engagement in Kindergärten, Schulen, Altenpflegeheimen, Sanierungsprojekte oder Infrastrukturmaßnahmen der Gemeinde, Zukunftssicherung der Landwirtschaft oder Tourismus – jedes Besuchsprogramm bringt neue Einblicke und Erkenntnisse, die für die Kreispolitik von Bedeutung sind.

Vor allem schätze ich dabei auch die Möglichkeit, vor Ort mit den Bürgerinnen und Bürgern ins Gespräch zu kommen, mich direkt zu informieren und auszutauschen. Dies gilt ebenso für die jeweils zum Abschluss eines Gemeindebesuches stattfindende Gesprächsrunde mit den Gemeinde- und Ortschaftsräten, in denen vor allem kommunalpolitische Themen der Gemeinde und des Ortenaukreises zur Sprache kommen. Die Erfahrungen aus all diesen Gesprächen sind für die Abwägung von zukünftigen kreispolitischen Entscheidungen von großem Wert.

### *Finanzsituation verbessert*

Die Finanzsituation des Ortenaukreises hat sich im Jahr 2001 deutlich verbessert. Der Kreisumlagehebesatz konnte – nach einer Senkung um 1,77 Prozentpunkte im Jahr 2000 – im Doppelhaushalt 2001/2002 erneut um 4,5 Prozentpunkte auf 25 Prozent gesenkt werden. Der Ortenaukreis liegt somit deutlich unter dem Landesdurchschnitt von 29,03 Prozent. Für die Gemeinden ergab sich hierdurch eine Entlastung von rund 14 Mio. Euro.

Die Senkung der Kreisumlage war möglich, da sich insbesondere im Sozialbereich ein deutlich reduzierter Zuschussbedarf abzeichnete.

Auch im Jahr 2001 konnte im Kreishaushalt eine spürbare Senkung des Schuldenstandes erreicht werden. Ohne Kreditaufnahmen wurden rund 3,3 Mio. Euro getilgt, so dass der Schuldenstand auf rund 57 Mio. Euro reduziert werden konnte.

Die positiven Eckdaten des Haushalts 2001 werden allerdings getrübt durch die bisher bekannten wirtschaftlichen Rahmendaten für die kommenden Haushaltsjahre. Demnach ergeben sich landesweit zum Teil hohe Rückgänge bei den Steuerkraftsummen der Gemeinden sowie bei den Gemeinschafts- und Landessteuern. Dies wird ab dem Jahr 2002 auch die finanzielle Lage des Ortenaukreises negativ beeinflussen.

### *Krankenhäuser durch Modernisierung und Kooperationen gestärkt*

Das Kreiskrankenhaus Ettenheim hat die Belegabteilung Gynäkologie/Geburtshilfe Ende Juni 2002 geschlossen. Dies hatte der Kreistag Anfang Juni mehrheitlich beschlossen und damit eine jahrelange Diskussion und juristische Auseinandersetzung mit den Krankenkassen um die Belegabteilung beendet.

Durch die Schließung der Abteilung entfallen am Kreiskrankenhaus zwölf Planbetten. Das Sozialministerium und die Krankenkassen haben jedoch nach Verhandlungen mit der Verwaltung zugesagt, die Innere Medizin mit drei zusätzlichen Betten auszustatten und die Gynäkologische Abteilung mit drei Betten zu erhalten. Diese Zusage gilt zunächst für fünf Jahre.

Der Verlust ist für ein kleines Haus wie Ettenheim sicher schmerzlich. Dennoch bestand aus rechtlichen und faktischen Gründen letztlich keine andere Möglichkeit, das Haus wieder in ruhige Fahrwasser zu bringen und seine Zukunft zu sichern. Dies ist das Ziel der begonnenen Gesamtanierung des Hauses sowie der beabsichtigten stärkeren Zusammenarbeit mit anderen Häusern. Der Kreistag hat mit seinem Beschluss die Verwaltung aufgefordert, das Kreiskrankenhaus Ettenheim durch eine erweiterte Kooperation mit dem Klinikum Lahr im chirurgischen Bereich nachhaltig zu stärken.

Nach einer Bauphase von rund 18 Monaten konnte der Ortenaukreis im Februar 2001 den Erweiterungsbau am Kreiskrankenhaus Ettenheim offiziell seiner Bestimmung übergeben. In dem Anbau entstanden auf drei Etagen jeweils zwei Patientenzimmer mit je drei Betten, Arztzimmer und Funktionsräume. Jedes Krankenzimmer wurde mit einer behindertengerechten Sanitärzelle ausgestattet. Der Anbau erfüllt somit alle Erfordernisse eines modernen und patientengerechten Hauses.

Im Rahmen der Gesamtanierung des Kreiskrankenhauses Kehl konnte nach einer Bauphase von 12 Monaten im Mai 2001 der Anbau Ost mit

28 neuen Betten seiner Bestimmung übergeben werden. Die Gesamtfläche des Anbaus beträgt 1541 Quadratmeter. In den neuen Räumen sind Betten für die gynäkologische und die innere Abteilung untergebracht.

Am 10. Juli 2001 hat der Krankenhausausschuss des Ortenaukreises Privatdozent Dr. Matthias Breidert zum neuen Chefarzt der Abteilung Innere Medizin und Dr. Rolf Ermerling zum Chefarzt der Abteilung Anästhesie am Kreiskrankenhaus Kehl gewählt. Privatdozent Dr. Matthias Breidert wird die Nachfolge von Privatdozent Dr. Claus-Dieter Seufert und Dr. Rolf Ermerling die Nachfolge von Dr. Ernst Gerber antreten, die beide Anfang 2002 in den Ruhestand treten.

Der bisherige Leiter der Zentralapotheke am Klinikum Lahr, Dr. Messerschmidt, wurde am 11. Juli 2001 in den verdienten Ruhestand verabschiedet. Seine Nachfolge hat Frau Kempf übernommen.

Erstmals hat der Ortenaukreis einen Teilbereich einer Betriebsstelle in eine nicht in seiner Trägerschaft befindliche Klinik ausgelagert. Eine Einheit von sechs Betten der Neonatologie des Klinikums Offenburg wurde unter dem Dach der St. Josefsklinik Offenburg untergebracht. Bisher mussten alle Frühgeborenen bzw. erkrankten Neugeborenen unmittelbar nach der Geburt von der St. Josefsklinik in die Kinderklinik des Klinikums Offenburg transportiert werden. Dies ist nun nicht mehr erforderlich.

Zum neuen Chefarzt des Radiologischen Instituts am Klinikum Offenburg hat der Krankenhausausschuss des Ortenaukreises am 18. Dezember 2001 Herrn Privatdozent Dr. Jörg Laubenberger gewählt. Dieser löst Herr Dr. Klaus Hoffmann ab, der zum 28. Februar 2002 in den Ruhestand trat.

Im März 2001 hat das Sozialministerium Baden-Württemberg das Klinikum Offenburg als Standort für eine lokale Schlaganfallstation mit vier Betten ausgewiesen. Dadurch kann eine spezialisierte Schlaganfallbehandlung auch im Offenburger Raum angeboten werden.

Seit Mai 2001 ist der Fachbereich Plastische- und Wiederherstellungs-Chirurgie am Klinikum Offenburg eine eigene Abteilung. Dieser neuen Abteilung wurden vorläufig zehn Betten zugeordnet. Zum Chefarzt wählte der Krankenhausausschuss den bisherigen Oberarzt Dr. Sven von Saldern.

Mit der Einweihung des Anbaus am Wolfacher Krankenhaus, der rund 3,5 Mio. Euro gekostet hat, konnte der erste Bauabschnitt der Sanierungsmaßnahmen im März 2001 abgeschlossen werden. Der dreigeschossige Baukörper bietet Platz für Technikräume, Untersuchungs- und Behandlungsräume sowie zwei neue Operationssäle mit den erforderlichen Nebenräumen. Dadurch ergeben sich wesentliche Verbesserungen für die Arbeitsabläufe im OP.

Mit einer Feierstunde im Wolfacher Rathaussaal hat das Kreiskrankenhaus Wolfach im März 2001 den Wechsel an der Spitze der Inneren Abteilung vollzogen. Nach 27-jähriger Tätigkeit ging Chefarzt Dr. Braun in den Ruhestand. Seine Nachfolge hat Dr. Kaufmann angetreten.



### *Pflege- und Betreuungsheim Ortenau mit neuem Wohnbereich*

Im Juni 2001 hat das Pflege- und Betreuungsheim Ortenau mit einem Tag der offenen Tür das Haus Sommerhalde offiziell eingeweiht. Durch die Umgestaltung dieses Hauses verfügt das Pflege- und Betreuungsheim Ortenau über eine Einrichtung, in der auch behinderte Menschen zeitgemäß untergebracht werden können. Das Haus Sommerhalde gliedert sich in drei Wohnbereiche, in denen zum einen alkoholranke Bewohner, zum anderen Bewohner mit geistiger und/oder psychischer Erkrankung untergebracht werden können.

### *Anstieg der Schülerzahlen erfordert Schulhausbau*

Mit rund 14.400 Schülern ist der Ortenaukreis der größte Schulträger unter den Landkreisen in Baden-Württemberg. Jeder vierte Schüler in der Ortenau besucht eine Kreisschule. Aufgrund des stetigen Anstiegs der Schülerzahlen bis zum Jahr 2010 sind an den Schulstandorten Hausach, Lahr und Offenburg Erweiterungsmaßnahmen notwendig.

An den Kaufmännischen Schulen Hausach sind umfangreiche Sanierungsarbeiten, verbunden mit Umbaumaßnahmen im bestehenden Gebäude sowie ein Erweiterungsbau geplant. Der Kultur- und Bildungsausschuss hat im Oktober 2001 die Gesamtkosten auf 3,8 Mio. Euro begrenzt und gleichzeitig die ersten Aufträge für Erd-, Beton- und Maurerarbeiten vergeben. Am 9. November 2001 konnte der erste Spatenstich für die Sanierung und Schulhauserweiterung erfolgen. Mit der Erweiterung der Kaufmännischen Schulen mit Wirtschaftsgymnasium Hausach wird eine bauliche Anbindung an das benachbarte Gymnasium der Stadt Hausach verwirklicht. Mit dem städtischen Gymnasium wird eine Kooperation angestrebt. Einige Schulräume (Fachräume) sowie der als Verbindung zum städtischen Gymnasium neu zu bauende Aufenthaltsraum (Cafeteria) werden künftig gemeinsam genutzt werden.

An den Kaufmännischen Schulen Lahr ist geplant, in einem ersten Schritt das kreiseigene, benachbarte Gebäude („Jammstift“) umzubauen und die Verwaltung dorthin auszugliedern. In einem zweiten Bauabschnitt sollen die frei gewordenen Büroräume in der Stammschule dann zu Klassenzimmern umgebaut werden.

Die Gewerblichen Schulen Offenburg sind derzeit an vier Standorten in Offenburg untergebracht. Der Kultur- und Bildungsausschuss hat auf der Grundlage des über ein Raumprogramm festgestellten Raumbedarfs eine Machbarkeitsstudie in Auftrag gegeben. Hierbei soll geklärt werden, ob ein Erweiterungsbau am Stammsitz in der Moltkestr. 23 und auf dem angrenzenden Gelände der Justiz möglich ist und die Standorte auf die Oken-

straße 4 und die Moltkestraße konzentriert werden können. An der Stammschule ist außerdem der Neubau einer Sporthalle geplant.

### *Schadstoffproblematik: Drei Schulen werden vorsorglich saniert*

An den drei Sonderschulen für Geistigbehinderte, der Georg-Wimmer-Schule Lahr, der Carl-Sandhaas-Schule Haslach sowie der Hansjakob-Schule Offenburg wurden bei Untersuchungen durch das Otto-Graf-Institut in Stuttgart Luftschadstoffbelastungen mit Pentachlorphenol (PCP) und Lindan festgestellt. Sie stammen aus Holzschutzmitteln, die bei der Errichtung der Gebäude in Fertigbauweise in den 70er Jahren verwendet worden sind. Die gemessenen Werte überschritten jedoch den so genannten Interventionswert, bei dem Sofortmaßnahmen eingeleitet werden müssen, nicht. In der Carl-Sandhaas-Schule wurde bei den Untersuchungen ferner eine Formaldehyd-Belastung festgestellt. Diese lagen über dem vom Bundesgesundheitsamt veröffentlichten Interventionswert.

Neben der Formaldehyd-Reduzierung in der Carl-Sandhaas-Schule wird der Ortenaukreis als Schulträger – aus Vorsorgegründen – auch eine Reduzierung der PCP- und Lindanwerte in allen Schulen vornehmen. Hierzu hat die Verwaltung ein ergänzendes Sanierungsgutachten beim Otto-Graf-Institut in Auftrag gegeben. Auf der Basis der empfohlenen Sanierungsmaßnahmen hat der Kultur- und Bildungsausschuss in seiner Sitzung am 19. März 2002 die für die Sanierungsarbeiten erforderlichen Haushaltsmittel in Höhe von 1,84 Mio. Euro bzw. 3,6 Mio. DM außerplanmäßig bereit gestellt. Die Sanierungsarbeiten werden voraussichtlich bis zum Beginn des Schuljahres 2002/2003 abgeschlossen sein.

### *Neuer Schulverbund in Kehl*

Zur langfristigen Sicherung des Schulstandortes Kehl hat der Kreistag in seiner Sitzung am 18. Dezember 2001 die Zusammenlegung der Kaufmännischen Schulen Kehl (442 Schüler) mit den Gewerblichen und Hauswirtschaftlichen Schulen Kehl (1.172 Schüler) zu einem Schulverbund beschlossen. Auch der Gemeinderat der Stadt Kehl hatte sich für die Bildung eines Schulverbundes ausgesprochen. Der Schulverbund wird zu Beginn des Schuljahres 2002/2003 vollzogen werden. Der neue Name des Schulverbundes lautet „Berufliche Schulen Kehl (BSK)“.

### *Neue Ausbildungsberufe an den beruflichen Schulen*

Der schnelle technologische Wandel und die dynamische Entwicklung der Wirtschaft bedingt eine stetige Aktualisierung und Erweiterung des Ausbil-

dungsangebotes an den beruflichen Schulen. Im Jahr 2001 wurden fünf neue Ausbildungsangebote für unsere Jugend geschaffen:

*Gewerbliche Schulen Lahr*

3-jähriges duales, gewerblich-technisches Berufskolleg Fachrichtung Kfz-Technik

*Gewerbliche Schulen Offenburg*

Berufsschule mit Zusatzqualifikation Fachhochschulreife  
Fachschole für Technik, Fachrichtung Informationstechnik

*Gewerbliche und Hauswirtschaftliche Schulen Wolfach*

1-jähriges Berufskolleg Technik und Medien

*Fachschole für Landwirtschaft Offenburg*

Fachschole in Teilzeitform für Nebenerwerbslandwirte

*Verdiente Schulleiter verabschiedet*

Mit Ablauf des Schuljahres 2000/2001 wurden drei langjährige, engagierte und verdiente Schulleiter kreiseigener Schulen in den Ruhestand verabschiedet.

Nach 10-jähriger Schulleitertätigkeit an den Gewerblichen Schulen Offenburg wurde Oberstudiendirektor Winfried Lederer in den Ruhestand versetzt. Oberstudiendirektor Hans-Joachim Vogel hat am 1. August 2001 die Leitung der Gewerblichen Schulen Offenburg übernommen.

Ebenfalls nach 10-jähriger Tätigkeit als Schulleiter an der Renchtalschule Oberkirch, einer Schule für Sprachbehinderte, wurde Sonderschullektor Knut Schönith verabschiedet. Am 12. November 2001 trat Frau Rosemarie Stirner offiziell die Nachfolge an.

Nach fast 30-jähriger Tätigkeit als Schulleiter der Hansjakob-Schule Offenburg trat Sonderschullektor Manfred Siebert in den Ruhestand. Gottfried Böhler übernahm am 1. August 2001 die Leitung der Hansjakob-Schule Offenburg.

*Kreisbildstellen wurden zu Kreismedienzentren*

Die bisherigen Kreisbildstellen in Kehl, Lahr, Offenburg und Wolfach wurden zum 1. Oktober 2001 zu Kreismedienzentren. Sie werden zukünftig verstärkt audiovisuelle und digitale Medien für die Schulen zur Verfügung stellen. Eine Konzeption für die Weiterentwicklung der Kreismedienzentren wird derzeit erarbeitet.

### *Neue Struktur der Kreisvolkshochschule Ortenau hat sich bewährt*

Die Zusammenfassung der kreiseigenen Volkshochschulen Achertal–Renchtal, Kehl–Hanauerland und Kinzigtal zur Kreisvolkshochschule Ortenau ab 1. Juli 2000 hat sich bewährt. Neben den Volkshochschulen in den Städten Lahr und Offenburg trägt die Kreisvolkshochschule Ortenau maßgeblich zu einem ausgewogenen und flächendeckenden Weiterbildungsangebot in der Ortenau bei. Der neu gegründete VHS-Beirat begleitet die Arbeit der Kreisvolkshochschule Ortenau beratend und unterstützend.

### *Josef Naudascher mit Heimatpreis 2001 ausgezeichnet*

Der Heimatpreis des Ortenaukreises 2001 wurde am 12. März 2002 in einer Feierstunde in der Stadthalle Mahlberg an Josef Naudascher aus Mahlberg verliehen. Josef Naudascher erhielt die Auszeichnung für seine großen Verdienste um die Archäologie in der Ortenau, um das Oberrheinische Tabakmuseum in Mahlberg und für die 25-jährige Leitung der Fachgruppe Archäologie des Historischen Vereins für Mittelbaden zuerkannt. Daneben hat er die Geschichte seiner Heimatgemeinde Mahlberg durch Sammlungen, Literatur und historische Abhandlungen erkundet und dokumentiert. Auch die engen Kontakte zu elsässischen Geschichtsvereinen, die zu einem regen Austausch der archäologischen Erkenntnisse um die Bodendenkmalpflege am Oberrhein führten, sind mit der Verleihung des Heimatpreises gewürdigt worden. Mit seinen Forschungen und durch seinen beispielhaften Einsatz um die Volks- und Heimatkunde hat der Preisträger kulturelle und historische Akzente in der Ortenau und weit darüber hinaus gesetzt.

### *Weitere Bestände im Kreisarchiv erschlossen*

Das Archiv des Ortenaukreises hat auch 2001 seine Archivbestände weiter erschlossen. Mit den Generalakten des Bezirks- bzw. Landratsamtes Offenburg (untere Verwaltungsbehörde) konnte das Kreisarchiv die Verzeichnung eines ebenso interessanten wie umfangreichen Aktenbestandes abschließen. Er umfasst etwa 30 laufende Meter und ist sowohl per EDV als auch über ein Findbuch benutzbar. Im gleichen Jahr wurde auch mit der Verzeichnung der Akten des Landratsamtes Offenburg (Verwaltung des Landkreises) begonnen, sowie die Verzeichnung von Spezialakten des Landkreises Offenburg fortgesetzt. Durch die Verwendung eines geeigneten Computerprogramms können Bestände inzwischen rascher erschlossen und Anfragen leichter bearbeitet werden.

Im vergangenen Jahr hat ferner die Archivbenutzung weiter zugenommen. 2001 wurden zwölf Benutzeranträge gestellt, was eine Steige-



rung um 50 Prozent gegenüber 2000 bedeutet. Außerdem bearbeitete das Kreisarchiv 90 mündliche, sowie 30 schriftliche Anfragen nach Archivalien. Darüber hinaus hat das Kreisarchiv mehrere Anfragen von ehemaligen Zwangsarbeitern bearbeitet. Im Rahmen der Gemeindefachpflege haben die Kreisarchivare die Gemeindefacharchive Achern, Gengenbach, Hausach, Kehl, Neuried, Oberkirch, Ottenhöfen und Steinach besucht und beraten.

Die Archivbestände erhielten auch 2001 weitere Zuwächse durch umfangreiche Aktenaussonderungen bei der Zentralregistratur, bei den Volkshochschulen und bei einzelnen Ämtern des Landratsamtes. Außerdem wurden die Kartensammlung und das Bildarchiv ausgebaut und die heimatsgeschichtliche Sammlung weiter ergänzt. Die Archivbibliothek wurde um weitere orts- und regionalgeschichtliche Literatur bereichert.

### *Programm „Hilfe zur Arbeit“ weiter ausgebaut*

Aufgrund der hohen Zahl von Arbeitslosen unter den Sozialhilfeempfängern/-innen hat die Sozialverwaltung des Ortenaukreises bereits seit Anfang der Neunziger Jahre die Qualifizierung und Vermittlung langzeitarbeitsloser Sozialhilfeempfänger/-innen durch eigene Initiativen entwickelt und aufgebaut. Die Palette der einzelnen Maßnahmepakete ist in den vergangenen Jahren von der Sozialverwaltung ständig weiterentwickelt worden und bildet heute bereits ein breites Spektrum. Neben den seit Jahren bewährten Angeboten der gemeinnützigen und zusätzlichen Arbeit, der Arbeitsgelegenheiten mit Lohnkostenzuschuss, von Qualifizierungsmaßnahmen im Rahmen des Europäischen Sozialfonds (ESF), der privaten Arbeitsvermittlung mit sozialpädagogischer Betreuung und des Regionalprogramms Ortenau (gemeinsames Programm mit dem Arbeitsamt Offenburg) zur Beschäftigungsförderung von Arbeitslosen- und Sozialhilfeempfängern/-innen wurde 2001 ein neues Konzept zur dauerhaften Integration von arbeitsfähigen, schwervermittelbaren langzeitarbeitslosen Sozialhilfeempfängern/-innen in den Arbeitsmarkt entwickelt.

Nach einem Höchststand der Vermittlungen im Jahre 1998 waren in den Folgejahren die Vermittlungszahlen leicht rückläufig. Dies ist insbesondere darauf zurückzuführen, dass bei dem Klientel vermehrt verschiedene Probleme und Defizite vorhanden sind, die vermittlungsschwerend sind bzw. zum Abbruch einer Maßnahme geführt haben. Hierbei handelt es sich insbesondere um Sprachprobleme, mangelndes Durchhaltevermögen, Sucht, Arbeitsentwöhnung oder die Fehleinschätzung der eigenen Fähigkeiten sowie psychische Probleme der Hilfeempfänger/-innen. Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Sozialdezernats haben im April 2001 in einem eintägigen Workshop Ideen für ein Konzept entwickelt, um diese Sozialhilfeempfänger/-innen über Arbeit aus der Sozialhilfe herauszuführen.

Das Konzept, das eine dreimonatige Orientierungs- bzw. Nachbeschäftigungsphase sowie eine zwölfmonatige Beschäftigungsphase vorsieht, wurde im Kreistag am 19. Juni 2001 einstimmig beschlossen. Für den Haushalt 2001/2002 hat der Kreistag rund 750.000 Euro für die Umsetzung bereitgestellt, um eine intensive Betreuung und Begleitung von Gruppen mit rund acht bis zehn Personen im Rahmen von gemeinnützigen und sozialversicherungspflichtigen Beschäftigungsmaßnahmen bzw. Arbeitsverhältnissen zu ermöglichen. Durch ein individuelles Betreuungskonzept soll Beschäftigungsfähigkeit antrainiert und die Integration in den Arbeitsmarkt erreicht werden. Die Betreuung beinhaltet daher insbesondere eine Stärke-/Schwächenanalyse zur Klärung der persönlichen Lebenssituation und die Vorbereitung der Hilfeempfänger/-innen auf die Beschäftigung. Mit der Aufnahme der Arbeit endet die Betreuung keineswegs: Der Betreuer bleibt auch am Arbeitsplatz Ansprechpartner für die Maßnahmeteilnehmer/-innen und leitet weitergehende Hilfsangebote in die Wege.

Als Projektträger konnten die Städte Achern, Kehl, Lahr und Offenburg sowie die Beschäftigungsgesellschaften Afög Ortenau gGmbH, Neue Arbeit Lahr gGmbH und die Beschäftigungsgesellschaft Mittleres Kinzigtal gewonnen werden

### *„Frauen im Aufwind“: Ein Projekt zum Wiedereinstieg ins Berufsleben*

„Ja, ich will arbeiten, aber wer hilft mir beim Einstieg in den Beruf, wer betreut meine Kinder?“ Diese häufig gestellte Frage allein Erziehender führte zu einem gemeinsamen Projekt zwischen dem Sozialamt des Ortenaukreises und der Arbeiterwohlfahrt Ortenau – „Frauen im Aufwind“. Über das Angebot von Qualifizierungsmaßnahmen, sozialpädagogische Begleitung sowie Hilfe bei der Vermittlung einer Ausbildungs- oder Arbeitsstelle wurden die Chancen der Frauen, wieder in den Arbeitsmarkt integriert und von der Sozialhilfe unabhängig zu werden, verbessert. Die Frauen wurden nach einer beruflichen Orientierungsphase in ein sozialversicherungspflichtiges Arbeitsverhältnis vermittelt; vier Tage in der Woche arbeiteten sie im Beschäftigungsbetrieb, der fünfte Tag stand für die sozialpädagogische Begleitung bzw. für Qualifizierungsmaßnahmen zur Verfügung. Dafür stellte der Arbeitgeber die Frauen frei.

Im Vordergrund standen die Hilfestellung bei der beruflichen Orientierung, Strategien zur aktiven Lebenswegplanung, vor allem unter den veränderten Bedingungen bei Aufnahme der Arbeit, Zeitplanung und Doppelbelastung der Frauen. Das Erstellen von Bewerbungsunterlagen war ein weiterer wichtiger Teil der Begleitung. Dreh- und Angelpunkt einer erfolgreichen Stellensuche war die Unterstützung bei der Organisation der Kinderbetreuung.

Im Rahmen von Qualifizierungsblöcken konnten die Frauen fachspezifische Kenntnisse, wie PC-Kurs, Internet-Führerschein, im Arbeitsrecht,

erwerben sowie Bewerbungs-, Kommunikations- und Konflikttrainings absolvieren und erhielten nach Absolvierung des Kurses ein Zertifikat. Im Projekt wurden 29 Frauen betreut. Das Projekt war für sie eine Chance zur beruflichen Qualifizierung und zum Wiedereinstieg ins Berufsleben nach Zeiten der Arbeitslosigkeit und Bezug von Sozialhilfeleistungen.

### *Neue Aufgabe: Lebenspartnerschaften*

Am 1. August 2001 ist das „Gesetz zur Beendigung der Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Gemeinschaften: Lebenspartnerschaften“ in Kraft getreten. Die neue Aufgabe wurde den Landratsämtern und in den Stadtkreisen den Gemeinden als untere Verwaltungsbehörden zugewiesen. Beim Landratsamt Ortenaukreis nimmt diese Aufgabe die Landesamtsaufsicht wahr.

Bis Ende 2001 wurden beim Landratsamt Ortenaukreis neun Lebenspartnerschaften begründet, wobei es sich um zwei weibliche und sieben männliche Paare handelte. In fünf Fällen war jeweils ein Partner mit ausländischer Nationalität beteiligt. Die Amtshandlung wurde generell im kleinen Sitzungssaal des Landratsamtes durchgeführt. In den meisten Fällen waren Gäste anwesend, der Sitzungssaal war auf Veranlassung der Lebenspartner mit Blumen ausgeschmückt und anschließend ein Sektempfang organisiert. Von den Lebenspartnern wurde meist eine kurze Ansprache gewünscht und häufig während der Zeremonie ein Ringtausch vorgenommen. Die Resonanz bezüglich der landratsamtlichen Praxis war seitens der Lebenspartner und Gäste bisher stets positiv. Die Zulassung der Öffentlichkeit oder der Presse wurde generell abgelehnt.

### *Weitere Projekte des Nahverkehrsplans umgesetzt*

Nachdem die erste und die zweite Saison des „Freizeitverkehrskonzeptes Schwarzwaldhochstraße“ mit einer durchschnittlichen Fahrgastzahl von über 220 Fahrgästen/Tag sehr erfolgreich verlaufen sind, hat sich der Ausschuss für Umwelt und Technik am 15. Mai 2001 entschieden, den Probebetrieb in einen Dauerbetrieb umzuwandeln. Somit besteht zukünftig dauerhaft die Möglichkeit aus Achern, Oppenau und Ottenhöfen zu den Ausflugszielen an der Schwarzwaldhochstraße zu gelangen. Durch die Verknüpfung mit dem Schienenverkehr sind der gesamte Ortenaukreis und auch darüber hinaus gehende Einzugsgebiete in das System integriert.

Zum 1. Oktober 2001 wurde die Schnellbusverbindung zwischen Freistett und Achern eingerichtet und somit eine weitere Schwachstelle im öffentlichen Verkehrsnetz beseitigt. Die Fahrzeit zwischen Rheinbischofsheim und Achern beträgt lediglich 23 Minuten und stellt somit eine vollwertige Alternative zum Auto dar. Am Bahnhof Achern erfolgt die Verknüpfung mit dem Schienenpersonennahverkehr.



Zum 13. Oktober 2001 wurde auf der SWEG-Buslinie 106 ein Stundentakt eingerichtet, der die Riedgemeinden Meißenheim und Schwanau mit der Stadt Lahr verbindet. Am Bahnhof Lahr wurde auf eine gute Abstimmung mit dem Schienenpersonennahverkehr Wert gelegt. Die Nachfragesteigerungen bereits in den ersten Monaten zeigen, wie notwendig die Angebotsverbesserung auf dieser wichtigen Verkehrsachse war.

Rechtzeitig zum Schuljahresbeginn am 10. September 2001 konnte der neue Haltepunkt Offenburg Kreisschulzentrum in Betrieb genommen werden. Da die täglichen 33 Zughalte auf die Schulzeiten des Kreisschulzentrums abgestimmt sind, verbesserte sich die Anbindung im Rahmen des öffentlichen Personennahverkehrs erheblich. Die starke Frequentierung des Haltepunktes bestätigt die Konzeption und ermutigt den Ortenaukreis den Bau weiterer Haltepunkte mitzufinanzieren, wenn dies für größere Kundenpotentiale Vorteile bringt.

#### *Neue Autobahnausfahrt entlastet Ortsdurchfahrten zum Europapark*

Mitte März 2002 konnte ein seit langen Jahren für die südliche Ortenau bedeutsames Projekt abgeschlossen werden. Mit der Verkehrsfreigabe der Kreisstraße 5349 zwischen Ringsheim und Rust und der Anschlussstelle Rust an die A5 können jetzt die rund drei Millionen Besucher im Jahr direkt in den Europapark gelangen, ohne Anwohner in den angrenzenden Ortschaften dem Durchgangsverkehr auszusetzen.

Durch den großen Erfolg des Europa-Parks ist die Infrastruktur der Region schon seit Jahren deutlich an ihre Grenzen gestoßen. Nach knapp 3-jähriger Bauzeit und nach erheblichen finanziellen Anstrengungen aller Beteiligten bricht damit – verkehrstechnisch gesehen – eine neue Zeitrechnung an.

Eine moderne Verkehrsinfrastruktur muss heute so gestaltet sein, dass die Bürgerinnen und Bürger vor Belastungen, die der Straßenverkehr zwangsläufig mit sich bringt, weitgehendst geschützt werden. Dies ist mit der neuen K 5349 vollauf gelungen. Tausende von Anwohnern in den Ortsdurchfahrten der Gemeinden Kappel-Grafenhausen, Rust, Ringsheim und Rheinhausen werden fortan vom An- und Abreiseverkehr des Europaparks entlastet.

Vor allem deshalb hat der Ortenaukreis als Baulastträger der K 5349 keine Kosten gescheut und die Umsetzung gegenüber anderen Straßenprojekten priorisiert. Gemeinsam mit der Gemeinde Rust hat der Kreis rund 3,5 Millionen Euro (Kreis: 3,1 Mio, Rust 400 000) aus eigenen Mitteln aufgebracht. Der Landkreis Emmendingen hat darüber hinaus rund 250.000 Euro beigesteuert. Insgesamt haben der Bund, das Land Baden-Württemberg, der Ortenaukreis und die beteiligten Gemeinden rund 18 Mio. Euro in die neue Ausfahrt und die Umgehung Ringsheim investiert.

Im Zusammenhang mit der Autobahnausfahrt Rust konnte im Juni auch die Verkehrsfreigabe der Nordumfahrung Ringsheim erfolgen. Als dritter Bauabschnitt der Gesamtmaßnahme soll auch sie zur Entlastung der Ortsdurchfahrt, in diesem Fall von Ringsheim, beitragen. Gleichzeitig stellt diese Straßenbaumaßnahme auch eine sinnvolle Ergänzung der neuen Verbindungsstraße Kenzingen–Herbolzheim–Ringsheim dar, die mit einem Kreisverkehr an die Nordumfahrung angeschlossen wurde.

### *Naturschutzverwaltung neu organisiert*

Im Juli 2001 trat das Gesetz zur Neuorganisation der Naturschutzverwaltung in Baden-Württemberg in Kraft. Das Gesetz hatte zum Ziel, dass der naturschutzfachliche Sachverstand bei den unteren Naturschutzbehörden (Landratsämter, Stadtkreise) gestärkt wird. Deshalb hat das Land allen unteren Naturschutzbehörden eine hauptamtliche Naturschutzfachkraft zugewiesen. Mit der Zuweisung war auch die Verlagerung von naturschutzfachlichen Aufgaben auf die Landratsämter verbunden, die vor der Reform von den bei den Regierungspräsidien angesiedelten Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege wahrgenommen wurden.

### *Entwicklungsprogramm Ländlicher Raum*

Seit 1995 wurden dem Ortenaukreis knapp 16,8 Mio. Euro an Fördermitteln zur Verfügung gestellt. Ausgehend vom jeweiligen Antragsvolumen entspricht das in etwa einem Drittel der beantragten Gelder. Allein im Jahr 2001 entfielen rund 3,3 Mio. Euro an Zuschüssen auf den Kreis.

Das ELR ist Anlass und Chance, die bisherige örtliche Entwicklung zu überdenken, Stärken und Schwächen zu ermitteln, sich auf die Eigenart des Ortes zu besinnen und ein Leitbild für die künftige Entwicklung zu entwerfen. Mit seinen vier Förderschwerpunkten (Wohnen, Arbeiten, Grundversorgung und Gemeinschaftseinrichtungen) ist das ELR ein Förderangebot des Landes Baden-Württemberg zur ganzheitlichen Strukturverbesserung im ländlichen Raum. Es leistet einen erheblichen Beitrag zur Schaffung von Arbeitsplätzen im ländlichen Raum, insbesondere im Bauhandwerk.

### *Unterausschuss „Offenhaltung der Landschaft“ gebildet*

Für viele Landwirte im Schwarzwald ist die Bearbeitung ihrer zum Teil nur sehr schwer zugänglichen Steillagenflächen unwirtschaftlich geworden. Erschwerend kommt hinzu, dass es sich mittlerweile für die Besitzer finanziell und arbeitstechnisch eher lohnt, diese Flächen aufgrund der attraktiveren Fördersituation im Rahmen der Erstaufforstungsprämie mit Waldbäumen zu bepflanzen. Die Folgen sind schon jetzt in einigen Landstrichen

verheerend. Die bisher die Kulturlandschaft Schwarzwald gestaltenden Freiflächen verschwinden zusehends. Der Gemarkungsanteil des Waldes hat in elf Ortenauer Gemeinden die 70-Prozent-Marke bereits überschritten. Einige Gemeinden bzw. deren Teilorte liegen bereits weit darüber (Oppenau-Lierbach 93 %, Bad Peterstal-Griesbach 83 %). Diese Gemeinden leben aber zum Teil auch vom Tourismus, der u. a. durch diese Situation zunehmend wegbricht.

Die Offenhaltung der Landschaft und damit der Erhalt des Landschaftsbildes sind deshalb ein besonderes Anliegen der Schwarzwaldgemeinden und des Ortenaukreises. Land- und Forstwirtschaft müssen unterstützt werden, um auch unrentable Flächen weiter als Grünland nutzen zu können. Der Ausschuss für Umwelt und Technik des Kreistages hat deshalb im November 2001 einen Unterausschuss „Offenhaltung der Landschaft“ eingesetzt. Vorrangige Aufgabe ist es, einen Beitrag zu leisten, vor allem jungen Land- und Forstwirten eine Zukunftsperspektive bieten zu können. Der Ausschuss soll dazu unterschiedliche Möglichkeiten etwa durch die Vermarktung landwirtschaftlicher Produkte sowie die Teilnahme an Förderprogrammen des Landes oder der Europäischen Union erörtern und Maßnahmen vorschlagen.

Im Juni 2002 hat sich der Unterausschuss bei einer Exkursion im Landkreis Lörrach über beispielhafte Initiativen zur Landschaftspflege offener Schwarzwaldflächen informiert. Ziel war dort eine Region, in der alle politischen und gesellschaftlichen Gruppen wie Landkreisverwaltung, Bürgermeister, Landwirte und Nicht-Landwirte an einem Strang ziehen, um die typische Kulturlandschaft im Oberen und Unteren Wiesental zu erhalten. Bei Ihrer Fahrt erhielten die Ausschussmitglieder wertvolle Eindrücke über das Engagement und den Einfallsreichtum der Betroffenen vor Ort. Im Anschluss an die Exkursion erarbeitete der Unterausschuss zahlreiche Vorschläge. Diese Empfehlungen hat der Ausschuss für Umwelt und Technik am 25. Juni 2002 beraten und beschlossen:

Das Land wird darin aufgefordert, den Gemeinden mit hohem Waldanteil (ab 70 % der Gemarkungsfläche) ein Vetorecht in den Förderrichtlinien des Landes gegen die Gewährung von Aufforstungsprämien für ihr Gemeindegebiet einzuräumen. Gleichzeitig soll sichergestellt werden, dass die dadurch eingesparten Fördergelder den jeweiligen Gemeinden als Sonderprämie zur Landschaftspflege wieder zur Verfügung gestellt werden. Auch wird das Land aufgefordert, die Landschaftspflegemittel im Staatshaushaltsplan des Landes nachhaltig aufzustocken.

In Anlehnung an das Modell der „Weideinspektion Schönau“ soll in der Ortenau eine Dachorganisation zur Weide- und Landschaftspflege geschaffen werden. Darüber hinaus hat der Ausschuss beschlossen, das Finanzvolumen für das Bergbauernprogramm ab 2003 mit dem Ziel zu erhöhen, dass entweder der Fördersatz des Kreises von derzeit rund 150 Euro/ha auf



den Fördersatz des Landes (derzeit 200 Euro/ha) angehoben wird oder die zusätzlichen Mittel für ein Impulsprogramm mit neuen Fördertatbeständen insbesondere für unrentable Beweidungsformen. Auch soll eine Broschüre zur Direktvermarktung erstellt werden.

Die Zeichen für ein geändertes Bewusstsein bezüglich des Erhalts der einzigartigen Kulturlandschaft hier in der Schwarzwaldregion stehen gut. Zahlreiche Initiativen, institutionsübergreifend und häufig ehrenamtlich, bilden derzeit im Ortenaukreis ein Netzwerk, das sich Ziele wie die Offenhaltung der Landschaft und, damit unmittelbar im Zusammenhang stehend, die Direktvermarktung regionaler Produkte auf seine Fahne geschrieben hat. Diese Strukturen sind aber nur dann überlebensfähig und entwickelbar, wenn ein professioneller Nukleus die Stränge zusammenhält und managt.

Daher ist dem Ortenaukreis die Einrichtung eines Zweckverbandes zur Offenhaltung der Landschaft (in Anlehnung an die Weideinspektion Schönau und bestehende Landschaftserhaltungsverbände) ein äußerst wichtiges Anliegen. Die Realisierung eines solchen Projekts können der Kreis und die Kommunen allein allerdings nicht finanzieren. Wir sind hierbei auf die Unterstützung des Landes angewiesen.

#### *ZAK-Verfahren: Moderne Abfallbehandlung im Testlauf*

In der Abfallwirtschaft war auch im Jahr 2001 der Test des ZAK-Verfahrens, in das der Ortenaukreis und der Landkreis Emmendingen bei der zukünftigen Entsorgung des Hausmülls große Hoffnung setzen, von zentraler Bedeutung. Das Verfahren des Zweckverbandes Abfallbehandlung Kahlenberg (ZAK) stellt eine neuartige Behandlungsmethode für den so genannten Restmüll dar, der mit der grauen Tonne eingesammelt wird. Dabei wird der Restmüll so lange aufgesplittet, bis von dem gesamten Abfall nur noch 30 Prozent Ersatzbrennstoffe, etwa zehn Prozent Mineralstoffe und nur ein ganz geringer Teil nicht verwertbarer Reststoffe übrig bleiben. Ziel des Verfahrens ist es, für die Ersatzbrennstoffe einen Weg der Verwertung zu finden. Der Testlauf wird insgesamt zwei Jahre dauern. Der Zweckverband Abfallbehandlung Kahlenberg hat das Verfahren inzwischen so weit verfeinert, dass es zum Patent angemeldet werden konnte.

Das Investitionsvolumen für den Versuch beläuft sich auf rund 4,5 Millionen Euro, davon kommen etwa rund 500.000 Euro vom Land als Zuschuss. Gut angelegtes Geld. Denn hätte der Kreis die Biotonne eingeführt, wäre das weitaus teurer gekommen.

Derzeit werden rund 50 Tonnen Abfall am Tag durch dieses Verfahren behandelt. Die Anlage müsste mit mehreren Verfahrenslinien später bei vollem Einsatz rund 300 Tonnen Restmüll aus dem Ortenaukreis und dem Landkreis Emmendingen am Tag verarbeiten können. Derzeit sind etwa zehn Mitarbeiter nur mit dem ZAK-Verfahren beschäftigt. Der Ortenau-

kreis muss sich der Thematik der Vorbehandlung des Restmülls stellen, da die Kriterien der TA Siedlungsabfall dies ab 2005 zwingend vorschreibt. Dann dürfen nur noch überwiegend mineralische Endprodukte abgelagert werden.

### *Katastrophenschutzübung im Reutherbergtunnel*

Der Ortenaukreis führte im vergangenen Jahr unter Mitwirkung des Katastrophenschutzstabes, einer Technischen Einsatzleitung und Einsatzkräften vor Ort eine Katastrophenschutzvollübung durch. Schwerpunkt der Übung war ein Schadensereignis im Reutherbergtunnel in Wolfach. Die Übung hatte zum Ziel, die besondere Einsatztaktik bei Schadensfällen in Straßentunnels kennen zu lernen. Sie sollte ferner dazu beitragen, im Falle einer tatsächlichen Tunnelkatastrophe den dann auftretenden Aufgaben und Erfordernissen besser gerecht werden zu können. Die Übung diene insoweit dem vorbeugenden Schutz der Bevölkerung. Weitere Ziele waren die Schulung der Mitglieder des Katastrophenschutzstabes und der Technischen Einsatzleitung, der Zusammenarbeit der unterschiedlichen Fachdienste vor Ort sowie der Erprobung der Führungsvorgänge, der Informationsverarbeitung, des Informationsflusses und der Kommunikation in Schadensfällen. Nach bisherigen Übungen in verschiedenen Industriebetrieben, einem Kreiskrankenhaus, einem Hafenbetrieb und mit der Deutschen Bahn AG widmete sich der Landkreis mit dieser Tunnelübung einem besonders aktuellen Gefahrenbereich.

Die Übung brachte wesentliche Erkenntnisse für die Arbeit im Katastrophenschutz. Bei aller Würdigung des Verlaufs der Übung war das wichtigste Ziel, Schwachstellen im Aufbau und in der Organisation des Katastrophenschutzes zu erkennen. Ihnen gilt die besondere Aufmerksamkeit des Amtes für Brand- und Katastrophenschutz beim Landratsamt. Die Ordnung des Raumes und der Kräfte vor den beiden Tunnelportalen erwies sich als eine der Schwachstellen. Hier ist aus einsatztaktischen Gründen einer großflächigeren Planung der Vorzug zu geben. Die großen Tunnelunfälle in den vergangenen Jahren bestätigen dies ebenfalls.

Der Führung des Einsatzes ist bei großen Schadenslagen besonderes Augenmerk zu schenken. Es zeigte sich, dass der Aus- und Fortbildung von Führungskräften ein hoher Stellenwert zukommt. Zur Beseitigung dieser Defizite sind gesonderte Fortbildungskonzeptionen zu erstellen und umzusetzen. Erste Maßnahmen zur besseren Tunnelausstattung wurden aufgrund der Übung schon in die Wege geleitet. Es handelt sich dabei um ein kreisüberschreitendes Konzept mit dem Landkreis Rottweil.



### *Grenzüberschreitendes Wirtschaftsforum*

Im Januar 2001 trafen sich im Landratsamt Ortenaukreis auf Einladung der grenzüberschreitenden Arbeitsgemeinschaft (AG) CENTRE rund 150 Vertreter aus Politik, Wirtschaft und Verwaltung aus dem Großraum Straßburg, dem Landkreis Emmendingen und dem Ortenaukreis zu einem gemeinsamen „Forum Economique“. Eingebettet in eine Rahmenveranstaltung bildeten zwei Workshops den Mittelpunkt der Veranstaltung. Während der eine sich mit der Frage „Wie muss eine grenzüberschreitende Wirtschaftsförderung im Raum der Arbeitsgemeinschaft aussehen?“ beschäftigte, kümmerte sich der andere um das Problem „Welche Bedeutung hat die Kenntnis der Sprache des jeweiligen Nachbarn für die wirtschaftliche Entwicklung?“.

Um zu zeigen, dass Europa konkret und nicht nur aus großen politischen Projekten besteht, waren sich die Teilnehmer des Forums einig, dass von einer verstärkten grenzüberschreitenden Zusammenarbeit alle profitieren können. Dies fand zum einen Ausdruck in der Gründung des Clubs der Wirtschaftsförderer/Club des Développeurs. In regelmäßigen Abständen treffen sich seither Vertreter aus Verwaltung und Wirtschaft aus dem Raum der AG CENTRE, um die Entwicklung gemeinsamer Projekte und die Bündelung von Interessen voranzutreiben, ohne dabei die Chancen potentieller Fördermöglichkeiten durch EU-Gelder aus den Augen zu verlieren.

Zum anderen wurde eine Resolution verfasst und verabschiedet, die, in der Erkenntnis, dass Kinder im Alter zwischen ein und elf Jahren die beste Fähigkeit besitzen, eine Sprache aufzunehmen, die Förderung der Sprache des Nachbarn bereits ab dem Kindergarten fordert. Dem zugrunde liegt die Erfahrung aus Wirtschaft und Kommunalpolitik, dass die verbreitete Kenntnis der Sprache des Nachbarn einerseits einen außerordentlichen Standortvorteil für die wirtschaftliche und technologische Entwicklung der Region bietet, andererseits die Basis der Kommunikation für die gemeinsame regionale Kultur in dem sich entwickelnden Europa bietet.

### *Weißbuch Straßburg–Ortenau erreicht Etappenziel*

Ein ambitioniertes Planungsprojekt gemeinsam mit Partnern aus dem Großraum Straßburg erreichte im Jahr 2001 ein erstes großes Etappenziel: Im Oktober 2001 wurde die „Vorbereitende Studie für die Erstellung des ersten Weißbuches für das grenzüberschreitende Ballungsgebiet Strasbourg–Ortenau“ beschlossen und der Öffentlichkeit präsentiert. Die mit INTERREG-II-Mitteln der EU geförderte Studie bietet eine grenzüberschreitende Bestandsaufnahme zu einer Reihe von raumplanerisch bedeutsamen Themenfeldern. Auf der Grundlage dieser Arbeit soll nun bis 2003 das „Weißbuch Strasbourg–Ortenau“ erarbeitet werden, das fachlich und

politisch abgestimmte räumliche Orientierungslinien sowie die Bewertung konkreter Projekte für die zukünftige Entwicklung des Raums enthalten soll.

Bei der Sitzung am 12. Oktober 2001, die im Rahmen einer gemeinsamen Schiffsfahrt auf dem Rhein stattfand, bekräftigten die Politiker beiderseits des Rheins (von französischer Seite nahmen u. a. die Straßburger Führungsspitze, Fabienne Keller und Robert Grossmann, Regionalratspräsident Adrien Zeller und Senator Daniel Hoeffel teil, von deutscher Seite die Oberbürgermeister der großen Kreisstädte und der Landrat) ihren Willen, zur Formulierung gemeinsamer Entwicklungsziele und zu einer abgestimmten räumlichen Planung mit konkreten Ergebnissen über den Rhein hinweg zu kommen.

### *Neue Medien für mehr Bürgerservice nutzen*

Der Ortenaukreis wird in den kommenden Jahren Schritt für Schritt ein dienstleistungsorientiertes E-Government aufbauen. In Zusammenarbeit mit der Unternehmensberatung Roland Berger Strategy Consultants hat die Kreisverwaltung im Frühjahr 2001 eine „IT-Strategie unter besonderer Berücksichtigung von E-Government“ erarbeitet, um die neuen Informationstechnologien verstärkt zu nutzen. Auf der Grundlage dieses Konzepts will der Ortenaukreis in Zukunft mehr interaktive Serviceleistungen für die Bürger online anbieten, die Kommunikation mit Gemeinden, Unternehmen und anderen Partnern schneller und direkter gestalten sowie auch interne Arbeitsabläufe optimieren. Der Kreistag des Ortenaukreises hat das Konzept in seiner Sitzung am Dienstag, 8. Mai 2001, befürwortet.

In einem ersten Schritt hat die Kreisverwaltung auf der Grundlage der strategischen Planung die technische Ausstattung im Haus auf die kommenden Anforderungen angepasst. Auf der Grundlage von Lotus Notes wurde eine einheitliche E-Mail-Lösung geschaffen, die Gruppen-Funktionen und auch Workflow-Anwendungen ermöglicht. Darüber hinaus hat die Verwaltung im vergangenen Jahr die Umstellung von ihrem alten AS400-Netzwerk auf die Einrichtung von PC-Arbeitsplätzen verstärkt. Zu den inzwischen 500 PC-Arbeitsplätzen sollen bis Ende des Jahres 2002 weitere 160 an das PC-Netzwerk angeschlossen sein.

Im Mai 2002 konnte das Landratsamt ein modernes, leistungsfähiges Intranet einführen. Damit können die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von ihrem Arbeitsplatz direkt auf umfangreiche interne Informationen sowie auf für ihre Arbeit relevante externe Fachdaten zugreifen: Interne Rundschreiben, wichtige Entscheidungen der Kreisgremien, die Pressemitteilungen des eigenen Hauses oder auch Vorschriftendienste und Gesetzessammlungen stehen online zur Verfügung. Mit der Einführung eines Intranets macht die Kreisverwaltung einen entscheidenden Schritt in Richtung

E-Government. Modernes Wissensmanagement und aktuelle Mitarbeiterinformation sind Voraussetzung für ein modernes Dienstleistungsunternehmen. Die Umsetzung von E-Government-Elementen bedeutet letztlich auch die Fortführung der Verwaltungsreform, mehr Leistungsfähigkeit und damit mehr Service für die Bürgerinnen und Bürger.

Mit seiner E-Government-Strategie verfügt der Ortenaukreis als erster Landkreis in Baden-Württemberg über einen eigenen Fahrplan zu elektronischen Bürgerdiensten. Für eine moderne Verwaltung und einen Dienstleister für Bürger und Kommunen wird die Nutzung der neuen Techniken in Zukunft unverzichtbar sein. Außerdem will der Landkreis mit seinem Weg zum E-Government auch einen Beitrag zur Positionierung der Ortenau als Medienregion leisten und seiner Rolle als Motor und Moderator in der Region gerecht werden.

## Adel in der nördlichen Ortenau – Streiflichter auf ein vernachlässigtes Thema<sup>1</sup>

*Kurt Andermann*

Vor bald vierzig Jahren ist in der Zeitschrift ‚Die Ortenau‘ in mehreren Folgen Hans-Peter Sattlers Heidelberger Dissertation über ‚Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise‘ erschienen,<sup>2</sup> eine Arbeit, die hernach viel und überregional zitiert wurde.<sup>3</sup> Literatur zur Adelsgeschichte, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügte, war seinerzeit ausgesprochen rar. Seither aber ist es in der historischen Zunft Mode geworden, die Vergangenheit des als Stand 1919 abgeschafften Adels zu erforschen. Jährlich erscheinen Dutzende von Büchern zum Thema, und jede Zeitschrift von Rang publiziert einschlägige Aufsätze in mehr oder minder großer Zahl. So haben wir mittlerweile solide Kenntnisse von Adelsgesellschaften und der freien Reichsritterschaft, von adligen Familienverhältnissen und Sozialbeziehungen, von Mentalitäten und Verhaltensweisen, von adligen Grundherrschaften, Finanzgebaren und Einkommensverhältnissen und von vielem anderem mehr.<sup>4</sup>

Es nimmt daher nicht wunder, wenn angesichts dieser jüngeren Forschungsbilanz Hans-Peter Sattlers Untersuchungen im großen und ganzen als längst überholt gelten müssen – überholt sowohl hinsichtlich ihres methodischen Zugriffs wie hinsichtlich der damals erzielten Ergebnisse und des allgemeinesgeschichtlichen Kontexts, in den sie gestellt waren. Das späte Mittelalter wird schon lange nicht mehr als Periode der Krisen und des Niedergangs gesehen, sondern als Phase eines neuen Aufbruchs und der Herausbildung neuer, die folgenden Jahrhunderte prägender Strukturen,<sup>5</sup> und auch den spätmittelalterlichen Adel mit seinen Sozial-, Wirtschafts- und Herrschaftsbeziehungen sieht man heute sehr viel differenzierter.

Zu ihrer Zeit aber war Sattlers Arbeit ausgesprochen innovativ. Sie hat Maßstäbe gesetzt und der Forschung neue Wege gewiesen. Den zumeist rein genealogischen Kompilationen und den ebenso laienhaft wie unkritisch zusammengeschriebenen Familiengeschichten, wie sie davor üblich waren, hat sie erstmals einen an wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen orientierten Entwurf auf vergleichender Grundlage entgegengesetzt. Dieses Konzept ist im folgenden vielfach weiterentwickelt worden,<sup>6</sup> und in Verbindung mit dem allgemeinen Erkenntnisfortschritt in den historischen Wissenschaften hat es nicht unwesentlich dazu beigetragen, dem heutigen, vergleichsweise guten Kenntnisstand in puncto Adel den Boden zu bereiten. Deshalb ist es nicht mehr als recht, zu Beginn eines Vortrags über Adel



in der Ortenau Hans-Peter Sattler und seiner vor mehr als einem Menschenalter entstandenen Dissertation Reverenz zu erweisen.

Im folgenden sind mit Rücksicht auf die gebotene Kürze nur ein paar Streiflicher möglich, die sowohl dem späten Mittelalter wie der frühen Neuzeit gelten sollen – Streiflicher auf ein Thema, das seit den Studien Sattlers leider etwas vernachlässigt wurde, es aber verdiente, mit dem Rüstzeug der modernen Forschung einmal wieder gründlich untersucht zu werden.<sup>7</sup>

– Adel in der nördlichen Ortenau:<sup>8</sup> Von den insgesamt sechzehn Geschlechtern, die Sattler seinerzeit vergleichend behandelt hat, stammte – soweit Adel sich überhaupt je punktgenau verorten läßt – genau die Hälfte aus dem Raum zwischen Rench und Oos, um den es im folgenden gehen soll; im einzelnen handelt es sich um die von Bosenstein und von Großweier, die Röder verschiedener Linien und die von Windeck sowie um allein vier Familien von Schauenburg, nämlich die Höfinger, die Kalwe, die Winterbach und die von Schauenburg ohne besonderen Zunamen. Von diesen allen blühen heute allein noch die Freiherren Röder, die allerdings schon lange in der südlichen Ortenau, in Diersburg, sitzen,<sup>9</sup> und die Freiherren von Schauenburg an ihrem alten Stammsitz Gaisbach;<sup>10</sup> die drei anderen Schauenburger Ganerbengeschlechter sind im Laufe des 15. Jahrhunderts ausgestorben,<sup>11</sup> die von Großweier zu dessen Ende,<sup>12</sup> die von Bosenstein zu Beginn der 1530er Jahre<sup>13</sup> und die von Windeck 1592.<sup>14</sup>

Aber selbstverständlich stellen – bezogen auf den Adel dieser Landschaft im ganzen – die hier genannten Familien nur eine kleine Auswahl dar. Denn allein wenn man die Namen der Ministerialen und Ritteradligen addiert, die vom 12. bis ins 14. Jahrhundert da und dort auftauchen, um nicht selten schon kurz darauf wieder unserem Gesichtskreis zu entschwinden, kommt man auf eine Zahl von mehr als dreißig.<sup>15</sup> Damit ist natürlich bei weitem nicht gesagt, daß jeder dieser Namen auch immer für eine ganze Familie stünde, und andererseits firmieren unter manchen Namen – man denke nur an die schon im späten Mittelalter ungeheuer zahlreichen Röder – ausgesprochene Großfamilien mit mehreren Linien – in diesem Fall:<sup>16</sup> von Hohenrod, von Rodeck, von Neuweier, von Tiefenau, von Renchen, von Diersburg und andere mehr –, Linien, die jeweils ein Eigenleben geführt haben.

Vergessen darf man selbstverständlich auch nicht die vielen Familien und Zweige von Familien, die – sei es durch Heirat und Erbschaft, sei es im landesherrlichen Dienst – hierhergekommen und mitunter viele Generationen lang in dieser Landschaft geblieben sind, wie beispielsweise die Kämmerer von Worms gen. von Dalberg,<sup>17</sup> die von Eltz<sup>18</sup> und die Knebel von Katzenelnbogen,<sup>19</sup> alle aus dem Mittelrheingebiet, die von Zeiskam aus dem Speyergau,<sup>20</sup> die Reichserbküchenmeister von Seldeneck aus Franken<sup>21</sup> oder die Landschaden von Steinach aus dem unteren Neckar-

tal.<sup>22</sup> Und schließlich ist an Familien wie die von Bach<sup>23</sup> aus Kappelwindeck zu denken, die zwar der Ortenau entstammt, ihre größte Bedeutung aber anderwärts entfaltet haben. Und zu guter Letzt gehören zum Adel in der Ortenau neben den bisher erwähnten Familien ministerialischen, beziehungsweise ritteradligen Standes natürlich auch Dynasten wie die Ebersteiner,<sup>24</sup> die im Laufe des hohen und späten Mittelalters infolge von Neuorientierungen und Auseinandersetzungen mit konkurrierenden Gewalten – nicht zuletzt mit den Markgrafen von Baden – aus ihren ortenaubischen Stammländern verdrängt worden sind. – Man sieht: Das Thema „Adel“ ist in der Ortenau wie in anderen Landschaften eine höchst komplexe Angelegenheit.

Seine Wurzeln hat der in der nördlichen Ortenau bodenständige Niederadel nur zum geringeren Teil in der Ministerialität der Markgrafen von Baden,<sup>25</sup> zumeist stattdessen in jener der Herren beziehungsweise Grafen von Eberstein.<sup>26</sup> Im Raum südlich von Bühl, um Achern und Oberkirch, sind darüber hinaus verschiedentlich staufische Reichsministerialen nachzuweisen oder zu erschließen.<sup>27</sup> Mit zähringischen Ministerialen ist abgesehen von denen von Neuenstein bei Oppenau erst südlich der Rench zu rechnen.<sup>28</sup> Und inwieweit darüber hinaus noch die Dienstmannschaften anderer Herren in Betracht gezogen werden müssen, etwa der Bischöfe von Straßburg,<sup>29</sup> der Lichtenberger<sup>30</sup> oder eventuell des Klosters Schwarzach,<sup>31</sup> ist mangels einschlägiger Vorarbeiten derzeit nur schwer zu entscheiden. In einigen wenigen Fällen kann man im Niederadel des späten Mittelalters aber auch einzelne abgesunkene Dynasten registrieren beziehungsweise Edelfreie, denen die Entfaltung eigener Territorialgewalt erst gar nicht gelungen ist; zu denken hat man hier beispielsweise an die um 1200 bezeugten von Achern.

Die Zuordnung all dieser Adligen im einzelnen – sowohl in herrschaftlicher wie in ständischer Hinsicht – bereitet nicht selten Probleme, weil infolge der Mobilität von Herrschaftsteilen und ganzen Herrschaften auch die Bindungen von Ministerialen mitunter wiederholt gewechselt haben. Hinzu kommt, daß schon früh – und im Zuge ihrer Emanzipation immer häufiger – die Ministerialen verschiedener Herren untereinander zu heiraten pflegten. Weil aber der Grundsatz galt, daß die Nachkommen aus solchen „Mischehen“, hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit der Mutter respektive der „ärgeren Hand“ zu folgen hatten, bleibt die Identifikation von Namen und Abhängigkeiten oft nur episodisch und im ganzen ungewiß. So haben sich die Unterschiede der rechtlichen Herkunft mit der Zeit immer mehr verwischt. Und in dem Maße, in dem es den Markgrafen von Baden im Ufgau und der nördlichen Ortenau gelungen ist, die Ebersteiner zu verdrängen und in vormals staufische Positionen einzurücken, haben sie in diesem Raum nach und nach auch deren ministerialische Gefolge an sich ziehen und sie schließlich mit ihrem eigenen Gefolge verschmelzen können.<sup>32</sup>

In vielen Fällen verschwindet der kleine, allenthalben vorkommende „Ortsadel“ schon bald nach seinem Auftauchen wieder aus den Quellen. Das liegt zum Teil ganz zweifellos daran, daß die entsprechenden „Familien“ bereits nach kurzer Zeit wieder ausgestorben sind; manche indes mögen auch nur sozial erloschen sein, weil sie sich in der Oberschicht respektive im Adel nicht halten können und abgesunken sind. Des weiteren ist stets die Gunst und Ungunst der Überlieferung in Rechnung zu stellen. Und schließlich muß man zu einer Zeit, zu der im Adel die festen Familiennamen erst im Entstehen begriffen waren, nicht zuletzt an allfällige Namenswechsel denken, daran, daß mitunter gar kein Geschlecht, sondern nur ein Name verschwunden ist und die bisherigen Namensträger unter einer anderen Bezeichnung weiter floriert haben. Dergleichen Namenswechsel gegebenenfalls zu erkennen, ist wiederum ein Problem der Überlieferung.

– Als soziales Phänomen braucht Adel, um als solcher wahrgenommen zu werden respektive in seiner Exklusivität zur Geltung zu kommen, immer den gesellschaftlichen Verkehr. Die Herrschaft auf der heimischen Burg samt zugehörigem Gut oder in einem Dorf mit seinen Leuten bildete dafür zwar eine unerläßliche Voraussetzung, war aber allein keinesfalls hinreichend. Deshalb blieben Ritter und Edelknechte, wollten sie den einmal erreichten Stand wahren, auch nach ihrer Emanzipation aus den ministerialischen Bindungen des Hoch- und anbrechenden Spätmittelalters allzeit darauf angewiesen, an den Höfen benachbarter Großer zu verkehren, was in der Regel bedeutete, daß sie dort Hof-, Verwaltungs- und Kriegsdienste nahmen. Mit eventuellen wirtschaftlichen Notlagen des Ritteradels hatte solches Engagement entgegen weitverbreiteten Auffassungen<sup>33</sup> sehr viel weniger zu tun, als mit dem ganz natürlichen Zwang, in der höfischen Gesellschaft<sup>34</sup> präsent zu sein, um Einfluß zu gewinnen, Verbindungen zu knüpfen oder zu pflegen und eigene Interessen zu vertreten. Insofern war der Ertrag des Verkehrs bei Hofe in den seltensten Fällen unmittelbar materieller Natur; vielmehr – erwähnt sei nur das Stichwort „demonstrativer Konsum“ – dürfte das standesgemäße Leben in der Umgebung eines Fürsten gewöhnlich weit höhere Kosten verursacht haben, als die jeweilige Besoldung finanziell einbrachte.

Im Nahbereich der Ortenau hat es allerdings nicht viele Höfe gegeben, an denen der Adel während des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit hätte verkehren können. Am nächsten lagen noch jene der Markgrafen von Baden<sup>35</sup> und der Bischöfe von Straßburg – beides Höfe von Reichsfürsten und insofern von besonderer Attraktivität. Freilich büßte der badische Hof seit den Zeiten des energischen Markgrafen Bernhard I. durch eine zunehmend adelsfeindliche Territorialpolitik<sup>36</sup> viel von seiner ehemals sicher vorhandenen Anziehungskraft ein und begünstigte hernach die Entstehung einer sekundären – oder wenn man so will: tertiären – Adelsschicht aus dem



Kreis des höheren landesherrlichen Beamtentums;<sup>37</sup> erinnert sei beispielsweise an die Familie Bademer (von Rohrburg) und ihren sozialen Aufstieg.

Zu beiden Seiten des Rheins ist darüber hinaus an den „Hof“ der Herren von Lichtenberg<sup>38</sup> respektive ihrer Erben, der Grafen von Hanau-Lichtenberg und hernach der Landgrafen von Hessen-Darmstadt, zu denken, die aber, weil minder mächtig, relativ wenig zu bieten hatten, ganz abgesehen davon, daß die Residenzen in Lichtenberg beziehungsweise Buchweiler<sup>39</sup> und schließlich in Pirmasens aus Ortenauer Sicht allzu entlegen waren. Im rechtsrheinischen Lichtenau<sup>40</sup> residierte die Herrschaft nur ausnahmsweise. So zählten zum Lichtenberger Lehnhof des späten Mittelalters bezeichnenderweise nicht mehr als vier aus der Ortenau stammende Familien, nämlich die von Renchen, die Röder, die von Staufenberg und die von Windeck – und auch diese eher am Rande.<sup>41</sup> Die in der nördlichen Ortenau eigentlich bodenständigen und ehemals so wichtigen Grafen von Eberstein waren seit dem späten 13. Jahrhundert in einem sich beschleunigenden Niedergang begriffen, konnten wohl kaum noch selbst hofhalten und mußten ihrerseits bei anderen Großen zu Hofe gehen.

Hingegen entfaltete der kurpfälzische Hof in Heidelberg<sup>42</sup> im 15. Jahrhundert, wiewohl relativ weit entfernt, eine bis in die Ortenau ausstrahlende Anziehungskraft. Zum einen lag das an dem zu Beginn des Jahrhunderts königlichen Charakter dieses Hofes, aber auch an dessen hernach – vor allem zu Zeiten des siegreichen Pfalzgrafen Friedrich – noch immer quasi-königlichem Rang und Glanz. Zum anderen waren die Pfälzer Kurfürsten seit 1405 Pfandherren der halben Reichslandvogtei Ortenau und damit ganz unmittelbar in der Welt des hiesigen Adels präsent. Seinerzeit waren in Heidelberg beispielsweise die Röder, die von Schauenburg, von Windeck und andere zugange;<sup>43</sup> Bernhard von Bach bekleidete in den 1480er Jahren das Amt eines pfälzischen Vogts zu Ortenberg. Überdies zeigte die Pfalz bei verschiedenen Gelegenheiten in der Ortenau buchstäblich Flagge. Auf einem vom Adel dieser Landschaft veranlaßten dreitägigen Turnier, der „großen Fastnacht“, demonstrierte der Kurfürst 1483 in Offenburg vor zahlreichen Fürsten, Grafen und Herren aus dem Südwesten des Reiches seine überlegene Macht und seinen weitreichenden Einfluß,<sup>44</sup> und drei Jahre später belagerte und eroberte er unter Beteiligung vieler Ortenauer Edelleute die Burg Hohengeroldseck.<sup>45</sup>

Das alles kann freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß im unmittelbaren Umkreis der Ortenau wirklich attraktive, ein überregionales Prestige vermittelnde Höfe fehlten. Und noch unvorteilhafter war die Situation hinsichtlich lohnender kirchlicher Pfründen. Das einzige Domkapitel im Nahbereich, jenes von Straßburg, war von alters her freiständisch verfaßt, das heißt, es rezipierte ausschließlich Kanoniker dynastischer, gräflicher oder fürstlicher Abkunft, wenn man so will: Angehörige des Hochadels; der Niederadel ministerialischen Standes und mithin die ganze ortenausche



Ritterschaft kam dort überhaupt nicht zum Zuge.<sup>46</sup> Die Straßburger Nebenstifte – St. Thomas, Jung St. Peter und später auch Alt St. Peter – standen Angehörigen des Niederadels zwar offen,<sup>47</sup> darunter nicht zuletzt denen aus der Ortenau, indes waren die Kanonikate dort sehr viel schlechter dotiert, dazu auch weniger perspektivenreich als am Domstift und mithin sehr viel weniger begehrt. Die darüber hinaus in Frage kommenden Domkapitel von Speyer und Basel waren weit entfernt und verständlicherweise Domänen des in der jeweiligen Nachbarschaft gesessenen Adels. Dennoch schaffte es im 15. Jahrhundert ein Bach, in die Kapitel von Trier,<sup>48</sup> Speyer<sup>49</sup> und Mainz<sup>50</sup> zu gelangen, auch ein Bock von Staufenberg war in Speyer erfolgreich,<sup>51</sup> und im 18. Jahrhundert finden sich zwei Schauenburger als Domherren zu Basel;<sup>52</sup> in Speyer allerdings war ein Schauenburger bereits im 14. Jahrhundert mit seinen Ambitionen auf ein Kanonikat gescheitert,<sup>53</sup> ganz offensichtlich fehlte ihm der passende soziale Hintergrund.

Das Unterkommen in Klöstern verschiedener Orden war für den Adel vergleichsweise einfach, konnte aber allenfalls dazu beitragen, das familiäre Budget zu entlasten, indem es half, substanzgefährdende Besitzteilungen unter mehreren Söhnen zu vermeiden und die Zahlung von Mitgiften an allzu viele Töchter unter Kontrolle zu halten;<sup>54</sup> so war am Ende des Mittelalters in dieser Region vor allem das Zisterzienserinnenkloster Lichtenenthal bei Baden-Baden<sup>55</sup> ein vom oberrheinischen Adel vielbeanspruchtes Spital für seine unverheirateten Töchter. Wie perspektivenreich hingegen der dem Ortenauer Adel versagt gebliebene Erwerb von Domherrenpfründen war, verdeutlicht für das 17. und 18. Jahrhundert das Beispiel der Schönborn,<sup>56</sup> der Walderdorff<sup>57</sup> und anderer Familien aus dem rheinischen Stiftsadel,<sup>58</sup> die damals spektakuläre Karrieren machten, mehrere Bischöfe, Erzbischöfe und Kurfürsten stellten und die fetten Pfründen der Reichskirche in Oberdeutschland unter sich verteilten;<sup>59</sup> die Schlösser in Bruchsal, Meersburg, Würzburg, Pommersfelden, Trier und andernorts künden noch heute von ihrem Erfolg.

Um an diesem kirchlichen Mehrwert teilhaben zu können, bedurfte es aber auch eines entsprechenden Konnubiums, der Zugehörigkeit zu den einflußreichen Heiratskreisen, innerhalb deren die Zulassung zu den begehrten Domkanonikaten ausgehandelt wurde. Wie es um die diesbezüglichen Verbindungen des Ortenauer Adels bestellt war, bleibt im einzelnen noch zu erforschen; es scheint jedoch, als sei er in den dort maßgeblichen Kreisen eher weniger präsent gewesen. Immerhin ist es – wie erwähnt – denen von Bach im 15. Jahrhundert gelungen, entsprechende Kontakte zu knüpfen und zu nutzen. Aber dann machte 1538 das Erlöschen des Geschlechts allen Hoffnungen ein Ende und schließlich erfreuten sich die Erben vom Mittelrhein, die Kronberg, Dalberg, Eltz und Knebel von Katzenelnbogen, an dem vormals Bach'schen Besitz in Neuweier und Umgebung.<sup>60</sup> (Tröstlich bleibt für die Ortenau immerhin, daß die Knebel her-

nach über ihre fränkischen Beziehungen den Bocksbeutel nach Neuweier und Steinbach gebracht haben.) Andere Familien – man denke nur an die Röder – kamen bei den Stiftspründen vom 16. Jahrhundert an schon deshalb nicht mehr zum Zuge, weil sie sich der Reformation angeschlossen hatten. Auch dieses Themenfeld – der Ortenauer Adel und sein Verhältnis zur Reformation – verdiente einmal eine nähere Aufmerksamkeit der Forschung.

– Und noch in einer anderen Hinsicht hat der Ortenauer Adel eine gewisse Sonder- um nicht zu sagen Außenseiterrolle gespielt.<sup>61</sup> Als die Ritterschaften Frankens, Schwabens und am Rhein sich nach und nach in der freien Reichsritterschaft organisierten,<sup>62</sup> hielt man in der Ortenau zwar mit, bildete aber merkwürdigerweise keinen eigenen Kanton und tat sich auch nicht mit den Elsässer Rittern<sup>63</sup> zusammen, denen man von alters her nicht nur verwandtschaftlich eng verbunden war, sondern assoziierte sich dem schwäbischen Ritterkanton Neckar-Schwarzwald, dessen Gebiete von der oberen Donau im Süden bis an die Enz im Norden und von Sulz am Neckar im Westen bis nach Plochingen im Osten reichten<sup>64</sup> – von der Ortenau weit entfernt und getrennt durch den Schwarzwald, den zu überqueren bis zur Erfindung moderner Verkehrsmittel immer beschwerlich blieb.

Der so konstituierte ortenausche Ritterbezirk begann einer Beschreibung von 1717 zufolge am Bleichbach bei Kenzingen, umfaßte die Herrschaften Ettenheim, Mahlberg und Lahr, das Kinzigtal bis Wolfach sowie die hanauischen Ämter Willstätt und Lichtenau und reichte im Norden bis zum Oosbach; im Westen wurde er vom Rhein, im Osten vom Schwarzwald begrenzt.<sup>65</sup> Seinen Schwerpunkt hatte er im Süden, wo die Ritterorte Rust,<sup>66</sup> Orschweier, Altdorf, Nonnenweier, Meißenheim, Berghaupten, Diersburg und andere lagen.<sup>67</sup> Weiter nördlich sind immerhin noch Gaisbach und – bis zum Ende des Alten Reiches – der Bühler Ortsteil Oberbrück zu nennen; im übrigen verzeichnet die Matrikel der Rittergüter für die nördliche Ortenau nur einzelne Schlösser, Acker- und Rebhöfe sowie sonstige Liegenschaften und Gerechtsame von eher geringer Bedeutung.<sup>68</sup> Schließlich wollte man über die Oos-Grenze hinaus noch Besitz in Ettligen und Rüppurr, ja sogar in Staffort bei Bruchsal reklamieren.<sup>69</sup> Die Kanzlei des Ortenauer Ritterviertels hatte ihren Sitz in Kehl, das teilweise ritterschaftlich war.<sup>70</sup>

Gerade in der nördlichen Ortenau war eine ganze Reihe von Gütern, die ehemals der Ritterschaft zugehört hatten, im 18. Jahrhundert längst abgängig,<sup>71</sup> so beispielsweise die von Baden lehnbaren Orte Großweier und Leiberstung, die mit dem Erlöschen der Familien von Seldeneck und von Bach den Markgrafen heimgefallen und einbehalten worden waren; andere Ansprüche, wie der auf die spätestens seit dem 13. Jahrhundert badische Yburg über Steinbach, muß man schlechterdings als vermessen bezeichnen. Darüber hinaus waren vormals adlige Güter an die Bischöfe von

Straßburg, an die Herrschaft Geroldseck und an die Badner Jesuiten verlorengangen. Weil aber die Markgrafen auch noch andere Rittergüter in Besitz hatten, waren sie zu allem Überfluß mit Sitz und Stimme auf den Plenarkonventen der Ortenauer Ritterschaft vertreten,<sup>72</sup> und das dürfte dem Zusammenhalt und der Interessenwahrung der ritterschaftlichen Korporation nicht eben zuträglich gewesen sein. Schließlich hatten die badischen Fürsten den Ritteradel in ihrem Gebiet über Jahrhunderte hinweg massiv bedrängt, ihn verdrängt und wo immer möglich landsässig gemacht. Das war kein Partner, der dem Gedeihen eines ortenausischen Ritterkantons förderlich sein konnte – und auch nicht wollte.

Ein Beispiel mag die aus einer solchen Partnerschaft resultierenden Probleme verdeutlichen: In Neuweier,<sup>73</sup> einer der letzten ritterschaftlichen Enklaven im badischen Territorium, wurde zwischen den Eigentümern des Unterschlosses und den Markgrafen vom 16. bis ins 18. Jahrhundert über den Rechtsstatus dieses Rittersitzes, über die Frage ob dieser reichsunmittelbar oder landsässig sei, heftig gestritten. Der Konflikt entzündete sich immer von neuem an Fragen der badischerseits besonders extensiv ausgelegten Leibherrschaft, der Huldigungseinnahme und der Frondienste, am Jagdrecht, an Zoll-, Steuer- und Schatzungsforderungen sowie am Anspruch auf das Salzmonopol und auf allfälliges Trauergeläut – kurzum: an den klassischen Punkten, an denen sich die Frage entschied, wem die Landesherrschaft zukam. Schließlich glaubten 1771 die baden-durlachischen Beamten bei der Übernahme der Markgrafschaft Baden-Baden durch die Karlsruher Fürsten auch von den Schlössern und adligen Gütern in Neuweier Besitz ergreifen zu dürfen. Ein daraufhin durch den Freiherrn Knebel von Katzenelnbogen vor dem Reichshofrat in Wien angestrebter Prozeß endete 1782 mit einem Urteil zugunsten des Klägers, dem inzwischen die zwei Neuweierer Schlösser gehörten:<sup>74</sup> Die Entscheidung bestätigte die Reichsunmittelbarkeit beider Schlösser samt zugehörigen Häusern, Höfen und Gütern; dem Markgrafen von Baden sollten allein die seit dem späten Mittelalter hergebrachten Rechte der Hochgerichtsbarkeit sowie des militärischen Aufgebots zustehen. Und da der 1784 geplante Verkauf der Knebel'schen Gerechtsame an Baden nicht zustandekam, dauerten die Konflikte zwischen Schloß- und Landesherrschaft noch bis zu der am Ende des Alten Reiches auch in Neuweier vollzogenen Mediatisierung des Ritterguts fort. – Wie man sieht, hatte die Ortenauer Ritterschaft mit dem Markgrafen einen „Übergenossen“ in ihren Reihen, der ihr immer gefährlich werden konnte.

Im übrigen war der Mitgliederbestand des hiesigen Ritterviertels allzeit einer starken, einer besonders starken Fluktuation unterworfen.<sup>75</sup> Auf dem Rittertag zu Offenburg im Jahre 1491 – als die Reichsritterschaft im späteren Sinn sich noch gar nicht konstituiert hatte – waren die in der Ortenau bodenständigen Geschlechter eindeutig in der Mehrheit, darunter die Rö-



der, die Schauenburg, verschiedene Staufener, die Windeck, die Mollenkopf vom Rieß und die Helt von Tiefenau; aber es gab in ihrem Kreis auch schon andere, die mitunter von weit her stammten, so beispielsweise die Haller von Hallerstein aus Nürnberg oder die Breder von Hohenstein, vom Mittelrhein.

Im Laufe der folgenden Generationen nahm der Anteil der eigentlich bodenständigen Familien immer mehr ab, jener der auswärtigen hingegen immer weiter zu. Eine Matrikel von 1790 kennt von den alten Ortenauer Geschlechtern nur noch die von Neuenstein, die Röder von Diersburg und die von Schauenburg, darüber hinaus die aus dem Straßburger Patriziat hervorgegangenen Böcklin von Böcklinsau, Wurmser von Vendenheim und Zorn von Bulach. Hinzugekommen waren bis zum Ende des Alten Reiches vor allem viele Familien aus dem Elsaß, so beispielsweise die von Berckheim, von Berstett, von Botzheim, von Oberkirch, von Rathsamhausen, von Türckheim und Waldner von Freundstein, auch solche aus dem Pfälzer Raum (Eckbrecht von Dürckheim), aus Franken – erinnert sei an die Bibra, Dungen, Erthal und Franckenstein –, aus Thüringen (Brandenstein), vom Niederrhein (Blittersdorff) oder von noch weiter her, wie etwa die von Neveu aus der Provinz Anjou und die von Bodeck aus Preußen.<sup>76</sup>

Am personenstärksten waren freilich auch nach der Matrikel von 1790 noch immer die Röder von Diersburg und die von Schauenburg, jeweils mit nicht weniger als sieben Agnaten. Aber auch diese Familien waren mit ihren Engagements nicht einfach in der Ortenau sitzengeblieben, sondern haben mit vielen Angehörigen ihr Glück nicht selten in der Fremde gesucht. Mehr denn je war es für den Adel der Neuzeit wichtig, Dienste zu nehmen, an Fürstenhöfen und auf Schlachtfeldern nach Ehre zu streben. So stand am Ende des 18. Jahrhunderts Ludwig Karl Friedrich Röder als Obristjägermeister in Diensten des Fürsten von Nassau-Weilburg in Kirchheimbolanden am Donnersberg; sein Vetter Christian Ernst war französischer Hauptmann und markgräflich badischer Kammerherr; auch Christian Ernsts Bruder Ferdinand August war französischer Hauptmann und hernach großherzoglich badischer Kammerherr; Philipp Ferdinand Röder war herzoglich braunschweigischer Kammerherr und Hauptmann, Karl Ferdinand und Georg Röder standen in badischen Diensten, Ludwig Egenolf Christian war württembergischer Leutnant in Stuttgart. Die Schauenburger haben ebenfalls bei vielen verschiedenen Herren Dienste genommen und lebten nicht selten in Straßburg.

Dienstnahme bei beliebigen weltlichen und geistlichen Fürsten des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, in der französischen Armee mit Rängen bis hinauf zum Feldmarschall, die Mitgliedschaft in hohen und höchsten französischen Kriegs- und Zivilverdienstorden, dazu Wohnsitze in Straßburg oder anderen Orten im Elsaß waren für den Ortenauer Adel am Ende des 18. Jahrhunderts keine Seltenheit, ja beinahe die Regel.<sup>77</sup> Die

reichsfreie Ritterschaft legte größten Wert auf ihre Unabhängigkeit und pflegte diese, wie und wo immer sie konnte. Franz Friedrich Sigmund August Freiherr Böcklin von Böcklinsau, Herr zu Rust etc., Mitherr zu Kehl, – der „Musikbaron“<sup>78</sup> – war Kommandeur des preußischen Roten-Adler-Ordens, herzoglich württembergischer Kammerherr, markgräfllich brandenburg-ansbachischer und fürstlich hohelohe-langenburgischer Geheimer Rat sowie fürstlich anhalt-zerbstischer Obrist.<sup>79</sup> Leopold Freiherr von Neuenstein-Rodeck, wohnhaft zu Straßburg, war als präsidierender Direktor und Ausschuß der Ortenauer Ritterschaft Kaiserlicher Rat und dabei zugleich Ritter des vornehmen königlich französischen St. Ludwig-Ordens.<sup>80</sup> Der Adel des Alten Reiches und zumal jener in der Ortenau dachte und lebte grenzüberschreitend – wenn man so will, mit europäischer Perspektive. Die nationalstaatliche Verengung von Blick und Leben war erst eine Folge der hinsichtlich ihrer Wirkungen nicht selten über Gebühr idealisierten Französischen Revolution. Im 19. Jahrhundert diente man nur noch in den Staaten des Deutschen Bundes.

– Anders als etwa den Kraichgau oder die Landschaften Frankens wird man die Ortenau – und schon gar die nördliche Ortenau – gewiß nicht als Adelslandschaft charakterisieren wollen. Aber allemal ist die Geschichte des Adels in der ganzen Ortenau ein spannendes Thema, ein Thema mit vielen Facetten. Es bleibt zu bedauern, daß der eingangs erwähnte Boom der Adelforschung weitgehend spurlos an dieser Landschaft vorübergegangen ist. Rund ein halbes Jahrhundert nach den Forschungen Hans-Peter Sattlers wäre es an der Zeit, daß der Adel der Ortenau in der Wissenschaft wieder einmal Aufmerksamkeit findet – er bietet Stoff für mehr als nur eine Doktorarbeit!

#### *Anmerkungen*

- 1 Geringfügig veränderter und mit Nachweisen versehener Wortlaut des anlässlich der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. am 21. Oktober 2001 in Bühlertal gehaltenen Festvortrags; die Beschäftigung mit dem Thema wurde angeregt durch die Arbeit an der amtlichen Beschreibung des Landkreises Rastatt, vgl. demnächst *Der Landkreis Rastatt (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg)*, bearb. von der Außenstelle Karlsruhe der Abteilung Landesforschung und Landesbeschreibung in der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Rastatt, 2 Bde., Stuttgart 2002. – Auf ausdrücklichen Wunsch des Autors ist der Beitrag in alter Orthographie gehalten
- 2 Die Ortenau 42 (1962), 220–257, 44 (1964), 22–39, 45 (1965), 32–57 und 46 (1966), 32–58
- 3 Nur beispielsweise: Rösener, Werner: Grundherrschaften des Hochadels in Südwestdeutschland im Spätmittelalter, in: Patze, Hans (Hg.): *Die Grundherrschaft im späten Mittelalter (Vorträge und Forschungen 27, 1–2)*, Sigmaringen 1983, 87–176, hier 161 u.ö.; Schmitt, Richard: *Frankenberg. Besitz- und Wirtschaftsgeschichte einer reichsrit-*

- terschaftlichen Herrschaft in Franken 1528 bis 1806 (1848) (Mittelfränkische Studien 6), Ansbach 1986; Görner, Regina: Raubritter. Untersuchungen zur Lage des spätmittelalterlichen Niederadels besonders im südlichen Westfalen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen 22), Münster 1987
- 4 Eine Auswahl: Fleckenstein, Josef (Hg.): Herrschaft und Stand. Untersuchungen zur Sozialgeschichte im 13. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Max Planck-Instituts für Geschichte 51), Göttingen 1977; Sablonier, Roger: Adel im Wandel. Eine Untersuchung zur sozialen Situation des ostschweizerischen Adels um 1300 (Veröffentlichungen des Max Planck-Instituts für Geschichte 66), Göttingen 1979 (Zürich <sup>2</sup>2000); Fleckenstein, Josef (Hg.): Das ritterliche Turnier im Mittelalter. Beiträge zu einer vergleichenden Formen- und Verhaltensgeschichte des Rittertums (Veröffentlichungen des Max Planck-Instituts für Geschichte 80), Göttingen 1985; Zotz, Thomas: Die Formierung der Ministerialität, in: Weinfurter, Stefan u.a. (Hg.): Die Salier und das Reich, 3: Gesellschaftlicher und ideengeschichtlicher Wandel im Reich der Salier, Sigmaringen 1991, 3–50; Andermann, Kurt: Grundherrschaften des spätmittelalterlichen Niederadels in Südwestdeutschland, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 127 (1991), 145–190; Bittmann, Markus: Kreditwirtschaft und Finanzierungsmethoden. Studien zu den wirtschaftlichen Verhältnissen des Adels im westlichen Bodenseeraum 1300–1500 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beih. 99), Stuttgart 1991; Spieß, Karl-Heinz: Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters (13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts) (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beih. 111), Stuttgart 1993; Endres, Rudolf: Adel in der frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte 18), München 1993; Ranft, Andreas: Adelsgesellschaften. Gruppenbildung und Genossenschaft im spätmittelalterlichen Reich (Kieler Historische Studien 38), Sigmaringen 1994; Andermann, Kurt: „Raubritter“ oder „Rechtschaffene vom Adel“? Aspekte von Politik, Friede und Recht im späten Mittelalter (Oberrheinische Studien 14), Sigmaringen 1997; Oexle, Otto Gerhard, und Paravicini, Werner (Hg.): Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alt-europa (Veröffentlichungen des Max Planck-Instituts für Geschichte 133), Göttingen 1997; Press, Volker: Adel im Alten Reich. Gesammelte Vorträge und Aufsätze (Frühneuzeit-Forschungen 4), hg. von Franz Brendle und Anton Schindling, Tübingen 1998; Heimann, Heinz-Dieter (Hg.): Adelige Welt und familiäre Beziehung. Aspekte der „privaten Welt“ des Adels in böhmischen, polnischen und deutschen Beispielen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, Potsdam 2000; Rösener, Werner: Adelige und bürgerliche Erinnerungskulturen des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, Göttingen 2000; Andermann, Kurt, und Johaneck, Peter (Hg.): Zwischen Nicht-Adel und Adel (Vorträge und Forschungen 53), Stuttgart 2001
  - 5 Moraw, Peter: Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter (1250–1490), Berlin 1985; Schubert, Ernst: Einführung in die Grundprobleme der deutschen Geschichte im Spätmittelalter, Darmstadt 1992
  - 6 Andermann, Kurt: Studien zur Geschichte des pfälzischen Niederadels im späten Mittelalter. Eine vergleichende Untersuchung an ausgewählten Beispielen (Schriftenreihe der Bezirksgruppe Neustadt im Historischen Verein der Pfalz 10), Speyer 1982
  - 7 Beiträge zum Thema ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Knausenberger, Winfried: Der Lahrer Niederadel im 14. Jahrhundert, in: Die Ortenau 45 (1965), 69–98; Bühler, Christoph: Die Herrschaft Geroldseck. Studien zu ihrer Entstehung, ihrer Zusammensetzung und zur Familiengeschichte der Geroldsecker im Mittelalter (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B96), Stuttgart 1981; Hillenbrand, Eugen: Die Ortenauer Ritterschaft auf dem Wege zur



- Reichsritterschaft, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 137 (1989), 241–257; Harter, Hans: Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet. Studien zur Besiedlung und hochmittelalterlichen Herrschaftsbildung im mittleren Schwarzwald (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 37), Freiburg i.Br. und München 1992; Gartner, Suso: Die Windecker, eine Urkundenfälschung und die Gewissensbisse der Junta von Lomersheim, in: Die Ortenau 74 (1994), 273–293
- 8 Hillenbrand: Ortenauer Ritterschaft (wie Anm. 7); hilfreiche Zusammenstellungen zur Geschichte des Adels in der ganzen Ortenau gibt auch Karl Hanss, Geschichte der Ortenau, 1: Klerus und Adel, Offenburg 1995, 127–203
  - 9 Kindler von Knobloch, Julius: Oberbadisches Geschlechterbuch, 3 Bde. (mehr nicht erschienen), Heidelberg 1898–1919, hier Bd. 3, 551–595; Kähni, Otto: Zum 700jährigen Siegel-Jubiläum der freiherrlichen Familie Roeder von Diersburg, in: Die Ortenau 55 (1975), 207–213
  - 10 von Schauenburg, Rudolf Frhr. und Bertha Frfr.: Familiengeschichte der Reichsfreiherrn von Schauenburg, o.O. 1954
  - 11 Kindler von Knobloch: Oberbadisches Geschlechterbuch (wie Anm. 9) Bd. 2, 234–236
  - 12 Kindler von Knobloch: Oberbadisches Geschlechterbuch (wie Anm. 9) Bd. 1, 477
  - 13 Kindler von Knobloch: Oberbadisches Geschlechterbuch (wie Anm. 9) Bd. 1, 143 f.
  - 14 Gartner, Suso: Die Windecker und ihre Burgen, Bühl o.J., 38
  - 15 Ermittelt auf der Grundlage von: Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, 8 Bde., Stuttgart 1974–1983, hier Bde. 5 (1976) und 6 (1982); ergänzend dazu und noch immer unentbehrlich: Krieger, Albert: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 2 Bde., Heidelberg <sup>2</sup>1904–1905; zu den fraglichen Familien und ihrer Genealogie vgl. Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch (wie Anm. 9)
  - 16 Wie Anm. 15
  - 17 Battenberg, Friedrich: Dalberger Urkunden. Regesten zu den Urkunden der Kämmerer von Worms gen. von Dalberg und der Freiherren von Dalberg 1165–1843 (Repertorien des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt 14, 1–3), 3 Bde., Darmstadt 1981–1987 (mit Stammtafeln in Bd. 3)
  - 18 Roth, Friedrich Wilhelm Ernst: Geschichte der Herren und Grafen zu Eltz, 2 Bde., Mainz 1889–1890
  - 19 Möller, Walter: Stamm-Tafeln westdeutscher Adels-Geschlechter im Mittelalter, 3 Bde. und 2 NF, Darmstadt 1922–1951, hier Bd. NF 1, 37 f. und Tfl. 25; Kindler von Knobloch: Oberbadisches Geschlechterbuch (wie Anm. 9), Bd. 2, 313, merkwürdigerweise ohne Hinweis auf den generationenlangen Sitz in Neuweier
  - 20 Andermann, Kurt: Die Herren von Zeiskam. Porträt einer Familie des pfälzischen Niederadels, in: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 98 (2000), 97–117
  - 21 von Albert, Otto, u.a.: Württembergisches Adels- und Wappenbuch, 2 Bde, Stuttgart 1899–1916, hier Bd. 2, 726; diese 1587 erloschene Familie ist nicht zu verwechseln mit den Freiherren von Seldeneck des 18. bis 20. Jahrhunderts, bei denen es sich um eine morganatische Linie des Hauses Baden gehandelt hat, vgl. Gothaisches genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser B 91 (1941), 442
  - 22 Langendörfer, Friedhelm: Die Landschaden von Steinach (Geschichtsblätter des Landkreises Bergstraße, Einzelschr. 1), Heppenheim a.d. Bergstr. 1971
  - 23 Fischer, Rainer: Die Herren von Bach, in: Bühler Heimatgeschichte 12 (1998), 75–110 und 13 (1999), 12–40

- 24 Krieg von Hochfelden, Georg Heinrich: Geschichte der Grafen von Eberstein in Schwaben, Karlsruhe 1836; Hennl, Rainer: Die Herren bzw. Grafen von Eberstein. Aufstieg eines Adelsgeschlechts aus der Ortenau zwischen 1085 und 1278/79, in: *Die Ortenau* 77 (1997), 153–172
- 25 Haselier, Günther: Die Ministerialität im mittelbadischen Raum, in: Wagner, Friedrich Ludwig (Hg.): *Ministerialität im Pfälzer Raum* (Veröffentlichungen der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 64), Speyer 1975, 87–94; Rösener, Werner: Ministerialität, Vasallität und niederadelige Ritterschaft im Herrschaftsbereich der Markgrafen von Baden vom 11. bis zum 14. Jahrhundert, in: *Fleckenstein: Herrschaft und Stand* (wie Anm. 4), 40–91
- 26 Krieger, Albert: Ein Salbuch der Grafschaft Eberstein aus dem Jahre 1386, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 74 (1920), 125–159 und 262–277; Haselier: *Ministerialität* (wie Anm. 25)
- 27 Bosl, Karl: *Die Reichsministerialität der Salier und Staufer. Ein Beitrag zur Geschichte des hochmittelalterlichen deutschen Volkes, Staates und Reiches* (Schriften der Monumenta Germaniae historica 10, 1–2), 2 Bde., Stuttgart 1950–1951; Vollmer, Franz Xaver: *Besitz der Staufer (bis 1250)*, in: *Historischer Atlas von Baden-Württemberg*, hg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1972–1988, hier: *Karte und Erläuterungen V, 4* (1976)
- 28 Heyck, Eduard: *Geschichte der Herzoge von Zähringen*, Freiburg i.Br. 1891, 539–559; vgl. auch Parlow, Ulrich: *Die Zähringer. Kommentierte Quellendokumentation zu einem südwestdeutschen Herzogsgeschlecht des hohen Mittelalters* (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg A50), Stuttgart 1999; im einzelnen vgl. Harter, Hans: *Die Zähringerministerialen „von Schopfheim“ in der Ortenau. Ein Beitrag zum „Offenburg-Problem“*, in: *Die Ortenau* 74 (1994), 229–272
- 29 Imhof, Otto: *Die Ministerialität in den Stiftern Straßburg, Speyer und Worms*, Diss. phil. Freiburg i.Br. 1912; Klewitz, Hans-Walter: *Geschichte der Ministerialität im Elsaß bis zum Ende des Interregnums*, Frankfurt a.M. 1929; Mosbacher, Helga: *Kammerhandwerk, Ministerialität und Bürgertum in Straßburg. Studien zur Zusammensetzung und Entwicklung des Patriziats im 13. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 119 (1971), 33–173
- 30 Eyer, Fritz: *Das Territorium der Herren von Lichtenberg 1202–1480. Untersuchungen über den Besitz, die Herrschaft und die Hausmachtspolitik eines oberrheinischen Herrengeschlechts*, Straßburg 1938
- 31 Andermann, Kurt: *Das Lehnwesen des Klosters Schwarzach am Rhein*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 147 (1999), 193–211
- 32 Theil, Bernhard: *Das älteste Lehnbuch der Markgrafen von Baden (1381). Edition und Untersuchungen* (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg A25), Stuttgart 1974
- 33 Sattler: *Ritterschaft der Ortenau* (wie Anm. 2); Kollmer, Gert: *Die schwäbische Reichsritterschaft zwischen Westfälischem Frieden und Reichsdeputationshauptschluß. Untersuchung zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Reichsritterschaft in den Ritterkantonen Neckar-Schwarzwald und Kocher* (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 17), Stuttgart 1979
- 34 Elias, Norbert: *Die höfische Gesellschaft*, Neuwied 1969; Paravicini, Werner: *Die ritterlich-höfische Kultur des Mittelalters* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 32), München 1994; Müller, Rainer A.: *Der Fürstenhof in der frühen Neuzeit* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 33), München 1995



- 35 Krimm, Konrad: Baden und Habsburg um die Mitte des 15. Jahrhunderts, fürstlicher Dienst und Reichsgewalt im späten Mittelalter (Veröffentlichungen des Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B89), Stuttgart 1976; Andermann, Kurt: Baden-Badens Weg zur Residenz, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 144 (1996), 259–269
- 36 Landkreis Rastatt (wie Anm. 1); Kirchgässner, Bernhard: Heinrich Göldlin. Ein Beitrag zur sozialen Mobilität der oberdeutschen Geldaristokratie an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert, in: Aus Stadt- und Wirtschaftsgeschichte Südwestdeutschlands. Festschrift für Erich Maschke zum 75. Geburtstag (Veröffentlichungen des Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B85), Stuttgart 1975, 97–109; Andermann, Kurt: Zwischen adliger Herrschaft, fürstlichem Dienst und drohender Landsässigkeit. Die Vettern Engelhard und Wilhelm von Neipperg, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 146 (1998), 158–196
- 37 Eine Untersuchung dieses Phänomens wäre gerade für die Markgrafschaft Baden-Baden im 16. und 17. Jahrhundert außerordentlich lohnend; vgl. dazu auch Gartner, Suso: Schloß Waldsteg im Besitz badischer Kanzler und ihrer Verwandten, in: Die Ortenau 79 (1999), 412–422
- 38 Eyer: Herren von Lichtenberg (wie Anm. 30); Weber, Peter Karl: Lichtenberg. Eine elsässische Herrschaft auf dem Weg zum Territorialstaat. Soziale Kosten politischer Innovationen (Schriften der Erwin von Steinbach-Stiftung, Frankfurt am Main 12), Heidelberg 1993
- 39 Matt, Alfred: Buchweiler – Bouxwiller. Eine kleine Residenz am Oberrhein, in: Andermann, Kurt (Hg.): Residenzen – Aspekte hauptstädtischer Zentralität von der frühen Neuzeit bis zum Ende der Monarchie (Oberrheinische Studien 10), Sigmaringen 1992, 251–278
- 40 Lauppe, Ludwig: Burg, Stadt und Gericht Lichtenau, hg. von Lisbeth Lauppe, Weinheim 1984; GLA Karlsruhe 158/13
- 41 Eyer: Herren von Lichtenberg (wie Anm. 30), 180–223
- 42 Andermann, Kurt: Die adlige Klientel der Pfälzer Kurfürsten im späten Mittelalter, in: Rödel, Volker (Hg.): Der Griff nach der Krone. Die Pfalzgrafschaft bei Rhein im Mittelalter (Schätze aus unseren Schlössern [...] Baden-Württemberg 4), Regensburg 2000, 117–126
- 43 Krebs, Manfred: Die kurpfälzischen Dienerbücher 1476 bis 1685, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 94 (1942) S. m7-m168
- 44 Hillenbrand, Eugen: „Die große vaßnacht zu Offenburg“ im Jahre 1483, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 131 (1983), 271–288
- 45 Hertzog, Bernhard: Chronicon Alsatie. Edelsasser Cronick und außfürliche Beschreibung des Untern Elsasses am Rheinstrom, Straßburg 1592, 2. Buch, 128–133
- 46 Schulte, Aloys: Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter, Stuttgart <sup>2</sup>1922, 28–43
- 47 Schmidt, Charles: Histoire du chapitre de Saint-Thomas de Strasbourg, Straßburg 1860, v.a. 271–280; Horning, Wilhelm: Das Stift Jung-St. Peter. Beiträge zu seiner Geschichte, in: Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 6 (1890), 11–61, v.a. 57–59
- 48 Holbach, Rudolf: Stiftsgeistlichkeit im Spannungsfeld von Kirche und Welt. Studien zur Geschichte des Trierer Domkapitels und Domklerus im Spätmittelalter (Trierer Historische Forschungen 2), 2 Bde., Trier 1982, hier Bd. 2, 405 f.
- 49 Fouquet, Gerhard: Das Speyerer Domkapitel im späten Mittelalter (ca. 1350–1530). Adlige Freundschaft, fürstliche Patronage und päpstliche Klientel (Quellen und Ab-

- handlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 57), 2 Bde., Mainz 1987, hier Bd. 2, 320–323
- 50 Hollmann, Michael: Das Mainzer Domkapitel im späten Mittelalter (1306–1476) (Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 64), Mainz 1990, 328 f.
- 51 Fouquet: Speyerer Domkapitel (wie Anm. 49) Bd. 2, 345 f.
- 52 Bosshart-Pfluger, Catherine: Das Basler Domkapitel vor seiner Übersiedlung nach Arlesheim bis zur Säkularisation (1687–1803) (Quellen und Forschungen zur Basler Geschichte 11), Basel 1983, 297–299
- 53 Fouquet: Speyerer Domkapitel (wie Anm. 49) Bd. 2, 768 f.
- 54 Rapp, Francis: Les abbayes, hospices de la noblesse: l'influence de l'aristocratie sur les couvents benedictins dans l'Empire a la fin du moyen age, in: Contamine, Philippe (Hg.): La noblesse au moyen âge, 11<sup>e</sup>–15<sup>e</sup> siècle. Essais à la mémoire de Robert Boutruche, Paris 1976, 315–338; Andermann, Kurt (Hg.): Geistliches Leben und standesgemäßes Auskommen. Adlige Damenstifte in Vergangenheit und Gegenwart (Kraichtaler Kolloquien 1), Tübingen 1998
- 55 Siebenmorgen, Harald (Hg.): Faszination eines Klosters. 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenthal, Sigmaringen 1995
- 56 Die Grafen von Schönborn. Kirchenfürsten, Sammler, Mäzene [Ausstellungskatalog], Nürnberg 1989
- 57 Jürgensmeier, Friedhelm (Hg.): Die von Walderdorff. Acht Jahrhunderte Wechselbeziehungen zwischen Region, Reich, Kirche und einem rheinischen Adelsgeschlecht, Köln 1998
- 58 Duhamelle, Christophe: L'Héritage collectif. La noblesse d'Eglise rhenane, 17<sup>e</sup> et 18<sup>e</sup> siècles, Paris 1998
- 59 Hersche, Peter: Die deutschen Domkapitel im 17. und 18. Jahrhundert, 3 Bde., Bern 1984
- 60 Der Stadtkreis Baden-Baden, bearb. von der Außenstelle Karlsruhe der Abteilung Landesforschung und Landesbeschreibung in der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Baden-Baden, Sigmaringen 1995, 158–160 und passim; vgl. demnächst auch Landkreis Rastatt (wie Anm. 1)
- 61 Hillenbrand: Ortenauer Ritterschaft (wie Anm. 7)
- 62 Press, Volker: Kaiser Karl V., König Ferdinand und die Entstehung der Reichsritterschaft (Institut für europäische Geschichte Mainz, Vorträge 60), Wiesbaden 1980; Press, Volker: Reichsritterschaften, in: Deutsche Verwaltungsgeschichte, hg. von Kurt G.A. Jeserich, Hans Pohl und Georg-Christoph von Unruh, 1: Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Reiches, Stuttgart 1983, 679–689; Press, Volker: Reichsritterschaft, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, 2: Die Territorien im Alten Reich, hg. von Meinrad Schaab, Hansmartin Schwarzmaier u.a., Stuttgart 1995, 771–813
- 63 Overmann, Alfred: Die Reichsritterschaft im Unterelsaß bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 50 (1896), 570–637, und 51 (1897), 41–82
- 64 Hellstern, Dieter: Der Ritterkanton Neckar-Schwarzwald 1560 bis 1805. Untersuchungen über die Korporationsverfassung, die Funktionen des Ritterkantons und die Mitgliedsfamilien (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Tübingen 5), Tübingen 1971
- 65 GLA Karlsruhe 67/772; vgl. auch Johann Christian Lünig, Des teutschen Reichs-Archivs partis specialis continuatio III, Leipzig 1713, 632

- 66 Debacher, Karl-Heinz: Die Juden und die reichsritterschaftlichen Herren Böcklin von Böcklinsau aus Rust, in: *Die Ortenau* 69 (1989), 477–484
- 67 Land Baden-Württemberg (wie Anm. 15) Bd. 6, 273; vgl. auch Böniger, Friedrich: Das reichsunmittelbare „Johannische Rittergut“ zu Freistett, in: *Die Ortenau* 69 (1989), 165–169; Sturm, Joachim: Zur Entstehung reichsritterlicher Kleinstterritorien in der Ortenau: Das Hofgut Ottenweier, in: *Die Ortenau* 71 (1991), 257–281
- 68 Wie Anm. 62
- 69 GLA Karlsruhe 67/772 fol. 183 f. und 185
- 70 Press: Reichsritterschaft (wie Anm. 62), 796
- 71 GLA Karlsruhe 67/772 fol. 181–185'
- 72 GLA Karlsruhe 74/6842 fol. 98'
- 73 Stadtkreis Baden-Baden (wie Anm. 60), 158 f.
- 74 GLA Karlsruhe 229/74465 IX
- 75 Verzeichnisse des die jeweiligen Rittertage besuchenden Adels vgl. GLA Karlsruhe 67/772 fol. 10–185'; Lünig: *Reichs-Archiv* (wie Anm. 64), 627 f.
- 76 Zu den einzelnen Familien und ihrer Herkunft vgl. Cast, Friedrich: *Historisches und genealogisches Adelsbuch des Großherzogthums Baden*, Stuttgart 1845; Kneschke, Ernst Heinrich: *Neues allgemeines deutsches Adels-Lexicon*, 9 Bde., Leipzig 1859–1870; von der Becke-Klüchtner, Edmund: *Stamm-Tafeln des Adels des Großherzogthums Baden*, Baden-Baden 1886
- 77 Pelzer, Erich: *Der elsässische Adel im Spätfeudalismus. Tradition und Wandel einer Elite zwischen dem Westfälischen Frieden und der Revolution (Ancien Regime, Aufklärung und Revolution 21)*, München 1990, ist hinsichtlich der Verbindungen und Verflechtungen des Adels beiderseits des Rheins leider unergiebig; vgl. auch Lehr, Ernest M.: *L'Alsace noble, suivie du livre d'or du patriciat de Strasbourg*, 3 Bde., Paris 1870; Kindler von Knobloch, Julius: *Das goldene Buch von Straßburg*, Wien 1885–1886
- 78 Schmider, Christoph: Der Musikbaron. Franz Friedrich Böcklin von Böcklinsau (1745–1813) und die Musik an Rittersitzen seiner Zeit, in: Andermann, Kurt (Hg.): *Rittersitze. Facetten adligen Lebens im Alten Reich (Kraichtaler Kolloquien 3)*, Tübingen 2002, 191–209; vgl. auch Graf von Kageneck, Alfred: Friedrich Freiherr Böcklin von Böcklinsau (1745–1813), in: *Die Ortenau* 57 (1977), 272–276
- 79 GLA Karlsruhe 74/6842 fol. 90
- 80 GLA Karlsruhe 74/6842 fol. 93' f.

## Auf der Suche nach dem Grab Lamberts von Brunn

*Hans-Jochen Schuck*

Anlässlich des 600. Todesjahres Lamberts von Brunn, neben anderen hohen geistlichen und weltlichen Ämtern Reichsabt des Klosters Gengenbach von 1356 bis 1374, traf sich im Juli 1999 der Historische Verein Gengenbach zu einem Gespräch – neudeutsch „Workshop“ – über Leben und Wirken des späteren Fürstbischofs von Bamberg. Dabei kam der Gedanke auf, die Grabstätte des nicht nur für Gengenbach, sondern auch das ausgehende Mittelalter bedeutenden Kirchenmannes im Bamberger Dom aufzusuchen.

Lambert von Brunn (in anderen Schreibweisen auch: Lamprecht oder Lampert von Brun, von Burn, von Burne, von Büren) wurde zwischen 1325 und 1328 in Niederbronn bei Hagenau geboren. Er entstammte niederem, elsässischem Adel, nur väterlicherseits ritterbürtig (*„war eins einschiltigen ritters sun us Elsas“*), was ihm sein Domkapitel, bestehend aus Söhnen des Hochadels, zeitlebens spüren ließ. Erzogen u. a. im Stift Neuweiler und wahrscheinlich in der Klosterschule Gengenbach, später als Kirchenrechtler ausgebildet in Südfrankreich und Italien, zeichnete sich früh seine glanzvolle Karriere ab: Titularbischof von Brixen, dann Bischof von Speyer (ab 1364) und von Straßburg (ab 1371), jeweils unter Beibehaltung der Gengenbacher Abtswürde. Schließlich als Krönung für über 25 Jahre Fürstbischof von Bamberg. Bezeichnend ist, dass der Jurist Lambert durch kaiserliche Einflussnahme oder Order auf diese Posten gelangte, nicht durch Wahl des Domkapitels (*„wart bischof gemaht über aller dômherren willen“*), und er für die Zeit der ihm übertragenen weltlichen Aufgaben von der bischöflichen Residenzpflicht befreit war. Auf diese Weise konnte er seine hohe Begabung als Berater Kaiser Karls IV. am Prager Hof, als Vermittler, routinierter Verwaltungsfachmann und geschickter Diplomat der Kurie und des Luxemburger Hauses ausschöpfen und das politische Geschehen an wichtiger Stelle mitgestalten. Vom Vertrauten des Kaisers avancierte er für kurze Zeit (1384) zum Kanzler des böhmischen Königs Wenzel, Sohn Karls IV.

Trotz seiner weltlichen Funktionen vernachlässigte er als Oberhirte sein Bamberger Bistum nicht, sondern war hier ebenso rastlos tätig wie im Reich. Er betrieb zielstrebig die Festigung und Ausdehnung des Hochstifts durch Erwerb neuer Güter im Steiger- und Frankenwald, aber auch in ferneren Gegenden wie Thüringen und Kärnten. Er gilt darüber hinaus als Gründer des Baumwollgewerbes in Böhmen. Durch Einberufung jährlicher Synoden und Aufstellung entsprechender Statuten schuf er eine Basis für notwendige Reformen. Um die Klöster im Bistum angesichts zerrütteter Finanzen vor dem Ruin zu bewahren und gleichzeitig die kirchlichen Re-



formen umzusetzen, erhob er zur Aufbringung der nötigen Geldmittel hohe Steuern, was zu ständigen Streitigkeiten mit der Bamberger Bürgerschaft führte. 1379/80 kam es gar zu Aufruhr und Rebellion, die der hart bedrängte Bischof nur durch die unanfechtbare Autorität von Reliquien des heiligen Kaisers Heinrich II., Erbauer des ersten Doms (Weihe 1012) und Patron der Stadt, befrieden konnte. Die auf Wein und Bier verordnete bischöfliche Steuer hieß noch Jahrhunderte später „Lambertiner“. Er hielt die Untertanen an der kurzen Leine, was seine Beliebtheit nicht förderte und einen Chronisten zu der despektierlichen Voraussage veranlasste *„ich fürchte, das er züjüngest werde herwider abe stigen dem tifel in sin loch“*.

Ende 1398 verzichtete Lambert auf das Bischofsamt und zog sich auf seine 1377 erbaute Residenz (heute Teil der Kaiserpfalz) im nahen Forchheim zurück. Anlässlich der Resignation setzte Papst Bonifaz IX. eine einmalige Rente von 2000 Goldgulden aus, für die damalige Zeit eine unvorstellbar hohe Summe. Aber es sollte Lambert nicht mehr viel Zeit verbleiben. Schon am 15. Juli 1399 starb er und wurde in seinem Dom zu Bamberg bestattet.

Lambert von Brunn blieb Gengenbach zeitlebens verbunden, da die Bischöfe von Bamberg ex officio seit 1007 (und bis 1803) Lehnsherren des Klosters waren. Während seiner fast 20-jährigen Abtszeit zeichnete er sich als hervorragender Verwalter des Abteibesitzes aus und hatte eine glückliche Hand in ökonomischen Dingen. Er sorgte für eine effektive Stadtverfassung und beteiligte die Zünfte durch Einsetzung des „Jungen Rats“ an der Verwaltung der Stadt. Die besondere Bedeutung seines Wirkens hing mit den vorzüglichen Beziehungen zum kaiserlichen Hof zusammen. Denn als sich die ständigen Querelen zwischen Gengenbach und den benachbarten weltlichen und geistlichen Nachbarn wegen Ausübung der Gerichtsbarkeit und zu leistender Pfandsummen, Abgaben und Fronen immer mehr zuspitzten, stieß Lambert eine Entwicklung an, die schließlich – ob gewollt oder ungewollt, ist strittig – dazu führte, dass die engere Stadt und die gesamte Pfarrei (zunächst außer Ohlsbach) als „kaiserliche Stadt“ unter die Obhut des Reiches kamen. Das Kirchspiel Gengenbach wurde 1366 von Karl IV. als Reichsstadt bestätigt. Noch im gleichen Jahr erhielten Zell a.H. und das Harmersbachtal, ebenfalls im Einflussbereich der Abtei, das gleiche kaiserliche Privileg. Das Bild des bürgernahen und der Stadt wohlwollenden Abtes wird etwas getrübt, wenn man die Auswirkungen der damals vom Kloster diktierten Auflagen und Abhängigkeiten betrachtet, die in der Folgezeit den politischen Spielraum der Reichsstadt einengten.

Die historischen Verdienste Lamberts in der Region, um die Abtei und um die Stadt waren Anlass, ihn nachträglich zum 600. Todesjahr durch einen Besuch an seiner Grabstätte zu würdigen.

Führungen durch sakrale Bauwerke verlaufen gewöhnlich in eingefahrenen Bahnen. Umfang, Zeit und Besichtigungsobjekte des Rundgangs sind



mehr oder weniger festgelegt, es bleibt wenig Raum für besondere Wünsche. So auch im Bamberger Dom (seit kurzem Weltkulturerbe), noch dazu an einem Samstag mit mindestens zehn Gruppen gleichzeitig. Natürlich wunderte sich der junge Domführer über den mitgebrachten Kranz und die Absicht, diesen an der Grabplatte eines bestimmten Bischofs aus dem 14. Jh. niederzulegen. Zu jeder Bischofskirche gehören die Grabmale der Oberhirten des Bistums, gleichsam als sichtbare Markierungspunkte der Geschichte der Diözese. Als überreich in dieser Hinsicht gelten die Dome von Mainz, Würzburg und Bamberg, aus denen aber wegen Platzmangel oder aus puristischen Stilgründen im Laufe der Zeit das eine oder andere Gedenkmal entfernt und in eine andere Kirche umgesetzt worden war.

So konnte es niemanden verwundern, dass der Domführer über Lambert oder die Biographien anderer Herren des Hochstifts aus dem Mittelalter nicht genau im Bilde war, noch wusste, wo sie – von in Kunstführern beschriebenen Ausnahmen abgesehen – in dem gewaltigen Sakralbau mit zwei Krypten, zwei Chören und Querhaus im Westen ruhten. Deshalb begann eine ganz normale Domführung, bei der jeder der Gruppe darauf aus war, möglichst unauffällig alle entdeckten Bodenplatten und Wandepitaphe im Dämmerlicht des Dominneren auf Relevanz zu untersuchen. Gleich zu Anfang, in der archäologischen Krypta, die – Relikt des ersten Doms (des Heinrichbaus) und im 13. Jh. zugeschüttet – unter dem gotischen Westchor (Petruschor) liegt, mussten einige Übereifrige daran erinnert werden, möglichst nicht auf die neu hergerichteten Grabplatten zu treten. Es wurde schnell klar: Lambert war nicht darunter. Im weiteren Verlauf der Führung war mancher Blick eher auf den Boden oder auf Augenhöhe ausgerichtet, als zu den erhöht stehenden Apostel- und Prophetengruppen in den Chorschränkennischen oder zu den anderen berühmten Bildwerken, von Synagoga und Ecclesia über Abraham und den Posaunenengel, den Reiter bis Maria und Elisabeth, die den Ostchor (Georgschor) umschließen. Die dreischiffige, festliche Ostkrypta, der wohl schönste romanische Teil des unter Bischof Otto I., dem Heiligen, errichteten zweiten Doms (um 1110), enthält keine Grabplatten, nur Hochgräber, die nicht in Frage kamen. Aber die Seitenschiffe, Querhausarme und Mittelschiffpfeiler waren dagegen eine Fundgrube. Neben Sandsteindeckplatten der Bischöfe Ekbert v. Andechs-Meran (unter dem um 1217 der dritte Dombau begonnen wurde) und Berthold v. Leiningen (der den Außenbau vollenden konnte, wozu 4000 Mark Silber beitrugen, die aus Überlassung von Bamberger Lehen in der Ortenau an Kaiser Friedrich II. stammten und „*ad opus ecclesie sue*“ bestimmt waren) bot der Domführer aus dieser Fülle kunstgeschichtlich wertvoller und zugänglicher Grabplatten als Ersatz an: die Epitaphe von Friedrich v. Hohenlohe, am dritten Pfeiler des Mittelschiffs, Friedrich v. Truhendingen und Albert v. Wertheim, beide im nördlichen Seitenschiff, oder Philipp v. Henneberg und Anton v. Rotenhan im süd-

lichen Querschiff. Truhendingen war zeitlich schon nah dran: 1366 lautete die Inschrift. Jedoch verbot die Treue zu Lambert an Substitution überhaupt zu denken. Eine Anzahl schöner Bronzegrabplatten aus der Vischerschen Hütte in Nürnberg half auch nicht weiter, sie datierten 100–150 Jahre später. Mit weiteren Gedenksteinen im nördlichen Seitenschiff war schließlich das 19. Jh. erreicht. Langsam dämmerte die Erkenntnis, wie unmöglich es war, in diesem weiten Gotteshaus eine bestimmte, 600 Jahre alte Grabplatte ohne Positionsangaben aus alten Quellen zu finden, wenn sie denn überhaupt noch vorhanden und nicht um 1833 bei der Purifizierung unter König Ludwig I. mit anderen in die Michaelskirche des ehemaligen Benediktinerklosters, auf einem Hügel nördlich des Doms, verlegt worden war.

Als der junge Mann zum Abschluss der Führung kam, die hochinteressant und vollkommen in Ordnung war – hätte Lambert nicht ständig abgelenkt –, schlug er vor, ihm den Kranz zu überlassen; er wolle ihn später an richtiger Stelle, wenn gefunden, niederlegen. Die Gengenbacher wankten nicht und baten, erfahrene Kollegen und Lagepläne zu befragen. Aber auch nach einiger Zeit der Recherche im „Dom-Office“ blieb Lambert un auffindbar. Lag es vielleicht daran, dass er zu Lebzeiten wegen hoher Steuern und rigoroser Maßnahmen bei den Bürgern nicht sehr beliebt gewesen war und ihn die Nachfahren der einst Gebeutelten jetzt verleugnen wollten? Hatten ihn die Bamberger aus der Erinnerung verbannt?

In die allgemeine Unentschlossenheit und den Vorschlägen, den Marienaltar von Veit Stoß an der Westwand des Querbaus zu besichtigen, der vor lauter Sucherei übergangen worden war, sich endlich auf die Plastiken im Ostchor zu konzentrieren oder unter dem Reiter zu meditieren, kam plötzlich die erlösende, kaum noch erwartete Nachricht: „Ich weiß, wo er liegt“. Ein Theologe der Gruppe hatte mit „höheren Mächten“ telefoniert. „Ganz hinten im Westchor, auf der linken Seite.“ Nun bilden die Hochchöre in Bischofskirchen mit Kathedra, Altarinsel und Hochaltar als liturgischer Mittelpunkt feierlicher Gottesdienste einen besonderen, quasi heiligen Bezirk, der abgesperrt und Besuchern normalerweise nicht zugänglich ist. Nach kurzer Beratung des Aufsichtspersonals erhielten die Lambertus-Pilger, wohl nicht zuletzt wegen ihrer Standhaftigkeit, eine Sondergenehmigung zum Betreten des liturgischen Hauptchors. Zunächst durften nur fünf Personen als eine Art Abordnung, dann aber alle, die Chorstufen hochgehen; an der Tumba des Papstes Clemens II. (als Suidger de Mayendorf von 1041–1046 Bambergers 2. Bischof), dem modernen Altartisch – ein Steinblock von einem in eckige Felder gegliederten Bronzegussmantel umschlossen – und dem reich gestalteten, spätgotischen Chorgestühl vorbei bis in den linken Chorschluss. Das zweite Epitaph im ersten Bogen musste das gesuchte sein: Eine hoch stehende Steinplatte mit gravierten Bronzeauflagen, um 1400 gefertigt, war ursprünglich als Bodenplatte vor dem Al-



*Grabplatte Lamberts von Brunn,  
Bamberger Dom*

tar im Peterschor eingelassen und 1822 aus konservatorischen Gründen an diesem Ort aufgestellt: in der Mitte die Halbfigur des Bischofs im Ornat, in der rechten Hand das Kreuz, in der linken den Stab haltend. Unter dem Bild, das nur in Umrissen vertieft gezeichnet ist, ein großer Schild. In der Mitte das Familienwappen, eine rote Beckenhaube, umgeben von vier Feldern, welche die Wappen der Bistümer enthalten, denen er vorstand: Brixen, Speyer, Straßburg, Bamberg. Das lateinische Schriftband wird von den vier Evangelistensymbolen gehalten, oben Engel und Adler, unten Stier und Löwe. Natürlich war es nicht möglich, diese Details in so kurzer Zeit und im Dämmerlicht auszumachen; sie sind Resultat anschließender Recherchen.\* Wie auch die mühselige Identifizierung und Transskribierung der umlaufenden, zierlichen sog. „Mönchsschrift“ mit den schon damals üblichen Abkürzungen: ANNO DOMINI MILISIMO CCC NONAGESIMO NONO IDUS JULI OBIIT RP DNS LAMBERTUS OL EPUS

\* In diesem Zusammenhang danke ich OStDir Paul Habermehl und Dr. Günter Wallbillich, beide Neustadt a.d.W., für ihre Hilfe.

BABENBG HIC SEPULTUS. (A.D. 1399 in den Iden des Juli verstarb der verehrungswürdige Bruder Herr Lambertus weiland Bischof von Bamberg; er ist hier begraben.) Unterhalb der Wandplatte befindet sich eine eingelassene, schmucklose Bodenplatte mit Namen (hier in der Schreibweise *Lambert de Brun*) und Todesjahr.

Niederlegen des Kranzes, gebunden aus Trockenblumen des Kräutergärtleins der Gengenbacher Abtei, Sammlung, Gebet und Stille zum Nachsinnen über Zeiten hinweg schlossen die zum Ende doch noch glückliche Suche nach unserem Lambertus ab. Auch dem etwas genervten Domführer ging es jetzt besser, er meinte, an diesem Nachmittag einiges hinzugelernt zu haben. Sein leicht mitgenommenes Selbstbewusstsein erholte sich zusehends, als er ein Büchlein über Lamberts erste Wirkungsstätte am Anfang seiner Karriere und edle Tropfen aus dem Kinzigtal, schon von Lambert geschätzt, als Dank entgegennahm.

#### *Quellen*

Festschrift der Stadt Forchheim zum 600. Todesjahr Lamberts von Brunn, 1999

Festvortrag Prof. Machilek anlässlich des 600. Todesjahres Lamberts von Brunn, Forchheim, 12. Juli 1999



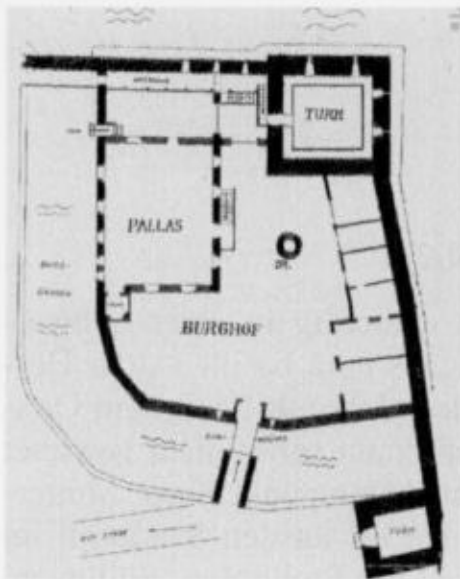
## 700 Jahre Stadtrechte Stollhofen

*Ernst Gutmann*

*Stalhouen die stat, die ober mulin (23. Juni 1302)*<sup>1</sup>

Im Jahre 1154 erscheint der Ort Stollhofen erstmalig in einer Schwarzachener Urkunde mit dem Text: „curia dominicalis cum basilica“, der Herrenhof mit Kirche. Eine ältere Urkunde aus dem Jahre 961 mit dem Ortsnamen „Staden“ erwies sich als Fälschung und kann somit nicht gewertet werden.<sup>2</sup> Die Siedlung Stollhofen bildete den Mittelpunkt einer Mutterpfarrei, die zunächst von Schwarzach im Süden bis an den Sandbach im Norden reichte. Zu dieser Pfarrei gehörten die Orte Stollhofen, Söllingen, Hügelsheim, eine ganze Anzahl von Rheininseln und Schiftung. Bis um das Jahr 1250 war das Dorf Schwarzach zwischen den Urfarreien Stollhofen und Scherzheim aufgeteilt. Die Michaelskapelle in Schwarzach, die spätere Pfarrkirche, war zunächst Filiale von Stollhofen.<sup>3</sup> Das Kloster Schwarzach hatte somit in beiden Großpfarreien seinen Einfluss geltend machen können. Allerdings war das Kloster nur in Scherzheim der Grundherr. Das Stollhofener Gebiet gehörte weltlichen Herren. Der Ort Stollhofen lag nicht nur an einer wichtigen Nord-Süd-Straße, sondern auch an einer West-Ost-Achse, die als Handelsweg für Salz aus den lothringischen Salinen bildete. Über das Flusssystem Moder-Zorn bestand schon in keltischer Zeit eine Handelsverbindung, auf der das begehrte Salz den Platz Staden (Stollhofen) erreichte und auf dem Sulzbach, der am Staden vorbeifließt, weiterbefördert wurde. Die Moder mündete früher unterhalb von Drusenheim und somit gegenüber von Stollhofen in den Rhein. Über dieses Flusssystem war später die Stadt Stollhofen auch mit den Städten Bischwiller, Hagenau, Brumath usw. verbunden. So war der Platz Stollhofen schon ein wirtschaftlicher Mittelpunkt. Als die Römer unser Land befriedeten, erbauten sie eine Straße zwischen Straßburg (Argentoratum) und Baden-Baden (Aquae Aurelia). Diese Trasse durchzieht den heutigen Ort in der Höhe Stadtmühle-Friedhof. Tatsächlich konnte im Jahre 1994 bei der Aushebung von Kellergruben auf dem Hochufer ein „Spitzgraben“ gefunden werden, dessen zeitliche Zuordnung laut LDA Karlsruhe mindestens römisch, vielleicht sogar keltisch sein könnte.<sup>4</sup>

Man kann davon ausgehen, dass damals eine Straßenstation durch diesen Spitzgraben gesichert worden war. Die genialen römischen Straßenbauer erkannten einen strategischen Platz sofort. Hier an der Furt durch den Sulzbach konnte der Verkehr auf der Straße und dem Wasser überwacht und gesichert werden. Später wurde auf dieser natürlichen Schwelle die „ober Mulin“ erbaut, die ebenfalls in der Urkunde von 1302 erwähnt wurde.



*Links: Grundriss der Burg um 1689, Rekonstruktion an Hand der Stadtpläne und der heutigen Katasterpläne. Die Burg war zwar in die Stadtmauer mit eingebunden, trotzdem gegen die Stadt durch einen weiteren Graben und Tor gesichert. Vom Burgfried aus hatte man nicht nur die Stadt, sondern auch das Gebiet bis zum Hartunger Hof im Blickfeld*

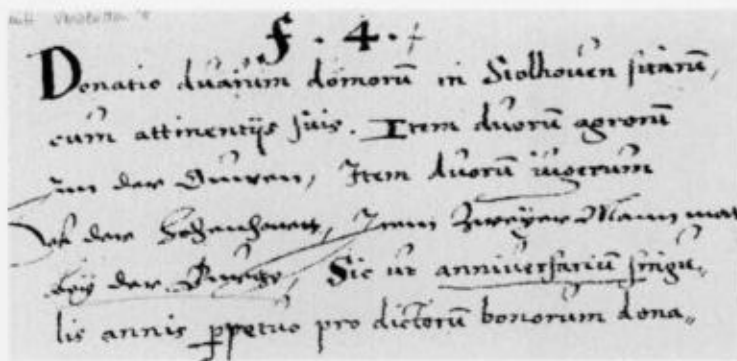
*Rechts: Wappen der Stadt Stollhofen an einer Urkunde von 1527. Das gleiche Siegel wurde schon anno 1345 vom Markgrafen von Baden bei einer Gerichtssitzung in Stollhofen benutzt. Es zeigt das badische Grundwappen und einen „pfahlweis“ gestellten silbernen Schlüssel auf blauem Grund. Die Umschrift lautet: Siegel der Bürger, der Stadt und der Pfarrei Stollhofen (GLA 36/367)*

#### *994 Marktrecht auf den Ort Vallator*

Kaiser Otto III. verlieh im Jahre 994 dem Kloster Schwarzach auf ihren Ort Vallator das Markt- und Münzrecht.<sup>5</sup> Später, um 1275,<sup>6</sup> wurde das Münzrecht auf ihren erstmalig 1154 genannten „curia dominicalis“, nun Freihof genannten Hof in Stollhofen (Stadelhouen) übertragen. In den ältesten Weistümern des Klosters, 1318, hatte der Abt von Schwarzach das Recht, „in seinem Freien Hof“ in Stollhofen eigene Münzen nach Straßburger Währung zu schlagen.<sup>7</sup>

#### *1292 die Burg von Stollhofen*

Schon 1212 findet sich eine adlige Familie im Ort, die sich nach dem Ort „von Stadelhoven“ nannte. Diese Familie war dem Grafen von Eberstein, dem Ritter von Windeck und dem Kloster Schwarzach verpflichtet. In der



Erstnennung der Burg, 1292 (GLA 67/1321 fol. 55. f 4).  
Text: Schenkung an das Kloster von Schwarzach, von zwei Häusern in Stollhofen, zwei Grundstücke in der Aue, zwei Gärten auf der Hohenhart und zwei Matten bei der Burge. Damit ist auch der Beweis er-

bracht, dass das Kloster Schwarzach nur im Besitz einiger Güter in Stollhofen war. Damals gehörte der Ort dem Ritter von Windeck, als Lehen von Walter von Geroldseck-Lahr, dieser wiederum trug es als Reichslehen vom Burggrafen von Nürnberg

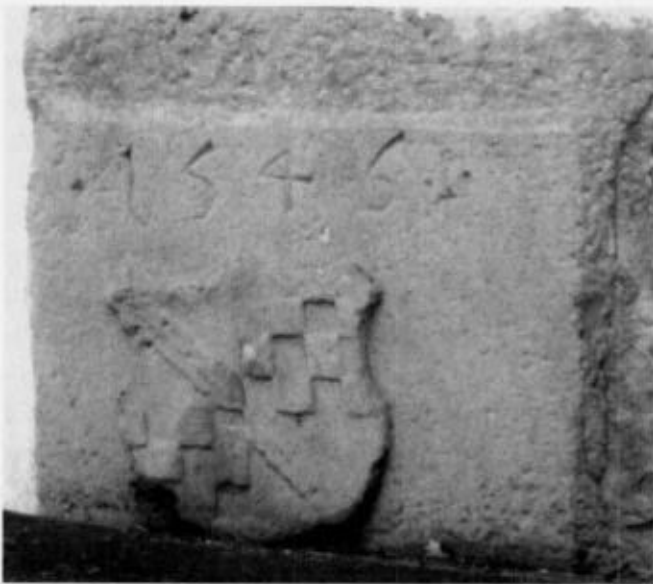
Urkunde von 1212 verzichtet Henericus von Stadelhoven zu Gunsten des Klosters auf das Schultheißenamt zu Stollhofen.<sup>8</sup>

Obwohl in der Urkunde von 1212 von einer Burg in Stollhofen nicht zu lesen ist, dürfte die Familie auf einem befestigten Hof und somit auf einer Burg gewohnt haben. Erst 1292 wurde die Burg erstmalig direkt erwähnt.<sup>9</sup>

### *Vor 1300 die Gründung der Stadt*

Rund 250 Meter östlich vom Dorf Stollhofen mit der befestigten Kirche, dem klösterlichen Freihof (später wurde der Hof Kellerhof genannt) und der Mühle, lag inmitten von einem Sumpfgebiet eine flache Anhöhe. Am Ostrand dieser Insel lag die 1292 erwähnte Burg. Im Schutze dieser Burg wurde noch vor 1300 ein großer Bauplatz abgesteckt. Die ovale Insel mit einer Abmessung von etwa 1000 × 500 Fuß (etwa 300 × 150 Meter = 5 ha), wurde befestigt und mit zwei (vielleicht auch drei oder vier) Toren gesichert. Ein Graben, vom Sulzbach gespeist, umschloss die „Neue Stadt“. Wer der Stadtgründer war, wissen wir mangels Urkunde nicht. Möglicher Gründer wäre Walter von Geroldseck oder sein Vasalle, der Ritter von Windeck. Das Kloster Schwarzach scheidet als Gründer der Stadt aus, da es nicht im Besitz der Burg und der Insel und somit im Rechtsbezirk der „Neuen Stadt“ war. Vermutlich war König Rudolf von Habsburg der Verleiher der Stadtrechte. Er war im Jahre 1275 nach erfolgreicher Beendigung des Krieges gegen den Markgrafen von Baden in Hagenau und bestätigte dem Kloster die Münzrechte auf ihren Hof in Stollhofen. Dieser Hof lag allerdings im Dorf Stollhofen, nicht im Gebiet der „Neuen Stadt“, sondern in der späteren Vorstadt.

Damit könnte man die Gründung der Stadt Stollhofen auf die Zeit um 1275 oder kurz danach festlegen. 1293 erwarb der Herr von Lichtenberg das Gebiet zwischen Membrechtshofen und Ulm.



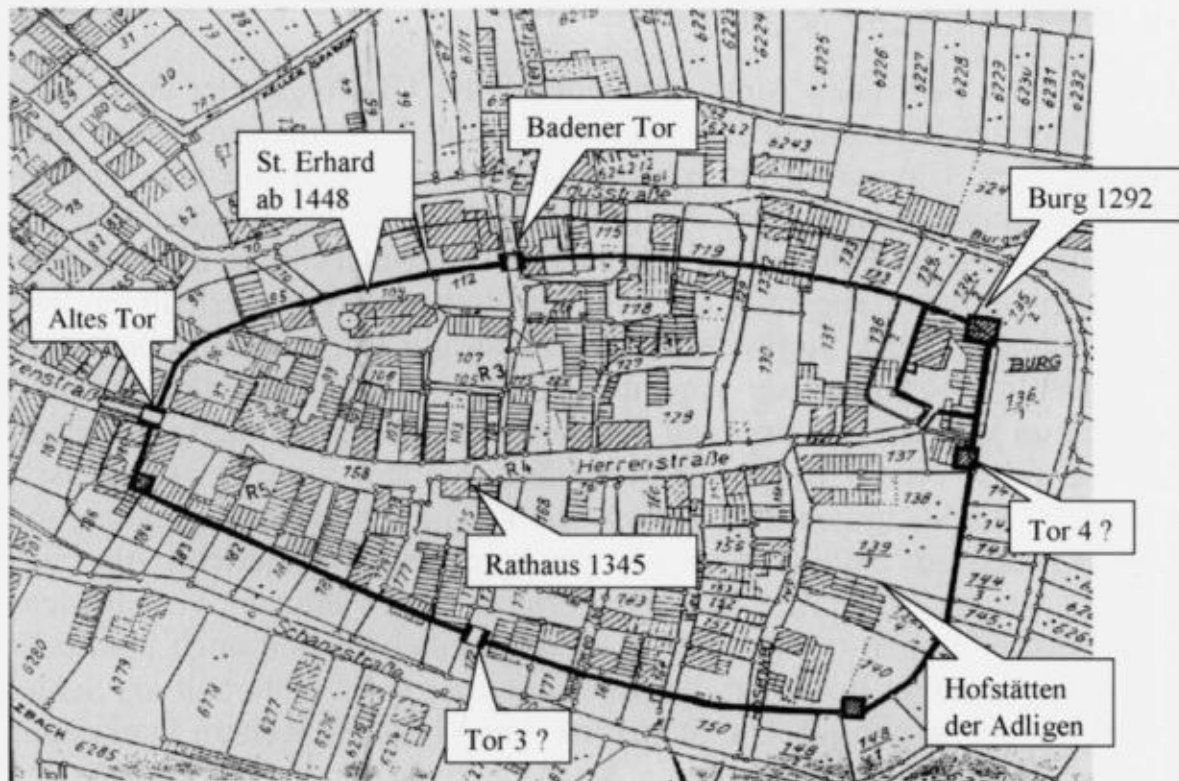
*Das Wappen des Markgrafen  
Philibert von 1546 an der  
ehemaligen Burg zu Stollhofen*

Zur gleichen Zeit errichtete er an der Nordgrenze des Gebietes, gegenüber von Ulm, die Burg Lichtenau, die er dann im Jahre 1300 mit königlichem Privileg zur Stadt erhob. Diese Tatsache scheint zu bezeugen, dass der Lichtenberger als Gegner der Geroldsecker sein neu erobertes Land durch eine Festung gegen Stollhofen absichern wollte. Damit ist vermutlich die Stadt Stollhofen schon vor Lichtenau gegründet worden.<sup>10</sup>

### *1309 Verkauf der Stadt Stollhofen*

Im Jahre 1309 verkaufte Eberlin von Windeck seine Stadt Stollhofen mit der Vogtei und den dazugehörenden Dörfern Söllingen und Hügelsheim für 1350 Mark Silber an den Markgrafen Rudolf von Baden. Der Markgraf konnte somit sein Land mit seiner neu erworbenen Grenzstadt nach Süden hin gegen seinen Gegner, den Herren von Lichtenberg, absichern.<sup>11</sup> Zugleich gelang ihm somit der Gebietsanschluss an das Kloster Schwarzach, deren Schutzvogt er später werden sollte. Im Laufe einer Verwaltungsreform erhielt die Stadt Stollhofen ein größeres Verwaltungsgebiet. Dem nun badischen Amt Stollhofen wurden noch vor 1389 neben den Dörfern Söllingen und Hügelsheim auch noch die Orte Plittersdorf, Wintersdorf, Ottersdorf, Muffenheim, Dunhausen, Iffezheim, Sandweier und Dalhunden zugeordnet.<sup>12</sup> Nach 1558 fiel Dalhunden an Fleckenstein.<sup>13</sup> Schon 1472 wohnten außerhalb der Markgrafschaft badische Untertanen im Klostergebiet und auch in Lichtenberg. Auch diese Badener wurden von Stollhofen aus verwaltet. Eine Liste aus der Zeit um 1600 zeigt eine Seelenzahl von über 350 im Gebiet der Abtei.<sup>14</sup> Nach 1594 wurde das Amt Beinheim mit der Stadt Beinheim und dem Dorf Leutenheim dem Amt Stollhofen zugeordnet.<sup>15</sup>





Das „Stadtgebiet“ um 1300 (Rekonstruktion nach Stadtplänen und Katasterplan). Der Grundriss der Stadt zeigte ein „Achsenkreuz“. Hauptachse (Ost-West) bildet die heutige Herrenstraße. Die Nord-Süd-Achse entspricht der heutigen Gartenstraße, damals Badener Torweg, der Weg, der zur Stadt Baden-Baden ging (Badener Tor). Im Westen schloss das Alte Tor die Stadt ab. Die ganze Anlage war mit Mauer und Graben umschlossen. Sicher hatte die Gründerstadt zwei, vermutlich auch drei oder sogar vier Tore. Das etwa 5 ha große Gebiet bot Platz für 60 bürgerliche Hofstätten. Am heutigen Rosenweg lagen die adligen Hofplätze, die um 1350–1550 mit den Häusern deren von Mullenheim, Fleckenstein, von Bach, von Haller von Hallerstein, von Rust und den Rittern von Röder belegt waren. Diese hatten die Hofplätze als Lehen vom Markgrafen erhalten. Die bürgerlichen Plätze aber gehörten den Bürgern als „Eigentum“ das in den Urkunden immer mit dem Vermerk „frei ledig und eigen“ gekennzeichnet war. Im nord-westlichen Stadtviertel wurde bei der Gründung ein Platz für die Kirche ausgespart. Sie ist dann 1448 erstmalig urkundlich als „capella S. Erhardi in oppidi“ als Filiale von St. Cyriak („vor der statt“), fassbar. Inmitten der Stadt, an der „großen Gasse“ (Herrenstraße) befand sich schon 1345 das Rathaus, „unter der Louben“ der Markgraf Rudolf von Baden einen Gerichtstag abgehalten hatte. Er siegelte mit dem Stadtsiegel von Stollhofen, zugleich werden drei „Richter“ (Stadt- oder Gerichtsräte) von Stollhofen genannt. Damit dürfte es sich um die frühesten Nennungen eines Rathauses im Landkreis Rastatt handeln. Die ganze Stadtanlage wurde mit kleinen Gräben durchzogen, dessen Grabenordnung noch im Jahre 1741 erneut fixiert wurde

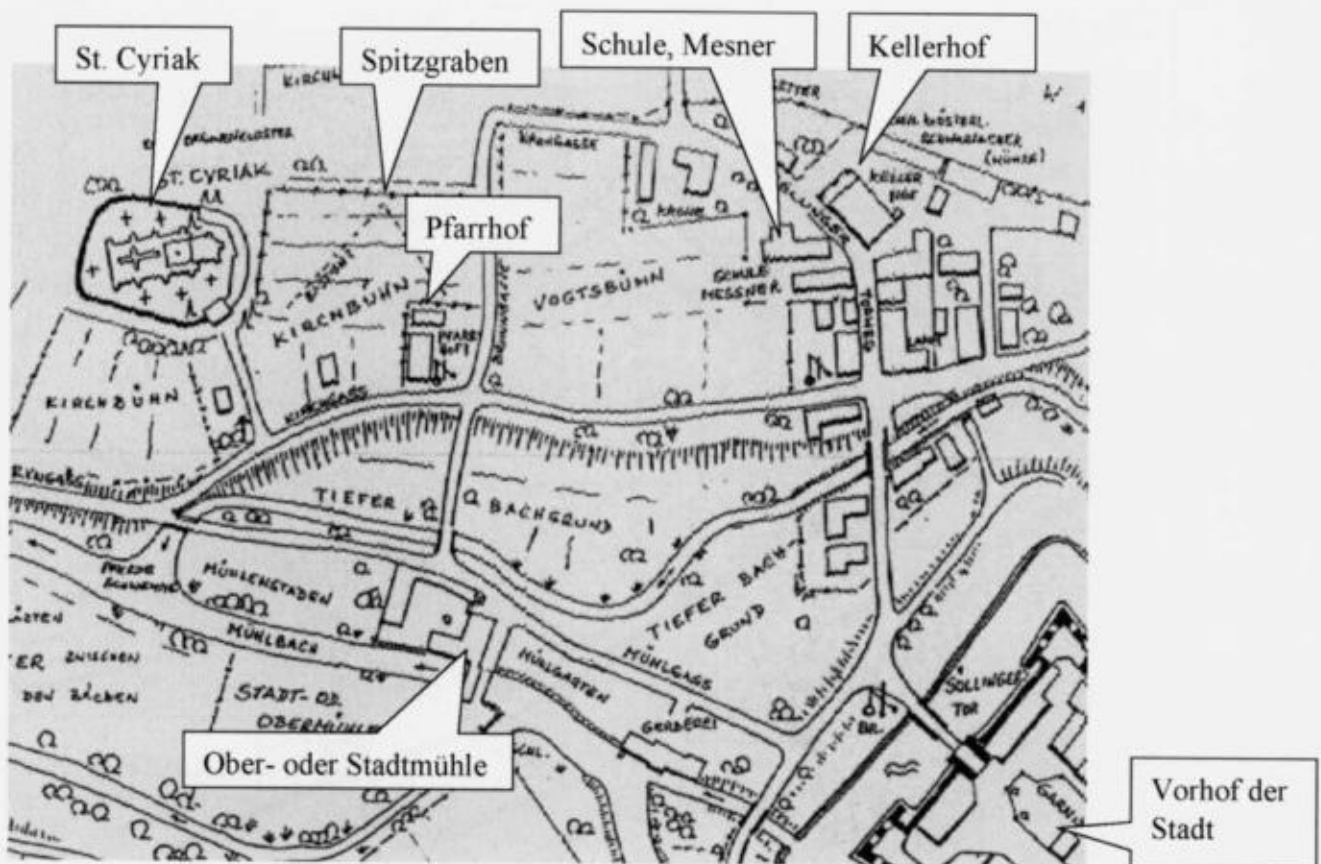
### *Die Amts- und Stadtverwaltung*

Vorstand des badischen Amtes war ein adliger Obervogt oder auch Amtmann, vergleichbar mit dem heutigen Landrat. Diesem waren zwei oder auch mehrere Untervögte zugeordnet. Die Untervögte dienten als Verwalter des ertragreichen Rheinzolles bei Hügelsheim, des Brückenzolles in Stollhofen und des Fährezolles bei Iffezheim. Den Untervögten waren wiederum Amtsschreiber zugeteilt, die die schriftlichen Arbeiten erledigten. Der Verwaltung der Stadt Stollhofen stand ein aus der Bürgerschaft oder Stadtrat erwählter Schultheißer (entsprach dem heutigen Oberbürgermeister) vor. Dieser wurde wiederum von der Amtsverwaltung bestätigt. Der Stadtrat, ebenfalls von der Bürgerschaft erwählt, bestand aus sechs Gerichtsräten und sechs Stadträten. Diese sechs Gerichtsräte bildeten zusammen mit je drei Räten aus Söllingen und Hügelsheim das Amtsgericht. Aus dem Stadtrat wurden wiederum zwei Bürgermeister gewählt, die verschiedene Aufsichtsfunktionen erfüllten. Die Amtsschreiber dienten auch als Stadtschreiber. Mitunter besserten die Stadtschreiber ihren Unterhalt als Schulmeister oder Mesner auf. Die Stadtverwaltung besetzte weitere Funktionen wie den Henker (mit Abstimmung des Amtes), Markaufseher, Salzmesser, Turm- und Torwachen, Feld- und Waldhüter usw.<sup>16</sup>

### *Siedlungsstruktur und die Ernährungslage*

Neben der neuen Stadt existierte weiterhin die bäuerliche, an der ehemaligen römischen Straße gelegene Alt-Siedlung. Die Mutterkirche St. Cyriak mit dem Friedhof war durch einen eigenen Befestigungsring gesichert. Innerhalb vom Kirchhof befand sich um 1377<sup>17</sup> ein Beginenkloster. In dem Dreieck Obermühle (später Stadtmühle), Kirche und Kellerhof befand sich eine lockere Bebauung. Neben dem Kellerhof, der sich in der heutigen Lammgasse befand, lag schon 1539 die Schule, die zugleich auch als Mesnerei diente.<sup>18</sup> Neben den Kindern aus der Vorstadt und der Stadt mussten auch die aus Söllingen und Hügelsheim hier in die Schule gehen. Eine weitere Siedlung mit dem Namen Bruchhäuser (Bruchhusere) zog sich ab 1472 an der heutigen Bannstraße entlang. Eine Anlegestelle am Rhein wird 1511 bezeugt. Auch zeigt der Flurnamen (1625) „Am großen Thor“ auf die möglicherweise befestigte Anlegestelle.<sup>19</sup>

Neben der schon genannten Obere- oder Stadtmühle lag eine weitere Mahlmühle, die Heckenmühle, rund einen Kilometer bachabwärts. Beide Mühlen waren Eblehensmühlen der Markgrafen von Baden. Mehrere Hanfplauel, Ölmühlen und Gerbermühlen trugen zum Wohlstand der Bürger bei. Eine Schleifmühle zeigt auf die Waffen- und Werkzeugproduktion. Die Stadt war als Übernachtungsort für Fuhrleute bekannt, das Gastgewerbe blühte.<sup>20</sup>

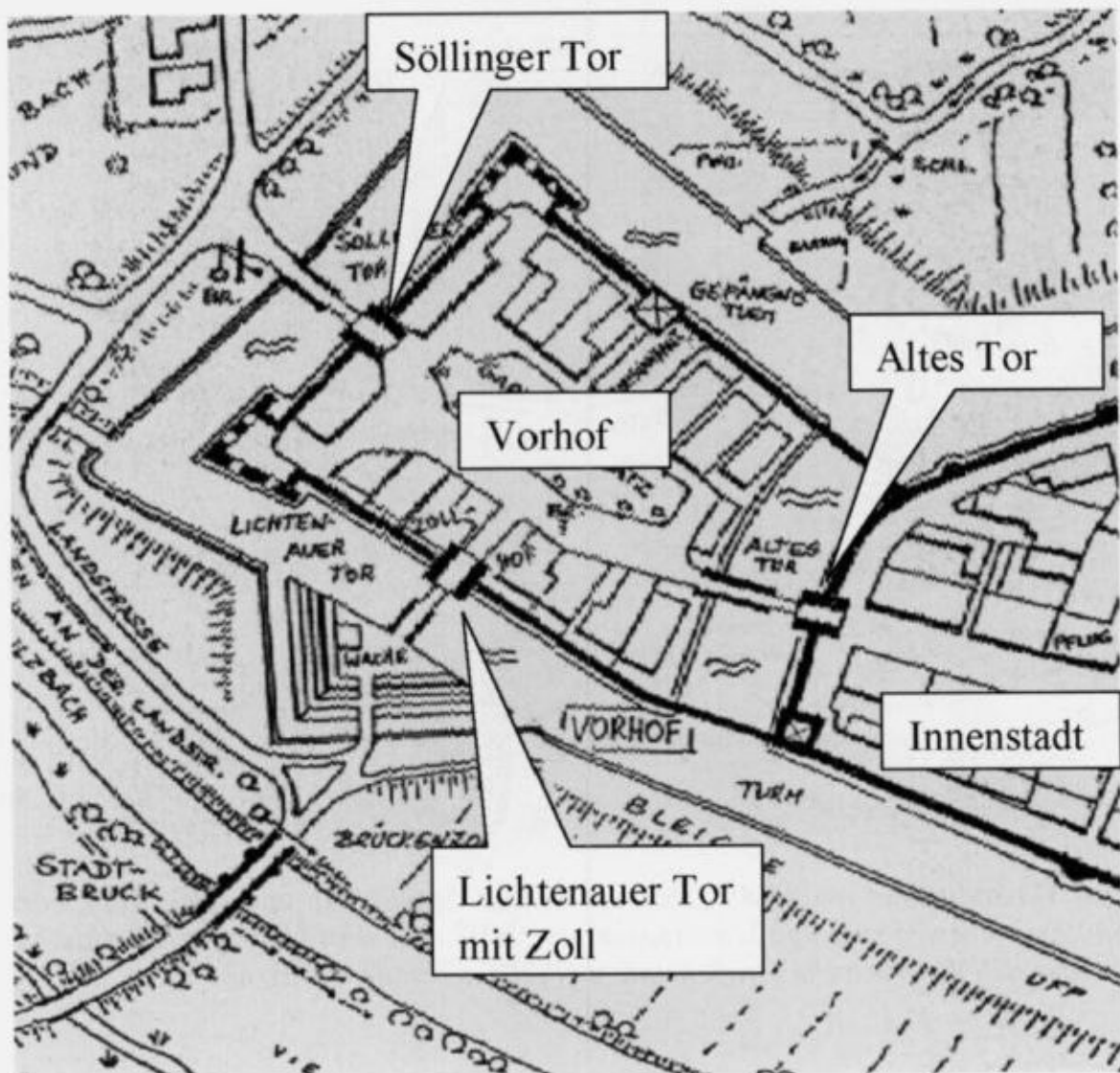


Das Vorstadtgebiet um 1600. Zwischen Kirche, Stadtmühle und Landstraße oder Söllinger Torweg (heutige Lammgasse) um 1600. Auf dem Hochufer (Kirchbühn) befand sich die römische Straßenstation (Pfeil) neben dem Pfarrhof

Nach 1600 wurden folgende Gasthäuser genannt. Die Krone (1590), Schwarzer Adler (1660), Goldenes Lamm (1650), Zum Rappen (1650), Pflug (1650), Zum Ochsen (1641), Zum Schützen (1625), Zum Planken Schwert, Gasthaus am Badweg. Sicher hatte der 1472 genannte Bader auf seine Badstube das Schankrecht.<sup>21</sup>

Die Stadt war im Besitz eines Wochenmarktes, zwei Jahrmärkte, einen Martinimarkt und eine Wallfahrt mit Markt am Scapuliersonntag (Carmeliterbruderschaft). Lebhafter Handel mit Straßburg und den umliegenden Märkte, bezeugen eine rührige Bürgerschaft. Natürlich bestand die überwiegende Bewohnerschaft aus sog. Ackerbürgern. Sie führten neben ihrem Handel oder Handwerk auch eine Landwirtschaft. Handwerkerzünfte finden sich ab 1458 mit den Fischern, Schneidern vor 1600, Metzgern (1625), Karchern, Bäckern usw. Eine jüdische Kaufmannschaft ist schon um 1450 nachzuweisen.<sup>22</sup>





Die Stadterweiterung nach Westen, Vorhof genannt, war um 1511 abgeschlossen. Das Söllinger- und das Lichtenauer Tor vermittelten den Verkehr. 1594 wurde hier die badische Garnison eingerichtet. Der nördliche Turm neben der Kommandantur diente zur damaligen Zeit als Bürgergefängnis. Am Lichtenauer Tor lag der Zoll- und Ladhof. Inmitten des Vorhofes befand sich ein großer Platz, der als Exerzierplatz diente. Das Lichtenauer Tor mit dem Brückenzoll wurde nochmals durch eine Bastion gesichert

#### *Die Erweiterung der Stadtmauer 1472–1511*

Um 1500 wurde die Stadt nach Westen hin erweitert. Der bisher vor dem Tor an der Landstraße liegende badische Lad- oder Zollhof wurde nun in die Befestigung einbezogen. Damals wurde das Lichtenauer und das Söllinger Tor erbaut. Das Alte Tor zur Stadtmitte blieb mit Graben und Zugbrücke weiterhin erhalten. Das neue Stadtgebiet wurde Vorhof genannt.



Somit betrug nun die ummauerte Fläche etwa 6 ha. Die Stadtmauern hatten nun eine Länge von 1,2 km, eine Höhe von 6 und eine Stärke (unten) von 1,80 m.

Die Mauer war nun durch zehn Türme gesichert.<sup>23</sup>

### *Der Bauernkrieg 1525*

Der Bauernkrieg erbrachte der Bürgerschaft weitere Erleichterungen gegenüber den Leibeigenen in den Dörfern. Seit alter Zeit erhielt das Kloster Schwarzach in den Dörfern Söllingen und Hügelsheim den Todfall (eine Sterbesteuer). Die Stadt war allerdings „seit alters her davon befreit“. Das Kloster hatte in Stollhofen nur wenige Rechte festigen können.

Eines der Rechte bestand in der Bestellung der Pfarrer und Kapläne. Die Pfarrei umfasste um 1525 die Pfarrkirche St. Cyriak, die Stadtkirche mit Kaplanei St. Erhard, die Mauritiuskapelle in Söllingen und das Dorf Schifung. Hügelsheim gelang es 1507 selbständig zu werden.

Zum Unterhalt der Geistlichen waren die Bürger verpflichtet, den „Groß- und Kleinzehnt“ von bestimmten Gütern abzuliefern. Unter dem Stadtrat Jost Mezler hatten die aufgebrachten Stollhofener aus dem Pfarrhaus das Faselvieh gestohlen. Wie der spätere Pfarrer Spinner (1658) klagend in den Schriften erwähnte, hatten die Stollhofener „ohne Wissen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit“ den kleinen Zehnt nicht mehr und vom Großen Zehnt nur noch den Zwanzigsten abgegeben. Der Kellerhof, vormals Freihof mit Münze, der vormalige „curia dominicalis“ wurde dem Kloster weggenommen. Erst während der Gegenreformation um 1630 erhielt das Kloster als Ersatz die Ruinen des badischen Lad- und Zollhofes innerhalb der Stadt.<sup>24</sup>

### *Die Stadt vor dem 30-jährigen Krieg*

Im Jahre 1625 hatte die Stadt an Bedeutung ihren Höchststand erreicht. Die Anzahl der Bürger lag bei 134. Nach der „oberbadischen Occupation“ richtete die Durlacher Regierung 1594 im Vorhof eine Garnison ein. Die Garnison in einer Friedensstärke von 50 Soldaten bedeutete einen Zuwachs von 200 Menschen. Somit hatte die Stadt eine Seelenzahl und somit auch den Höchststand von über 1.000 erreicht. Erst nach 1830 sollte der Ort die 1.000er-Grenze wieder überschreiten.<sup>25</sup>

### *Niedergang der Stadt*

Nach den schrecklichen Kriegen von 1618–1648, 1673–1679, 1689–1693 und 1707–1714 war von der Stadt, von der Einwohnerschaft, von wirtschaftlicher und politischer Bedeutung nicht mehr viel übrig. Die Basilica

St. Cyriak und mit ihr die gesamte Vorstadt fiel schon 1632 dem Krieg zum Opfer. Schwer waren auch die Schäden innerhalb der Stadt. Zwar wurden die Festungswerke immer wieder aus- und umgebaut, mit Kanonen und Truppen bestückt, für die verarmten Bewohner blieb nur die Last der Kriege und die Versorgung der Truppen.

Spätestens 1689 war das Schloss oder die Burg zur Ruine geworden. Auch die zweite Kirche, St. Erhard innerhalb der Stadt, war 1693 nur noch ein Trümmerhaufen. Sie wurde erst 1697 notdürftig zum Gottesdienst hergerichtet. 1707 fielen endgültig alle Befestigungen. Von den 1.000 Einwohnern aus dem Jahre 1625 blieben nach 1642 etwa 400 übrig. Nach einer Erholung auf 700 um 1660, begann ein weiterer Rückgang im Jahre 1682 auf 600 und tendierte im Jahre 1693 gegen Null. Dagegen waren gerade zur gleicher Zeit 2.000 kaiserliche Soldaten in der Stadt.<sup>26</sup>

Im Jahre 1686 erbauten die Franzosen unter Vauban die Stadt und Festung Fort Louis als Gegenfestung zu Stollhofen, gegenüber von Söllingen. 1699 wurde das Dorf Rastatt zur badischen Residenz ausgebaut. Neben den Belastungen der eigenen Truppen kamen auch die Überfälle der französischen Truppen von Fort Louis in Kriegszeiten und die wirtschaftliche Konkurrenz der Wochenmärkte von Fort Louis und Rastatt. Viele Einwohner von Stollhofen sahen ihr Auskommen in Fort Louis oder Rastatt besser gesichert und zogen weg. Zu einem Aufbauprogramm nach den Zerstörungen wie in anderen badischen Städten kam es nicht. Zu nahe und zu bedrohlich war die französische Festung. Alleine die Kriegssereignisse in Stollhofen während den etwa 80 Jahren würden ein eigenes Buch füllen.<sup>27</sup>

Mit viel Mühe konnte erst 1769 eine der Stadt Stollhofen angemessene Kirche erbaut werden. Erst 1777 gelang es der Stadt wieder ein Rathaus zu errichten. Bei der Gebietsreform um 1790 wurde Stollhofen als Amtssitz nicht mehr bedacht. Die Stadt Rastatt zog das alte Amtsgebiet Stollhofen an sich. Das 400 Jahre alte Amt wurde aufgelöst, die 500 Jahre alten Stadtrechte wurden vergessen.<sup>28</sup>

Am 23. Juni 2002 jährte sich nun die erste Urkunde mit der Bezeichnung **Stadt Stollhofen** zum 700. Male. Im Jahre 2004 darf Stollhofen 850 Jahre urkundliche Ersterwähnung feiern.

### Quellen

- 1 GLA Gayling A 18; hier wird der Ort erstmalig als „fertige“ Stadt erwähnt, zugleich mit der Oberen Mühle
- 2 GLA C 33; „curia dominicalis cum basilica in Stadelhouen“ – der Herrenhof mit Kirche in Stollhofen 1154. Die Jahreszahl 961 mit dem Namen Staden in den Regesten der Bischöfe von Straßburg (248 Nr. 145) wird in Deutschland nicht anerkannt. Die hier erwähnte Urkunde scheint eine Fälschung um 1150 zu sein. Das Archiv in Straßburg ordnet die Fälschung eindeutig Stollhofen zu

- 3 GLA 67/81 fol. 175 von 1218 und 1250: Noch in der Urkunde von 1218 ist die Kirche in Stollhofen als „Ecclesia“ und die Michaelskirche in Schwarzach als „Cappella“ notiert und somit der Mutterkirche Stollhofen zugehörig. Erst um 1250 wurde sie für einige Jahre Pfarrkirche von Schwarzach (nicht zu verwechseln mit dem Klostermünster)
- 4 Bei Kellerarbeiten im Jahre 1994 in der Nähe des Friedhofs wurde, über zwei Bauplätze hinweg, ein sog. Spitzgraben angeschnitten. Er durchzog im rechten Winkel das ganze Baugelände. Die Grabenbreite war 2,50 m, die Tiefe ebenfalls 2,50 m. Dr. Lutz (LDA Karlsruhe) Landesdenkmalamt, teilte mir nach Erhalt der Aufzeichnungen mit, dass es sich hier um einen Schutzgraben für eine Straßenstation der Römer oder um eine keltische Vierecksschanze handeln könnte
- 5 GLA A 61; Kaiser Otto III. verlieh im Jahre 994 dem Kloster Schwarzach das Markt- und Münzprivileg auf ihren Hof Vallator. Der abgegangene Ort Vallator oder Feldern liegt rund 3 Kilometer südlich von Stollhofen. Er lag, wie auch das Kloster in Schwarzach, auf der Grenze zwischen den beiden Mutterpfarreien Stollhofen und Scherzheim
- 6 1275 befand sich König Rudolf von Habsburg in Hagenau. Er bestätigte dem Kloster Schwarzach alle Privilegien, die sie von vorangegangenen Königen und Kaisern hatte. GLA D 91, 92 vergl. auch GLA 67/1315, 29, 32
- 7 GLA 67/1314 S 375; die Weistümer des Klosters Schwarzach von 1318
- 8 1212 s. GLA 37/237, 18
- 9 1292 vergl. Kopie im Text mit Quellenangaben
- 10 Vergl.: Burg, Stadt und Gericht Lichtenau von L. Lauppe
- 11 1309; Eberlin von Windeck verkaufte für 1350 Mark Silber die Stadt Stollhofen mit der Vogtei und den beiden Dörfern Söllingen und Hügelsheim an den Markgrafen Rudolf von Baden Verg. GLA 37/249 16 und RMB I. Nr. 682
- 12 1389 wird erstmalig ein Vogt des Amtes Stollhofen erwähnt, vergl. Deutsche Reichsakte II. 190). 1472, im Amtslagerbuch GLA 66/8383, sind die dem Amt zugehörigen Dörfer aufgezählt. Dort ist auch der erste Hinweis auf die im „Ausland“ lebenden Untertanen. Auch das Lagerbuch von 1511 GLA 66/8384 sind die Hinweise eindeutig
- 13 1558 wurden durch einen Vertrag zwischen Baden, Fleckenstein und der Abtei Schwarzach die Grenzen wieder fixiert. GLA 67/81 fol 512–538
- 14 GLA 66/8381, in dem Lagerbuchfragment sind die badischen Untertanen in Schwarzach, Ulm-Hunden, Moos, Greffern, Hildmannsfeld, Langhurst, Lichtenau und Scherzheim namentlich aufgezählt
- 15 1594 GLA 229/102516, durch die Übernahme der Durlacher Markgrafen von „Oberbaden“ wurde das kleine Amt Beinheim Stollhofen zugeschlagen. Der erste Obervogt beider Ämter war Karl von Schornstadt
- 16 Vergl. die Bürgerbücher der Stadt aus den Jahren 1700 bzw. 1741 GLA 66/8396 und GLA 66/8397). Stollhofen diente außerdem als Gerichtssitz für den Oberdeutschen Städtebund 1350–1366, vergl. Urkunden und Akten Band I. Städte- und Landesfürstenbündnisse 1347–1380, Göttingen 1988
- 17 1377 GLA 66/8382; Die Akten von St. Cyriak
- 18 1539, vergl. die Akten der Schule zu Stollhofen GLA 229/102565
- 19 1625, vergl. Lagerbuch von 1625 GLA 66/8392, bürgerlicher Besitz in der Gemarkung
- 20 siehe unter 12 und 19, den umfangreichen Akten der Erblehensmühlen, z.B. GLA 67/58 fol. 336 von 1444 Stadtmühle, GLA 229/102545 Untermühle–Heckenmühle usw.
- 21 1472, die Badstube s. unter 14 Amtslagerbücher von 1472 und 1511. Die Gasthäuser finden sich im Kirchenbuch der Pfarrei

- 22 Das Marktrecht wurde 1615–23 neu fixiert, GLA 229/102425. Einladung Stollhofener Kaufleute 1439 zur Messe nach Ulm, vergl. Archäologie in B-W. 254–255. Frucht- u. Viehhandel mit Straßburg 1570–1580, vergl. Oberrh. Studie 319–320. Stollh. Kaufleute bringen Ware auf den Markt in Rastatt 1539 GLA 182/176  
Goldwäscherzunft 1472 GLA 66/8383, Fischerzunft ab 1431 GLA 65/56 fol. 48–â,63, Salzhändler Krebsstein Kirchenbuch 1641, Salzregal GLA 182/149 von 1695–1734, Schneiderzunft vor 1600 GLA 66/8392, Metzgerzunft 1630 GLA 229/102591 usw.  
Kleinhandel der Juden zu Stollhofen, vergl. Kast, Mittelbadische Chronik, 1457, ebenso GLA 66/8382 1427 Familiennamen „Matzenmacher“ usw.
- 23 In den Lagerbüchern von 1472 und 1511 GLA 66/8383 und 8384 erscheint erstmalig das Gebiet mit dem Lad- oder Zollhof. In dem ersten Stadtplan von 1600 ist der „Vorhof“ deutlich zu erkennen, im Stadtplan von 1689 von Samson Schmalkalder, GLA HFK. XIX 18–20 ist der Stadtteil als „Vorhof“ eingetragen
- 24 GLA 67/81 fol. 302–303, 1658 Pfarrkompetenzen
- 25 vergl. Lagerbuch von 1625 GLA 66/8392, ebenso Akten der Garnison in Stollhofen GLA 229/102516, vergl. a. Kirchenbuch der Pfarrei
- 26 Vergl. Kirchenbuch der Stadtpfarrei, das Taufbecken trägt die Jahreszahl 1697, damals wurde die Kirche wieder hergerichtet. Ebenso Lagerbücher von 1664 GLA 182/150 bzw. 1682 GLA 182/144
- 27 Vergl. Sieffert, P. A.: Fort Louis, Geschichte von Festung, Stadt und Dorf
- 28 Neubau der Pfarrkirche 1767–69 in EAF. Spezial Pfarrei Stollhofen 27884  
Die Aberkennung der Stadtrechte ist nicht zu finden. Bis zum Jahr 1791 wird der Ort in den Akten als Stadt bezeichnet, danach nur noch als Dorf



## Das Dorfbuch von Oberachern

*Reiner Vogt*

### Teil 2 – Ordnungen und sonstige Regelungen des öffentlichen Lebens

Das Dorfbuch von Oberachern – älteste Archivalie des ehem. Gemeindegarchivs von Oberachern – wurde bereits im 81. Jahresband von „Die Ortenau“ des vergangenen Jahres behandelt, als die verschiedenen regional- und ortsgeschichtlichen Bestandteile des Buches vorgestellt wurden.

In den folgenden Ausführungen sollen nun die großen Ordnungen und sonstigen Anweisungen usw. erläutert werden, welche vom Heimbürger mit seinem Bauernzwölfer, vom Vogt oder auch vom Landvogt erlassen wurden und mit denen sie mitunter starken Einfluss auf das Leben der Bevölkerung in der Achertalgemeinde hatten. Sie stellen ein Spiegelbild des dörflichen Lebens und der gesellschaftlichen Verhältnisse dar. Außerdem sind sie bedeutende Quellen zur Erforschung des dörflichen Lebens am Übergang vom Spätmittelalter in die frühe Neuzeit.

Auf die Gliederung des Dorfbuches und die Geschichte der Gemeinde wird nicht näher eingegangen, weil dies bereits im letztjährigen Band ausführlich beschrieben wurde.<sup>1</sup>

Die beiden Prunkstücke des Dorfbuches sind zweifellos die Dorfordnung der Gemeinde Oberachern und die Hänferordnung der Ober- und Niederacherer Hänfer.<sup>2</sup> Dabei ist die Dorfordnung der umfangreichste und mit ziemlicher Sicherheit der älteste Bestandteil des Dorfbuches, wobei die ursprüngliche Fassung auf die Zeit zwischen 1480 und 1490<sup>3</sup> datiert wird, welche gegen Ende des 15. Jahrhunderts und im Jahre 1511 um weitere Artikel ergänzt wurde. Prof. Wilhelm Teichmann<sup>4</sup> bemerkt hierzu in seinem Anhang der Dorfbuchabschrift, dass es sich bei den ältesten Bestimmungen der Dorfordnung „um eine Abschrift einer Vorlage handelt, bei welcher einzelne Bestimmungen in die Zeit zurückgehen, als Ober- und Niederachern aus Einzelhöfen bestanden, deren Gebäude zur Straße hin durch Zäune und unter sich durch Hecken abgetrennt waren und beide Ortschaften nur eine Kirche besaßen“. Letzteres ist allerdings unwahrscheinlich, weil die beiden Oberacherer Pfarrkirchen – die heutige Stefanskirche und bis 1824 die Johanneskirche – die ältesten des Achertals sind und eine davon Gegenstand der Erstnennungsurkunde von Oberachern gegen Ende des 11. Jahrhunderts ist.

Auch ist die historische Grundlage der Einzelnen von unterschiedlicher Natur. Während die Dorfordnung wesentlich älter ist als ihre Niederschrift im Dorfbuch, so war die Hänferordnung aus den gegebenen Umständen

kurzfristig notwendig geworden, um einem bestimmten Missstand entgegenzuwirken. Genauso verhält es sich mit den anderen Anordnungen, welche ebenfalls kurzfristig geändert oder teilweise immer wieder neu angeordnet werden mussten.

*Dorfordnung von Oberachern (ursprüngliche Fassung)*

Die Dorfordnung ist eine Zusammenstellung „von uralten Herkommen“ und Rechten und regelte das Verhältnis zwischen der bäuerlichen Bevölkerung des Dorfes und der Gemeinde sowie verschiedene Bereiche, welche für die Gemeinde von außerordentlicher Wichtigkeit waren, wie örtliche Selbstverwaltung, Weidrechte und Allmendfragen. So werden zu Beginn der ursprünglichen Fassung die Aufgaben sowie Rechte und Pflichten des Heimbürger detailliert beschrieben (1584 „Burenmeister“ und bereits 12 Jahre später „Burgermeister“ genannt). Der erste Absatz<sup>5</sup> hierzu lautet wie folgt:

*Wie ein Heimbürger zu wählen*

*(1) Es ist zuo wissen aller mengklich, und ist ouch ein Herkumen das man zuo Winachten seczt ein Heinbürgen, und uff wellen man da felt der meistewenige under den Zwelfen, den sie da ziehent, der sol und muos das Jar Heinbürge sin; und welcher sich des werte, der muos das Jor us dem Dorff ziehen, und sol ouch kein Husroechung han in dem Dorff des selben Jors; und wan das Jor uskumpt, wil er dan wider in das Dorff, so müs er ein Omen Wins vorhin schicken, kaufmansguot on al geverde.*

Er besagt, dass der *Heimbürger* an Weihnachten durch Mehrheitsbeschluss des Bauernzwölfers – auch Gemeindegewölfer genannt – für ein Jahr gewählt oder ausgelost wurde und im Dorf wohnhaft sein musste. Falls er das Amt nicht annehmen wollte oder konnte, war er verpflichtet, das Dorf ein Jahr lang zu verlassen und bei seiner Rückkehr einen Ohmen Wein von einwandfreier (Kaufmanns-)Qualität vorzuschicken (Absatz 1). Eine Anwendung dieses Absatzes ist durch die Absetzung des Heimbürger Paulus Stebel aus dem Jahr 1612 belegt, als sich Landvogt Reinhart von Schauenburg auf die Dorfordnung bezog, weil der Müller Stebel in Sellerhofen, einem abgegangenen Ort bei Erlach, eine Mühle gekauft hatte. Wie man dem nachstehenden Originalzitat entnehmen kann, gab es aber noch weitere gravierende – nicht genannte – Gründe, warum der Landvogt die Entlassung persönlich verfügte.

*Uff Weyhnachten anno 611 jst Paulus Stebel der Müller in der Striet uff das 612 Jar zum Burgermeister gewöhlt Aber weil er ein*

*Müli zue Sellerhofen Appenweyrer Grichts erkaufft und damit sein Nutzen befördert. Als ist zu Verhütung seins vorgewenten merklichen Schadens durch Herren Rächt Landtvogt und Ambtleutt in Ortnaw er uß obgesetzten und andren mehr erheblichen ursachen dergestalt auß Gnaden erlassen worden. Wo er künfftig wider in das Burgerrecht zu ziehen willens sein würde, das er der Ordnung gemäß nach Verfließung eins gantzen Jars ein Omen Weins vor ihme her schicken Auch der Gemeindt umb sein Innemen und Ußgeben für das halb Jar + angetzo + gepürlich Rechnung thun und geben die Zwölffer auch an sein statt ein andren Burgermeister erwölhen sollen.*

*Actum Ortenburg den 8. Juny anno 612  
Hans Reinhardt von Schawenburg  
Landvogt mpp*

Als Oberhaupt der örtlichen Bauernschaft hatte der Heimbürger das Recht, unentgeltlich drei Kühe und drei Schweine durch die Dorfhirten hüten zu lassen (3), zwei Männer mit zum Landgraben zu nehmen (5) und bis zu zwei Männer vom Frondienst freizustellen (6). Außerdem war er berechtigt, gemeinsam mit mindestens zwei Bauernzwölfem die gültigen Vereinbarungen anzuwenden („Einung“)<sup>6</sup> (7).

*Ein Heimbürg soll im Dorff seßhafft sein. Der Hirt solle ihme 3 Küe imd der Schwein 3 Schweinner gebens hünten*

*(3) Es ist ouch Recht und ein Herkumen, das der Heimbürg denen die Zwelf der Merteil setzent, der sol das Ior das Dorff versehen, und sol ouch in dem Dorff wonen und sesshaftig sin. un dar umb so hat ein Heimbürg das Recht, das im ein Hirt sol driger Kuege hütten, und ein Schwein driger Schwin, und da von sol er kein Lan geben.*

Knecht des Heimbürgers war der vereidigte *Bannwart*, welcher ebenfalls auf ein Jahr gewählt wurde, der Gemeinde und dem Heimbürger unterstellt war und diesem in Ausübung seines Amtes behilflich sein sollte (2). So gehörte z.B. zu seinem Aufgabenbereich die Pfändung nicht bezahlter Hirtenlöhne (4) und die Einberufung des Bauernzwölfers.<sup>7</sup> Dieser Absatz 4 ist der erste Hinweis auf eine gewisse Polizeigewalt, über welche der Heimbürger verfügte. Auch der Bannwart musste eine Respektsperson im Dorf sein, denn man kann dem Dorfbuch entnehmen, dass ihm oftmals ein Teil des Bußgeldes zustand und die Anwendung der Bestimmungen somit in seinem eigenen Interesse lag.

Nächster Bestandteil der Dorfordnung sind sechs alte „*Rechte und Herkommen*“ (Absätze 8 bis 12), über welche die Einwohner von Oberachern verfügten. So hatten jene, welche unterhalb der „*Weckersgasse*“<sup>8</sup> wohnten,



das Recht, von Weihnachten bis zum Jörgentag (23. April) ihr Vieh auf den Achermatten zum Hinterbann hin (Niederachern) weiden zu lassen (8) (siehe nachstehender Dorfbuchauszug) und den Weg dorthin für drei Schilling<sup>9</sup> jährlich zu benutzen (9). Bei diesem Teil der Bevölkerung handelte es sich möglicherweise um die Angehörigen der Johannespfarre, denn diese war eines der so genannten „sieben Kirchspiele<sup>10</sup>“ und demzufolge waren deren Pfarrkinder bis weit in die Neuzeit hinein Markgenossen der Sasbacher bzw. Großweierer Mark, worauf auch Absatz 8 hinweist. In diesem wurde auch das Recht auf Holznutzung in der Fautenbacher Mark geregelt. Noch heute heißt als „Überbleibsel“ aus dieser Zeit eine Enklave der Gemarkung Oberachern inmitten der Fautenbacher Gemarkung „Mark“ oder „Markgut“, an welchem die Oberacherner südlich des Mühlbaches bis gegen Ende der Sechzigerjahre des letzten Jahrhunderts ein Marklos<sup>11</sup> erwerben konnten.<sup>12</sup>

*Weydtgang uf der Banmatten*

*(8) Es ist ouch Recht und ein Herkumen, das die von Obernacher, was da sitzet under Weckersgassen, die hant nur Recht von Winachten untz uff sant Jörgentag den Tag über zuo faren uff die Acherrer Maten mit jrm Viehe, uff die Siten gegen dem Hindernban, ...*

*Holznießung in der Vautenbacher Marckh um 3 pfen.*

*... und hant ouch Recht in den Walt zuo toubem Holtz in den Vogtenbacher Walt in der Marck. dar umb so git iedes Hus drig Pfendig in die Marck under der egenanten Gassen alle Ior.*

Nach dem Jörgentag ordnete der Heimbürger an, dass ein bestimmtes Gebiet in Oberachern („von Weckersgassen unz an der Wissenfelt, und zue der andern siten unz an Reinhartzgassen unz an Lübelinsjuch“) eingezäunt werden soll (10). Dieses lag möglicherweise im Bereich der Johannespfarre<sup>13</sup> und diente als Ersatz für die vorgenannten Achermatten. Falls diese Order nicht innerhalb von acht Tagen erfüllt werden sollte, dann hatte der Heimbürger ein bestimmtes Pfandreht. Dieser Absatz 10 ist ebenfalls ein Hinweis über den Umfang seiner Polizeigewalt.

Weitere Rechte werden in den nächsten beiden Absätzen 11 und 12 genannt. So das Weiderecht zwischen dem Acherner Gewann Gebhardswag und dem Fautenbach (11) sowie das Zäunungsrecht zwischen der Vogelgesangsgasse<sup>14</sup> und dem Au graben (12) in Oberachern – allerdings lag letzteres in jenem Teil, der zur Stefanspfarre gehörte.

Absatz 13 galt für das ganze Dorf und bestimmte, dass ein Dorfbewohner eine Matte mit einer Fläche von max. 1 1/2 Tauen (= 36 Ar) nur einzäunen darf, wenn er einen Wagen und einen Pflug besaß – weil deren Besitz auch für das Dorf von Nutzen sein kann – und die Matte von schlechter Bodenbeschaffenheit war („das da lit an eim nüttren“).<sup>15</sup> Wurde aber





Bäuerliches Leben, im Vordergrund mit Pferdegespann und Pflug. Die Bauern tragen die typische Kleidung am Ausgang des Mittelalters (15. Jh.)

diese nur als Viehfutter abgemäht und nicht als Weidefläche genutzt, dann musste eine Strafe von fünf Schilling bezahlt werden (13).

Die Absätze 14 bis 18 beinhalten u.a. die Rechtswirksamkeit der *Entscheidungen von Heimbürger und Bauernzwölfer*. So war ein Mehrheitsbeschluss des Zwölfers nicht nur in allgemeinen Fragen (14), sondern auch – was die Allmend betraf – für das ganze Dorf bindend (15). Auf diese Rechtswirksamkeit wurde in Absatz 16 noch einmal ausdrücklich hingewiesen. Die Einwohnerschaft musste hilfsbereit sein (17) und wurde auf ihre Rügepflicht bezüglich der Allmend aufmerksam gemacht (18).

Gleich zu Beginn der *Feuerordnung* wird die Verpflichtung der Bevölkerung dokumentiert, nach dem Läuten der Kirchenglocke bei Feuer und Kriegsgefahr dem Heimbürger unmissverständlich gehorsam zu sein (19). Bemerkenswert ist hierbei, dass bei Brandalarm anscheinend nur der Heimbürger Befehlsgewalt hatte und nicht die Herrschaft (21) – wahrscheinlich, weil er als Ortsoberhaupt besser mit den örtlichen Gegebenheiten und Möglichkeiten der Bevölkerung vertraut war als der Vogt oder dessen Mitarbeiter.

Im Einzelnen war in der Feuerordnung vorgeschrieben, dass jeder Dorfbewohner zur Mithilfe beim Löschen verpflichtet war. Wenn er allerdings keine genauen Informationen hatte, dann musste er solche beim Pfarrer einholen (19). Bei Abwesenheit des Heimbürgers musste tagsüber versucht werden, diesen zurückzuholen (22). Konnte er nicht ausfindig gemacht werden, dann war jeder verpflichtet, ins Dorf und zur Kirche zurückzugehen, um „das dorff helfen behueten und beschirmen“, bis der Heimbürger wieder eintraf oder eine Botschaft geschickt hatte (20).

Der Heimbürger hatte aber auch das Recht, die Männer teilweise von diesen Verpflichtungen zu entbinden, wenn deren Ehefrauen unmittelbar vor der Geburt eines Kindes standen. In diesem Fall hatten sie nur tagsüber bei „der Kirchen zuo sin und sol da helffen beschirmen und behieten noch dem aller besten“. Nachts konnten sie bei den Frauen bleiben. Wenn sie aber etwas Außergewöhnliches hören sollten, wie z. B. Kriegsgeschrei, dann mussten sie aufstehen und die Nachbarn wecken, damit diese helfen konnten (23). Nichterscheinen wurde zur Sache des Heimbürgers. Dieser entschied, ob der Betroffene mit fünf Schilling bestraft werden sollte oder nicht (24).

In der *Beerdigungsordnung* war aufs Genaueste vorgeschrieben, wie den Verstorbenen die letzte Ehre erwiesen werden sollte. Im Dorfbuch kann man in diesem Zusammenhang folgenden Eintrag nachlesen:

*8. Ordnung die Thoten zu begrawen*

*(25) Es ist ouch Recht und ein Herkumen, wa ein Mensch stürbt, so süllen die zwen die Nehsten das Grab machen, sie sigent arm oder rich, und darnach die vier die Nehsten süllen in helffen an duon und den Boum machen und in darin legen, und helffen laden und entladen, unz das er in das Grab kumpt; und donoch der nehst Furmann sol in fueren zuo der Kirchen. Und wer das nit endet an allen den Stücken, das die Lich angat, als vorgeschrieben stat, der ist verfallen zwen Schilling Pfenning.*

So waren von den Nachkommen – möglicherweise aber auch die Nachbarn, wenn keine weiteren Verwandten vorhanden waren – zwei verpflichtet, das Grab anzulegen und vier weitere mussten helfen, den Leichnam anzuziehen, den Sarg anzufertigen und bei den sonstigen Vorbereitungen für die Beerdigung behilflich sein. Der nächste Fuhrmann musste dann den Leichnam zur Kirche fahren. Um schließlich zu gewährleisten, dass eine große Anzahl („namhaftige Lich“) der Dorfbewohner an der Beerdigung teilnahm, sollte von jedem Haus ein „Opferbarer“ mit der Beerdigung gehen und auch den Gottesdienst in der Kirche besuchen – brauchte aber nicht am Leichenessen teilnehmen. Dabei war es unerheblich, ob eine Frau oder ein Mann zu Grabe getragen wurde (26/28). Wer diese Regeln missachtete, wurde mit einer Geldbuße von zwei Schilling belegt (25).

Wenn eine fremde Person gestorben war, galt dieselbe Regelung. Gleichzeitig hatte der Bannwart die Aufgabe, von Haus zu Haus zu gehen und zu gebieten, dass jeder ein Pfund Wachs mitzubringen hatte. Wurde dieses Gebot nicht eingehalten, dann musste das Wachs trotzdem abgeliefert werden und der Heimbürger verteilte es unter den beiden Kirchen (27).

Gegen Ende dieses Teils der Dorfordnung wurden noch verschiedene Bereiche des dörflichen Lebens geregelt. So war als erstes die Errichtung eines Wasserabzweiges am Feldbach (Acher) wie auch am Mühlbach verboten und wurde mit einer Geldbuße von fünf Schilling Pfennig bestraft (29), weil die Gewässer Allmend, also Eigentum der gesamten Gemeinde, waren. Auch hatte man deshalb keinen Anspruch mehr auf Gegenstände, welche der Bach, z. B. bei Hochwasser, hinweggeschwemmt hatte (30). Schließlich war es auch nur erlaubt, einem Fuhrmann während der Verrichtung der bäuerlichen Arbeit einen Auftrag zu erteilen, wenn das Fuhrwerk benötigt wurde oder dieser keine Ladung hatte (35).

Im Bereich des *Eckerichs* – der Schweinemast mit Eicheln oder Bucheckern – traten wieder die unterschiedlichen Rechte der beiden Pfarreien zu Tage. Ursache hierfür war erneut die Zugehörigkeit der beiden Kirchen zu verschiedenen Markgenossenschaften. Während die Stefanspfarrei ursprünglich mit einer eigenen Kirchspielsmark ausgestattet war, so gehörte die Johannespfarrei weiterhin zur Sasbacher bzw. späteren Großweierer Mark und hatte dadurch keine Rechte im Achertal außerhalb der eigenen Gemeinde. So durften die Angehörigen der Johanneskirche und diejenigen Dorfbewohner, welche nicht zu den Eckerern gehörten, das Feld und die Weiden im Eichwald<sup>16</sup> nicht das ganze Jahr benutzen, sondern erst wenn die Eckerzeit im Herbst vorbei und die Zehntabgabe erfolgt war. Somit waren die Angehörigen der Stefanskirche im Vorteil, weil die Eichelmast von größter Bedeutung war (diese wird dadurch deutlich, dass es im Jahre 1492 zu Streitigkeiten zwischen Oberachern und Kappelrodeck um das Eckerrecht in besagtem Eichwald gekommen war, welcher erst in einem Vergleich zwischen den beiden Gemeinden geschlichtet werden konnte und auch teilweise ins Dorfbuch eingetragen wurde).<sup>17</sup> Möglicherweise als Ausgleich für diese Benachteiligung hatten die Angehörigen der Johanneskirche aber das Recht (ähnlich wie in der Mark → Absatz 8) im Eichwald für einen Jahresbetrag von drei Pfennig so viel Holz wie möglich zu machen (32).<sup>18</sup>

Die *Allmend* war – entsprechend ihrer großen Bedeutung für das Dorf – Gegenstand mehrerer Absätze. So war in Artikel 31 das Recht eines jeden Dorfbewohners dokumentiert, den Heimbürger und den Bauernzwölfer um Holz oder etwas anderes aus der Allmend bitten zu dürfen, wenn er dies benötigte. Später wurde die Anwendung dieses Rechtes ohne die Befragung des Zwölfers nochmals nachdrücklich empfohlen (um eventuelle Streitigkeiten innerhalb des Zwölfers zu vermeiden?). Ähnlich war dieser



Sachverhalt geregelt, wenn das gesamte Dorf betroffen war. In diesem Fall konnten sich Heimbürger oder Bauernzwölfer in der Allmend alles nehmen, was sie brauchten (33). Der Heimbürger durfte aber zu keiner Entscheidung gezwungen werden und niemand hatte das Recht, dem Dorf – „auch mit dem Wissen und dem Willen des Heimbürgers“ – einen Schaden zuzufügen (34).

In Artikel Nr. 36 war eindeutig geregelt, dass niemand Eigentum an der Allmend haben konnte. Einem Nachtrag der Dorfzinsen von 1546 konnte man aber auch entnehmen, dass es bei der Anwendung dieses Absatzes auch Ausnahmen gab und Verstöße dagegen nachträglich genehmigt wurden. Konkretes Beispiel ist die illegale Errichtung eines Backofens auf einem Allmendgrundstück, für den acht Pfennig verlangt wurden, wenn er nicht entfernt wurde. Je nach Grundstückslage wurde auch die Errichtung von Gebäuden genehmigt – selbstverständlich gegen Bezahlung eines jährlichen Zinses von bis zu 12 Schilling (Allmendzinsen 1607). Was die Rötzen anbelangt, durfte auf einem brachliegenden Allmendfeld aber mit Wissen und Zustimmung des Heimbürgers und des Zwölfers eine Rötze errichtet werden, wenn der Antragsteller einen untadeligen Ruf genoss. Die Rötze blieb lebenslang im Besitz des Erbauers. Danach fiel sie an das Dorf bzw. die Gemeinde (37) zurück. Wenn er aber die Rötze nicht notwendig brauchte, dann konnte sie ein anderer für sich nutzen (38). Deshalb galt für sämtliche Allmendrötzen des Dorfes auch die Vorschrift, dass sie nicht verpachtet und auch niemandem verwehrt werden durften (39). Schließlich mussten sämtliche Angelegenheiten, welche die Rötzen, Trotten und die Allmend an sich betrafen, vom Bauerngericht verhandelt werden (40).

Das Gleiche galt für das Metzgen auf einem brachliegenden Allmendfeld, nur hatte nach dem Übergang des Rechtes auf die Gemeinde keiner der Erben ein Anrecht mehr darauf. Die Erlaubnis wurde damit begründet, dass es so zum Vorteil des gesamten Dorfes war (41).

Der letzte Absatz dieses Teils der Dorfordnung beinhaltet das Recht der Gemeinde Oberachern auf Errichtung von *Laubenständen*<sup>19</sup> zum Verkauf von Brot, Fleisch und anderen Waren (42). Dieser Absatz ist auch der erste und älteste Hinweis darauf, dass Oberachern über ein Marktrecht (→ nähere Einzelheiten diesbezüglich werden unter „Sonstige Vorschriften und Anordnungen...“ vorgestellt) verfügte.

Den Abschluss bildet der Beschluss der Dorfordnung durch den Gerichtszwölfer des Landgerichtes Achern. Dieser lautet wie folgt:

#### *Der Beschluß*

*(43) Kunt und zuo wissen ist aller menglich, als do vorgeschrieben stat in dissem Buoch, das das ist gelesen und verhört voraller menglich. Und daruff so hant die Zwelff ein verbotten Gericht gehbt, und hant die Stück fürgenomen, der Heinbürg und die Zwelff,*



*und hant das erkant in dem Rechten, das disse Geschrieft, die da vorgeschrieben stat, sol Craft und Maht han. Und ist ouch das Urteil also gangen durch die Zwelff gemeinlichen. Ouch ist daby erkant, wer es Sach, daz ütgebrest, das dem Dorff gemeinlichen anleg und zuogehört, noch dem allerbesten, das mag man anschriben von Jar zuo Jar.*

Der Beschluss hatte zum Inhalt, dass die Dorfordnung allen vorgelesen wurde, der (Gerichts-)Zwölfer<sup>20</sup> und Heimbürger diese Bestimmungen für rechtens erkannt hatten und dieses Schriftstück Kraft und Macht haben sollte, so wie es vom Bauern- oder Gemeindegewölfer abschließend auch bestätigt wurde. Es wurde schließlich noch darauf hingewiesen, dass wenn sich Mängel zeigen würden, diese Vorschriften jährlich vorgelegt und verkündet werden sollten.<sup>21</sup>

#### *Erste Ergänzungen gegen Ende des 15. Jahrhunderts*

Zu diesem Zeitpunkt wurde die ursprüngliche Fassung der Dorfordnung um insgesamt 14 Absätze verschiedener Sachgebiete ergänzt und ins Dorfbuch eingetragen, weil deren Regelung aus gegebenem Anlass notwendig war und zwei vorhandene Verordnungen den veränderten Verhältnissen angepasst werden mussten.

Als Erstes wurde den Knechten des Dorfes verboten, in den *Allmendgewässern* zu fischen. Und jeder Knecht, der dem Dorf weder Bann- noch Wassergeld bezahlte, musste die Fische seinem Meister geben. Bei einem Verstoß gegen diese Vorschrift wurde der Betroffene mit einer Geldbuße von zwei Schilling Pfennig bestraft (44).

Wahrscheinlich als Folge des Brandes von Niederachern am 30. April 1495<sup>22</sup> wurde die Dorfordnung um den nachfolgenden Absatz mit den *Feuerleitern* ergänzt.

#### *Haußleitern*

*(45) Es ist zuo wissen, das in dissem Dorff ein iegelich Huß sol han ein Leitter, die da lang genug ist an ein Dach, das man wol damit oben uff die First kumen mag; und ist das darumb gemaht, da for uns Got behiet, wa Für uffging, so sol man soliche Leitern bruchen und an wölichem Huß man in solichen Nöten ein Leiter nit vint, oder das man sie wert oder verbirgt, der bessert dem Dorff 2 Schill. Pfen., ... .*

*(46) Ein Heinbirg sol ouch alle Jor die Leitern besehen, und wa die nit en sint oder nit in Eren gehalten werden, so sol der Heinbirg den selben pfenden umb 2 Schill. dem dorff, und sol im ander werb gebieten.*

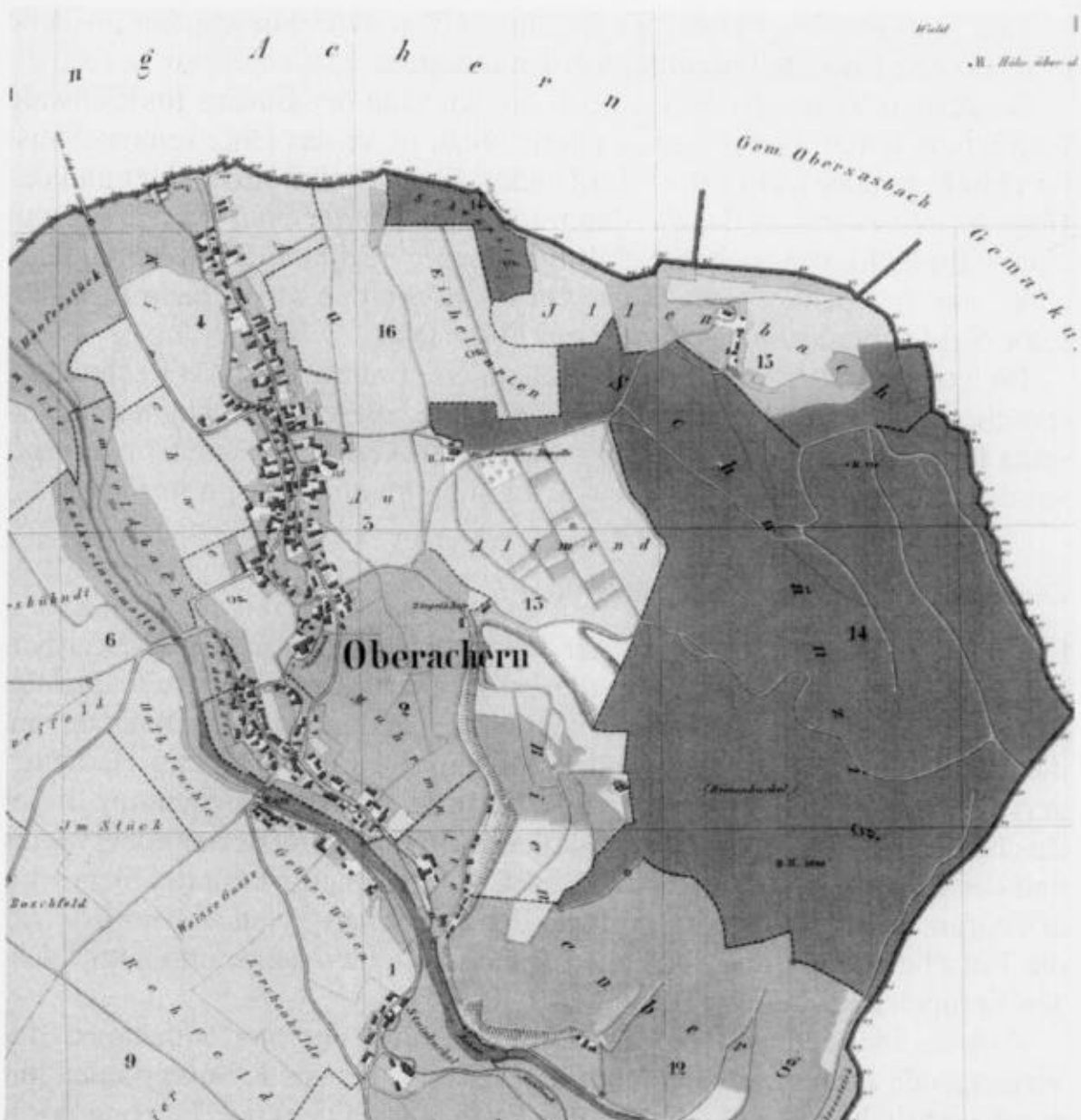
Dieser besagt, dass jedes Haus eine Leiter haben musste, die bis zum Dachfirst reicht und im Notfall weder verwehrt noch verborgen werden durfte, sonst war eine Strafe in Höhe von zwei Schilling Pfennig fällig (45). Der Heimbürger war außerdem berechtigt, sämtliche Leitern in Augenschein zu nehmen, konnte bei einem Mangel zwei Schilling zugunsten des Dorfes pfänden und schließlich auch das Einhalten dieser Vorschrift ein weiteres Mal befehlen (46).

Um wahrscheinlich einer zunehmenden Anzahl von herumstreunenden und wildernden Hunden Herr zu werden, verbot die Dorfordnung in Absatz 47 den Besitz von *Jagdhunden*<sup>23</sup> oder Welpen, die nicht „verschnitten“ waren. Bei Missachtung dieser Vorschrift musste ein Pfund Pfennig bezahlt werden – mit dem Gebot, die Welpen gemäß der erstgenannten Vorschrift zu töten.

Im nächsten Absatz wurden – als erste Änderung der ursprünglichen Dorfordnung, Absatz 37 – die Rechte des Erbauers einer *Allmendrötze* wesentlich erweitert. Fiel die Rötze bei der bisherigen Regelung nach dem Tod des Erbauers an das Dorf bzw. die Gemeinde zurück, so gehörte sie ab sofort zum Hof. Dabei war es unwesentlich, ob der Besitzer starb oder den Hof verkaufte. Schließlich wurde nochmals darauf hingewiesen, dass man sich beim Errichten einer Rötze an die geltenden Regelungen zu halten hatte (48). Der folgende Absatz 49 hatte ebenfalls einen direkten Bezug zur ursprünglichen Dorfordnung, Absatz 38: dieser wurde insofern neu formuliert, als wenn der bisherige Besitzer die Rötze nicht mehr benötigte, er sie nicht verweigern durfte, wenn der nächste, der auf sie angewiesen war, ihn darum bat. Außerdem durfte die Rötze nicht vermietet werden (49).

Bewässerbare Wiesen sind seit Menschengedenken immer wieder Gegenstand von Streitigkeiten zwischen den einzelnen Besitzern oder Eigentümern. Deshalb wurde in den Artikeln 50 bis 55 der Dorfordnung die *Wässerung der Muhrmatte* – jenem großen Gewinn zwischen dem Mühlbach und dem Bienenbuckel – genauestens geregelt:

Die heute überbaute Muhrmatte war früher – wie schon der Name sagt – eine Feuchtwiese. Trotzdem war bereits im Mittelalter eine zeitweilige künstliche Bewässerung notwendig. Um die Wässerung dieser Flächen zu gewährleisten, gleichzeitig aber eine übermäßige Wässerung zu vermeiden, waren gewisse Richtlinien notwendig. Deshalb wurde als Erstes festgelegt, dass der Graben beim Haus des Schweinehirten Clauss ein „Abloßdich“ haben soll und die Wässerung nur drei Mal im Jahr möglich war: Im April, im „Brochmonet“ (d. h. im Juni)<sup>24</sup> und im Herbst (50). Auch durfte eine Wässerung nicht länger als acht Tage im Monat dauern (51) und war von der Zustimmung des Heimbürgers abhängig, weil dieser zu verantworten hatte, dass die Plaueln (Hanfstampfen) und Mühlen am Mühlbach durch die Wässerung nicht unter Wassermangel zu leiden hatten (53).



Verschiedene Gewanne, welche im Dorfbuch genannt wurden, haben sich bis in die heutige Zeit erhalten. Beispiele hierfür sind die Flurnamen „Allmend“ und „Muhmatte“ (Ausschnitt aus dem farbigen Gemarkungsplan von Oberachern aus dem Jahre 1863/64)

Wollten die Mattenbesitzer das Wasser gemeinsam nutzen, dann war das nur unter der Bedingung „billig“, dass zum einen ausreichend Wasser vorhanden war, und zum anderen die Wässerung ebenfalls nicht länger als acht Tage dauern durfte (52). Bei einem Verstoß mussten ebenso zwei Schilling bezahlt werden, wie wenn das Ablassdeich nach Ablauf von den acht Tagen nicht mehr geschlossen wurde und somit das Wasser nicht abfließen konnte (54/55).



Den Schluss dieser ersten Ergänzung bilden zwei Vorschriften, welche u. a. von den Knechten beachtet werden mussten:

So durften weder die Söhne noch die Knechte der Bauern im Eichwald Eichenholz holen. Dabei war es unerheblich, ob er das Holz seinem Meister ablieferte oder nicht (56). Wurde aber dieses Verbot missachtet und das Holz anschließend verkauft, dann mussten Käufer und Verkäufer mit einem Bußgeld von sieben Schilling Pfennig rechnen. Sollte schließlich einer von den beiden vom Förster erwischt werden, dann hatte dies dieselbe Strafe zugunsten des Dorfes zur Folge (57).

Im letzten Absatz wurde den Knechten ein weiteres Mal das Recht abgesprochen, Fische fangen zu dürfen. Falls aber dieses Verbot ignoriert und seine Beute nicht seinem Meister gegeben (→ Absatz 44), sondern verkauft wurde, dann mussten dem Dorf zwei Schilling Pfennig bezahlt werden.

### *Die letzte Ergänzung der Dorfordnung 1511*

Die letzte bekannte Ergänzung der Dorfordnung fand an Heilig-Drei-König des Jahres 1511 statt. In dieser werden ausschließlich *finanzielle Dinge*, wie die Abrechnung und Zusammenstellung der Dorfeinnahmen, die Verfügung über die Gemeindekasse und die Bezahlung des Heimbürgers geregelt. Gleich zu Beginn von Absatz 58 wurde die Bedeutung dieser Zusätze damit hervorgehoben, dass deren Beschluss in Beisein des Vogtes und der Bauernzwölfer erfolgte. Dessen Anwesenheit ist ein deutliches Indiz dafür, dass der Vogt im Auftrag der Herrschaft verstärkt Einfluss auf die Entscheidungen des dörflichen Bauerngerichtes nahm und somit dessen Kompetenzen beschränkte.<sup>25</sup>

Absatz 58 beinhaltet die Zusammenstellung der Dorfeinnahmen des vergangenen Jahres, welche durch den Heimbürger aus Kostengründen nur einmal jährlich, und zwar ungefähr acht Tage nach dem o.g. Feiertag erfolgen soll. Zu den Einnahmen gehören aber nicht nur die mehrfach genannten Strafen, sondern auch Mieten, Marktgebühren, Boden- und Allmendzinsen, Wässerungsgeld und vieles mehr.<sup>26</sup> Das Geld dieser Abrechnung sollte dann dem neuen Heimbürger in zwei Raten übergeben werden. Die erste Rate am 24. Juni (Johannes der Täufer bzw. Johannes Baptist) und die zweite an Weihnachten. Der neue Heimbürger war verpflichtet, das Geld ungefähr zwei oder drei Tage später in Beisein der Mehrheit der Bauernzwölfer in die „Dorflade“ (Gemeindekasse) zu legen und es somit „nicht länger in seinen Händen behalten, wie es die Bauernzwölfer wußten oder es deren Wille war (59)“. Und für die Begleichung von Forderungen an die Gemeinde war der Bauernzwölfer berechtigt, dem Heimbürger soviel Geld aus der Gemeindekasse geben, wie benötigt wurde (60).

Der letzte Absatz der gesamten Dorfordnung beinhaltet die Bezahlung des Heimbürgers. Er besagt, dass die ordentliche Ausübung des Heimbür-



gerantes zehn Schilling Pfennig im Jahr wert sein sollte. Deshalb wurde der Jahreslohn des Heimburgers auf 15 Schilling Pfennig festgelegt (61).

*Deß Heimburg belohnung*

(61) *Uff vorgemelten Tag ist auch von obgemelten bedacht, das einem yeden Heimburgen, der do sin Ampt getrüwlichen versieht, des Lons zu litzel ist, Jars mit 10 Schill. pfen.; und daruff abgerett, geordnet, daz man nun firter hin einem yeden Heimburgen fir sin Jarlon sol geben 15 Dchill. pfen.*

*Ober- und Niederacherer Hänferordnung 1578 (mit späteren Zusätzen)<sup>27</sup>*

Der Hanf war mehrere Jahrhunderte hindurch die bedeutendste Handelspflanze und machte unsere Gegend zum „goldenen Mittelland“ Badens. Der Erlös aus dem Hanfbau war bis Mitte des vorigen Jahrhunderts die wichtigste Geldquelle der örtlichen Landwirtschaft. Dieser Sachverhalt hat auch im Dorfbuch seinen Niederschlag gefunden. So enthält dieses nicht nur die Hänferordnung, sondern auch Regelungen und Vorschriften, welche den Hanfbau betreffen. Auch hiesige Flur- und Gewannnamen („Littersbühnd“, „Lisenbühnd“, „Großbühnd“, das „Hänferstück“, die „Reezmatten“ am Fautenbach oder das Gewann „In der Rötz“ an der Acher) weisen auf die beträchtliche Ausdehnung des Hanfbaues in Oberachern hin.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts scheint es öfters vorgekommen zu sein, dass Hanf von schlechter Qualität als hiesiger Hanf gehandelt wurde. Nicht nur um diesem Missbrauch zu begegnen und um zu verhindern, dass die heimische Ware durch die Vermischung mit minderwertigem Hanf einen schlechten Ruf erlangte, sondern bestimmt auch auf Anweisung der Landesherrschaft, sah sich die gemeinsame Zunft der Oberacherer und Niederacherer Hänfer veranlasst, am 26. Januar 1578 die Hänferordnung zu erlassen. Diese hat zusammenfassend folgenden Inhalt:

Gleich zu Beginn wurden alle Betroffenen aufgefordert, ihre Waren nur so anzubieten und zu verkaufen, wie es seit Generationen gehandhabt wurde (1). Bei einem Verstoß gegen diese Vorschrift wurde der Betroffene mit einer Geldbuße von 10 Schilling Pfennig belegt.

Dem Dorfbuch kann man anschließend unter Absatz 2 folgenden Eintrag entnehmen:

(2) *Zum andren domit man wie von alters yeh gewessen, den Acherer Hanff vor anderen kenne hien und wider uff den Mercken, ist abgeret und beschlossen, das der geschworen Fasser khein Hanff fassen soll, der nit Kauffmansgut ist, und so solcher verschafft, alß dan sol er das Acherer Zeichen<sup>28</sup> nämlich ein halbern Adler, darneben halber Österich an die Seck schlagen.*

In den Absätzen 2 bis 4 war genauestens festgelegt, wie die Qualität gehalten und der Hanf gekennzeichnet werden sollte. So durfte nur solcher gefasst werden, der auch Kaufmannsgut war und mit dem Wappen des Landgerichts Achern – d.h. dem halben österreichischen und dem halben kaiserlichen Wappen – versehen war, um auf dem Hanfmarkt heimischen Hanf von anderem unterscheiden zu können (2). Zur Kennzeichnung der leeren Säcke sollten blecherne Handzeichen mit einem lateinischen „A“, der Jahreszahl und dem entsprechenden Vierteljahr angebracht werden, um auch diesbezüglich Betrügereien zu vermeiden (3). Zum Vierten konnten nur jene dieses Handzeichen erhalten, welche den Hanf auch in den beiden Gemeinden fassen ließen (4).

Der Fasser sollte dafür einen Lohn von zwei Pfennig pro Sack erhalten (5) und zur Aufbesserung des Lohns (sowie als gewisser Ausgleich für seine finanziellen Einbußen) für jeden Sack Hanf, welcher ungefasst aus dem Amt Achern transportiert wurde, bekam er zwei Pfennig pro Zentner (8). Der Fasser hatte aber nicht das Recht, den hiesigen Kaufleuten das Wegfahren des ungefassten Hanfes zu verweigern. Dabei war es unerheblich, ob er eine andere Weisung erhalten hatte, denn er durfte seine Vorteile nicht für eigene Zwecke missbrauchen (9).

Falls es vorkommen sollte, dass sich jemand weigert, dem Fasser die Säcke anzuzeigen oder es handelte sich nicht um „Kaufmannsware“, dann entschieden drei Vertreter der Hänfer, die so genannten Hanfschauer, über weitere Maßnahmen. Schließlich wurden die ersten Hanfschauer und der Fasser namentlich genannt (6).

Die Hänferordnung wurde in Beisein verschiedener Hänfer zusammengestellt und deren Gültigkeit von Vogt Johann Hippolytus Witterstetter mit seiner Unterschrift bestätigt.

Bereits gegen Ende des gleichen Jahres, als die Hänferordnung erlassen wurde, sah sich Vogt Johann Hippolytus Witterstetter am Stefanstag (26. Dezember) veranlasst, weitere Vorschriften anzuordnen. Es mag überraschen, aber den heutigen Begriff der „Umweltverschmutzung“ gab es schon im Spätmittelalter. Entsprechend dem nachstehenden Dorfbuchauszug – von dem auch die Hänfer mitbetroffen waren – achtete man z.B. auch in Nürnberg darauf, dass verschiedene Handwerker wie der Kürschner oder Pergamentler ihre Beizen oder Beizwasser erst bei Nacht in die Pegnitz führten.<sup>29</sup>

*Uff Sandt Steffanßthag anno 78 ist von den Bawrenzwelffer einhellig erkhandt, das non hinfierdter, die Gerber die Esser an kheim thag, sunder bey der nacht abends um und nach dem Ave Maria ein stund dernach ablossen Welcher solchs verbricht, der besser 12 schill. pfen. onnochlessig, der herschafft 10 schill. und dem dorff 2 Schill. Pfen.*

*Johann Hippolitus Wittersteter  
zu dieser Zeit Vogt zu Achernn jnn Ortnaw*

*Und im Hanffen, die gantz Zeit ollway ein Schaup in den Rössen  
lait, nicks jn den Bach richten von dem Esser, bey obgemelter Phenn  
und Straff.*

So wurde den Gerbern untersagt, das übelriechende Abwasser („Esse“ = Schöpfgefäß) in den Bach zu schütten. Nur nachts war es eine Stunde lang nach dem Ave Maria möglich, ansonsten mussten „onnochlessig“ 12 Schilling Pfennig bezahlt werden, von denen der Herrschaft zehn und dem Dorf zwei Schilling Pfennig gebührten. Auch das Abwasser der Rötzen durfte deshalb nicht abgelassen werden, solange Hanfbüschel, die so genannten „Schauben“, im Wasser lagen.

Die letzte bekannte Niederschrift von Ordnungen, welche die Arbeit rund um den Hanf betraf, fand am Johannestag 1580 (Johannes Evangelist) statt. Unter Punkt 12 bestätigte Vogt Johann Hippolytus Wittersteter fünf Vorschriften des Bauernzwölfers, welche die Sicherheit in den Plaueln gewährleisten sollten. Der Bannwart und auch die Bauernzwölfer wurden angewiesen, diese „fleißig“ zu überwachen und gemäß ihren Eiden Verstöße anzuzeigen und dementsprechend zu rügen. Deren Wichtigkeit wurde noch mit dem Kürzel „NB“ für „Nota Bene (= Merke wohl!)“ bekräftigt.

So durften die Plauelbesitzer keinem Fremden das Plaueln gestatten – weder bei Licht noch nach dem Ave Maria, nicht eher als um 4 Uhr morgens beginnen und nur mit Hilfe einer Laterne. Offenes Licht war strengstens verboten, weil die getrockneten Hanfstengel leicht brennbar waren. Dies galt für die Hänfer wie auch für die Hänfersknechte. Ein Verstoß gegen diese Bestimmungen wurde mit einer sehr hohen Strafe von einem Pfund Pfennig belegt. Schließlich war auch die Verwendung von (freistehenden) Leitern bei einer Strafe von sieben Schilling Pfennig verboten.

*Die mehrmalige Regelung der Geißenhaltung und der Fischerei  
zwischen 1574 und 1614*

Im Dorfbuch sind neben den beiden großen Ordnungen noch weitere Vorschriften eingetragen, welche ebenfalls überwiegend aus der Amtszeit des in den vorigen Abschnitten bereits genannten Vogtes Johann Hippolytus Wittersteter (1561–1585) stammen.

Wie man bei den folgenden Ausführungen über die Geißenhaltung und die Fischerei entnehmen kann, waren verschiedene Vorschriften wirkungslos und mussten mehrmals neu besprochen und festgelegt werden.



a) *Geißenhaltung*

*N. Letzlich so viel die Geissen belangen, ist erkandt und beschlossen, das niemans kein Geissen haben sol, welche ander Fiech zu erhalten haben, der gleich weder Beck noch Kitzen. Idoch ist den Armen, so nit ander Fiech zu halten vermegen, zu gelassen, denjenigen, so seigende Kind haben, die megen einer oder einer ein melckende Geissen haben und sonsten, wie gemelt, weder Beck noch junge Geissen, bei Phen und Straff 7 Schill. und Verlierung der Geissen. Die selbigen solen under den Hierten gethriben werden. ...*

Das Verbot der Geißenhaltung wurde von Vogt Witterstetter aufgrund des Beschlusses vom 15. Juni 1574 mit den obigen Zeilen zum ersten Mal im Dorfbuch niedergeschrieben, nachdem diese einen erheblichen, nicht näher beschriebenen Schaden im Dorf angerichtet hatten. Der Eintrag verbot jegliche Art von Geißenhaltung – weder Böcke noch Kitze. Allerdings wurden auch diesbezüglich Ausnahmen gemacht. So durften die Armen eine solche halten, weil sie sich kein sonstiges Vieh leisten konnten. Auch Familien mit Säuglingen war eine melkfähige Geiß erlaubt – ein für die damalige Zeit außergewöhnlich soziales Entgegenkommen. Ansonsten wurde ein Bruch dieser Bestimmung mit einem Bußgeld von sieben Schilling und dem gleichzeitigen Verlust der Geißen bestraft, welche zu den Hirten getrieben wurden.

Diese Regelung wurde allerdings schon am 27. Dezember 1575 (Johannes Evangelist) wieder aufgehoben, wie man einem „Renovatum“ (Erneuerung) vom Samstag nach Matthias (= 24. Februar) 1586 entnehmen kann. So wurde 1575 die Geißenhaltung endgültig verboten, nachdem wahrscheinlich die obige Vorschrift ignoriert wurde und die Geißen immer wieder Schäden im Dorf und darüber hinaus angerichtet hatten. Nur den Hirten und Schweinehirten gönnte man zwei Tiere – jedoch auch nur, wenn niemand darunter zu leiden hatte. Eine Änderung des gesamten Sachverhaltes durfte nur mit Zustimmung der Amtleute geschehen.

Nach der Erneuerung des Verbotes von 1575 im Jahre 1586 musste das Geißenhalten zehn Jahre später, am 7. Juli 1596, von dem neuen österreichischen Vogt des Landgerichtes Achern, Josias Stymmer (seit 1595 bis 1604) erneut angeordnet werden – wahrscheinlich, um dem Verbot endgültig Nachdruck zu verleihen, nachdem der Vogt wohl zu Beginn seiner Amtszeit festgestellt hatte, dass dieser Anordnung nicht Folge geleistet wurde. Dieses Mal hatte die Anweisung allerdings zum Inhalt, dass das Verbot nicht nur für die Alteingesessenen galt, sondern auch für „gefreite“ galt. Diese waren nicht der Leibeigenschaft unterworfenen Personen. Im Gegensatz zur Regelung von 1574 durften die Tiere jedoch nicht mehr zu den Hirten getrieben werden, sondern mussten weggeschafft werden und ein Verstoß wurde vom Bannwart gerügt und die entsprechende Strafe von



sieben Schilling (zwei Schilling gehörten dem Dorf, der Rest der Herrschaft) „gnadenlos“ abgenommen. Den Hirten und Schweinehirten standen aber weiterhin zwei Geißen zu. Im übernächsten Jahr, am Festtag Johannes des Täufers (24. Juni), erneuerte Vogt Stymmer das Verbot nochmals und wies ausdrücklich darauf hin, dass niemand in der Gemeinde Oberachern eine Geiß halten durfte, weil solche „nur dem Hirten und dem Schweinehirten aus gutem Willen und nicht aus Gerechtigkeit halber zugelassen wurden“.

Wenige Jahre vor dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges sah sich der Bauernzwölfer veranlasst, Vogt Johannem Christopherum Stauden um eine neue Regelung der Geißenhaltung zu bitten, nachdem erneut erheblicher Schaden an den Zäunen und Jungbäumen angerichtet wurde und sich auch deren Zahl durch eine entsprechende Zucht stark vermehrt hatte. Gleichzeitig wurde dieser Antrag des Bauernzwölfers auch „uff der gemeinen armen Burger underdienstliches Pitten“ gestellt.

Bei dieser Neufassung vom 25. Dezember 1614 besann sich der Vogt auf die erste Regelung anno 1574. Er hob das absolute Verbot auf, entsprach aber der Bitte des Bauernzwölfers und bestimmte wie damals, dass die unvermögenden Bürger mit kleinen Kindern beim Bauerngericht anfragen konnten, ob sie so lange eine Muttergeiß halten dürfen, bis die Kinder die Milch nicht mehr notwendig hätten. Falls die Geiß aber Junge bekommen sollte, waren sie verpflichtet, diese gleich nach dem Absäugen zu verkaufen oder zu metzgen. Diejenigen aber, auf welche diese Bedingungen nicht zutrafen, mussten die Geißen bei einer Strafe von sieben Schilling Pfennig wegschaffen. Schließlich wurde im Dorfbuch nachdrücklich vermerkt, dass auf diese Ordnung immer wieder hingewiesen werden sollte und selbstverständlich auch danach gelebt werden musste.

### *b) Fischereiordnung*

Die Regelung des Fischfanges in Oberachern ist nicht nur Bestandteil der Dorfbuch-Zusätze von 1511 – auch in den Neuordnungen von Vogt Johannes Hippolytus Witterstetter von 1574 wurde dieses Thema aufgegriffen. Wie bei der Geißenhaltung waren auch diese Anordnungen teilweise wirkungslos und mussten zwischen 1596 und 1614 insgesamt dreimal neu geregelt werden.

Im Jahre 1574 ordnete Vogt Witterstetter an, dass bei den Deichen, Wehren, Uferbefestigungen und Gräben keine Körbe eingesetzt oder mit Flößen Fische gefangen werden dürfen, soweit man eine Angel werfen konnte. Außerdem war es verboten, zwischen den Matten zu fischen, weil diese dem Bannwart unterstanden und bei einem Verstoß gegen diese Anordnungen betrug die Strafe sieben Schilling Pfennig.

Rund 22 Jahre später, am 7. Juli 1596, beschränkte sich der bereits genannte Vogt Josias Stymmer auf den Hinweis, dass nur nach der alten hie-

sigen Ordnung gefischt werden darf, und dass ein Verstoß dagegen unnachlässig bestraft werden würde.

Genau vier Jahre und zwei Tage später, am Sonntag, den 9. Juli 1600, war es notwendig geworden, die Fischereiordnung im Feldbach (Acher) und im Mühlbach zu erneuern. So wurde bei einer Strafe von sieben Schilling Pfennig festgelegt, dass weder Fremde noch Einheimische angeln, eine Garnreuse einsetzen und das Wasser zurückstauen durften. Außerdem wurde nicht zugelassen – wie auch schon 1574 teilweise angeordnet – bis zu einen Angelhakenwurf von einem Steg, Uferflechtwerk oder einem Gitter entfernt zu fischen oder eine Fischreuse einzusetzen. Es war allerdings erlaubt, ab zwei Uhr nachmittags maximal sieben kleine Binsenreusen oder einen Forellenkorb zu verwenden. Samstags durften zur Nacht hin gar keine eingesetzt werden. Die Bedeutung dieser Neuregelung wird dadurch erst deutlich, dass diese nicht nur – wie sonst üblich – vom Vogt unterschrieben und genehmigt wurde, sondern auch der Bannwart bei dessen Eid die Anweisung bekam, diese Verordnung zu überwachen und zu rügen.

Im selben Jahr, am 29. Juni 1614, wurde neben der Regelung der Geißhaltung auch die Fischereiordnung zum letzten Mal im Dorfbuch niedergeschrieben. Wenn man die nachstehenden vier Absätze betrachtet, muss ein sehr gravierender Missstand im Dorf geherrscht haben, dass auf solche Art und Weise versucht wurde, diesen zu beheben:

1. Jeder Bürger, der fischen wollte, durfte nicht mehr als sechs Binsenreusen einsetzen und – bei einer Strafe von sieben Schillingen – diese einem anderen auch nicht wegnehmen.
2. Der Gerechtigkeit halber mussten sich Arme und Reiche – bei einer hohen Strafe von einem Pfund – die ganze Woche lang vom Fischen mit Netzen, Garnreusen und anderen Gegenständen enthalten. Jedem Bürger, der einen Verstoß beobachtete und anzeigte, gebührten von der Strafe zwei Schilling sechs Pfennig und dem Bannwart fünf Schilling!
3. Das Angeln war nur donnerstags (außer wenn Feiertag war) von morgens nach dem Ave Maria bis abends zur Betglockzeit erlaubt. Verwendet werden durften die Angeln, Fangschnüre und Netze aber nur, wenn das Wasser nicht zurückgestaut wurde.
4. Zum Letzten durfte die Beute nicht außerhalb der Herrschaft verkauft werden, sondern musste zuvor den Wirten und anderen, welche die Fische benötigten, angeboten werden.

#### *Sonstige Vorschriften und Anordnungen während der Amtszeit von Vogt Witterstetter und seiner beiden Nachfolger*

Mit dem Amtsantritt von Vogt Witterstetter im Jahre 1561 begann eine neue Epoche der herrschaftlichen Verwaltung im Bereich des Gerichtes



*Der Amtmann mit den Symbolen seiner Funktion: Schlüssel, Elle und Geldbeutel (15. Jh.)*

Achern. Dies hängt damit zusammen, dass er der erste österreichische Vogt war, nachdem die Landvogtei Ortenau 1551/56<sup>30</sup> an das Haus Habsburg gefallen war. Er musste vieles neu ordnen und nach seinen Vorstellungen durchsetzen. Eintragungen von „Singenten“ 1574, dem Festtag Johannes des Täufers (24. Juni), geben einen Einblick in die eingreifenden Neuregelungen, welche der Vogt nach Beschluss des Oberacherer Bauerngerichtes bestätigen musste. Sie beinhalten u. a. verschiedene Vorschriften, die im Feld beachtet werden mussten, wobei Verstöße dagegen teilweise mit hohen Bußgeldern geahndet wurden. Verschiedene Anordnungen wie die Geißenhaltung oder die Fischerei wurden bereits erläutert. Nachstehend die interessantesten der restlichen Verfügungen der Vögte in chronologischer Reihenfolge.

### *Steinverkauf*

An Fronleichnam, 16. Juni 1563, wurde auf Anordnung des Vogtes und der Bauernzwölfer mit der Eintragung ins Dorfbuch die Änderung der Voraussetzungen dokumentiert, unter welchen Steine der Allmend verkauft werden durften. Nachdem bisher für jede Wagenladung Steine, die aus dem Bach (der Bach gehörte zur Allmend) geholt wurden, ein Schilling bezahlt werden musste, wurde nun Folgendes festgelegt:

1. die benachbarten Gemeinden des Gerichtes Achern (Fautenbach, Gams-  
hurst, Niederachern und Önsbach, Ottersweier und Lauf) brauchten wie  
die Oberacherner nur einen Schilling zu bezahlen;
2. im Gegensatz dazu mussten diejenigen Gemeinden außerhalb des Ge-  
richtes Achern einen Preis von einem Schilling sechs Pfennig entrich-  
ten.

Wer aber die eigenen Steine aus dem Bach oder dem gesamten Oberacher-  
ner Bann außerhalb des Amtes verkaufen wollte, musste Folgendes beach-  
ten:

1. die Steine durften nicht an jeden verkauft werden;
2. von den Bewohnern der Nachbargerichte Ulm, Renchen und Sasbach  
(alle Bistum Straßburg) durften gemäß der „alten Art und Weise“ nur  
sechs Pfennig statt der üblichen 1 Schilling 6 Pfennig verlangt werden;  
und
3. vom letztgenannten Betrag gebührten dem Dorf neun Pfennig und dem  
Bannwart drei Pfennig.

Es ist auch anzunehmen, dass der Heimbürger den Verkauf der Steine ge-  
nehmigen musste, um einen Missbrauch verhindern und die Dorfeinnah-  
men sichern zu können.

Vierzehn Jahre später, am 30. Juni 1577, wurde dieser Sachverhalt  
diesbezüglich verschärft, dass die Einwohner von Ober- und Unterachern  
ohne die Zustimmung des Bauernzwölfers nicht einmal zehn Steine außer-  
halb des Amtes Achern verkauften durften, auch wenn die Steine auf ih-  
ren eigenen Gütern lagen. Bei Missachtung betrug die Strafe sieben Schil-  
ling Pfennig.

### *Marktrecht*

Die folgenden beiden Eintragungen des Dorfbuches aus dem Jahre 1566  
beziehen sich auf das bereits erwähnte Marktrecht, welches bereits um  
1540 mit der Aufstellung der Standgelder belegt ist. So werden darin acht  
Fleischstände, fünf Brotstände und 18 Stände unter der Laube aufgezählt,  
darunter ein Nadler, ein Gewürzhändler und ein Schuhmacher.

26 Jahre später erfolgte eine Änderung der Marktordnung; möglicher-  
weise, weil der Oberacherner Wochenmarkt<sup>31</sup> im Laufe der Jahre eine noch  
größere Bedeutung bekam und ein von vornherein festgelegtes, allgemein  
gültiges Standgeld notwendig wurde. Diese Eintragung lautet wie folgt:

*Uff Mittwoch nach Trinitatis anno (15)66 ist durch den Hern Vogt  
unnd die Baurennzwelffer abgeredt und bestettigt worden, daß hin-  
fürter die Schuemaker jeder welcher ein Jahrstand habenn will,*



*4 Schill. Pfen. Standtgeltt gebenn soll, so er aber nit will, so soll man allwegenn vonn jedem ein Kreuzer gevortert und abgenommen werden. (später hinzugefügt:) Deßgleichen soll es mit den Yßen und Wurtz oder andern Kremern auch gehalten werden, so under Lauben veil haben wöllen.*

Inhalt dieser Änderung von Pfingsten, den 12. Juni 1566, war unter anderem die Festsetzung des jährlichen Standgeldes von vier Schilling Pfennig, welches die Schuhmacher, die Eisen-, Gewürz- und anderen Händler zu bezahlen hatten. Sollte sich jedoch einer von diesen weigern, das Standgeld zu bezahlen, dann zog es die Gemeinde von jedem der restlichen Händler ein. Die Konsequenz daraus war, dass die Händler Interesse daran haben mussten, dass es keine „schwarzen Schafe“ unter ihnen gab. Für die Gemeinde war es von Vorteil, weil sie dadurch kein finanzielles Risiko hatte und sie sich nicht weiter darum kümmern musste. Die ganze Sache wurde somit zu einer internen Angelegenheit der Händler.

Was den Markt außerhalb der Laube anbelangte, war schließlich noch festgelegt, dass jeder, der mit einem einachsigen Wagen („Karch“), Marktständen usw. seine Waren „feil bieten“ wollte, ebenfalls ein Standgeld bezahlen musste – allerdings nur die Hälfte der Händler „unter der Laube“: und zwar entweder jährlich zwei Schilling Pfennig oder monatlich zwei Pfennig.

### *Ackerrecht*

Was die Ernte und das Einbringen derselben anbelangt, legten die Vögte besonderen Wert darauf, dass die Ernte möglichst groß und nur unter geringen Verlusten von ihren „Untertanen“ eingebracht wurde – schließlich hing davon die Höhe des zu entrichtenden Zehnts ab.

So war selbstverständlich – bei einer Strafe von fünf Pfund Pfennig – nicht erlaubt, das Vieh auf ein eingesätes Feld zu treiben. Dies war erst dann möglich, wenn kein Getreide mehr auf dem Acker stand und der Zehnt abgegeben war (24. Juni 1574). Später – während der Amtszeit der Vögte Adolff Markgraffe (1586–1589) oder Vogt Lic. Jur. Ludwig Christian Ruschert (1590–1594)<sup>32</sup> wurde diese Vorschrift noch durch den Zusatz ergänzt, dass das Weiden der Pferde während der Ernte nur im Geschirr erlaubt war, damit sie keinen Schaden anrichten konnten.

Außerdem durfte eine Öffnung am Rain nur aufgemacht werden, wenn derjenige, der das Feld als letzter verlässt, diese wieder schließt. Wenn aber noch Getreide auf dem Feld stand und dies nicht beachtet wurde, dann war eine Geldbuße in Höhe von ebenfalls fünf Pfund Pfennig fällig (24. Juni 1574). Knapp zehn Jahre später, am 9. April 1584, musste der Sachverhalt von Vogt Witterstetter neu geregelt werden, weil durch „Unfleiß“ die Öff-



*Der Bauer mit seinem Arbeitsgerät: Hacke, Sichel und Stock*

nungen nicht mehr geschlossen wurden und dadurch merklicher Schaden entstand. In diesem Zusammenhang findet man im Dorfbuch folgenden Eintrag:

*NB. Uff heit Mondag den 9. Tag Appriß anno 84 ist durch den Burgenmeister und Bawrenzwelffer zu Oberachern von wegen deß mercklichen Schaden jn den Früchten beschehen, einhelgk erkandt wo imer jn Frichten von wegen das die Schlucken nit vermacht. So dan solches imer durch Unfleiß vermochung gedachter Schlucken geschickt alß oft solches beschicht soll ann Nachlosung ides mal 7 Schill. zu Rueg verfallen sein, der Herschafft 5 Schill. so dan dem Dorff 2 Schill. und solche Ordnung, der alten Ordnung unabbrichlich sein.*

*Johann Hippolitus Wittersteter  
Vogt zu Achernn*

Dieses Originalzitat beinhaltet den Beschluss, dass solch eine Nachlässigkeit mit einer Geldbuße von sieben Schilling bestraft wird. Davon gebührten fünf Schilling der Herrschaft und zwei Schilling dem Dorf. Das besonders bemerkenswerte an dieser Eintragung ist aber, dass der Heimbürger zum ersten Mal als „Burgenmeister“ – Bürgermeister – bezeichnet wird. Dieser Beschluss zeigt aber ganz deutlich, dass dadurch, dass die Gemeinde oftmals weniger Bußgeld erhielt als die Herrschaft, sie keinen großen finanziellen Spielraum hatte und so immer in einem gewissen Maße von der Herrschaft abhängig war.

Angesichts dieser strengen Vorschriften und der hohen Strafen war es selbstverständlich auch nicht erlaubt, zwischen zwei eingesäten Ackerstücken das Vieh weiden zu lassen, wenn einem diese Felder nicht gehörten (24. Juni 1574). Später wurde von derselben Hand hinzugefügt, dass diese Vorschrift überall gültig war, selbst da, wo die Hirten des Dorfes mit ihren Herden nicht hinkommen konnten. Bei einem Verstoß betrug die Strafe sieben Schilling Pfennig.

### *Kirchenbesuch*

Bei einem Verstoß gegen diese sonn- und feiertägliche Pflicht der ganzen Familie einschließlich des Gesindes musste ein Pfund Wachs gegeben und fünf Schilling in den Opferstock geworfen werden (24. Juni 1574).

### *Zehntentrichtung*

Ein Verstoß gegen diese Vorschrift wurde mit einem Bußgeld von fünf Pfund Pfennig bestraft (24. Juni 1574). Bei diesem Betrag kann man sich unschwer vorstellen, wie schnell jemand in finanzielle Notsituationen kommen konnte, wenn er nicht in der Lage war, den fälligen Zehnt aus verschiedensten Gründen zu bezahlen. Nicht selten war somit der Ruin der abhängigen Bauern nicht mehr zu vermeiden.

### *Tiefhängende Äste bei der Ernte*

Im Sommer dieses oder bei der Heuernte des vorigen Jahres muss es wohl vorgekommen sein, dass über- oder tiefhängende Äste der Bäume am Wegrand das Getreide, Heu oder Öhmd herabgesteiften und dadurch erheblicher Schaden verursacht worden war. Deshalb ordnete Vogt Witterstetter ebenfalls am Festtag von Johannes des Täufers – 24. Juni 1575 – bei einer Strafe von sieben Schilling Pfennig an, dass jeder, der solche Bäume auf der Allmend hat, diese entweder stutzen muss oder zu entfernen hat. Hintergrund bei dieser Anordnung des Vogtes war mit Sicherheit auch hier der finanzielle Nachteil, welchen die Herrschaft durch diese Verminderung der Ernte erlitten hatte.

### *Schlagen von jungen Tannen*

Im gleichen Jahr wie die Hänferordnung – 1578 – wurden der Bauernzwölfer, der Bannwart und die Dorfhirten in dieser Anordnung angewiesen, angesichts ihrer Eide darauf zu achten, dass keine jungen Tannen geschlagen werden durften.

*Mesnerdienst*

Am 1. Dezember 1578 wurde dessen zweijährige Amtszeit festgelegt und mit dem nachstehenden Textauszug dokumentiert:

*Weitters abgehandelt, des Meßners halben, der sol allwegen zwey Jar angenommen und empfangen werden, auch bey seiner alten Bestelung wie bißher beleyben. Doch sol er schuldk sein von Michaeli anne bis Mitterfast alle Obedt zu nein Uwren die mittel<sup>33</sup> Glock leiten, do mit die Underthanen wissen, das sie heimer zu usser der Wirdtshüsser gehen sollen. Im Meßner solen die Giter uff Bawer Hanssen Hof den Zehenden folgen lassen, wie von alters her.*

*Vogt zu Achern jnn landtgericht*

*Beschehenn uff Mandog nach Andrej anno 78 jnn bey sein Wendel Hueber, Hanß Gutbrot, Kierchengeschwogere, Nicolaus Wittersteter, Oberhelgenpflieger jm Ampt Achern, auch Her Matis Stryfflein, her Conratt Eych, beede Pfarher zu Ober- und Underachern, auch den Vogt zu Achern selpsten.*

So war der Mesner verpflichtet, weiterhin seiner bisherigen Tätigkeit nachzugehen, im Winterhalbjahr vom Michaelstag (29. September) bis Mitterfast (Latäre, d. h. dem 3. Sonntag vor Ostern), die mittlere (ursprünglich die große) Glocke zu läuten, um den Untertanen verstehen zu geben, dass sie jetzt die „Wirtshäuser“ zu verlassen hatten und nach Hause gehen sollten.

Wenn man den Inhalt des zweiten Teils dieser Dorfbuchnotiz zugrundelegt, dann kann man daraus schließen, dass der Mesner von St. Stefan nach der Vereinigung der beiden Pfarreien 1535 auch für die Johanneskirche zuständig war, und dass deshalb auch beide Pfarrer (Conrad Eych von Oberachern, Mathis Stryfflein von Niederachern) beim Beschluss dieser Anordnung dabei waren. Außerdem scheint sie von besonderer Bedeutung gewesen zu sein, denn neben den Pfarrern und den Kirchengeschworenen von Oberachern und Unterachern (bzw. Niederachern) waren auch noch der Oberheiligenpflieger (= der Verwalter der Kirchenfinanzen) des Amtes Achern und Vogt Wittersteter als Vertreter des Landesherren anwesend. Bemerkenswert an diesem Dorfbuchauszug ist außerdem, dass die Familie des Vogtes auch das Amt des Oberheiligenpfliegers inne hatte.

Dieser Eintrag und das Vorschreiben des sonn- und feiertäglichen Kirchenbesuchs sind weitere Hinweise auf die große Bedeutung des Dorfbuches für die Heimatgeschichte: Schildern sie doch nachdrücklich den großen Einfluss der Herrschaft auf das einfache Volk – auch mit Bevormundungen, welche man sich heute nicht mehr vorstellen kann und die sich niemand gefallen lassen würde!





*Schlüssel und Kanne  
kennzeichnen den Gastwirt*

### *Zulassung von Gastwirten*

Ebenfalls am 1. Dezember 1578 bestätigte der Vogt die Zulassung von Gastwirten. Sie besagt, dass jeder, der sich als solcher im Dorf niederlassen wollte, verpflichtet war, dem Dorf sieben Pfund Pfennig zu bezahlen. Dieses Geld sollte dem Dorf zugute kommen und jedes Jahr als Bestandteil der Heimburgerrechnung mit diesem verrechnet werden. Möglicherweise war diese Anordnung eine Reaktion auf negative Erfahrungen, welche die Gemeinde mit einem Wirt gemacht hatte, denn aufgrund der eingemeißelten Jahreszahl 1545 im Kellergewölbe des Oberacherer Gasthauses „Rebstock“ kann angenommen werden, dass es 1578 bereits eine „Wirtschaft“ gab und das Verhalten eines Wirtes Anlass für diese Maßnahmen war.

### *Eichelmast im Eichwald*

Im Mittelalter und darüber hinaus war die Eichelmast der Schweine im Eichen- und Buchenwald (Eckerich) von besonderer Bedeutung, was auch schon im ältesten Teil der Dorfordnung seinen Niederschlag gefunden hat. Wie bereits erwähnt kam es 1492 zu erheblichen Streitigkeiten zwischen Oberachern und Kappelrodeck, welcher erst in einem Vergleich beigelegt werden konnte.<sup>34</sup>

Dass dieser Vergleich das Ausbleiben von Unstimmigkeiten nicht gewährleisten konnte, belegt der Eintrag aus dem Jahre 1579, als sich der Heimbürger und der Bauernzwölfer in Beisein von Vogt Witterstetter in alten Unterlagen vergewissert haben, dass jeder „Ausländer“ (zu diesen gehörten z.B. die Kappelrodecker und Sasbachwaldener als Untertanen der weltlichen Herrschaft des Hochstiftes Straßburg), welcher der Oberacher Bauernschaft mit seinen Schweinen oder anderem Vieh im Allmendwald zur Eckerzeit einen Schaden anrichtete, 13 Unzen Pfennig zu bezahlen hatte.

### *Gemeindeweiden*

Alle Nutzer der Gemeindewiesen waren verpflichtet, an den allgemeinen Frontagen ihren Frondienst abzuleisten, sonst wurden sie mit einer Nachrüge von zwei Schilling belegt (27. Dezember 1580).

### *Wasserrückstau in der Acher*

Bei dem am 24. Juni 1588 (Singenten/Johannes der Täufer) abgehaltenem Bauerngericht wurde vom Bauernzwölfer erkannt, dass kein Einheimischer im Feldbach einen Wasserabzweig errichten darf, so wie es auch in der Dorfordnung, Absatz 29, bereits festgelegt worden war. Wie in der Dorfordnung auch, betrug die entsprechende Strafe fünf Schilling, wurde aber später auf sieben Schilling erhöht.

### *Gänsehaltung*

Dieser Sachverhalt wurde während der Amtszeit des bereits erwähnten Vogtes Markgraffe geregelt, nachdem Gänse erhebliche Schäden angerichtet hatten. Der entsprechende Dorfbucheintrag besagt, dass eine Strafe von 6 Schilling Pfennig bezahlt werden musste, wenn ein Gemeindeangehöriger mehr als sechs Gänse hielt (1589).

### *Ährenlesen*

Das Ährenlesen auf den Feldern wurde – bei einer Strafe von sieben Schilling Pfennig – mit diesem Eintrag verboten. Wahrscheinlich galt dieser Abschnitt aber nur für Grundstücke, welche auch der Herrschaft gehörten und von den örtlichen Bauern in Fronarbeit bearbeitet werden mussten. Das Ährenlesen auf den Feldern war deshalb nur den herrschaftlichen Mägden und Knechten erlaubt. Hierbei handelt es sich um einen weiteren Nachtrag aus der Amtszeit der Vögte Markgraffe oder Ruschert.

### *Beschränkung der Schafzucht*

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts beschränkte sich in der Landvogtei Ortenau das Nutzvieh nicht nur auf Rinder, Schweine, Pferde und Ziegen (letztere mit den bereits beschriebenen Problemen), sondern man konnte in zunehmenden Maße auch Schafe auf den Weiden antreffen. Deren Anzahl hatte allerdings derart überhand genommen, dass sich die Amtsherren auf Schloss Ortenberg am 4. Juli 1604 genötigt sahen, dagegen etwas zu unternehmen. Im Dorfbuch kann man sinngemäß folgende Eintragung nachlesen:

*NB. Nachdem bisher die Schaffzucht sich überheufft, also das dardurch der Weidtgang nit allein den Rossen, sonder auch den Kuegen und Schweinen zu mercklichem Abgang geschwecht und geschmelert worden. Dem aber zu begegnen, so haben auß sondern Bevelch der Herren Ambttleut in Ortnaw an heüt den 4. July anno 604 jn erwegung der Herrschaft, die schuldige Fron durch dergleichen Vieh nit kan befördert noch sonst ein Mehrers erhalten werden, die von Oberkeit und der Baurschafft weegen anwesende dahin ereht, das weder der ein noch der ander, wer der were bey Straff 5 Pfund Pfen. khein Schaff mehr für den Hirten zu treiben halten, sonder selbige bei gemelther Straff bitz komenden St. Michelstag abschaffen und hinweg thun sollen. Da aber einer oder mehr wern, die eigne gefreite Güetter so mit dem Vieh den Weidtgang nit zu besuchen hetten, solchen solle zwei aber nit mehr darin zu erziehen frei sthen. Actum ut supra.*

Bei einer Strafe von fünf Pfund Pfennig mussten die Betroffenen ihre Schafe spätestens an „Michaeli“, d. h. dem 29. September, weggeschafft haben. Diese Anordnung war aber nur für diejenigen von Bedeutung, welche ihre Tiere bisher durch den Hirten auf die Weide getrieben hatten. Wer eigene Güter hatte, konnte auch weiterhin zwei Schafe auf seinem Grund und Boden aufziehen. Um diesem Befehl Nachdruck zu verleihen, wurde sogar die eventuelle Ausübung der Herrschaft in Erwägung gezogen, welche weitreichende Konsequenzen haben konnte.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurden nur noch überwiegend geschichtliche Notizen ins Dorfbuch eingetragen, die bereits Bestandteil des letztjährigen Bandes waren. Einzige Ausnahme sind die Eintragungen in Zusammenhang mit der Verteilung des ehemaligen Eichwaldes auf die Oberacherer Bürger im Jahre 1790, welche aber weder geschichtliche Notizen noch Ordnungen im Sinne der vorgenannten darstellen. Ansonsten sind es nur noch ortsinterne Eintragungen wie die Bereinigung von Streitigkeiten, Löhne der Hirten, die Verpachtung der Laube oder Grenzkorrekt-

turen, die im Dorfbuch ihren Niederschlag fanden. Von besonderer Bedeutung ist aber die Vielzahl von Gewann- und Flurnamen, die zu einem großen Teil heute gänzlich unbekannt sind. Einer davon – die bereits erwähnte „Rodgasse“ entlang der Gemarkungsgrenze zwischen Oberachern und Achern – wird möglicherweise zu neuem Leben erweckt, denn der Heimat- und Verschönerungsverein Oberachern hat bei der Stadt Achern den Antrag gestellt, dass ein Neubaugebiet in unmittelbarer Nähe dieses uralten Flurnamens nach ihm „An der Rodgasse“ genannt wird. Dieses ist ein weiterer Beleg für die große Bedeutung, welche das Dorfbuch bis in die heutige Zeit haben kann.

\*\*\*

*Kurzer Hinweis zum ersten Teil der Dorfordnung in der letztjährigen Ortenau:*

In die Aufstellung der Fußnoten hatte sich der „Fehlerteufel“ eingeschlichen:

Fußnote Nr. 20 in der Aufstellung ist die Nr. 19 im Text. Außerdem: 21 = 20, 22 = 21, 23 = 22, 24 = 23. Die Fußnote Nr. 24 im Text ist überflüssig. Fußnote Nr. 25 in der Aufstellung und im Text stimmen wieder überein.

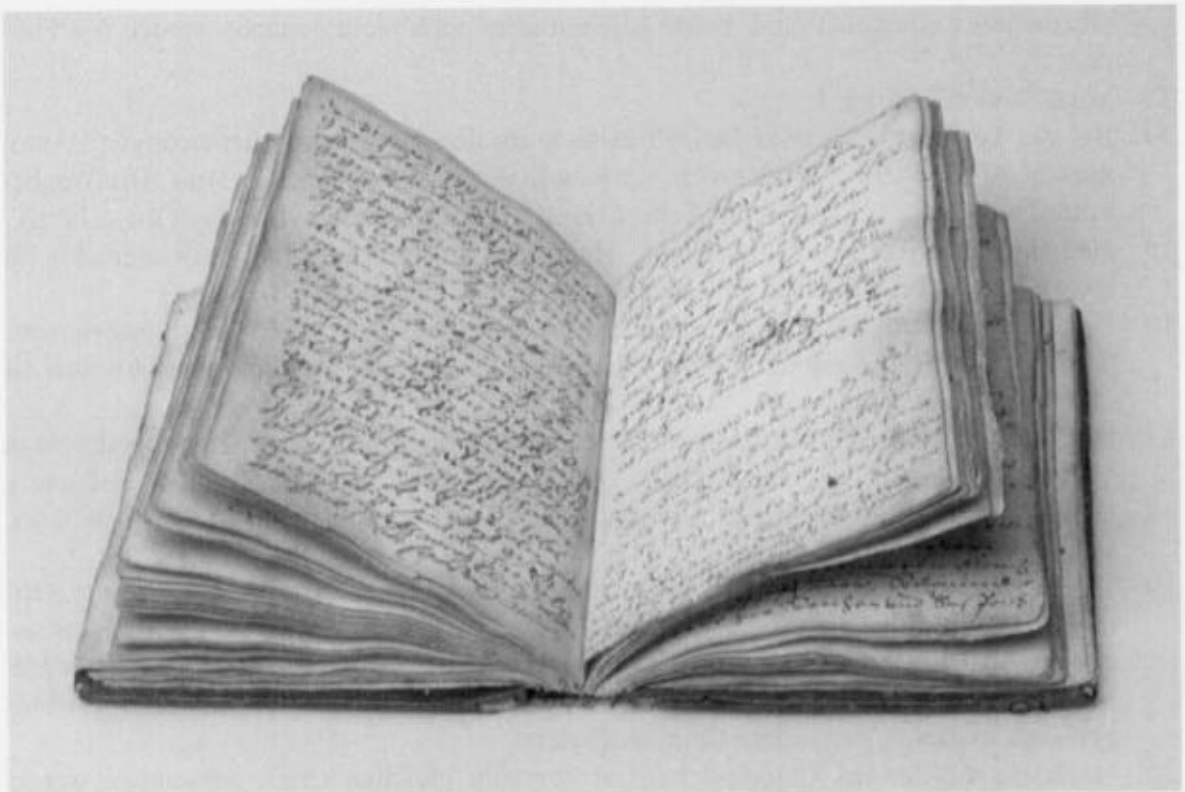
*Anmerkungen*

- 1 Vogt, Reiner: Das Dorfbuch von Oberachern (Teil 1). In: Die Ortenau 81 (2001), 129–146
- 2 siehe Beck, Eugen: Vom Hanfbau in Achern und Oberachern. In: 900 Jahre (Stadt) Achern – (Gemeinde) Oberachern. Offenburg 1950; Beck, Eugen: Die Hänferordnung vom Jahre 1578. In: Die Ortenau 33 (1953); Vogt, Reiner: Die Hänferordnung von 1578 und der Hanfbau in Oberachern und Achern. In: Acherner Rückblicke 1 (2001)
- 3 Mone, Friedrich: Dorfordnung von Oberachern. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO) 14 (1862)
- 4 Der Karlsruher Professor und Stadtbibliothekar i.R. Wilhelm Teichmann ließ 1934 eine Abschrift anfertigen
- 5 Die Überschriften wurden wahrscheinlich von den österr. Vögten Adolf Markgraf (1586–89) oder Lic. jur. Ludwig Christian Ruschert nachträglich ergänzt; die Artikelnummerierung gemäß Mone, Friedrich, s. Anm. 3
- 6 Einung = urspr. Vertrag zum Zwecke des Land- und Stadtfriedens, später bedeutete die Einung die Autonomie bzw. Selbstverwaltung einer bestimmten Körperschaft, welche aber mit der Zeit von der Herrschaft eingeschränkt wurde



- 7 Pillin, Hans-Martin: Ortsherrschaft und Niedergerichtsbarkeit in den rechtsrheinischen Herrschaftsgebieten des Bistums Straßburg im Mittelalter. In: Die Ortenau 69 (1989)
- 8 Wenn man mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut ist und Absatz 10 betrachtet, in dem es heißt „von der Weckersgasse bis an das Wissenfelt“ so kann man davon ausgehen, dass aus der damaligen „Weckersgasse“ im Laufe der Jahrhunderte die heutige „Weiße Gasse“ wurde – welche sich im Pfarrbereich der St.-Johanneskirche befand – und diese einfach um die wenigen Meter bis zum Mühlbach (der Grenze zwischen der Stefans- und Johanneskirche) verlängert, dann befindet sich in diesem Viertel unterhalb der Linie Weckersgasse/Mühlbach der ehem. Standort der Johanneskirche
- 9 Währungseinheiten: 1 Pfund = 1 Gulden = 20 Schilling, 1 Unze = 15 Pfennig, 1 Schilling = 3 Kreuzer = 12 Pfennig
- 10 Schneider, Hugo: Die Großweierer Mark. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte und ihrer Bedeutung. In: Die Ortenau 70 (1990)
- 11 Die Marklose wurde zum genannten Zeitpunkt von der Gemeinde Oberachern abgelöst. Seit diesem Zeitpunkt werden sie an Interessenten verpachtet
- 12 Für Hugo Schneider gehen diese Absätze auch auf die Zeit zurück, als entweder beide Oberacher Pfarreien noch nicht existierten oder nur eine davon. Diese These beruht auf der Tatsache, dass schon gewisse Anzeichen für die spätere Abgrenzung innerhalb Oberacherns erkennbar sind, beide Kirchen aber noch nicht genannt werden (→ Fußnote 8)
- 13 Vogt, Reiner: s. Anm. 1
- 14 Bei der Vogelsgesangsgasse handelt es sich um den unteren Teil der heutigen „Antoniusstraße“, bis 1971 „Lindenweg“ (unterhalb der Antoniuskapelle). Aus „Die Wegbeschreibung und ...“, Stadtarchiv Achern (Bestand ehem. Gemeindefachbereich Oberachern)
- 15 alemannisch „Nütt“ = nichts (Baum, Hubert: Alemannisches Taschenwörterbuch für Baden, 1978), Prof. Teichmann übersetzt das Wort „nüttren“ als Niederung
- 16 Heute ein Gewann der Gemarkung Kappelrodeck. Bis Ende des 18. Jahrhunderts wurde das gesamte Waldgebiet von der Oberacher Allmend bis zum Knetschwasen als „Eichwald“ bezeichnet
- 17 Der gesamte Vergleich war Bestandteil des Dorfbuches von Unterachern, abgedruckt in „Kleine Geschichte der Stadt Achern“ von Ruppert, Philipp, 1880; vgl. auch Fußnote 1
- 18 Hanß, Karl: Die Geschichte der Ortenau, Bd. 2: Die Bauern und andere Dorfbewohner. Offenburg (1996)
- 19 Die Laube war im Mittelalter jenes Gebäude, in welchem Gericht gehalten wurde. Oftmals stand sie freistehend, war ein öffentliches Gebäude, wie z. B. an das Rathaus angebaut, oder in ein solches integriert mit mindestens einer Seite zur Öffentlichkeit hin. Möglicherweise ist mit der Oberacher Laube nicht nur der Ort des Dorfgerichtes gemeint, sondern das gesamte Gemeindehaus
- 20 Nachdem die „zwölf Gemeinlichen“ später zum gleichen Urteil gekommen waren, kann es sich hierbei nur um den Gerichtszwölfer handeln
- 21 Hanß, Karl: Die Geschichte der Ortenau, Band 2: Die Bauern und andere Dorfbewohner (1996)
- 22 Vogt, Reiner: s. Anm. 1
- 23 vgl. Fußnote 18
- 24 „Brochmonet“ = abgeleitet von „broche“ = alemannisch für tief pflügen
- 25 Pillin, Hans-Martin: Achern – Eine Stadt und ihre Geschichte. (1997)
- 26 Zusammenstellung der Dorfzinsen im Dorfbuch zwischen 1540 und 1607
- 27 vgl. Fußnote 2
- 28 Dieses Wappen ist das heutige Wappen der Stadt Achern

- 29 Kühnel, Harry: Die städtische Gemeinschaft... In: Alltag im Spätmittelalter (1984)
- 30 Vogt, Reiner: s. Anm. 1
- 31 Pillin, Hans-Martin: s. Anm. 25
- 32 Dass der Eintrag in diesem Zeitraum getätigt wurde ist eine Einschätzung von Prof. Teichmann. Dieser erwähnt außerdem, dass Vogt Ruschert im Dorfbuch von Unterachern wenig rühmlich gedacht wird
- 33 Ursprünglich war es die große Glocke, die „mittlere“ Glocke wurde später nachgetragen
- 34 Vogt, Reiner: s. Anm. 1



*Dorfbuch von Oberachern*

## Hornberg zu Ende des 16. Jahrhunderts

### Dienste, Abgaben und Rechte seiner Bürger

Wolfgang Neuß

#### Die Entwicklung

Hornberg geht auf eine Gründung des freiherrlichen Adelsgeschlechtes derer von Hornberg zurück,<sup>1</sup> als Stadt wurde es erstmals im Jahre 1275 erwähnt.<sup>2</sup> Im Historischen Atlas von Baden-Württemberg wird Hornberg auf der Karte VIa bei den Stadtgründungen zwischen 1200 und 1300 aufgeführt.

Nach einer mehr als dreihundertjährigen Herrschaft verkauften die Herren von Hornberg, zuerst Brun Wernher am 25. November 1423<sup>3</sup> und am 28. Dezember 1442 Conrad von Hornberg<sup>4</sup> ihre Burgen und Anteile an der Stadt Hornberg und in den Stäben Reichenbach, Gutach und Kirnbach.

Weil sich die Herren von Hornberg nach ihrem Stammsitz nannten, war der Bestand der Herrschaft so sehr an ihren Sitz auf dem Schlossberg gekettet, dass der Verlust ihres Herrschaftssitzes nach 1449 mit der endgültigen Auflösung der Herrschaft Hornberg gleichbedeutend war.

Wie die Kaufbriefe der Herren von Hornberg ausweisen, bestand ihre Herrschaft aus einer Vielfalt von Rechten an ihrem Grundbesitz, die Rechte an den Menschen, die darauf lebten, eingeschlossen. Das belegt der äußerst umfangreiche Kaufbrief Brun Wernhers von Hornberg.

Daraus lesen wir übersetzt:

*„Ich Brunwernher von Hornberg bekenne mit diesem Brief öffentlich, daß ich für mich und alle meine Erben mit klaren Sinnen den Herzögen Ludwig und Ulrich, Brüder, mein Schloß Hornberg, die Feste und meinen Teil an dem Städtlein Hornberg mit dem halben neuen Turm im Kinzigtal und die hernach mit Namen beschriebenen Täler, Güter und Höfe, die ersten zu Hornberg im Städtlein. ...*

*Dazu die Badstube, die Metze mit Metzelbank und Sägemühle ...*

*Zu den beschriebenen Tälern, Leuten und Gütern gehören zwei Gerichte, das eine ist in Gutach und das andere vorm Städtlein vor der Brücke. Zu beiden gehören Stock [niedere Gerichtbarkeit] und Galg [hohe Gerichtbarkeit] ...*

*Es soll keiner aus meiner Herrschaft sein Lehensgut verkaufen, der außerhalb der Herrschaft wohnt und nicht zu Hornberg gehört ...*

*Dies alles und jegliches Genanntes, und allem jeglichen anderen ihren Herrlichkeiten [Herrschaftsrechten], Wildbännen, Weidrechten [witrite = Ödung, die urbar gemacht, dem Lehensherrn die „Lautgarbe“ trägt], Ehaft [Rechten], Zöllen, Geleitrechten, Vogteierechten, hohen und niederen Gerichtsrechten und alle Verfügungsgewalt mit Eckerisch [Schweinemast im Wald], Äckern, Wiesen, Weiden, Feldern, Wäldern, bebaut und unbebaut, Bewuchs, Wasser und Wasserlauf, Mahlmühlen, Mühlplätzen und Fischereien, mit Kirchen, Kirchensatz und das Belehnungsrecht, [d.h. Vergaberecht derselben Kirchen mit Zehntem groß und klein], und befunden [besetzt] mit Leuten und gutem Zwing und Bann, genannten Steuern, Lehen und Zinsen an Pfennigen, Korn und Hafer, Hühnern und Gänsen und mit aller andern Schuld, bewohnt und unbewohnt, ob bebaut oder unbebaut, wie dies alles mit Namen genannt, besetzt oder unbesetzt, und sonderlich dieses alles und jegliches mit allen ihren jeglichen Rechten, Gewohnheiten, Diensten, Frondiensten, Dritteil und Fällern und mit allem anderen Zugekommenen, was ich bisher besessen habe, innegehabt, genossen und hergebracht [altes Herkommen] habe, es sei benannt oder unbenannt, nichts daran ausgenommen noch vorenthalten, ohne alle Gegenrede.“*

Keine Urkunde dokumentiert ausreichender, mit welchen bedeutenden Rechten die Herren von Hornberg während ihrer Herrschaft ausgestattet waren. Es war deshalb ein Glück, dass sich die Urkunde in der Hand der Grafen von Württemberg befand, als im Jahre 1442 beim Stadtbrand das Hornberger Rathaus verbrannte. Sie blieb somit erhalten.

Der Kaufbrief Brun Wernhers ist bezüglich seiner namentlichen Aufzählung der zu seinem Teil Hornberg gehörenden Besitzer von Grundstücken, seinen Angaben zu deren Abgaben in Geld und Naturalien sowie anderer Lasten für die damalige Zeit ungewöhnlich reichhaltig und aufschlussreich. Er weist auch im Kaufbrief darauf hin, dass er auch ein Recht auf Fronleistungen besaß.

Fronen, Fronen, in Süddeutschland Scharwerke (das heißt landwirtschaftliche Arbeit), waren Dienstleistungen, die zwangsweise für öffentlich oder privat Berechtigte verrichtet werden mussten. Vor der Bauernbefreiung war besonders die bäuerliche Bevölkerung mit Fron belastet.

Der Anspruch auf Fron war ein dingliches Recht, mit dem Besitz eines Grundstücks verbunden, auf persönliche Abhängigkeit ist darum beim Fronpflichtigen nicht sicher zu schließen. Ein Teil der Frondienste, der schwer bestimmbar ist, hat gerichtsherrlichen Ursprung. Das ist bei den Herren von Hornberg nicht auszuschließen. Die Frondienste waren in der Regel gemessene Dienste, wobei die Bemessung nach Zeit, nach real umschriebenen Leistungen oder auch durch Herkommen gegeben war.<sup>5</sup>

Nähere Angaben zu den Frondiensten seiner Untertanen machte Brun Wernher im Kaufbrief nicht.



In einem so genannten „Freiheitsbrief“, der nur noch in Abschrift erhalten ist, bestätigt Conrad von Hornberg am 11. November 1442 seinen Bürgern zu Hornberg ihre Freiheiten.<sup>6</sup>

Er beginnt mit den Worten: *„Ich, Conrad von Hornberg, bekenne und tue jedem kund und erkläre mit diesem Brief, daß Hornberg, die untere Burg, das halbe Städtlein, Täler, Leut und Gut zu dieser Burg Hornberg als Herkommen und von meinem Vater selig an mich gefallen und Erb geworden sind. Von uns, meine Bürger und abhängigen Leut zu Hornberg in der Stadt und in der Vorstadt, vormals auch von der Herrschaft Hornberg, auch von dem edlen Herzog von Urslingen sel. freiwillig, damit die Stadt Hornberg desto besser in gleichem Zustand bliebe und im Bau erhalten und bleiben möge, begabt und gefreit, was auch die Briefe auswiesen, als das Städtlein Hornberg verbrannte.“*

Damit bestätigt Conrad, dass die in seinem Freiheitsbrief gewährten Freiheiten „altes Herkommen“ waren und die Briefe, die den Beweis dazu liefern konnten, bei einem Hornberger Stadtbrand verbrannten. Demnach muss Conrad diese Briefe gesehen haben.

Diese Freiheiten der Hornberger waren:

1. dass sie freie Leut heißen und sein sollen,
2. dass sie freien Abzug von dannen, wann sie wollen, mit ihrem Leib und Gut haben sollen,
3. dass sie für keine Schuld noch um eine andere Sach Pfand sein sollen,
4. dass die Wasser vor der Stadt ein „Frei-Allmend-Wasser“ sein sollen,
5. dass Ungeld und Ladgeld, auch zur Erhaltung der Stadt, geschenkt sind,
6. dass es ihr Recht sei, Holz, Feld, Wald und Weid und andere gerechte Dinge zu besetzen und zu entsetzen.

Nur wenig später, am 28. Dezember 1442, verkaufte Conrad dem Grafen Ludwig von Württemberg seinen Anteil an Hornberg.<sup>7</sup>

Weil auch die Herren Heinrich und Georg von Geroldseck als Erben ihres Veters Herzog Reinhold von Urslingen auftraten, gaben sie im Jahre 1443 einen gleichlautenden Freiheitsbrief, jedoch mit dem Zusatz, dass sie den Hornbergern als „Brandsteuer“ ihr Viertel am Zoll von Hornberg bewilligten.<sup>8</sup>

Weil Conrad von Hornberg die Abtretung seines Viertels am Anteil des Zolls erst im Jahre 1445 verfügte,<sup>9</sup> also nach dem Verkauf seines Anteils an Hornberg, ist die Zustimmung der Herrschaft Württemberg dazu nicht ausgeschlossen.

Conrad schreibt (übersetzt):

*„Weil ich gut unterrichtet bin und mir kund und zu wissen ist, daß die Bürger und armen Leut in der Stadt und der Vorstadt vor langer Zeit bei*

*Brun Wernher von Hornberg, meinem lieben Vetter, und bei Herzog Reinholds von Urslingen seligen Zeiten und auch bei meinen Zeiten den Zoll zu Hornberg gebrauchten, innegehabt und genossen haben, damit sie das Städtlein besser im Bau halten und erhalten können.*

*Da nun das Städtlein verbrannt ist, hab ich denselben Bürgern im Städtlein und in der Vorstadt, damit sie das Städtlein besser aufbauen und erhalten können, diese mit der „Brandsteuer“ und meinem Teil des Zolls begabt. Das ist der vierte Teil des Zolls zu Hornberg.“*

Die besagte „Brandsteuer“ war demnach keine neue Steuer, sondern nur eine erweiterte Zweckbestimmung zum Wiederaufbau Hornbergs nach dem Stadtbrand von 1442. Wegen fehlender Hinweise ist deshalb bis dato nur die Hälfte eines Hornberger Zolls bekannt.

Schuld daran sind wohl die Stadtbrände der Jahre 1383 und 1442, bei denen jeweils das Hornberger Rathaus ein Opfer der Flammen wurde. Aus diesem Grund geben auch die vorhandenen Urkunden keinen lückenlosen Aufschluss auf Rechte und Pflichten der Bürger dieser Zeiten.

Infolgedessen war es von ganz besonderer Bedeutung, dass Michael Groß, genannt „Stutz“, im Auftrag Herzog Ludwigs von Württemberg zur Erneuerung von Stadt und Amt Hornberg im Jahre 1590 ein Lagerbuch erstellte, das Rückschlüsse erlaubt. Dies besonders, weil er darin mit genauen Angaben mehrfach auf „altes Herkommen“ hinweist.

In Anbetracht dessen, dass Groß uns außerdem die Namen der Besitzer, Vorbesitzer, Nachbarn und den Umfang jeder Hofstatt nennt, ist dieses Lagerbuch eine wahre Fundgrube für die Geschichte Hornbergs, weshalb wir es als Hornberger „Verein für Heimatgeschichte“ auch in Kopie erworben haben. Als eine wesentliche Grundlage dieses Berichtes sei deshalb erlaubt, es mit LGB 1590 zu zitieren.

Auf Grund der Kaufbriefe Brun Wernhers von Hornberg und anderer Mitinhaber der ehemaligen Herrschaft Hornberg, als jeder seinen ihm gebührenden Teil an beiden Schlössern und der Stadt Hornberg mit dem Dazugehörenden in den drei Stäben und Gerichten Reichenbach, Gutach und Kirnbach an die Herrschaft Württemberg käuflich gaben, sind die Untertanen darin, wie es die Kauftitel teilweise zu erkennen geben und danach weiter vermittelt wurden, zu allgemeinen täglichen Diensten und Frondiensten verpflichtet.

Groß nennt im LGB 1590 die nach altem Herkommen zu leistenden Frondienste wie folgt:

1. Das Fronen beim Bau an den Schlössern auf dem Schlossberg, mit dem Lastross, Fuhrwerk und Wagen,
2. Das Fronen zur Erhaltung der Schlösser, mit dem Lastross, Fuhrwerk und Wagen,

*Das von Michael Groß erstellte  
Lagerbuch von 1590 ist in Leder  
gebunden und wird im  
Hauptstaatsarchiv Stuttgart unter  
H 101 Bd. 786 aufbewahrt*

*Auf dem Rücken des Einbandes  
ist zu lesen:  
„Kellerei Hornberg-Erneuerung-  
über- Hornberg, Reichenbach,  
Gutacher-Kirnbacher Stab  
Anno 1590“*



3. Das Fronen an den Schosshalden über dem Städtlein,
4. Wein im Fron zuführen für jeden Obervogt,
5. Das Fronen zum Abmähen, Dörren und Zuführen von Heu,
6. Das Fronen zur Erneuerung der Stadtmauern, der Türme und Brücken,  
auch Weg und Steg,
7. Das Fronen zum Zuführen von Bauholz für die Häuser der Bürger.

Auf einem Beiblatt wird erwähnt, dass es durch Regierungserlass vom 24. Oktober 1834 zwecks Berichtigung der Landesgrenze zur Einsichtnahme und zum Gebrauch dem Oberamt Oberndorf übergeben wurde.

Zu Ende des 16. Jahrhunderts

Im LGB 1590 schreibt Michael Groß als Erneuerer der Stadt:

*„Weil aber hernach die Herrschaft Württemberg keine eigene Hofhaltung auf beiden Schlössern gehalten, sondern das Amt durch Vögte ausüben ließ, war der Fron, weil er nicht in den Lagerbüchern besonders festgehalten war, etwas in Abgang gekommen.*

*Damit aber künftig zwischen der Herrschaft Württemberg und deren Amtsleuten einerseits und den Amtsangehörigen andererseits keine Irrun-*

Von Christi unſers lieben  
 Herzen gebürt. Als man ſallt.  
 Am Trarſent fünf hundert vund  
 vneuntzig Jar. ~~Am~~ gundigen  
 hündelg vnd vns ronsus Inſt Dürck,  
 einzigen Hochgebornen Fürſten vnd  
 Herz. Herz Ludwigen. Hertogen zu  
 Buxtenberg vnd zu Teck. Bräuen  
 zu Mümpelgart. ~~Am~~ vns gundigen  
 Fürſten vnd Heren. Halz Renouator  
 Abigal vnt gemannt Stig ſein Präf  
 lifen. gund. Harligkeit. Oberkait. Ge  
 vachrigkeit. Dienſtharkeit. Ginf. Pauffen.  
 Bulten. Bütten. vnd all ander Voch  
 ung. gefall vnd nirtvög. beſagt vnd  
 verbefagt. zu Hornberg In. der Statt.  
 vnt der Stadt Segiltach. ſampt der  
 Dorf Haun. Wüllaw. Stüben. vnt gunden,  
 In. vnd zu Impellaw. In. vnt Gumbach  
 gfovirig. Curia vnt. gvoſthendigt.  
 vnd der In. In. In. In.  
 vnd Perſonlicher gvoſthendigt.  
 aben vnd In. In. In. In.  
 In. In. In. In. In. In. In. In.  
 vnd In. In. In. In. In. In. In. In.

Von Christi unseres lieben . . .



gen und Mißverständnisse aufkommen, hat Herr Ludwig, Herzog von Württemberg und zu Teck, Graf zu Mömpelgard, den Rentkammerrat Isar Schwartz beauftragt, neben und mit Herrn Eberhard, Graf zu Tübingen, Obervogt am Schwarzwald, auch Alexander Widmann, Untervogt zu Hornberg, den Vertretern von Hornberg und den drei Amtsstäben, Bürgermeister und Talvögten zu vereinbaren, in welcher Art und Weise der früher in Übung gewesene Fron in die jetzige Neuerung einzuschreiben ist.

Obervogt, Kammerrat und Untervogt haben sich mit der Stadt und den Vertretern der Stäbe gütig verständigt, auch die Untertanen waren für sich, ihre Erben und Nachkommen darauf eingegangen, den Fron gutwillig zu leisten.“ Eine beachtliche Leistung, wie ich meine.

Demnach ist nicht auszuschließen, dass der zwischenzeitlich in Abgang gekommene Fron Grund dafür war, dass die „Erneuerung Hornbergs“ in Auftrag gegeben wurde.

Aus weiteren Anmerkungen und Randbemerkungen im Lagerbuch 1590 geht hervor, dass wie zuvor geschrieben, bei der Abhandlung wichtiger Angelegenheiten die gesamte Bürgerschaft hinzugezogen wurde, die bei der rechtlichen Unterschriftsleistung durch Abgeordnete vertreten wurden.

Zum Amt Hornberg gehörten in diesen Zeiten die Stadt Hornberg als Amtsstadt, die Stäbe Reichenbach, Gutach und Kirnbach und die nachfolgenden, die in einem besonderen Teil beschrieben wurden, Stadt Schiltach, Lehengericht zu Schiltach, der Tennenbronner und der Buchenberger Stab, Sulgen mit Schönbronn, Peterzell und die Kastenvogtei St. Georgen. Dazu in einem Gericht Weiler-Dorf, Burgberg, Erdmannsweiler, Hutzelberg und Hurle.

*„Herzog Ludwig von Württemberg war der oberste Richter und regierender Herr zu Hornberg, der in der Stadt und dort auf beiden auf dem Schloßberg liegenden Schlössern mit allen dazu gehörenden Gütern, Zwing, Zehnt und Bann inne hatte, inbegriffen die alleinige Stockgerechtigkeit (stock und galgen), alle Obrigkeit, Gebot und Verbot, hohe und niedere Gerichtsbarkeit, Frevel zu strafen und zu gebieten, und sonst niemanden anderes.“*

Wie dies alles auch vom Gericht und vom Rat der Gemeinde Hornberg anerkannt wurde.

Folgender „Gemeiner Dienst und Fron“ der Bürger Hornbergs und der drei Stäbe Reichenbach, Gutach und Kirnbach ist im Lagerbuch 1590 festgeschrieben:

#### 1. Fronen an den Schlössern auf dem Schlossberg

- a) Wenn die Herrschaft Württemberg einen neuen Hauptbau oder bei den Schlössern neu bauen wollte, musste die Bürgerschaft zu Hornberg, die kein Lastross besaß oder Söldner waren, desgleichen auch die Söldner, Einwohner oder Tagelöhner der Stäbe Reichenbach, Gut-

- ach und Kirnbach, wie bisher miteinander die alten Gebäude aus Mauern und Holzwerk abbrechen, das Verwertbare abräumen, wegtun und säubern.
- b) Sie mussten das dazu notwendige Bau- und Rüstholz im Wald fällen, ausästen und an die Straße legen, den Bauern beim Laden helfen, damit es auf den Zimmerplatz und nach der Verarbeitung auf die Schlösser geführt werden konnte. Auch die gefällten Bäume zu den Sägen, die geschnittenen Bretter von dort auf den Schlossberg, dahin sie gehörten, im Fron helfen aufladen, abladen und lagern.
  - c) Sie mussten die neuen Gebäude aufschlagen und alles, was zur Aufrichtung war, im Fron verrichten.
  - d) Die Bürger und Einwohner der Stadt und Vorstadt und in den drei Stäben, die ein Lastross besaßen, mussten – wie früher schon – Ziegel, Backsteine, Sand, Mauersteine und dergleichen auf dem Rücken ihrer Lastrosse zu den Schlössern hinaufführen. Seither hatte jeder Froner einen halben Tag mit dem Ross Lasten auf die Schlösser geführt und damit einen halben Frontag vollbracht.
  - e) Die Bauern in den Reichenbacher, Gutacher und Kirnbacher Stäben haben bisher mit ihren Fuhrwerken im Fron, nicht nur zu neuen Hauptbauten, sondern auch beim Verschleiß der Gebäude und zum Brunnen das Zimmerholz, die Dielen und Feueisen zugefahren.
  - f) Allen Kalk, den man zu Obereschach und Villingen kaufte und brauchte, haben bisher die Stäbe zu Buchenberg, Weiler, Erdmannsweiler und Sulgen dort aufgeladen und im Fron nach Tennenbronn oder Langenschiltach geführt und abgeladen. Dort hatten die Bauern im Tennenbronner Stab den Kalk aufzuladen und im Fron nach Hornberg auf die Schlösser zu führen.
  - g) Wenn Breitziegel bei den zuvor benannten Orten gekauft werden mussten, waren diese wie bei f) beschrieben, von den in den dort genannten Stäben Wohnenden im Fron bis nach Hornberg geführt worden.

## 2. Fronen zur Erhaltung der Schlösser

- a) Was zur Erhaltung der Gebäude täglich an Ziegel, Platten, Backsteinen, Mauersteinen, Sand, Kalk und was ansonsten notwendig war, das auf dem Rücken eines Pferdes geführt werden musste, mussten wie bisher die Bürger von Hornberg, die ein Lastross besaßen, im Fron tun. Ausgenommen das Bauholz und anderes, was für Pferde zu schwer war, mussten die Bauern in Reichenbach, Gutach und Kirnbach auf ihren Wagen mit zwei Fahrgestellen im Fron zuführen.
- b) Was täglich zur Erhaltung beider Schlösser an Dach und Wohnung gebraucht wurde, musste die Bürgerschaft von Hornberg, die kein Lastross besaß, wie bisher alles im Fron hinaufführen.

### 3. Fronen für den Schlossbrunnen

Bisher musste der Untervogt den Untertanen in Hornberg gebieten, alles notwendige Wasser im Fron auf die Schlösser zu führen.

- a) Beim Bau des neuen Brunnens mussten nun die Bürger zu Hornberg im Handfron mit Falleitern das Holz und die Feuereisen legen, den gewaltigen Brunnenkasten aufrichten und alles, was zur Erhaltung des Brunnens notwendig war, anstatt des bisherigen Wasserfrons leisten ...
- b) Das Holz und die Feuereisen mussten die Bauern in den benannten Stäben im Fron zuführen.

### Die Entlohnung der Froner

Bisher hatte jeder Froner ein unbeständiges Maß an Wein und Branntwein erhalten.

Auf fürstlichen Befehl des Grafen Eberhard zu Tübingen, von 1580 bis 1608 Obervogt am Schwarzwald, und mit der Stadt Hornberg und den drei Stäben ausgehandelt, bekam jeder Bürger zu Hornberg und Einwohner der drei Stäbe, die kein Lastross und Fahrgestell besaßen, die einen Tag mit der Hand fronten, sieben Fünfer (Fünfkreuzerstück) Fronbrot, das ihnen der Untervogt zu geben hatte.

Aber denen, die ein Lastross besaßen, musste er, wenn dieser mit dem Lastross einen halben Tag fronte, vierthalben Fünfer und jedem Bauern, der einen halben Tag mit seinem Fahrgestell fronte, für einen Wagen vier Blappart (gemünzter Halbgroschen) geben, also keine Naturalien mehr wie früher.

### 4. Fronen an den Schlosshalden über dem Städtlein

Die Einwohner im Kirnbacher Stab mussten von alters her die Haselstauden an der Schlosshalde über dem Städtlein an der Steig, wenn sie hochgewachsen, auf Anordnung alleine stutzen. Dabei hatten sie darauf zu achten, dass kein herabfallender Fels den Bürgern Schaden zufügen konnte.

Als die Kirnbacher sich im Jahre 1564 diesem Fron widersetzen wollten, wurde ihnen mitgeteilt, dass mit dem Verkauf der Herrschaft Hornberg auch dieser Fron an die Herrschaft Württemberg gekommen sei, weshalb sie keine anderen Freiheiten haben dürften.

*„Das obere Schloss*

*samt dem Vorhof, darin das Reutter-Haus Roß und Viehställe, Scheune und Gärten, wie es mit der äußeren Mauer umgeben, auch den Schloßberg, der im nachbeschriebenen Gebiet liegt.*

*Nämlich: an dem Fußpfad der von beiden Schlössern die Halde hinab in das Städtlein, durch den Clarerin Hof, den jetzt Hans Aberlin inne hat, geht, oberhalb dem Garten, der zur Amtsbehausung des Untervogtes gehört, am Markstein der oben am Eck, vormals Amtsgarten steht, worauf ein Winkelmaß gehauen ist, von dort linker Hand, ungepflügetes anderthalben Maß Wildfeld, an einem Felsen daraus ein Kreuz gehauen ist; um den Felsen herum oberhalb Christachius Raghals Behausung dem alten Türmlein oberhalb des unteren Tores zu, von dort oberhalb der hohen felsigen Felsklippe auf der Ebene hinüber bis an einen Grenzstein der mit einem Kreuz gekennzeichnet ist, der unterhalb der Herrschaft Turm oben auf dem Grad am Schloßberg steht, von dort unterhalb der Ebene dem Rebacker zu, hinüber bis an den Fahrweg der unten von der Gutach hinauf zum Schloß geht.“*

Was oberhalb dieser Beschreibung und außen auf der Ebene an der äußeren Schlossmauer ist, das gehört mit aller Nutzung zum oberen Schloss und was darunter lag, die ganze Halde war der zu Hornberg Allmend.

Weiter gehörte zum oberen Schloss die Halde am Schloßberg den Offenbach hin bis an den alten Fahrweg der von beiden Schlössern hinab zum Offenbach geht, auch mit der Nutzung eines Obervogtes zum oberen Schloss.

*„Das untere Schloß,*

*darauf vor Jahren ein Untervogt wohnte, mit all seinem Begriff samt dem Schloßberg, begann am Pfad der von beiden Schlössern hinab in die Stadt Hornberg durch der Clarerin Hofraite geht, was zur rechten Hand oberhalb der Bürger Häuser und den dazu gehörenden Gärten hinauf dem oberen Tor zu liegt, und was außerhalb des alten Fahrweges der von beiden Schlössern dem Offenbach zugeht; jetzt linker Hand unten an den Offenbacherweg und etlicher Bürger Güter, die der Herrschaft Württemberg zinsbar sind, stößt bis hinüber an das äußere Tor, das gehörte mit aller Nutzbarkeit auch an Obst und Nußbäumen zum unteren Schloß und hat bisher und noch ein Untervogt als „Beinutz“ zum Amt genossen.“*

Was an beiden Schlössern im „Fron“ zu leisten war, wurde zuvor beschrieben.

## 5. Weinfron für jeden Obervogt

Die Bauern im Gutacher Stab, die ein Fuhrwerk besaßen, mussten wie von alters her jedem Obervogt zu seiner Haushaltung zum angemessenen Gebrauch Wein vom Ladhof und von Haslach im Fron nach Hornberg führen und dort abladen. Diesen Wein hatten die Bauern, die im Reichenbacher Stab wohnten, im Fron auf das Schloss zu führen.



Dafür musste der Obervogt den Bauern aus Gutach, die den Wein nach Hornberg führten, angemessen zu essen und trinken geben, was nicht selten zu Beanstandungen Anlass gab. Deshalb erging am 21. Januar 1587 eine fürstliche Entscheidung, bei der die Gutacher wegen der althergebrachten Schuldigkeit auch weiterhin zu diesem Weinfron verpflichtet wurden. Der Obervogt wurde jedoch aufgefordert, sich so zu verhalten, dass Beschwerden nicht mehr vorkommen können.

## 7. Fronen zum Abmähen und Zuführen von Heu

- a) Auf den zwei Matten oder Wiesen im Offenbach, die jeder Obervogt im Amt zu nutzen hatte, mussten die Söldner oder Tagelöhner, die im Gutacher Stab wohnten, im Fron abmähen.  
Wenn es Zeit zum Mähen war, sollte der Talvogt von den genannten Stäben dem Obervogt auf eine bestimmte Zeit so viel Mäher schicken, wie dieser beehrte.
- b) Zu Öhmd, das war das zweite Mähen, waren die Söldner oder Tagelöhner im Reichenbacher Stab im Fron schuldig.
- c) Die Bürgerschaft zu Hornberg, die kein Lastross besaß, war schuldig, das abgemähte Gras, das auf beiden Matten gewachsen, im Fron zu Heu und Öhmd zu wenden, zu dörren, es dort helfen aufladen und im Schloss (in der Schlossscheune) aufbauen.
- d) Aber die Bürger zu Hornberg, die ein Lastross hatten, waren schuldig, alles gedörnte Heu und Öhmd von den beiden Matten im Fron hinauf zur Schlossscheune zu führen.

Dafür musste der Obervogt den Tätigen aus den genannten Orten ziemlich zu essen und einen Trank geben.

Am 17. November 1591 wurde der Erneuerer Groß beauftragt, alles ausführlich und verständlich einzuschreiben, was Stadt und Amt miteinander oder jeder in Sonderheit an Dienst und Fron, auch zu welchen Zeiten zu leisten verbunden war, wie sie sich nun mit ihren Untertanen bezüglich deren Leistungen und Fronzeiten verglichen hatten.

Darauf hat der Stadtschreiber Andreas Lehrer diese Beschreibung Wort für Wort in das Lagerbuch LGB 1590 der Stadt zum Gedächtnis eingeschrieben.

## Hornberg im Jahre 1590

Wie das LGB 1590 ausweist, standen in der Stadt zwischen Gutach und Schlossberg vierundfünfzig und in der Vorstadt am Bühl und an der Leimatte acht Häuser. Das ist die Zahl derer, die für ihr Grundstück der Herrschaft Württemberg damals Zins schuldig waren.

Eine Einwohnerzahl ist für diese Zeit nicht bekannt, sie war erst durch die Einführung der Kirchenbücher im Jahre 1631 zu ermitteln. Dort zählte Hornberg 145, Gutach 200 und Reichenbach 141 Untertanen.<sup>10</sup>

Die Stadt war von einer Stadtmauer mit zahlreichen Türmchen und einem steil aufsteigenden Schlossberg abgegrenzt. Am Nordausgang, beim heutigen Gasthaus „Rose“ stand das **„Untere Tor“**, in der Stadtmitte zur Vorstadt hin war das **„Brückentor“**, und gegen Süden standen zwei **„Obere Tore“**, das eine beim heutigen Schreibwarengeschäft „Schröder“ und das andere nahe der Druckerei „Klausmann“. Zwischen den Häusern führten schmale Wege zur Gutach, wo sich Allmend der Bürger befand, und auf der gegenüberliegenden Seite, dem Schlossberg zu.

Die Stadt, an einem der bedeutendsten Verkehrsknotenpunkte des Mittelalters im Schwarzwald<sup>11</sup> gelegen, genoss auch zur württembergischen Zeit „Zollrechte“.

Ausweislich des LGB 1590 hatten sie einen „besonderen Zoll“, nämlich das Recht, von jedem Zentner Kaufmannsware, der durch Hornberg geführt wurde, einen Doppelvierer (kleine Silbermünze) zu verlangen, und von jedem Wagen, der – mit Wein beladen – in die Stadt und durchgeführt wurde, musste der Weinmann, dem der Wein gehörte (neben dem Stichwein), der Stadt als Zoll einen Schilling Pfennig Rappen und von einem geladenen Karren ein Blappart (ein gemünzter Halbgroschen) und von einem jeden beladenen Lastross, das durchgeht, einen Pfennig Rappen geben. Auch von jedem durchtreibenden Großvieh, seien es Ochsen, Rinder, Kühe oder Schweine, einen Halbling (einen halben Pfennig).

Des Weiteren erhoben sie ein „Ladgeld“.

Das heißt: Von jedem Wagen, der mit Wein durch Hornberg geführt wurde, wurde er vor dem Rathaus abgeladen oder nicht, hatten die Bürger Hornbergs vom Bauern, der den Wein führte (neben dem Zoll) zwei Pfennig Rappen Ladgeld zu empfangen. Diejenigen Bauern aber, die im Amt wohnten und zu der Bürger Gebäude fronten, waren wie bisher dieses Ladgeldes frei.

Alles Geld, das die Stadt jährlich vom beschriebenen Zoll und Ladgeld einnahm, musste auf Anordnung Herzog Ludwigs vom Jahre 1569 wie zur Zeit der Herren von Hornberg zur Erhaltung der Stadttore, Mauern und Brücken, Steg und Weg verwendet werden.

Dazu mussten die Einwohner der Stäbe Gutach und Reichenbach wie früher das Bauholz als auch das Zimmerholz zu neuen Gebäuden der Bürger neben der gebührenden Lieferung im Fron zuführen.

In dieser Zeit erhob die Herrschaft Württemberg in Hornberg einen eigenen „Weinzoll“, auch „Stichwein“ genannt. Von jedem auswärtig gekauften Wein nämlich, sei er im Breisgau, im Kinzigtal oder im Elsass gekauft, der durch Hornberg gefahren wurde, der gibt, fahr er auf einmal mit einem, zwei oder drei Wagen, eine Stichkanne mit Wein (aus dem Fass

genommener Wein), die zwei Maß und ein Viertel einer Maß Landstrich haben soll.

Der Stadtknecht hatte das Recht, vom Weinmann, aus einem Fass, das er anstecken wollte, die Stichkanne füllen zu lassen, dieses und die anderen Fässer alle aufzufüllen.

Von diesem Stichwein bekamen – wie bisher – der Obervogt zwei Drittel und das übrige Drittel der Untervogt zur Besoldung.

Neben den genannten Dienstleistungen waren die Bürger Hornbergs zu weiteren Abgaben an die Herrschaft Württemberg verpflichtet. Zahltag war in der Regel der 11. November, also „Martini“.

Es waren dies:

1. Der jährliche Boden-Zins, genannt Hofstatt  
Jeder Bürger, der eine Hofstatt besaß, musste diesen Zins zahlen.
2. Der Zins für Metzestuben  
Jeder Metzger, der die Erlaubnis zum Metzgen besaß, musste aus der Metzbank einen Schilling Pfennig Rappen Währung an die Herrschaft Württemberg bezahlen und an die mitbesitzende Stadt auch einen Schilling Pfennig Rappen zur Erhaltung der Metzbank und des Metzhauses.
3. Der Badstuben-Zins  
Franz Rumpf, Scherer und Bader, hat die Badstube zu Hornberg inne, aus der er der Herrschaft Württemberg in Sonderheit jährlich auf Martini jedem Untervogt fünf Schilling Rappen zinste.  
Dafür war die Herrschaft Württemberg nach altem Herkommen schuldig, das Brennholz aus ihren Wäldern (nach Anweisung eines Forstmeisters) zu geben, was der Bader jedoch auf seine Kosten sammeln und herführen musste.
4. Der Sägmühlen- und Schleifmühlen-Zins  
Aus jeder Sägmühle oder Schleifmühle (Schmiede) musste der Herrschaft Württemberg Zins in Form von Geld (der Betrag wurde nicht genannt) gezahlt werden. Er war aber unablösbar jährlich auf Martini fällig.
5. Der „Zehenden“ Groß und Klein  
Der Zehnt auf sonderlich aufgeführte Güter, auch auf der Stadt Hornberg eigenen Allmend-Güter, war der Pfarrei Hornberg zum Einkommen der Pfarrer bestimmt.
6. Das „Liefern von Kapaunen und Hühnern in Federn“, Heuzins genannt  
Die Untertanen in Stadt und Amt Hornberg mussten jährlich aus ihren Baum-, Gras- und Krautgärten, auch Matten und Äckern, was unablösbar war, nämlich Heu, Kapaunen (verschnittene und gemästete Hähne), Hennen, Käse, Eier und anderes, nicht mehr Geld wie bisher, auf die Schlösser Hornberg bringen.



Die Verwaltung des Amtes Hornberg lag damals in den Händen des Grafen Eberhard von Tübingen. Er war Obervogt am Schwarzwald und hatte seinen Sitz auf dem Schlossberg, auf dem für ihn im Jahre 1564 ein neuer Commandantenbau begonnen wurde.

Der Untervogt war seinerzeit Alexander Widmann, der im Amtshaus wohnte, das einst dort stand, wo heute das Hotel „Adler“ steht. Früher hatte der Untervogt seinen Wohnsitz auf dem unteren Schloss auf dem Schlossberg. Der Bürgermeister Hornbergs hieß damals Franz Rumpf, er war auch Haarschneider und Badbesitzer. Das Rathaus stand schon am heutigen Platz. Auf der anderen Seite stand das erste Schulhaus der Stadt hinter dem Marktplatz, auf dem die Bauern des Reichenbacher Stabes ihre Erzeugnisse anboten.

Die Stadt des Mittelalters war in erster Linie Kaufmannsiedlung, wenn auch die Mehrzahl der Bevölkerung aus Handwerkern bestand und viele außerdem noch in der Landwirtschaft beschäftigt waren. Das wesentlichste Privileg einer Stadtgründung war deshalb auch das Recht des Verkaufs auf dem freien Markt.<sup>12</sup> Im Unterschied zum Dorf hatte die Stadt einen ständigen Markt.<sup>12</sup>

Im Historischen Atlas von Baden-Württemberg, Karte XI.2, ist Hornberg als Stadt mit Jahrmarkt in der Zeit von 1250–1399, also zur Zeit der Herren von Hornberg, vermerkt.

Die Stadt hatte vor 1556 drei Jahrmärkte und einen Wochenmarkt.

1556 bewilligte Christoph, Herzog zu Württemberg, zur Erhaltung und Erneuerung der Stadt in der Überlegung, dass kein Wochenmarkt „bei ihnen“ gehalten wurde und sie in einer rauen Landschaft liegen, auch sonst aus anderen redlichen Ursachen, damit es ihnen von Hornberg besser gehe und allen ihren Nachkommen besondere Gnad getan werde, dass sie künftig bis auf Widerruf neben und zusammen mit den zwei Jahrmärkten, die sie jährlich auf Petri und Paul (29. Juni) und noch auf Exaltationis Crusis (Kreuzerhöhung am 14. September) haben und weiter bleiben sollen, noch einen freien öffentlichen Jahrmarkt, alle Jahre stets auf Montag nach Purificationis Mariä (Lichtmeß) haben mögen.

Merkmal dieses Jahrmarktes war, dass er 1590 aus Ehrhaftem verlegt wurde und an Sankt Markus des heiligen Evangelisten Tag (25. April), gehalten wurde.

Das Standgeld von den Krämern, so innerhalb und außerhalb des Rathauses auch auf den Gassen anfallend, hatte die Stadt eingezogen, was in den Bürgermeister-Rechnungen verrechnet wurde. Dafür musste der Bürgermeister den Krämern Dielen und Stangen geben, diese erhalten und die Kosten der Tag- und Nachtwache übernehmen.

Im Jahre 1581 bewilligte Herzog Ludwig die Abhaltung eines Wochenmarktes an einem bestimmten Tag der Woche, einen Markt, den „die in der Stadt“, wie sich's gebührt, gemäß der Landstandordnung einrichten und



halten sollten. Zur Vermeidung von Beeinträchtigungen sollen sich die Hornberger mit anderen benachbarten Märkten vergleichen.

Das Hochgericht war im Wald oberhalb der Wegkreuzung vom Reichenbach- zum Schwanenbachtal, „der Galgenbühl“ genannt, wo auch eine Marien-Kapelle stand.

Obwohl mit Simon Engelherr nur der Wirt des damaligen Gasthauses „Zum roten Ochsen“, später „Hotel Post“ und Poststation, bekannt war, darf man davon ausgehen, dass es weitere Gastgeber oder Gassenwirte zu dieser Zeit schon gegeben hat.

Das belegt die Erhebung eines „Ungeldes“, das im LGB 1590 wie folgt beschrieben ist:

*„Was an Wein oder Bier von Gastgebern oder Gassenwirten ausgeschenkt wurde, davon gehört der Stadt Hornberg von jedem Ohm [Inhalt 72 Ltr. neues Landschenkmaß] dann zu Ungeld sechs Maß [9 Liter], so oft dies ausgeschenkt wurde.“*

*Dieses „Ungeld“ hatten die Hornberger entsprechend ihrer Freiheiten und Begnadigungen zur Erhaltung ihrer Stadt eingezogen und empfangen. Sie mußten jährlich vor ihren vorgesetzten Ober- und Untervögten vom Einkommen dieses Ungeldes, auch des zuvor beschriebenen Zolls, ordentlich Rechenschaft geben, wie sie es bei der Stadt Gebäude verwendet hatten, damit man wußte, wie es angelegt wurde.“*

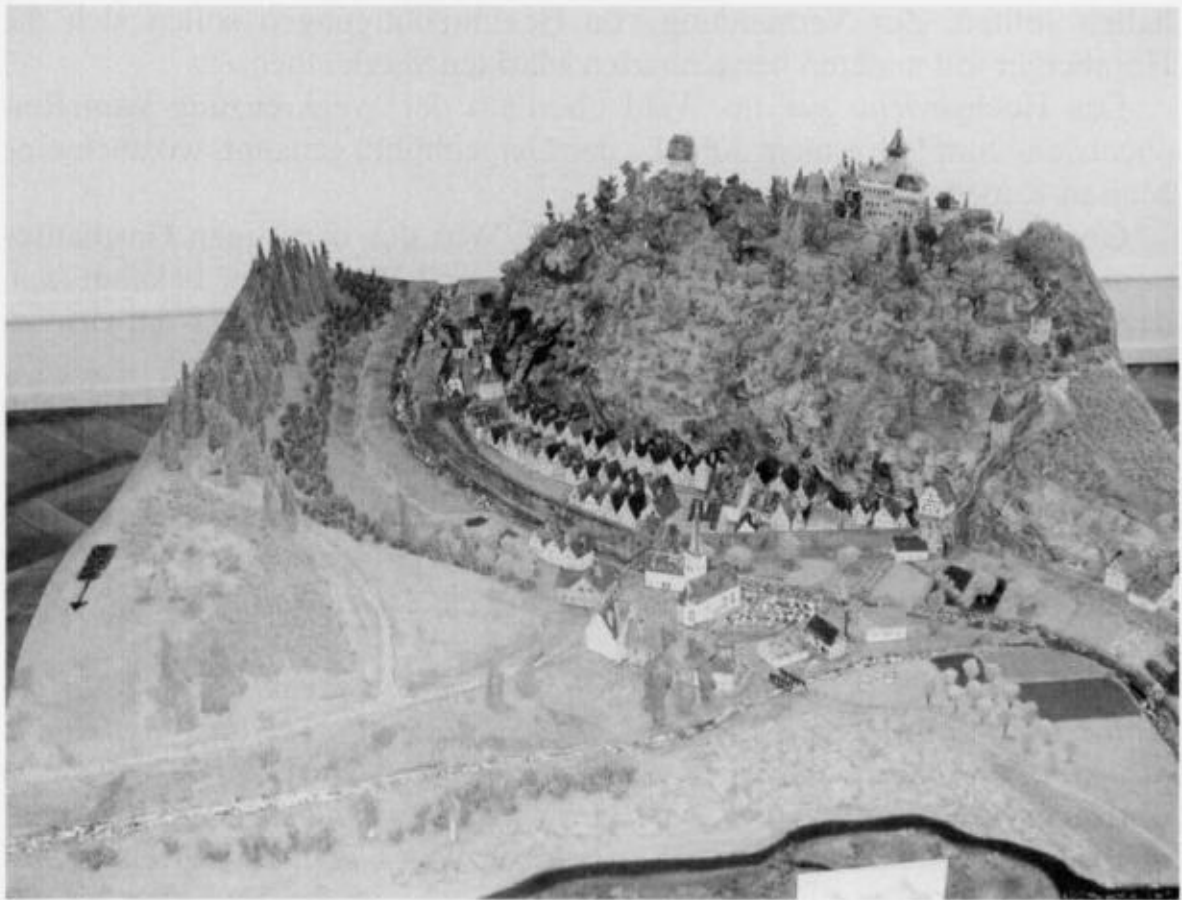
Auch waren Verstöße und Unrecht strafbar. Es heißt im LGB 1590:

*„Wenn einer den andern blutig schlug oder stach oder oben jämmerlich riß zu Hornberg im Städtlein oder der durch Zwing und Bann zum Amt gehörig, der verfiel der Herrschaft Württemberg mit drei Pfund und einem Heller württembergische Währung. Was aber die kleinen Untaten betraf, die die Bürger im Städtlein taten, also Strafen unter einem Pfund Freiburger Währung, also 12 Batzen, die waren von alters her den Bürgern zu Hornberg zum Einzuziehen belassen worden. Alle anderen Freveltaten und Bußen wurden durch die Fürstliche Landesordnung in Stuttgart behandelt.“*

Neben sechs Wohngebäuden standen in der Vorstadt am Bühl noch die Pfarrkirche „St. Johannes“, das Spital (Krankenhaus) der Stadt, das Gasthaus zum „Roten Löwen“, eine Schmiede und das Pfarrhaus. Um die Kirche herum lag etwas erhöht der Gottesacker der Stadt mit einem „Beinhaus“.<sup>13</sup>

Die Herrschaft Württemberg hatte das Recht, die Pfarrei und die zwei Caploneien (Kapellen) – beim Hochgericht stand die erwähnte Marien-Kapelle und auf der rechten Seite der Gutach, im heutigen Biergarten des Gasthauses „Krokodil“ die St.-Georgs-Kapelle – mit allen Rechten zu verleihen.

St. Johannes als Patron der Pfarrkirche zu Hornberg wurde mit zwei



*Modell von Armin Gotthans, Hornberg, 2001. Abb. Stadtmuseum Hornberg*

Pflegern von den Amtsleuten, dem Bürgermeister, dem Gericht und Gemeinderat besetzt, die auch jährlich den Mesnerdienst verliehen.

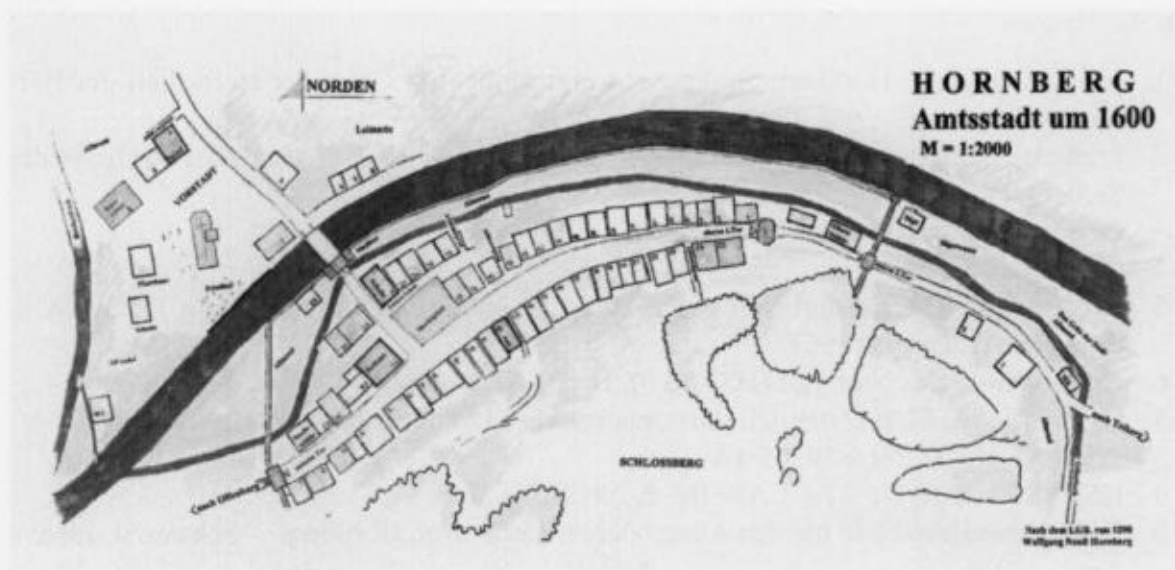
Erwähnenswert ist, dass auf der Benzebene ehemals, vermutlich zur Zeit der Herrschaft Hornberg, eine Martinskapelle stand, die 60 Werkschuh lang und 24 Werkschuh breit war, also ca.  $18 \times 7$  m, was für eine Kapelle zur damaligen Zeit eine beachtliche Größe war.

Beim „Unteren Tor“ stand eine „Untere Mühle“ und zwischen beiden „Oberen Toren“ eine „Obere Mühle“. Beide Mühlen fielen erst nach dem Zweiten Weltkrieg der Spitzhacke zum Opfer.

Damit diese keine Konkurrenz von Mühlenbesitzern aus den drei Stäben Reichenbach, Gutach und Kirnbach bekommen konnten, mussten diese einen Mühlenzins zahlen und sich verpflichten, auf ihren Mühlen nur für den eigenen Hausgebrauch zu mahlen.

Auch zwei Sägen gehörten zum Hornberger Städtle, eine befand sich vor der Stadt, „Auf der Ebene“, und eine auf dem „Sägegrün“ vor den „Oberen Toren“, wo auch eine Schmiede und zwei Wohnhäuser standen.

Auch der Zu- und Abzug von Einwohnern und Auswärtigen war im Württembergischen Amt Hornberg im LGB 1590 geregelt:



Hornberg, um 1600. Nach dem LGB von 1590, Wolfgang Neuß, Hornberg

„Wenn über kurz oder lang einer oder mehrere von Hornberg oder aus dem Amt in einen anderen Ort ziehen wollten und willens waren, sich dort zum Wohnen niederzulassen, konnten sie mit ihrem Hab und Gut ausweislich des Tübinger Vertrags ungehindert hinziehen und waren jeglichem frei und ohne allen Abzug und Entgelt. So aber der oder dieselben nachher, oder sonst eine andere auswärtige Person, die der Herrschaft Württemberg nicht mit Pflichten und Erbhuldigung verbunden ist, sei es viel oder wenig, zu Hornberg oder im Amt erbt, war von allem, sei es von Vater, Mutter, ihren Söhnen, Geschwisterkindern oder sonst von anderen Befreundeten beerbt, nichts ausgenommen, der Herrschaft Württemberg den zehnten Pfennig für den Auszug auf und abzurechnen schuldig. Doch mit dem Unterschied, wenn die ausziehende Person der Obrigkeit in Stadt und Amt etwas vererbt hat, sich mit der Herrschaft Württemberg geeinigt und verglichen hat, alle ihre Erbfälle, die aus ihrer Obrigkeit sind, an das Fürstentum Württemberg abgegeben hat, sich frei von aller Abzugspflicht bestimmen lassen, so sollen künftig der oder die Erbfälle aus Stadt und Amt auch frei und ohne Auszugsbehinderung in die selbige Herrschaft hinausgelassen werden. Doch muß eine solche Vergleichung zuvor bei der fürstlichen Kanzlei geschehen, eingeschrieben und bestätigt sein.“

Das LGB 1590 nennt folgende Handwerker: Schlosser, Roßler, Schuhmacher, Haarschneider, Seiler, Metzger, Schmiede, Schneider, Mauerer, Zimmerleute und natürlich Säger und Müller.

Hornberg war eine Stadt geworden, die sich sehen lassen konnte.

*Anmerkungen*

- 1 Neuß, Wolfgang: Hornberg an der Schwarzwaldbahn – Unter der Herrschaft der Herren von Hornberg
- 2 Freiburger Diözesan-Archiv, im „Liber decimationis cleri Constanciensis“, Originales Steuerbuch 1275
- 3 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK), 21 conv. 237
- 4 GLA 21 conv. 235
- 5 Knapp, G. F.: Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit, 1910. Lütge, F.: Gesch. d. dt. Agrarverfassung (1967)
- 6 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HSTAST), H 101 Nr. 879, 60–63
- 7 GLA 21/conv. FUB (Fürstlich Fürstenbergisches Urkundenbuch), VII., 446
- 8 HSTAST H 101, Nr. 879, 63–65
- 9 HSTAST H 101, Nr. 879; UAW Bd. 2, Nr. 9726, 375
- 10 Fremdenverkehrsblatt für den klimatischen Luftkurort Hornberg – Schwarzwaldbahn Nr. 4 (1926)
- 11 Klepper, Dieter: St. Georgen, Ein Buch von alten Straßen (1983/84)
- 12 Bosl, Karl: Staat, Gesellschaft und Wirtschaft im deutschen Mittelalter. In: Gebhard, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 7, 9. Auflage 1988
- 13 Jaeckle, Alex: Der Luftkurort Hornberg. 1893

*Besondere Anmerkung*

Das von Michael Groß gefertigte Lagerbuch ist nach Auskunft von Archivamtmann Bock vom GLA Karlsruhe nicht mit den unter 66/3848 und 3852 aufgeführten Lagerbüchern im dortigen Archiv identisch, auch nicht mit dem von F. Graner in der Ortenau Nr. 24/1937 unter 72 f. zitierten. Es ist auch nicht dasselbe, das Dr. Karlleopold Hitzfeld in „Die Flurnamen von Hornberg“ im Jahre 1944 mit L 1591 B 3853 = Kellerey Hornberg, Erneuerung über Hornberg usw. de anno 1590/91 GLK aufgeführt hat. Er nennt aber bei „I. Ungedruckte Quellen“ ein Lagerbuch mit: „L. 1590 = Erneuerung des Lagerbuchs von Hornberg 1590/91 Hornberg, Stadtarchiv; nur ein Bruchstück“. Möglicherweise ist es bei einem Brand im Dachstuhl des Rathauses, in dem das Archiv der Stadt untergebracht war, nach dem Fliegerangriff auf Hornberg im Jahre 1945 beschädigt worden.



## Quirin Moscherosch und sein älterer Bruder Johann Michael<sup>1</sup>

*Walter Ernst Schäfer*

Quirin Moscherosch stand zu Lebzeiten und steht bis heute im Schatten seines älteren Bruders. Es gibt kein Denkmal und keine Inschrift, die an ihn erinnern würde. Sein literarisches Werk erscheint schmal. Wenn man in literarhistorischen Lexika nachschlägt, dann sieht es so aus, als habe er – als Pfarrer – eben geistliche Lieder gedichtet und bei Hochzeiten und Begräbnissen Freuden- und Trauerlieder verfasst, wie es in seiner Zeit üblich war.<sup>2</sup>

Dem älteren Moscherosch gelang der Aufstieg zu hohen Regierungsämtern, die ein Staatsdiener, dem die letzte Qualifikation, der juristische Doktorgrad, fehlte, eben erreichen konnte, zum Amt des Fiskals (eine Art Polizeichef) in der Freien Reichsstadt Straßburg, zum Vorsitzenden des Regierungskollegiums der Grafschaft Hanau-Münzenberg in der Residenz Hanau am Main. Quirin Moscherosch dagegen blieb, so könnte man sagen, auf bescheidenen Dorfpfarreien in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg hängen, zuerst in Offendorf, dann in Bodersweier. So sieht der Vergleich aus, wenn man sich auf die gängigen literarhistorischen Darstellungen verlässt.

Dieses Urteil wäre bei genauerer Betrachtung und bei vollständiger Erfassung aller Schriften Quirin Moscheroschs zumindest in zwei Punkten zu revidieren. Zum einen ist seine literarische Hinterlassenschaft nicht so schmal und einförmig wie es scheint. Es gibt bisher nur keine vollständige Bibliographie seiner Schriften.<sup>3</sup> Zum Zweiten war seine berufliche Stellung nicht so bescheiden. Er nahm in den Jahren von etwa 1650 bis zu seinem Tod 1675 in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg immer wieder Aufgaben wahr, die ihn als Landes- und Hofpoet des regierenden Grafen erscheinen lassen. Davon gleich mehr.

Ein Briefwechsel zwischen den Brüdern hat sich nicht erhalten. Ihr Verhältnis zueinander lässt sich nur durch einige Bemerkungen in ihren Druckschriften in groben Zügen erfassen. Sicher aber ist, dass der um zweiundzwanzig Jahre jüngere Bruder – er ist 1623 in Willstätt geboren, Johann Michael 1601 ebenda – von dem Älteren gefördert und protegiert wurde. Er muss wohl, bei sechs älteren Schwestern und zwei älteren Brüdern, so etwas wie das Nesthäkchen in der Familie gewesen sein, wenn man einen solchen Begriff, der aus der Zeit des Biedermeier stammt, auf das nüchterne Verhältnis der Menschen des 17. Jahrhunderts überhaupt anwenden darf.

Quirin Moscherosch wurde 1642, im Alter von neunzehn Jahren, schon in fortgeschrittenem Alter, in das Collegium Wilhelmitanum der Stadt

Straßburg aufgenommen. Das war ein für die Ausbildung künftiger Theologen bestimmtes Internat, in dem Söhne Straßburger Bürger mit einem Stipendium versehen und unterrichtet wurden. Man fragt sich, wie das möglich war. Der Vater der beiden Moscherosch war zwar 1634 mit der Familie nach Straßburg geflüchtet, hatte aber kein Bürgerrecht, war sozusagen Ausländer und die Familie war durch den Verlust ihrer Güter in Willstätt verarmt.<sup>4</sup> Es ist gut möglich, dass da schon der ältere Bruder seine Hand im Spiel hatte. Kam er doch im gleichen Jahr 1642 von seiner Amtmannstelle in Lothringen vertrieben nach Straßburg zurück und erwarb das Bürgerrecht der Stadt durch Einkauf. Jedenfalls war der Lebensweg Quirin Moscheroschs durch seine Aufnahme in das Collegium Wilhelmitanium vorgezeichnet. Er studierte zwischen 1645 und 1648 lutherische Theologie an der Universität Straßburg und wurde Pfarrer. Johann Michael hatte ein Auge auf ihn während des Studiums. Man weiß aus anderen Quellen, dass die Theologiestudenten in Straßburg selbstbewusst auftraten, sogar häufig einen Degen trugen. Eine Textpassage in den ‚Gesichten Philanders von Sittewalt‘, wo der Satiriker Johann Michael Ausschreitungen von Studenten tadelt, lässt vermuten, dass auch Quirin in Gefahr stand, gewissen Versuchungen zu erliegen.<sup>5</sup> „Und du Reiner?“ – Reiner von Sittewalt war der Dichtername, den sich der jüngere Moscherosch schon zugelegt hatte –

*„Und du Reiner / sprach ich, du sihest wie brüderlich ich dich zu ruck gezogen / erkenne du diese Genade / und gebe Gott danck / und thue denen nach mir / wie ich jetzt an dir gethan habe. Reiner sprach / und nun erkenne ich auch / daß mich Gott auß sondern Genaden für den Undergang erhalten hatt.“*

Auch erkannte Johann Michael an seinem Bruder schon früh eine gewisse poetische Begabung. Er bestätigte ihn darin, indem er ihm schrieb:<sup>6</sup>

*„Poetica tractire also. Natura hast du einen Spiritum Poeticum, der ist eine grosse Gab Gottes / und kan ein solcher Mann / mit einem Wort so viel und oft mehr / ausrichten / als ein anderer / mit einem langen Geschwätz / da kein Geist noch Kraft innen ist. Diesen spiritum Poeticum, Castum, Divinum, excolire mein Bruder!“*

Allerdings wollte Johann Michael der poetischen Ader Quirins eine gewisse Richtung geben. Es sollte ein „spiritum castum, divinum“ werden. Er empfahl dem künftigen Pfarrer, sich der geistlichen Dichtung, der Lyrik zur Erbauung der Gemüter, zu widmen. Quirin hat im Wesentlichen, aber doch, wie wir sehen werden, nicht ganz, sich an diese Empfehlung gehalten.

Unmittelbar nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, im Herbst 1648, trat Quirin Moscherosch seine erste Pfarrstelle in Offendorf, hart am Rhein gegenüber von Freistett gelegen, an.<sup>7</sup> Es war eine Besetzung im Eilverfahren. Nach den Kirchenakten wurde Quirin durch die Kirchenbehörden der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, zu der Offendorf gehörte, ohne formale Ordination im Alter von fünfundzwanzig Jahren mit dieser Pfarrstelle betraut. Diese Umstände erklärten sich aus dem Pfarrermangel in der Grafschaft. Nach dem Krieg waren nur noch ganz wenige Pfarrstellen besetzt, die Kirchen zerstört, die Pfarrhäuser abgebrannt und die Kirchengüter zerstreut. So kamen junge Leute zum Zug, die nicht erst einige Jahre als Diakone einem Ortspfarrer dienen mussten, wie es zuvor üblich war. Ich vermute, dass auch bei dieser Besetzung im Eilverfahren der ältere Bruder mit am Werk war. Er arbeitete zu dieser Zeit als Fiskal (genauer als Sekretär des Zuchtgerichts und Leiter der Strafverfolgung) in Straßburg eng mit dem Präsidenten des Kirchenkonvents Johann Schmidt zusammen und die Straßburger Kirchenleitung schlug nach alter Gewohnheit den Grafen von Hanau-Lichtenberg die Pfarrkandidaten für die Grafschaft vor. Fast alle Pfarrer in ihrem Herrschaftsgebiet waren in Straßburg ausgebildet und in ihrer Amtsauffassung und Religiosität von der Straßburger Orthodoxie geprägt worden.<sup>8</sup>

Der Jüngere hat dem Älteren dafür zeitlebens gedankt. Es gibt mehrere Gedichte, mit denen er das Andenken an Johann Michael nach dessen Tod 1669 wach gehalten und seine Dankbarkeit bezeugt hat.<sup>9</sup>

Zeugnisse über die Jahre in Offendorf sind spärlich. Es war Aufbauarbeit zu leisten. Moscherosch taufte in den sieben Jahren zwischen 1648 und 1655 fünfundsiebzig Kinder. Er begrub neunundzwanzig Verstorbene und segnete dreizehn Hochzeiten ein, wie es die erhaltenen Kirchenbücher ausweisen.<sup>10</sup> Seine Arbeit war nur gefährdet durch die unsichere Lage des Dorfes zwischen verschiedenen Rheinarmen. Es gab immer wieder Überschwemmungen. Es muss im Jahr 1651 gewesen sein, wo Moscherosch, als das Wasser in seine Pfarrstube gestiegen war, den im Kirchenbuch stehenden Stoßseufzer ausstieß:<sup>11</sup>

*„In höchsten Nöten sitzen wir /  
Das Wasser läuft uns vor die Tür /  
Auch gar in meine Stub herein /  
Wir wissen nicht wo aus / wo ein /  
Ach Gott, mit Deiner Hilf erschein!“*

Das herausragende Ereignis dieser Jahre in Offendorf war seine zweite Reise in die Freie Reichsstadt Nürnberg, wo Quirin Moscherosch am 27. Dezember 1649 Susanna Hübner, eine Nürnbergerin und Tochter eines Schneidermeisters, heiratete. Er war schon drei Jahre zuvor, 1646, noch als Student, nach Nürnberg gekommen und hatte damals bei der Familie Hüb-



ner logiert und seine spätere Braut kennen gelernt. Was ihn zu den insgesamt drei Reisen nach Nürnberg, 1646, 1649 und wieder 1668, bewegt hat, kann man nur vermuten. Das erste Mal hatte der Student der Theologie ein Empfehlungsschreiben an den Präsidenten des Nürnberger Pfarrkonvents, Johannes Saubert, in der Tasche.<sup>12</sup> Nürnberg war ja, neben Straßburg, Ulm, Wittenberg und Dresden, eines der wichtigen Zentren der lutherischen Konfession. Wahrscheinlich wollte Quirin die tonangebenden Geistlichen Nürnbergs und deren Gesinnungen kennen lernen. Das zweite Mal, 1649, war es wohl die künftige Braut, die ihn nun, nachdem er ein festes Amt hatte, nach Nürnberg zog. Doch denkwürdiger als die Begegnung mit ihr, von der wir wie meist von Pfarrfrauen wenig wissen, ist die mit ihrem blinden Bruder Johann Hübner. Quirin Moscherosch hat ihn zur Zeit seines Zusammenlebens mit der Familie in Nürnberg zum Poeten gebildet. So jedenfalls hat es Johann Hübner in einem Hexametergedicht von mehreren hundert Versen dargestellt. Ich konnte eines Tages in einer in Straßburg herausgegebenen Zeitschrift des 18. Jahrhunderts dieses Gedicht entdecken.<sup>13</sup> Es spricht für die Qualität des Lehrmeisters Moscherosch, wenn der zwanzigjährige blinde Hübner den Gast Moscherosch so lobt:

*„Von Straßburg ein Student kam zu uns eingezogen,  
Der geistlich hatt studiert, war überaus gewogen  
Der Deutschen Dichterkunst, als der Poeterey,  
Worin er Meister war, zu dichten vielerley.  
Drey Vierteljahre lang liebt ihm, bey uns zu bleiben,  
Begunnte manche Vers zu dichten und zu schreiben,  
Zu lesen, wie man denn mit solchen Sachen thut;  
Ich dachte, wenn ich dies auch könnt, so wär es gut.  
Als dieser Herr und ich gemein und noch gemeiner,  
Als David, Jonathan; sein und mein Will war einer;  
Bracht endlich ichs so weit, daß er mir auch versprach,  
Die Kunst der deutschen Vers' zu geben an den Tag.  
Dies aber war nicht nur ein blosses Mundverheissen  
Wie manche Redner thun, die nichts im Werk erweisen,  
Was sie mit ihrem Maul versprochen und geredt;  
Hier folgte Wort und That einander auf der Stätt.  
Denn er bald dieß, bald das mir las, daraus mich lehrte,  
Und ich, ein schlauer Knab, nicht obenhin zuhörte,  
Den Unterschied der Verß, den rechten Wortverstand,  
Mit diesem gieng er mir getreulich an die Hand.  
Bald macht ich eine Prob, begunte Verß zu machen;  
Mein Herr Präceptor hörts, und half mir aus den Sachen,  
Wo ich gefehlet hatt, und wo ich recht gethan,  
Daß ich auf diesen Tag noch Reimen machen kann.*



*Soll dieses Lehrers Nam ich ganz und gar verschweigen?  
 Soll ich ihn nicht vielmehr mit grossem Ruhm anzeigen,  
 Der sonst jedermann in weit und breitem Land  
 Durch seine Dichtkunst ist aufs rümlichste bekannt?  
 Reiner von Sittenwaldt heist er verblümter Weise,  
 Quirinus Moscherosch mit Wahrheit ich ihn heisse;  
 Zu Bodersweyer Er ein Hirt, der Seelen lehrt,  
 Von der Hanauischen Grafschaft gar sehr verehrt.  
 Dank, Ehre, Preiß und Ehr werd ich auch ihme geben,  
 So lang ich reden kann, und weil ich hab das Leben.  
 Das starke Engelheer sich stets um ihn her lager'  
 Daß wohl gesichert sey mein günstiger Herr Schwager,  
 Weil meine Schwester er genommen zu der Eh',  
 Daß ihm und seinem Hauß lang lebend wohl ergeh.“*

Der Unterricht in der Sprachlehre und in der Verskunst schlug gut an. Zwei Jahre nach dem Besuch aus Bodersweier, 1648, dichtete der blinde Johann Hübner eine Arie auf den Friedensschluss von Münster und Osnabrück und widmete sie dem schwedischen Oberbefehlshaber, dem Pfalzgrafen Karl Gustav, der später König in Schweden wurde. Er getraute sich, seine Verse selbst Kennern der Poesie zu präsentieren. Von der Schwester Susanne, der Pfarrfrau von Offendorf und Bodersweier, weiß man leider sehr viel weniger.

Erst fast zwanzig Jahre später, 1668 also, kehrte Moscherosch, wohl mit seiner Frau, noch einmal nach Nürnberg zurück. Da war er kein Unbekannter mehr, vielmehr ein gefeierter Poet. Schon unterwegs, in der Freien Reichsstadt Nördlingen, sieht man ihn in vertrautem Umgang mit den Amtsträgern und Honoratioren der Stadt, denen er zum Geburtstag, auch zur Wiedergenesung nach einer Krankheit, eigene Verse widmete.<sup>14</sup>

Aber auch daheim in Bodersweier, seiner zweiten Pfarrstelle ab dem Palmsonntag 1655, und über Bodersweier hinaus im Hanauerland, war Moscherosch nun ein geachteter Geistlicher und Poet. Welche Stellung er in der Grafschaft, die sich von Lichtenau im Norden bis Willstätt im Süden erstreckte, einnahm, wurde zum Beispiel bei der Einweihung der neuen Kirche in Willstätt am 15. Juli 1657 deutlich. Der Ortspfarrer von Willstätt, Johann Schubbaeus, hielt die Festpredigt, aber Quirin Moscherosch war dazu ausersehen, die Festlichkeiten zu arrangieren. Er steuerte eine ganze Serie von Festgedichten bei.<sup>15</sup> Darin lobte er den regierenden Grafen, Johann Reinhard II., der von 1652 bis zu seinem Tod 1666 die Herrschaft innehatte. Das war nicht bloße Hofdienerei. Johann Reinhard war ein klügerer und besserer Landesvater als seine Vorgänger. Er machte vom Regierungsantritt an beträchtliche Anstrengungen, zuerst die abgebrannten und

zerstörten Kirchen und Pfarrhäuser wieder instand zu setzen. In Willstätt zum Beispiel hielt man nach Kriegsende den Gottesdienst in einer Hütte ab und auch die Pfarrfamilie musste mit einer Bretterhütte vorlieb nehmen. Johann Reinhard ließ innerhalb von drei Jahren in den drei Hauptorten seiner Grafschaft, in Lichtenau, Bischofsheim und Willstätt auf herrschaftliche Kosten neue Kirchen errichten. Nicht umsonst wurde er von späteren Historikern mit dem Beinamen ‚Der Wohltätige‘ geehrt. Man kann sich vorstellen, wie damals, 1657, der neu erbaute Turm der Willstätter Kirche über die Brandstätten und die notdürftig erstellten Behausungen der Willstätter in den Himmel ragte.

Das Festgedicht, das Moscherosch bei dieser Kirchweihe verfasste, trägt mit Anspielung auf diesen Turm den Titel „Krieges=Sturm und Sieges=Thurm“ und wurde noch im gleichen Jahr 1657 in Straßburg gedruckt.<sup>16</sup> Quirin Moscherosch pries darin den Landesherrn mit allen Kniffen der Rhetorik und mit der Geste dessen, in dessen Macht als Poet es liegt, das Andenken an einen Fürsten lebendig zu erhalten. Bei einem anschließenden Festmahl im Freien, in einer ‚Lauberhütten‘, wie es heißt, ging es dann entspannter zu. Hier brachte Quirin Moscherosch, stellvertretend für alle Gäste, ja für die Einwohner des Landes, Graf Johann Reinhard einen Toast in Versen zu:

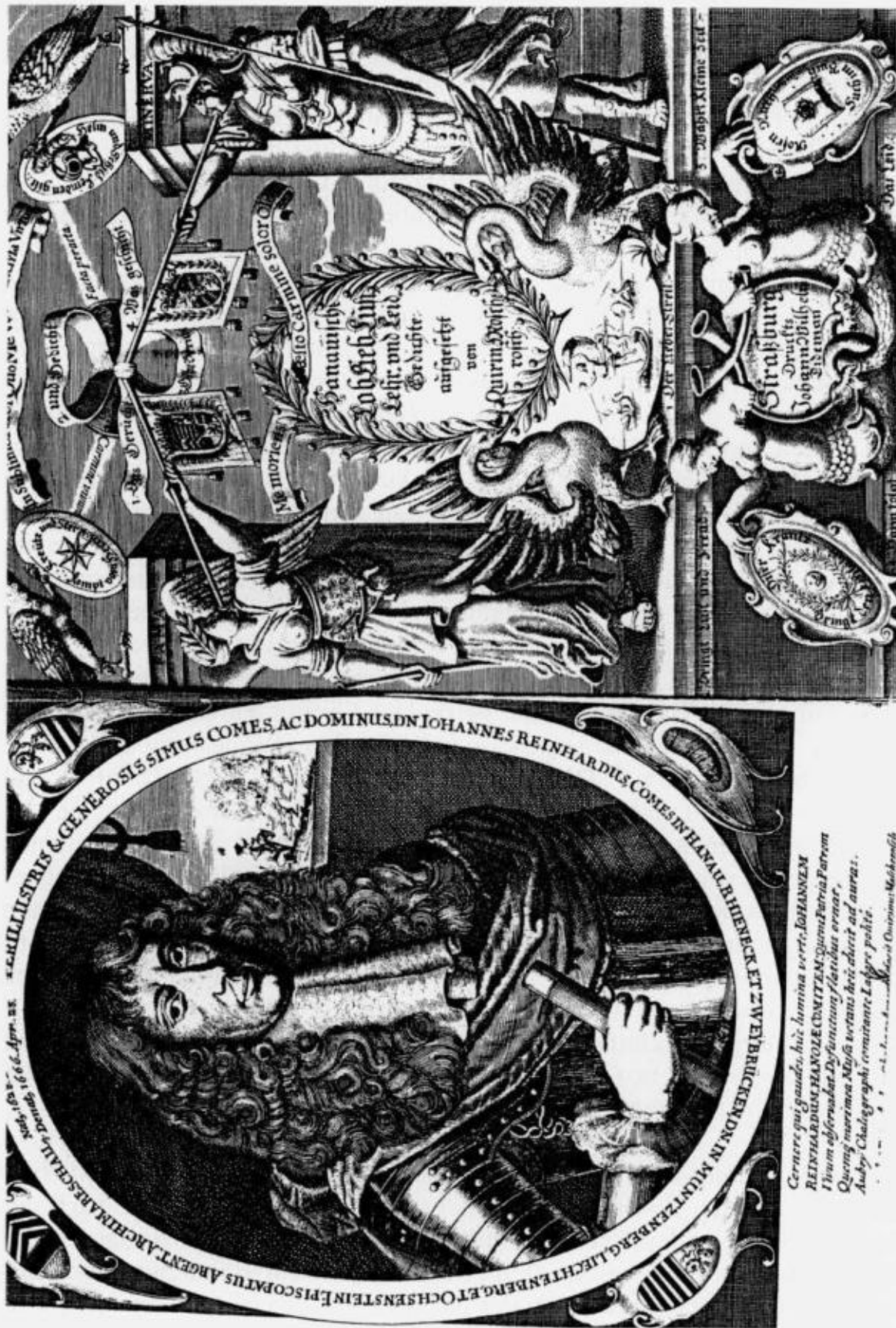
*„Da wollen wir alle mit schalle dem Herren der Herren lobsingem.  
Auch unserem Reinhard noch eines auß diesem Reimbächerlein  
bringen:*

*Das wird Er / das weiß ich annehmen mit gnädigen augen und  
Hand /*

*Von seinem stets Reinen Wort-Diener von Sittewalt / allen bekant.“*

Nicht nur das andere Versmaß lässt aufhorchen: Er hat jetzt vom feierlichen Alexandrinervers in der Kirche zum Daktylus gewechselt, den man für ländliche Feste (‚in der Lauberhütte‘) geeignet hielt. Auch die Anrede „unserem Reinhard“ lässt aufhorchen. Ich kenne kein anderes Lobgedicht auf einen Fürsten im 17. Jahrhundert, das ihn mit dem Vornamen anredet. Entweder, denke ich, war Graf Reinhard ungewöhnlich leutselig und legte – seltener Fall – auf Repräsentanz und Distanz wenig Wert, oder Quirin Moscherosch stand zu seinem Landesherrn in einem besonders vertraulichen Verhältnis. Dafür gibt es noch andere Indizien. Im Jahr 1668 erschien eine umfangreiche Prachtausgabe aller seiner Gedichte an den Grafen und die Angehörigen des gräflichen Hauses unter dem Titel: ‚Hanauische Lob=Lieb=Lust=Lehr= und Leidgedichte aufgesetzt von Quirin Moscherosch‘ mit einem ebenso pompösen Titelblatt.<sup>17</sup>

Ist Moscherosch gar der Hofpoet des gräflichen Hauses gewesen? Andere Fürsten hatten solche Hofpoeten. Die Königin Elizabeth von England unterhält in ihrem Hofstaat immer noch einen Hofpoeten. Für Mo-



Hanauische Lob=Lied=Lust=Lehr= und Leid=gedichte. Straßburg 1657. Titelkupfer mit dem Porträt von Johann Reinhard II. von Hanau-Lichtenberg



scherosch wäre das dann doch zu viel gesagt. Aber es erstaunt, dass die gräfliche Familie diese Prachtausgabe drucken ließ, für deren Kosten Moscherosch allein unmöglich hätte aufkommen können.

Die umfangreiche Schrift wurde zwei Jahre nach dem Tod des Grafen Johann Reinhard II. in Straßburg gedruckt. Sie ist der Witwe des Grafen, Anna Magdalena, einer geborenen Pfalzgräfin von Rhein, gewidmet. Das Porträt links, gestochen von Abraham Aubry, einem bekannten Straßburger Kupferstecher, war zum Ehrengedächtnis für Johann Reinhard bestimmt. Es zeigt ihn mit dem Marschallstab, als „Archimarschall“ des Bistums Straßburg, einem Titel, den die Hanauer Grafen von Alters führten. Im Hintergrund ist eine adlige Jagdszene zu erkennen. Die Lob spendenden lateinischen Verse stammen von Quirin Moscherosch.

Es ist nicht nötig, das Titelblatt im Detail zu erklären, doch auf eine Kleinigkeit möchte ich hinweisen, auf das Wappenzeichen der Moscherosch, Johann Michaels und Quirins, links oben. Es ist ein achtstrahliger Stern, der in ein Kreuz eingelassen ist. Die Umschrift „Kreutz und Stern kompt vom Herrn“ erklärt diese Zeichen. Johann Michael gebrauchte die gleichen Zeichen mit der Umschrift „per aspera ad astra“ und meinte damit das Gleiche. Es ist eben doch erstaunlich, dass Quirin Moscherosch sein Familienwappen in diesen höfischen Prunktitel einbringen durfte.

Außerhalb des Hanauerlandes erfuhr Quirin Moscherosch als Poet zwei Jahre vor seinem Tod, 1673, eine besondere Ehrung. Er wurde in die Reihen der Nürnberger Dichtergesellschaft, in den ‚Pegnesischen Blumenorden‘ aufgenommen.<sup>18</sup> Diese nannte sich, wie so viele Dichter- und Sprachgesellschaften der Zeit, nach dem Fluss, an dessen Ufer sie zusammenzukommen pflegte, nach der Pegnitz, und nach den verschiedenen Blumenarten, welche die Mitglieder sich als Symbole aussuchten: ‚Pegnesischer Blumenorden‘. Das hatte Quirin nun nicht mehr allein seinen guten Beziehungen nach Nürnberg, auch zu dem Vorsitzenden der Gesellschaft, zu Sigmund von Birken, zu verdanken. Er war inzwischen durch seine Dichtungen bekannt geworden. Es war zwar nicht die vornehmste der deutschen Dichtergesellschaften, nicht die Fruchtbringende Gesellschaft, in die sein älterer Bruder fast dreißig Jahre früher aufgenommen worden war, aber doch eine im deutschen Reich weithin bekannte Vereinigung.

Das Programm der Pegnitzschäfer kam Moscherosch entgegen. Sie hatten einen zweiten Reformschub in der deutschsprachigen Poesie nach der ersten wirkungsvollen Reform von Martin Opitz und seinen Anhängern zu Beginn des Jahrhunderts eingeleitet. Hatte Opitz zur Bändigung der deutschen Sprache nach den Regeln der Rhetorik und Poetik noch einseitig den majestätisch daherrollenden Alexandrinervers empfohlen, so gingen die Pegnitzschäfer nun zu leichteren und eleganteren Versmaßen, zum Daktylus und zu Strophen mit unregelmäßigen Versen über. Ja, sie experimen-



tierten mit ganz neuartigen, aus der Spätantike bezogenen Gedichten wie dem ‚Figurengedicht‘ (siehe auch Abbildung auf der folgenden Seite), das wir im 20. Jahrhundert erst durch den Dadaismus und die experimentelle Poesie wieder entdeckt haben.<sup>19</sup> ‚Figurengedichte‘, das sind solche Gedichtformen, die nicht nur dem Sinn nach erfasst werden wollen, sondern auch als optische Figuren. Sie bilden durch die typographische Anordnung von kurzen und langen Versen eine Figur ab, einen Kelch bei einem Trinklied zum Beispiel oder ein Herz bei einem Liebesgedicht.

Mocherosch hatte solche Figurengedichte auf Nürnberger Art schon früher verfasst. Zum Kirchweihfest in Willstätt, 1657, von dem ich schon sprach, hat er zum Beispiel ein Gedicht in Form eines Trinkpokals zusammengestellt. Es wurde wohl beim Toast auf Graf Reinhard überreicht.<sup>20</sup>

In seiner letzten Gedichtsammlung mit dem Titel ‚Poetisches Blumen-Paradies‘, 1673 in Nürnberg gedruckt, bewies Quirin Moscherosch, dass er die neuen, von den Nürnbergern gepflegten Versformen und Dichtungsarten beherrschte. Seine besondere Spezialität waren anagrammatische Gedichte, das heißt solche, in welchen die Buchstaben eines geschriebenen Namens oder eines Begriffs umgestellt, in eine andere Reihenfolge gebracht werden, so dass neue Wörter, neue Begriffe entstehen, die in einer geistreichen Beziehung zu den ursprünglichen Namen und Begriffen stehen. In den neuen Begriffen müssen alle Buchstaben wieder zu finden sein. Auf einfacher Ebene ist die Umbildung von Willstätt in Sittewalt, die Johann Michael vornahm, ein solches Anagramm. Quirin Moscherosch schuf Bodersweier, den Ortsnamen, in Oberweisherd um, wenn er sich in seinen Gedichten in die Rolle eines Hirten begab. Man sollte ‚die weiße Herde‘ assoziieren. Das mutet uns heute wie eine nichts sagende Spielerei an. Die Poeten des 17. Jahrhunderts sahen das anders. Für sie war Sprache und Schrift ein von Gott geschaffenes System voll inneren Beziehungen, denen es nachzugehen, die es zu entdecken galt. Sie glaubten an eine geheime Beziehung zwischen dem Ortsnamen Willstaett und den umgeformten Wörtern Sittewalt (= ein Ort, in dem Sitte waltet, oder Wildstaett = nach der Zerstörung eine wilde Stätte). Aus diesem magischen Sprachverständnis erklärt es sich dann auch, dass die Nürnberger und Moscherosch soviel größeren Wert als ihre Vorgänger auf die Klangqualität von Wörtern und Versen legten.

Die Nürnberger verliehen Quirin den Gesellschaftsnamen ‚Filander von Sittewalt‘, also den Namen, unter dem die Schriften Johann Michaels nun europaweit bekannt waren. Sie ehrten damit zugleich den älteren Moscherosch, der 1669 gestorben war. Es sieht nicht danach aus, dass Quirin nach der Aufnahme 1673 irgendeinmal an den Sitzungen des Pegnesischen Blumenordens teilgenommen hätte.

Schon 1672, mit Ausbruch des ‚Holländischen Rachekrieges‘, dann 1675 mit dem Einbruch der französischen Heere unter Turenne aus dem

—❧❧(36.)❧❧—  
**Gräfl. Hanauischer Gesundheitsbecher.**

❧  
 ❧ Friedlich / ❧  
 ❧ Schlichtlich / ❧  
 ❧ Lebe Reinhardt : ❧  
 ❧ Mächtig / ❧  
 ❧ Prächtlich / ❧  
 ❧ Wachse sein Art : ❧  
 ❧ Der uns drey schöner Tempel ❧  
 ❧ Den Frommen zum Exempel ❧  
 ❧ Hat erbauen / ❧  
 ❧ Wie wir schauen ❧  
 ❧ Auf-geführt / ❧  
 ❧ Auf-gezietet / ❧  
 ❧ Der Himmel woll Ihn schügen / ❧  
 ❧ Dem Er Drey Neuer Kirchen- Spitzen ❧  
 ❧ Zu Ehren so erhöhet in dreyen Friedens- Jahren : ❧  
 ❧ Es müsse Fried und Freud mit Ihme siets umfahren / ❧  
 ❧ Den grossen Kirchen Freund begleiten auß und ein / ❧  
 ❧ Der Erz- Fürst Michael soll stäter Führer seyn. ❧  
 ❧ Indessen vergessen wir Leyden und Leyd / ❧  
 ❧ Versencken/ erträncken das sorgen heer heut / ❧  
 ❧ Sind allzumahl frölich vnd seelig im Herrn / ❧  
 ❧ Der keinem nach weint die Freude will sperren. ❧  
 ❧ Fürst Serubabel hat in Yuda diesen Ruhm / ❧  
 ❧ Das Er / vnd Jesua / des Höchsten Heiligtum / ❧  
 ❧ Das lange Zeit zum Spott den andern frembden landen / ❧  
 ❧ Zum fluch und schwur dem Volck gang öd und wilst gestanden / ❧  
 ❧ Hat auff Haggai Wort New wiederum auffgeführt / ❧  
 ❧ Ein immerwährend lob dem Heiden drum gebühret : ❧  
 ❧ Dich/ Reinhard / wir preisen in gleichem Thon ❧  
 ❧ Dich/ unter des Schattens wir frölichlich ruhn : ❧  
 ❧ Dich / Gottes- Haus- Auführer / ❧  
 ❧ Dich / Gottes- Haus- Aufzietet / ❧  
 ❧ Dich loben wir : ❧  
 ❧ Der Herr mit Dir ❧  
 ❧ Du streitbar Held / ❧  
 ❧ Betrost zu Feld / ❧  
 ❧ Betrost auch in den Mauern / ❧  
 ❧ Da soll siets Friede dauern / ❧  
 ❧ Der Himmels segnen ❧  
 ❧ Sich kräftig regen / ❧  
 ❧ Auff allen Wegen / ❧  
 ❧ Auff weg und stegen. ❧  
 ❧ Schlichtlich sind noch einmat frölich im Herren / ❧  
 ❧ Lasset uns Ptagen nnd Klagen versperren : ❧  
 ❧ Erträncket / versencket das Sorgen- Heer heut / ❧  
 ❧ Auff Kummer/ kommt Sommer / auff Leyden folgt Freud. ❧  
 ❧ Erklünet/ besinget die trefflichen Gräfflichen Väfte / ❧  
 ❧ Begräffset / beschlisset das Christliche Kirchenweib- Feste. ❧

Elsass in das rechtsrheinische Gebiet näherte sich der Krieg mit seinen den Menschen noch wohl bekannten Gräueln wieder dem Hanauerland. Die Hanauer flüchteten wieder dorthin, wohin sie sich schon im Dreißigjährigen Krieg geflüchtet hatten, hinter die festen Mauern Straßburgs. Es war falsche Sicherheit. Am 10. März 1675 starb dort Susanne Hübner, die Nürnbergerin, im Exil. Schon am 19. April 1675 folgte ihr Quirin in den Tod. Die Leichenpredigt des ebenfalls nach Straßburg geflüchteten Orts Pfarrers von Linx war bis zu dieser Stunde noch nicht zu finden.

### Anmerkungen

- 1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags anlässlich des Moscherosch-Jubiläums 2001 in Willstätt
- 2 So zum Beispiel: Jördens, Karl Heinrich: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 3, Leipzig 1808, 701. Bopp, Marie Joseph: Die evangelischen Geistlichen und Theologen im Elsass und Lothringen von der Reformation bis zur Gegenwart. Neustadt an der Aisch 1959/60, 378. Killy, Walter (Hg.): Literatur Lexikon. München Bd. 8 (1990), 234–235. Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne. H. 27, Strasbourg 1996, 2715–2717
- 3 Die bisher vollständigste Übersicht über die Schriften Quirin Moscheroschs gibt Hans-Rüdiger Fluck: ‚Ergezzigkeit in der Kunst‘. Zum literarischen Werk Quirin Moscheroschs. In: Daphnis 4 (1975), 13–42
- 4 Über das Schicksal der Familie Moscherosch informiert meine Biographie: Johann Michael Moscherosch. Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter. 2. Aufl. Oberkirch o.J. [2001], hier 99
- 5 Moscherosch, J.M.: Gesichte Philanders von Sittewalt. Straßburg 1650, 436
- 6 In einer Zuschrift Johann Michaels an Quirin, in: Moscherosch, Quirin: Poetisches Blumen-Paradiß. Nürnberg 1673, 183
- 7 Detaillierte Daten zur Biographie Quirins sind zu finden bei Ernst Batzer: Zur Lebensgeschichte Quirin Moscheroschs. In: Die Ortenau 4 (1913), 145–149. Fluck, Hans-Rüdiger: Moscherosch, Quirin – ein Nachbar Grimmelshausens. In: Daphnis 5 (1976), 549–565. Moscherosch, Otto: Zur Genealogie der Moscheroschs. In: Hessische Familienkunde, Frankfurt/M. 1951, 202 ff. Schildberg, Gerhard: Le pastorat du comté de Hanau-Lichtenberg. Strasbourg 1979/1980, 372
- 8 Zur Kirchenpolitik der Grafen von Hanau-Lichtenberg steht jetzt die materialreiche Straßburger Dissertation von Gerhard Schildberg (wie Anm. 7) zur Verfügung
- 9 Moscherosch, Quirin: „Letzter Ehren-Dienst Sieben grossen Gönnern und vertrauten Herzens-Freunden ...“ Nördlingen o. J. (1670)
- 10 Diese Zahlen gibt August Kocher: Die Ämter Offendorf und Bischweiler und die drei Dörfer Kaltenhausen, Schirrheim und Schirrhofen. Straßburg 1907, 66
- 11 Seyfried, Charles: La réforme dans le comté de Hanau-Lichtenberg. In: Revue Catholique d’Alsace 1883 (Nouvelle Série), 284
- 12 Über Saubert: Dülmen, Richard van: Orthodoxie und Kirchenreform. Der Nürnberger Prediger Johann Saubert (1592–1646). In: Zeitschr. f. bayerische Landesgeschichte 33 (1970), H. 2, 636 ff.; Literatur Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 10, 138–139

- 13 Ich habe das ganze Gedicht in der Abhandlung: Johann Hübner, ein blinder Nürnberger Musiker und Poet, Schüler Quirin Moscheroschs (1631–?). In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 81 (1994), 73–92 publiziert. Der folgende Textauszug dort 85–86
- 14 Cantica Nova Naica in Honorem ... DN. Gundelfingeri, Johannis Conradi ... Nördlingen 1668
- 15 Die Predigt ist zusammen mit den Gedichten gedruckt worden und enthält Einzelheiten über die Zerstörung Willstätts im Dreißigjährigen Krieg. Fluck, Hans-Rüdiger: Eine wiederaufgefundene Barockpredigt von Johann Heinrich Schubbaus zur Willstätter Kirchweihe 1657. In: Die Ortenau 54 (1974), 133–137
- 16 Zu den Editionsverhältnissen der beiden Ausgaben 1657 und 1658: Fluck, Hans-Rüdiger: „Ergezigkeit in der Kunst“ (wie Anm. 3), 21–22. Die Gedichte sind auch in die Ausgabe ‚Hanauische Lob=...Gedichte‘ von Quirin Moscherosch, Straßburg 1668, aufgenommen worden. Ich zitiere im Folgenden nach dieser Ausgabe
- 17 Abbildung I
- 18 Über die Gesellschaft informiert ausreichend Eberhard Mannack (Hg.): Die Pegnitz-Schäfer. Nürnberger Barockdichtung. Stuttgart 1968 (= reclam UB 8545)
- 19 Zum Figurengedicht s. Literatur-Lexikon (wie Anm. 2), Bd. 13 (1992), 302–304 (mit Literaturhinweisen)
- 20 Abbildung II



## Die Landschaft nach Grimmelshausen

Rita Breit

Linden muss er gekannt haben. Nicht die Tamarisken, Paulownien, Datura. Diese Schönheiten sind lange nach ihm gekommen. Aber Nussbäume muss er gekannt haben. Rebstöcke natürlich. Veilchen. Maiglöckchen. *Nießwurz*.

1638 wird Grimmelshausen mit dem Krieg und seinen Kerlen an den Oberrhein verschlagen, 1639 nach Offenburg als Musketier im kaiserl. Regiment des Hans Reinhard von Schauenburg. Etwa siebzehnjährig dürfte er da sein, 1621 oder 1622 geboren, mithin jünger als der Krieg, mithin darin aufgewachsen. Ein Jahrzehnt danach – da ist der 30-jährige Krieg endlich zu Ende – am 30. August 1649 setzt im Offenburgischen Kirchenbuch der Eintrag von Grimmelshausens Heirat mit der einundzwanzigjährigen Tochter seines Regimentsvorgesetzten, Katharina Hennigerin, einen Schlusstrich unter die unendliche Litanei der Toteneintragungen. Gültiges Versprechen ans Leben. Dem Todesschatten zum Trotz. Von den neun Kindern werden ihm drei früh sterben. Aber sechs werden überleben. Er ist jetzt etwa siebenundzwanzigjährig. Was der Krieg ihn gelehrt hat, taugt das nun für den Frieden? *man kann geschwind in die Höll rennen / aber wieder herauß zu entrinnen / wird's Schnaufens und Bartwischens brauchen.*<sup>1</sup> Am 7. September tritt Grimmelshausen das Schaffneramt in Gaisbach (Oberkirch) im Dienst seines früheren Regimentschefs an.

Was lernt einer im Krieg? Dass der Mensch ewig ist, solange er lebt. Wie wertvoll das Leben ist. Das eigene. Und wie man dran hängt. Dass jeder Mensch seinen Preis hat. Man selbst auch, *wie theils Menschen säuischer als Schwein / grimmiger als Löwen / gäiler als Böck / neidiger als Hund / unbändiger als Pferd / gröber als Esel / versoffener als Rinder / listiger als Füchs / gefrässiger als Wölff / närrischer als Affen / und giftiger als Schlangen und Krotten waren.*<sup>2</sup> Und wie schmal das Seil an der Kluft zwischen Leben und Tod ist. Wie entsetzlich schmal. Und *daß aus andern Manns Leder sich gut Riemen schneiden läßt*. Wenn einer Glück gehabt hat, dann lernt er auch noch jenes verzweifelte Hinschauen, Sichstellen, das am Ende einzig und allein noch wirksame Kräfte gegen den eigenen Hilflosigkeitssog zu aktivieren und den Mitmenschen in seiner allertiefsten Not zu erkennen vermag.

Der neue Schaffner ist kein Einheimischer. „Gelnhusanus“ schreibt er sich nach der Geburtsstadt Gelnhausen (Hessen), in deren Bäckerzunftbuch (auf der Rückseite einer geschändeten Thorarolle) der Großvater Melchior eingetragen ist. Ginster, Schwarzdorn, Vogelbeeren, Kastanien, Eichen: karge hessische Mittelgebirgslandschaft. Korn. Rüben. *Habersaat*. 1645 bis 1715 ist ein Zeitraum mit geringer Sonnenaktivität. Diese Landschaft

hier indes ist unendlich fruchtbar. Das Erdreich mit 99 Punkten auf der Bodenwertskala hervorragend, entsprechend vielfältig bis heute die Bodenkultur: Spargel. Meerrettich. Topinambur. Tabak. Beeren- und Steinobst. An den Granitverwitterungshängen der Schwarzwaldausläufer dann schließlich Trauben, vornehmlich weiße: Klingelberger (Riesling), Clevner (Traminer), Ruländer (Pinot gris) und Spätburgunder. 2128 ha Qualitätsweinbaugebiet. Fleißiger Menschenschlag. Etwas grobkantig. Das sind sie in der Wetterau, woher der neue Schaffner kommt, auch. Fruchtbarer Boden: Kleiner Zehnter vom Obst, Holz und Vieh. Hanf- und Flachszehnter. Jagdrecht und Waldnutzung. Und der Friedenstraum von einer stattlichen Wiederherstellung der zerschundenen, in Verrohung und Menschenleere zerschlissenen, ehemals so fruchtbaren Landschaft: In rührendem Gleichklang rufen ihn hier die Namen der Kinheitslandschaft: der Fluss Kinzig, das Hanauer Land, auch die roten Sandsteinbrüche. (Wie an der Gelnhäuser Elisabethkirche. Wie am Straßburger Münster.) Sieben Kinder kommen in Gaisbach zur Welt. Das Schaffnerwams will erarbeitet sein. Immer von neuem. Grimmelshausen wird es acht Jahre für den Schauenburger tragen, nach einer fünfjährigen Etappe als Wirt „Zum silbernen Stern“ dann noch einmal drei Jahre auf der Ullenburg.

Das Idiom des neuen Friedensalltags wird sich der Schaffner tunlichst schleunigst angeeignet haben: kann *Streithändel* und *Dummel* fürderhin beim Namen nennen. Im *Knappsack* auf seinem Buckel indes stecken noch Wörter von früher und unterwegs: aus Hessen (*Petter, Göth, Klicker* etc.) und aus Westfalen (*foppen, dröge, dat Jägerken*). Mitsamt dem *Teutsch*, das ihm der Krieg beigebracht hat wie etwa *coujonieren, fouragieren*. – *Potz Blut, wie haben wir gestern gesoffen! – Schlag mich der Donner!* – So reden sie, die Obristen, die Fähnriche, Musketiere, Feldscherer, Muster-schreiber, Rumormeister, Profose, Büchsenmeister, Marketenderinnen, Steckenknechte: wenn sie *mit beiden Backen fressen wie ein Drescher, an die Bauern dicke Maulschellen* austeilten, worauf die ihnen kräftig *eins auf die Hauben geben*, bis ihrer aller *Freudengelach verlummert wie ein Sackpfeifenzipfel, dem der Blast entgangen* ist. So wird er seine Lieblingsfiguren künftig reden lassen: *Simplicissimus. Courasche. Springinsfeld. Ungebärdige, erbarmungswürdig gebeutelte Figuren; wie er selbst durch die Schule des Krieges gezerrt, vom Krieg zugleich ernährt und verstört wie er selbst, er, ehemals Trossbub, Musketier, Regimentssekretär, nunmehriger Schaffner, der sie allesamt im Ranzen mitgebracht hat und in dieser nach Reformation, Gegenreformation und Augsburger Frieden auf Fürstengeheiß katholischen Gegend ansiedeln will. Er wird namentlich dem Simplicissimus viele saugrobe, lebenskräftige Sprachbilder mitgeben: eine Sau, die ins Wasser harnt – bei männiglich so veracht, daß ihn die Hunde hätten anpissen mögen – wo ihm die Pfeife bald in Dreck fiel – laut wie ein Haufen Katzen, die im Hornung rammeln – zittern wie nasse Hund – so leben-*

dig wie die Müllerflöhe – steckte die Schnauze unter die Decke und behielt nichts haußen als die Augen – da kann jeder wohl denken, wie mir die Katze den Rücken hinaufgelofen – schwitzte ich wie ein Braten beim Feuer – es sei kein Mensch in der Welt, der nicht einen Hasen im Busen habe. Die Inszenierung der Abenteuer in seinem Kopf lässt Grimmelshausen insbesondere an dieser Lieblingsfigur die eigenen Jugenderlebnisse verarbeiten. („Da ist nichts gemacht, kein Wort zuviel oder zu wenig, alles naturwüchsig, Rinde, Äste, Knorren, Blüten und Galläpfel durcheinander treibend, wie ein Baum im Walde, in welchem die Vögel singen, der Sonnenschein glitzert oder der Sturm rast“, begeistert sich Eichendorff.<sup>3</sup> Und 1956 wird der „Simplicissimus“ laut Umfrage des „Berliner Tagesspiegels“ zum beliebtesten Roman der deutschen Literatur.) Eine Art schöpferischer Solidarität unterhält der Dichter mit seiner gesamten pikarischen Brut, nimmt auch den grellbunten Erzählfaden immer wieder auf, lebenslang: So darf die alte Landstörzerin Courasche gleich zu Anfang triumphieren: *JA! (werdet ihr sagen / ihr Herren!) wer solte wol gemeint haben / dass sich die alte Schell einmal unterstehen würde, dem künfftigen Zorn Gottes zu ent-rinnen?*<sup>4</sup>

Mit Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen beginnt in der deutschen Literatur das Lachen.

\*

*Feldgrillen Nieswurz, Grasmücke und Kuckuck, Kletten ins Haar.* Mit zwölf Jahren kriegt ihn der Krieg am Wickel, Soldateska verschleppt ihn. Den Simplicissimus gleichfalls. Das Leben schlägt in brutalen Galopp um, von einer heimgesuchten Gegend zur nächsten. *Hanau. Büdingen. Kassel.* All die Stationen – was sind sie zunächst anderes als Chiffren für erzwungenes Unterwegs? *Stift Fulda. Stift Hirschfeld (Hersfeld). Orb. Braunfels.* Und dann zunehmend: eine Art Fouragierlehrpfad, eine mehr oder weniger bekömmliche kulinarische Spur mitten im Krieg. *Meppen. Lingen. Paderborn. (schwarzes grobes Brot und mager Rindfleisch ein Stück gestohlenen Speck statt Wein und Bier Wasser) Ems. Lippstadt. (das fetteste Bier, die beste westfälische Schinken und Knackwürste, wohlgeschmack und sehr delicat Rindfleisch, das man aus dem Salzwasser kochte und kalt zu essen pflegte; schwarzes Brot fingerdick mit gesalzener Butter) Dorsten. Coesfeld. Recklinghausen. (Inhalt eines Pumpnickelofens, Schinken, Knackwürste und Speckseiten, welche zum Räuchern im Kamin hingen.) Münster. Hamm. Soest. (Schaf- und Kühkutteln, Hamburger und Zerbster Bier) Das bergische Land. Cöln. (Schmalhanskost: Bücklinge, Felchen, Stockfisch, dünn sauer Bier, Rettige, Salat, Parmesaner Käse, Sülze, Rinderkutteln, Wein gewässert, Käse steinhart: Allzuscharf macht schartig.)* Die Schweizer Grenze dann sorgt zu gutem *Straßburger Brantwein* trotz widerwärtigen Regensturms für einen kulinarischen Höhepunkt: *gute Waldforellen*



*und köstliche Krebse.* – Doch woran denkt der derart Verwöhnte, Simplissimus nämlich, anschließend? Unverzeihlicherweise an die *ägyptischen Fleischtöpfe, das ist an die westfälischen Schinken und Knackwürste zu L. (Lippstadt)*. Die Undankbarkeit kriegt umgehend ihr Fett – nicht umsonst hat der Krieg gründlich in der Ebene gehaust: *Breisach. Endingen. (hart schimmelig Brot; bis an die Kitzing weder Hund noch Katz)*

\*

1876, als die historische Person des Dichters mit der Vorliebe für Anagramme über magere Eckdaten der Schreiber-Schaffner-Schultheiß-Jahrzehnte hinaus noch kaum entzifferbar war, wurde in Renchen an einem strahlend heißen Tag Grimmelshausens „deutsch“ gedacht: mit Zapfenstreich, Böllerschüssen, der Grußbotschaft des Stadtrats von Gelnhausen, mit Trinksprüchen auf Kaiser und Großherzog, Choral und Prachtmenü für die Geladenen: Kalter Hecht mit Sauce à la tatar; Rehragout mit Kartoffelklößen, dazu Markgräfler und später Champagner und Punschtorte. Die „Karlsruher Zeitung“ vom 20.8.1876 notiert dazu jenen reizvollen Ausblick auf „die mit Reben umkränzten Hügel, die duftigen blauen Berge, die freundlich aus der Ferne grüßenden Burgen“ (darunter eine seiner beiden Schaffner-Burgen, die Schauenburg; die Ullenburg war im 18. Jahrhundert abgerissen worden).

\*

Mirabelle- und Pflaumenbäumchen. Sauerkirschen aus den Römersiedlungen. Reineclaude? 40000 Söldner hat der Krieg gefressen und dreimal soviel Zivilbevölkerung: Frauen, Kinder, Alte. Dörfer, darin *keine lebende Kreatur*. In Hessen, woher Grimmelshausen stammt, sind 45 Dörfer untergegangen. Der Krieg ist das Eigentliche gewesen. Jetzt kehrt die geschundene Landschaft zum Leben zurück. Die zuerst. Die Menschen tun sich schwerer. Noch sind die Wege besser als die Herberge. Aber die Maisonnette scheint auf ein Nest milchwarmer Kätzchen. Eine flaumige Gösselbande piepst hinter der Ente zum Teich, Welpen balgen um ein braunes Zicklein herum. Klingt alles anders als im Krieg. Im Frieden sind auch die Farben anders als im Krieg. Rot und Gelb, Versprechen und Verheißung. Mist- und Jauchegestank: Noch das riecht nach Frieden. Und die Gerüche sind neu, weil die Nacht endlich wieder ihre Fittiche über die Menschen, die *ihr dörftig Leben gerettet* haben, ausbreitet. Entkommene wie er. Rechen das erste Heu. Füttern ihr Schwein. *Das eigene Hemd am nächsten*. Immer das eigene Leid, das einem am meisten wehtut. Die Pferde striegeln und ausmisten und Futter vorschütten. Man drischt, mahlt, backt. Die *Zugochsen* ziehen den Pflug. Die *Geiß* wird gemolken. Die *Habersaat* ist aufgegan-



gen. Wo der Steilweg von Gaisbach in den Wald mündet, jagt in gekränk-ten Sprüngen eine Katze unter den nächsten Hausvorsprung. Die Treppen zum Burgportal sind rutschige Sturzbäche. Matschfußstapfen seitwärts. Eine Hand voll bis auf die Knochen durchnässter Wanderer *griesgramt* ins Erdgewölbe. Zwischen Fensterstürzen aus rotem Cathedralensandstein sorgfältig Nachgemauertes und sorgsam belassen gut Erhaltenes. Kapitellbruchstücke. Buckelquader. Lagerfeuerreste. Verbotsschild. Ein Laufkäfer hastet über'n Steg, verschwindet zwischen Dostbüscheln im Efeu. Schwer, sich den *Schaffner* hier vorzustellen, wie er über Zehntbüchern sitzt, Rechenschaftsberichte vorträgt. Aber der Ausblick umspannt noch immer eine ganze Welt: die Rheinfurche bis hoch vor die harte Silhouette der Vogesenkette, Europaprovinz und Capitale de l'Europe in der alten Kontur der Vaubanschen Festung mit dem Münster. Straßburg, alte Mitte des Abendlands: Im Mai 1669 kauft dort Ferdinand Albrecht, Herzog von Braunschweig und Lüneburg (1636–1687) auf der Durchreise sein Exemplar des *Simplicissimus*.

\*

Im Schaffnergarten blühen *Königskrone, Tulipane, Narzissen, Hyazinthen*. Auf dem Weg zur Schauenburg stolpern die Hütten ihm blind mit ölpapierverstopften Fensterhöhlen entgegen.

Sobald Grimmelshausen *einen praven Wirt in einem praven Wirtshaus* vorstellt, mag er den Gästen etwas von den Abenteuern in seinem Kopf preisgeben, während er ihnen Brot, Fleisch und ein Viertel Wein vorsetzen lässt. Weißen zumeist, wie aus der Schlussabrechnung hervorgeht – der rote ist teurer. Junger Elsässer? Eher ein heimischer. Sylvaner Riesling. Zwiebeln. *Rheinsalmen*. *Gläschen Wermut dazu*. *Krammetsvögel*. *Aal*. *Feigen und Karpfen*. *Forellen*. *Hühner und Wild*. *Wachteln und Knackwürste*. *Schwarzwäldische Ochsen*. *Elsässer Riquewihr*. *Breisgauer Affentaler*. *Markgräfler Gutedel*. Wie mag die Soldatentochter an seiner Seite mit ihrem Gastwirts- und späteren Schultheißfrauenalltag umgegangen sein? Die andere ist sein Geschöpf: jene mit allen Dreckwassern gewaschene Courasche, eher noch eine weitere deftige Kerlsgestalt; da ließe sich freilich im Analogschluss von den wilden Kerls auf des braven Bürgers friedlichen Ehehausstand schließen. Er wird in der Familie sein hessisch usw. gewürztes Badisch der Umgebung gesprochen haben, amtlich das mit lateinischen und französischen Ausdrücken gespickte Kanzlei-Deutsch, gegen das er doch insgeheim seine ironische Feder wetzte. Und wenn er wütend war, kam vielleicht der kehlige hessische Tonfall seiner Gelnhäuser Kindheitsgend ganz stark durch, lebenslang. *Schwätzen können die Elstern auch*. Die Archive geben mehr und mehr von seiner Amtsarbeit frei: Mühlenordnung. Vermittlung in Erb- und Grundstücksstreitigkeiten. Die Sache mit

dem Lehrer Haug, der einen Hirtenjungen so geschlagen haben soll, dass der arme Junge starb. Zusammen mit seiner Tochter Patenamt für zwei Sintikinder – der Taufeintrag ist merkwürdig in den äußersten Kirchenbuchzipfel gerückt.

*Wer kegeln will, muß auch aufstellen wollen.* Arm, umso emsiger. Das Tischtuch aufgelegt. Den Boden des Gartenhauses mit Rosenwasser besprengt. Ihm vielleicht einen Krug Wein auf den Tisch gestellt, an dem er gerade liest – heimische Reben, am Festtag Markgräfler? – *die Taufsuppe fast fürstlich gereicht* – Das bisschen Freude, das ein Erwachsenenleben bereit hält, er mag's aus den Büchern gezogen haben. *Wurst wider Wurst und der Magd ein Trinkgeld.* Ein Margritenbusch und Tränendes Herz. Mittendrin muss der Traum die Wirklichkeit wieder eingeholt haben. Wirtstraum. Dichtertraum. Angelesenes. Aufgeschriebenes. *Ein guter Wirt wirft nichts weg ...* Geschautes. Erdachtes. Da stopft sich ein maßlos Wissbegieriger, schon hinreichend Kundiger voll mit noch stärkerer Passion, noch mehr Wissen ... *rüstete auß den Abschrötlin wieder ein Frühstück / oder vielmehr ein Imbis zu ...*

Bär, Wolf, Gänse, Kälber, *Wildhühner*, Katzen, *Immen*, Störche, Wiesel, Häher, *Turteltauben*, *Hirsch*, Amseln und Rebhühner, Fledermaus und Eule, Schlangen, Krotten, Raben, *Nachtigall*, Kuckuck, Krebse, Hasen, Forellen – nicht zu vergessen die *Müllerflöhe*, die den Kerls lausig zugesetzt haben. Kann der Wirt „Zum silbernen Stern“ diese Menagerie im simplicianischen Sinn nicht schlicht in zwei Untergruppen einteilen: essbar und nicht essbar? Jedenfalls hat der Autor auf die Frage nach Simplicii Lieblingstier die Wahl gehabt zwischen: Ochse am Spieß, *Spänsau* oder *gefüllter calecutischer Hahn* (Truthahn).

Irgendwo weit entfernt sind Türkenkriege und in Zürich gibt es eine Pulverexplosion. Als das erste Gerücht vom Ehrverlust des Renchener Schultheißen und Vakanz des Schultheißenamtes zu ihm dringt, wird der Wirt „Zum silbernen Stern“ über den Büchern gehockt haben. Im Ausschank. Oder im Bottich, beim Zehennägelschneiden.

*Simplicissimus hat nie keines künstlichern Mahlers wahrgenommen als dess Frühlings / und Vorsommers / welche den ganzen Erdboden mit den allerschoensten Blumen zierten.* Seinen umtriebigen Simplicissimus lässt der Schultheiß von Renchen von weit her zurück in diese Gegend kommen: in den *Grießbacher Saurbrunnen mit seinem Kurbetrieb, Kurzweile, Spielen, Fressen und Saufen*: sie wandern also miteinander *die Donau hinauf nacher Ulm und von dannen in den obgesagten Saurbrunnen, weil es eben im Mai und lustig zu reisen war.*<sup>5</sup> Bisher fuhr die Zeit express. Hier nun scheint sie stillzustehen. Nirgends sonst hat er derart ausdauernd im Schatten einer Tanne im Gras gesessen oder sich hingelegt, ist im Wald oder das Tal hinunter spazieren gegangen, hat am Ufer der wilden Renchen den Nachtigallen zugehört.

Grimmelshausen amtiert seit Frühjahr 1667 – mit Hilfe einer Bürgerschaft des Schwiegervaters – in Renchen als „*hochfürstlich bischöflich Straßburgischer verordneter Schultheiss daselbst*“: Ortsvorsteher, Steuereintreiber, Vertreter der niederen Gerichtsbarkeit, annonciert zugleich in den Messkatalogen der Leipziger Michaeli- und Frankfurter Buchmessen seine Neuveröffentlichungen, an die zwei Dutzend. „Simplizissimus. Courasche. Springinsfeld. Wunderbares Vogelnest.“ Hier springt sie ans grelle Licht, seine schrille Brut, in furiosen, martialischen, obszönen, unerhörten und unendlich lebensklugen Sprüngen. Dem Schultheiß mochte weniger geheuer sein, was der Dichter, um „mit Lachen die Wahrheit zu sagen“, den Leuten zumuten mochte.

Hat jetzt also einen ehrlichern Ort, um *die Kunst rechtschaffen zu üben*; hoffentlich auch *sauber Tintenfaß und Tinte.*, und sauber gespitzte Feder. Und eine saubere Weste dazu: *ein Mann nach meinen Herten / dann er war still / verständig / wolgeläht / von guter / aber nicht überflüssiger Conversation, und was das gröste gewesen / überauß gottesfürchtig / wolbelesen / und voll allerhand Wissenschaften und Künsten.*<sup>6</sup>

Überlebender. Trossbub. Musketier. Regimentsschreiber. Schaffner. Wirt. Schultheiß. Dichter. Ist er nun angekommen? Und welches sind die Zeitgenossen? Cervantes, Galilei, Kepler, Hudson (fand Fluss und Bay), Ratke (schuf Muttersprach-Methodik); erste Zeitungen (Straßburg und Augsburg); Shakespeare und Cyrano de Bergerac, Molière, Rubens, Velasquez, Rembrandt und Judith Leyster und der Höllenbrueghel, Descartes, Baruch Spinoza, Comenius, Martin Opitz und Heinrich Schütz, die Straßburger Universitätsgründung und in England die Abschaffung der Folter. Der Dreißigjährige Krieg.

Mit Grimmelshausen beginnt in der deutschen Literatur das Lachen.

\*

Abholzstümpfe. Neuschösslinge. Tiefrote Digitalis-Pelorie. Die wirklichen Reisen. Und jene anderen: ins Afrika des eigenen Inneren, durch den finstren Ungeheuer-Wald, die unergründlichen Felsschunden und *Abysse* der Seelenlandschaft. *Siberien. Walge (Wolga). Astrachan. Japonia. Macao. Ostindian. Inseln. (Mit Bonanas und Battades, so trefflich gute Früchte.) Constantinopel.* Grenzüberschreitung also: wissen wollen, was die Welt im Innersten zusammenhält? Simplicissimus stößt durch den Wasserspiegel des Mummelsees zum Mittelpunkt der Welt vor: eine lichte Meereslandschaft mit ernüchternd kreatürlichem Menschenabklatsch: auch sie hier unten Geschöpfe, sterblich auch sie. Keiner Sünde, keiner Krankheit, indes dennoch dem christlichen Erlösungsmythos untergeordnet. Ohne Anspruch auf eine Menschenseele. Die Krone der Schöpfung, der Mensch, mit Blut an den Händen und gespaltener Zunge – kehrt mit leeren



Händen zurück. Das Fremde hat sich nicht wirklich offenbart. Zwischen gewaltigen Uferbrocken beschwört der Baumschatten des Mummelsees weiterhin jene *abscheuliche Tiefe des Sees*.

\*

Zum Mooskopf mit seiner „Adieu Welt“-Melancholie auf Fußpfaden – Bärenweg, Moosweg, Diebsweg und Geißschleifweg – ein stundenlanger, mühseliger Anstieg, mitunter mit Warten, bis dir die Seele wieder nachkommen mag. Dann aber wieder jener eine ganze Welt umspannende Ausblick – in Grimmelshausens erster Naturschilderung in deutscher Sprache: *ich wohnete auff einem hohen Gebürg die Moß genant / so ein stück vom Schwartzwald: und überal mit einem finstern Dannen-Wald überwachsen ist / von demselben hatte ich ein schönes Aussehen gegen Auffgang in das Oppenauer Thal und dessen Neben-Zincken; gegen Mittag in das Kintzinger Thal und die Grafschafft Geroltzeck / allwo dasselbe hohe Schloß zwischen seinen benachbarten Bergen das Ansehen hat / wie der König in einem auffgesetzten Kegel-Spill; gegen Nidergang kondte ich das Ober und UnterElsaß übersehen / und gegen Mitternacht der Nidern Marggraffschaft Baaden zu / den Rheinstrom hinunter; in welcher Gegend die Statt Straßburg mit ihrem hohen Münster-Thum gleichsamb wie das Hertz mitten in einem Leib beschlosssen hervor prangett.*<sup>7</sup>

\*

*Die Schneider machen uns Kleider, daraus wir Lumpen machen.* Alt geworden, der Schultheiß, der Dichter. Die anderen auch. In Renchen, wo nur 17 Familien jenen Krieg überlebt haben, sind Pfarrhaus und Kirche aufgebaut. Die Landschaft ist stattlich. *Manchmal schläft auch der große Homer.* Der hier, Schultheiß und Dichter und Familienvater, hat nahezu manisch Bauteile zum gewaltigen Weltentwurf zusammengetragen. Gebaut und gebaut. Geschrieben und geschrieben. Mit fein gespitztem Gänsekiel. Die Moos atmet Grimmelshausens Geist. Auch der Mummelsee? Auch die Kreide, mit der der Wirt sein Menü an die Schiefertafel schreibt: MARTINSGANS UND METZELSUPPEN.

Grimmelshausens *Ewigwährender Kalender* (1671), eine Art gewaltiges Kompendium von beachtlichem Unterhaltungswert aus Praktischem, Belehrung und Unterhaltung, gilt als hermeneutischer Lehrpfad durchs Gesamtwerk und nichts Geringeres als die Welt, die im Verständnis seiner bäuerlichen Umgebung auf magische Weise deutbar, mithin veränderbar scheint, weil der Einfluss der Gestirne auf menschlichen Charakter und Konstitution, auf Tiere, Pflanzen, Metalle, Gestein zeitentsprechend ebenso für wirklich gehalten wird wie seine dementsprechende Nutzung. Es



gibt in der jüdischen Tradition eine Anekdote von der Tochter des Rabbi Akiba, über den Einfluss der Gestirne, der durch gutes Handeln wirkungslos wird.<sup>8</sup> Das ist die weisere, die menschlichere Version. Die von Grimmelshausen erzählte prägt den bäuerlichen Alltag seiner Zeit und seiner Gegend. Und ist jenem Alltag auch entnommen. *Alles hat seinen Moment*, und die Welt ist immer noch ein bisschen der Mittelpunkt des Weltalls, und die Mitte des Abendlandes ist hier, just hier – jedenfalls doch so ziemlich nahebei und weithin sichtbar. Von der Schauenburg aus. Von der Ullenburg von damals. Von Renchen aus, wenn der Schulthess die paar Schritt den Hügel hochgehen mochte: Straßburg.

*Alles hat seinen Moment.* Alltägliches: Zwetschgen besser auf Schlehens- als auf Pflaumenunterlage zu pflöpfen, *gegen Zahnweh Kampferöl übergestrichen / und (ach ja, wann du es koentest) den Lapidem Philosophorum glücklich zu verfertigen ein Anstalt machen.* Ironie, Historisches und Histörchen-Kamellen wie jene von einer antiken Aemilia, die sich in einen Aemilius wandelt. Deftige Simplicissimusanekdoten. Bauernregeln, Kalenderweisheiten. Mitunter heftig Verstiegenes. Kryptisches. Ganz offen Aufreißerisches. Dazwischen die Perlen: zauberhaft Lebenskluges wie die Vorwegnahme der Jeder-soll-nach-seiner-Façon-selig-werden-Einstellungen gegenüber einem Renegaten. Nichts weniger als das Modell einer Zivilgesellschaft wird hier geformt: das Toleranzmodell. So wird vom *rechtschaffen offenherzigern Teutschern* gefordert, dass er über den Ressentiments zu stehen hat. In einer Simplicissimus-Tischrunde im Renchtal am Abend des Dreißigjährigen Kriegs wird allen Teilnehmern streitbarer Respekt und Stimme gleichermaßen zugestanden: dem Bauer, der Bäuerin, der Courasche, dem Reb Aron, der Eierfrau, den Handwerksgesellen. Das ist die wirkliche Friedensvision. Und die größte Utopie von allen. Bis heute.

\*

*Der Mensch ist ewig, solange er lebt, aber alles, was er erfindet, lehnt sich am Ende gegen ihn auf.* Emmer und Spelt stehen in Garben. Ackerwinde. Königskerze. Fingerhut. Sommer ein Wort lang. Die Kriegswerber des Sonnenkönigs ziehen durchs Land. Und – Grundgütiger! – die Jungen sind friedenssatt. Der Schultheiß schreibt sein eindringliches, wissendes „Laßt euch nicht verführen!“ eines Mannes, der den Honig noch hat aus den Dornen lecken müssen. Einquartierung. Kontribution. Gewalt. Abends die Gnitzen, die kleinen, flinken, lästigen Mücken. *Nur der Adler kann seine Sehnsucht nach dem Himmel stillen.* Aber sich den Leiden überlassen hieße sich mit dem Sündenfall identifizieren. Das Leben ist nicht mal fünf- undfünfzig Jahre alt. *Wenn dir ein ungeladener grober Schmarotzer zu offtkommt / so schmier ihm Löffel / Teller und Messer mit Tausendgüldenkraut / das schadet ihm nichts es schmeckt ihm aber alles bitter.* Das Dach hat

eine lecke Stelle, da tröpfelt's unaufhaltsam. Jetzt schläft der Himmel ein. Der Winkel zwischen Tür und Fenster, Nahtstelle zur Welt. German Schleifheim von Sulstorf. Melchior Sternfels von Fuchshaim. Michael Rechulin von Sehmsdorff. Samuel Greifnson von Hirschfeld. Philarchus Grossus von Tromenheim. Simon Lengfrisch von Hartenfels. Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. „Nur ein geringer Dorfschultheiss, aber ein Dauss-Ess (Trumpf-Ass) und homo satyricus“, schreibt in seinem Pfarrhaus im benachbarten Bodersweier der Bruder des Dichterzeitgenossen Moscherosch und auch, „dass die Armut ihn ziemlich drucket“.

Auf dem Stuhl der zerschlossene Sonntagsstaat. Schrank. Stuhl. Tisch. Der sauber gespitzte Gänsekiel. Tintenfass. Streusand. Und er. Der Dichter. Vielleicht lässt sich eine Landschaft auch darum lieben, weil jemand anderes mit allen Fasern seines Herzens und allen Kränkungen zum Trotz daran gehangen hat. Wenn dir der Todesengel ungeladen kommt, Schultheiß, so schmier ihm das Gewand mit Tausendgüldenkraut, das schadet ihm nichts, wird ihm aber sein Vorhaben verleidet. – Und wie möchten Sie sterben? – Alterssatt.

Am 17. August 1676 stirbt Grimmelshausen, nicht mal fünfundfünfzig Jahre alt.

#### Anmerkungen

- 1 Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von: Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch. Reprint der Erstausgabe (1668) und der ‚Continuatio‘ (1669) mit den Illustrationen der Ausgabe von 1671 hrsg. v. Martin Bircher. Renchen 1988, 2. Buch VIII. Kap.
- 2 Simpl, 2. Buch VII. Kap.
- 3 zit. nach Burkhard, Werner: Grimmelshausen. Das Wirklichkeitserlebnis in seinem Werk und der barocke Mensch. Zürich (Univ.-Diss.) 1928
- 4 Grimmelshausen: Trutzsimplex oder ausführliche und wunderseltame Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courasche. Hamburg o.J.
- 5 Simpl.: 5. Buch V. Kap.
- 6 Simpl, 2, XIX
- 7 Simpl, 6, I
- 8 in: Weinreb, Friedrich: Die Astrologie in der jüdischen Mystik. München 1982

## Von Kaufleuten, Kaminfeuern und Zinngießern

Italiener in Offenburg im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert<sup>1</sup>

*Irmgard Schwanke*

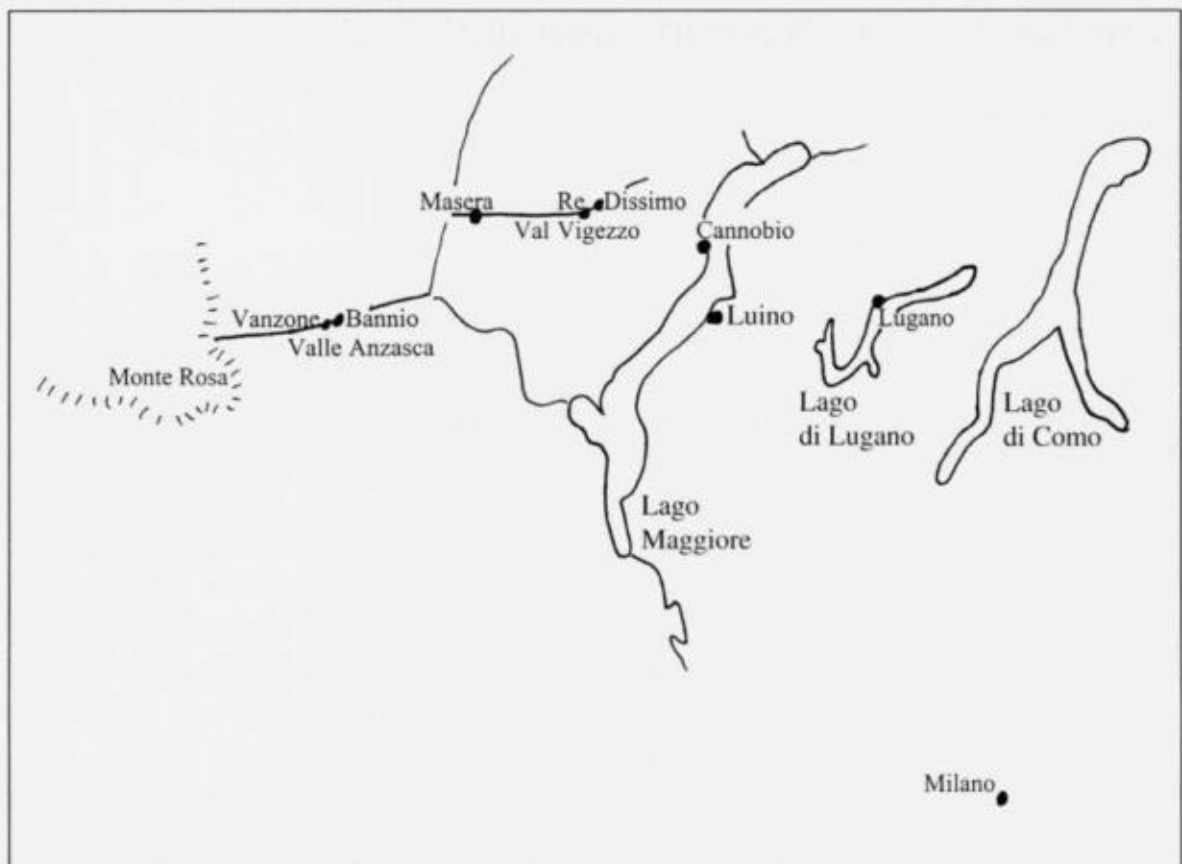
Nicht erst seit 1955, als im Zeichen des bundesdeutschen „Wirtschaftswunders“ Vereinbarungen mit Italien über die Anwerbung von Arbeitskräften getroffen wurden, oder seit der Beschäftigung italienischer Arbeiterinnen und Arbeiter in der deutschen Bau-, Ziegel- und Textilindustrie im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert reisten Italiener auf der Suche nach Arbeit und Einkommensmöglichkeiten über die Alpen nach Norden.<sup>2</sup> Bereits zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert wanderten Tausende von Hausierern, Kaufleuten und Handwerkern aus Italien in deutsche Territorien ein.<sup>3</sup> Einzelne ließen sich auch in der Reichsstadt Offenburg nieder. Hier konnten bislang für die zweite Hälfte des 17. und das 18. Jahrhundert über zwanzig italienische Männer ermittelt werden, die entweder alleine oder mit ihren Familien in der Stadt lebten. Sofern genauere Herkunftsangaben vorliegen, stammten die Zuwanderer aus Oberitalien, insbesondere aus den Gebirgstälern am Südrand der Alpen sowie aus dem Gebiet der drei großen oberitalienischen Seen, dem Lago Maggiore, Lago di Lugano und Lago di Como.<sup>4</sup>

Im Folgenden sollen einige dieser Familien exemplarisch vorgestellt werden. Es wird versucht, ihre Lebensläufe zumindest in Ausschnitten zu rekonstruieren. In einem weiteren Teil steht die Wirtschaftstätigkeit der in Offenburg ansässigen italienischen Händler im Mittelpunkt. Im Anschluss daran wird das Heiratsverhalten der Zuwanderer thematisiert.

Da die Verfasserin die Quellenarbeit im Stadtarchiv Offenburg noch nicht abgeschlossen hat, können keine abschließenden Ergebnisse und Thesen präsentiert werden. Es soll vielmehr darum gehen, auf die Migrationsbewegungen in der Frühen Neuzeit aufmerksam zu machen und einen Eindruck von der italienischen Zuwanderung zu vermitteln.

### *1. Der Kaminfeger Madon*

1699 erhielt der Kaminfeger „Peder Madon Von Logaris aus Italien“<sup>5</sup> das Bürgerrecht in Offenburg. In diesem Zusammenhang bat er um die Befreiung von dem Wachdienst, von der Fron und von der „Soldathen einlogierung“, da er „die wenigste Zeit allhier“ sei.<sup>6</sup> Möglicherweise kehrte er also nach Phasen der Tätigkeit in der Stadt immer wieder in die Heimat zurück oder er ging zur Ausübung seines Gewerbes zeitweise auf Wanderschaft



*Orte der Auswanderung nach Offenburg im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert*

und reinigte in der näheren oder weiteren Umgebung Offenburgs Kamine.<sup>7</sup> Für die These des Umherziehens spricht, dass in seinem Inventar eine Reihe auswärtiger Personen und Institutionen aufgeführt sind, die ihm offenbar Kaminfegerlohn schuldeten.<sup>8</sup> In jedem Fall lebte er aber zwischenzeitlich immer wieder in Offenburg. Hier besaß er in der Hundsgasse, der heutigen Ritterstraße, ein Haus und ein Stück entfernt einen Garten samt einem Gartenhäuschen.<sup>9</sup>

Die Tochter Madons war mit dem ebenfalls in Offenburg ansässigen Italiener Jacob Brouzetto verheiratet. Zu ihm hatte Madon offenbar kein allzu enges Verhältnis. Zwar setzte er in seinem Testament dessen Kinder, also seine Enkel, als Erben ein, allerdings mit dem ausdrücklichen Hinweis, dass sein „Tochtermann hierüber [also das Erbe] mit daß geringste zu disponieren, und Einige nutzniessung davon haben“ solle.<sup>10</sup> Weiter erfährt man aus dem Testament, dass Madon nicht etwa eine Kirche in seiner alten Heimat,<sup>11</sup> sondern die Offenburger Pfarrkirche mit einer Stiftung bedacht hatte. Er legte fest, dass er in der Kirche neben dem von ihm gestifteten Wasserstein beerdigt werden solle. Auch darüber hinaus traf Madon umfangreiche Vorsorge für sein Seelenheil. Er bestimmte, dass insgesamt 150



Gulden für das Lesen von Messen bei den Franziskanern und Kapuzinern in Offenburg, bei den Kapuzinern in Oberkirch und Oppenau und den Franziskanern in Kenzingen ausgegeben werden sollten. Außerdem gab er den Offenburger Armen ein Almosen von 10 Gulden. Obwohl Madon also offenbar in seiner neuen Heimat, insbesondere in der Kirchengemeinde, verwurzelt war, kann man vermuten, dass die italienische Herkunft dennoch eine Rolle in seinem Leben spielte. So ist anzunehmen, dass er zumindest mit Familienmitgliedern weiterhin italienisch sprach. Einer der seltenen Belege dafür ist ein italienisch verfasster Schuldschein zwischen Madon und seinem Schwiegersohn aus dem Jahr 1697.<sup>12</sup> Er weist darauf hin, dass die beiden in der Muttersprache miteinander verkehrten. In dem Schuldschein findet sich auch der eigentliche Name des Kaminfeuers: Pietro Maria Madona.<sup>13</sup>

Nach Madons Tod bewarb sich der bislang als Kaufmann tätige Schwiegersohn Jacob oder Giacomo Brouzetto um das Amt des Kaminfeuers.<sup>14</sup> Wie Beispiele aus anderen Städten zeigen, war es nicht ungewöhnlich, dass die Schornsteinkehrerei und ein Handelsgeschäft parallel betrieben wurden.<sup>15</sup> Dass dies auch in Offenburg bekannt, jedoch nicht unbedingt erwünscht war, zeigt eine Anmerkung im Zusammenhang mit Madons Bürgerannahme. Es wurde dort ausdrücklich vermerkt, dass er keinen Handel treiben, sondern sich alleine mit dem Kaminfeuern ernähren solle.<sup>16</sup> Möglicherweise war die Handelstätigkeit Brouzettos ein Grund dafür, dass er bei der neuerlichen Stellenvergabe nicht auf den ersten Rang kam. Die Ratsherren entschieden sich für Peter Anthoni Perr. Dieser stammte wie der vorherige Kaminfeuer aus Lugano und hatte zuletzt in Rottweil gelebt. Brouzetto kamen die Ratsherren insoweit entgegen, als sie Perr zur Auflage machten, „des verstorbenen Caminfegers tochterMann alß Einen Knecht in dienst“ zu nehmen.<sup>17</sup>

Neben Brouzetto und Perr hatten sich vier weitere Männer aus Italien und der italienischen Schweiz für die Stelle interessiert.<sup>18</sup> Schon allein dies zeigt, dass die Kaminkehrerei zu diesem Zeitpunkt weitgehend in italienischer Hand war. Weitere in Offenburg tätige Kaminkehrer waren Johann Toma aus Maserà und Franz Anton Sartori aus dem Mailändischen.<sup>19</sup> Doch warum übten gerade Italiener diesen Beruf aus? Die Antwort liegt zum Teil in unterschiedlichen Bau Traditionen. Während es südlich der Alpen schon lange Steinhäuser mit Schornsteinen gegeben hatte und deshalb der Beruf des Kaminfeuers geläufig war, breitete sich diese Bauweise in nördlicheren Regionen erst langsam im 16., vor allem aber ab dem 17. Jahrhundert aus – zunächst in Klöstern und Höfen, dann auch in Städten und Bürgerhäusern. Bis dahin hatten offene Rauchabzüge vorgeherrscht, das heißt der Rauch zog durch die Räume der Häuser bis unter das Dach.<sup>20</sup> Mit dem Bau von Kaminen und Häusern aus Stein wurden Schornsteinkehrer benötigt, die in großer Zahl aus der italienischen Schweiz und Norditalien zuwanderten.

Einzelheiten des Kaminkehrens und insbesondere der Bezahlung regelten in den Städten Ratsdekrete. Für Offenburg ist ein solches Dekret aus dem Jahr 1759 erhalten. Es legte fest, dass alle Einwohner, die in ihren Häusern viel Feuer machten, nämlich Bäcker und Wirte, einmal im Quartal, die anderen zweimal jährlich, ihre Kamine „durch den bestellten Caminfeger“ kehren lassen mussten. Die Preise waren nach Stockwerken gestaffelt.<sup>21</sup> Sieben Jahre später wurde in einer Feuerordnung festgelegt, dass der „geschwohrene Caminfeger“ alle Vierteljahre von Haus zu Haus gehen und die Kamine überprüfen solle.<sup>22</sup>

## 2. Der Zinngießer Sartori

Der bereits erwähnte Franz Anton Sartori war nicht nur als Kaminkehrer tätig. Er war gleichzeitig Zinngießer und übte damit einen Beruf aus, der ebenfalls typisch für italienische Zuwanderer war.<sup>23</sup> Sartori stammte aus dem Mailändischen und hatte zuvor in Waldkirch gewohnt.<sup>24</sup> Seinem Bruder Carl Moriz war 1750 die so genannte bürgerliche Vertröstung<sup>25</sup> in Offenburg zugesagt worden. Franz Anton erhielt im Jahr 1754 das Bürgerrecht, nachdem er angegeben hatte, er habe bereits ein Haus in der Stadt gekauft und sei „willens ein[e] burg[ers] Tochter zu heurathen“.<sup>26</sup> Das gekaufte Haus befand sich in der Langegasse und blieb bis 1781 in seinem Besitz. 1779 erwarb Sartori ein Haus in der Franziskanergasse, der heutigen Alte Langestraße.<sup>27</sup> Die in Aussicht gestellte Heirat mit einer Bürgerstochter fand im darauf folgenden Jahr statt. Sartori heiratete Maria Anna Cordula Ellmereich, die Tochter von Johann Ellmereich, einem aus dem Bregenzer Wald stammenden Steinmetz, der bereits seit über dreißig Jahren in der Reichsstadt lebte.<sup>28</sup> Die Verknüpfung von Bürgerrechtsgewährung und der Ehe mit einer Bürgerstochter war eine Strategie, die in vielen Städten verfolgt wurde. Es ging darum, zusätzlich zur rechtlich formalen Aufnahme, die soziale Integration in einheimische Familien und damit in die Stadtgesellschaft zu fördern.<sup>29</sup>

Es ist nicht bekannt, in welchem Umfang Sartori neben dem Kaminkehren das Handwerk des Zinngießers ausübte. Häufig arbeiteten italienische Zinngießer nicht als niedergelassene Handwerker, sondern sie zogen umher und wurden von den ortsansässigen Meistern als lästige Konkurrenz bekämpft.<sup>30</sup> Die fest ansässigen Zinngießer waren in Zünften organisiert und fertigten Dachrinnen, Weihwasserkessel oder Tafelzinn, um nur einige Beispiele zu nennen. Zu ihnen dürfte auch Franz Anton Sartori gehört haben. Er war Mitglied der Schmiedezunft.<sup>31</sup> Dafür, dass Sartori sein Handwerk neben der Kaminkehrerei auch tatsächlich ausübte, spricht die Tatsache, dass nach seinem Tod noch sein „Kandtengießerwerkzeug“, also das Zinngießerwerkzeug, vorhanden war. Dieses wurde dem bei der Witwe Franz Antons wohnenden Bruder Carl zugesprochen unter der Bedingung,

1766

Franciscus  
Josephus  
Disselweig

Hodie octavo Martii anni Millestmi septingentesimi  
Sexagesimi quinti natus est a me inscripto Baptizatus  
est ~~Andreas~~ Disselweig civis hic Johanna Magdalena  
Maseria conjugum filius legit. Patrimus fuit  
Bonaventura Disselweig civis hic Johanna Anna Maria  
Disselweigin chie hie disselweig par civis hic  
Alexandrina Keringerin conjugum filia legit  
qui omnes in eum subscriperunt  
bonaventura Disselweig

Maria Anna Disselweig: m. J. K. Förster  
andreas Disselweig

M. Anna  
Schwald

Hodie nono Martii anni ut supra Baptizatus  
Baptizata est Maria Anna Josephi  
Schwald viri. Pater Anna Cecilia Döberin  
Conj. legit. filia nata eodem die Mense et Anno  
ut supra, Patrimus fuit Petrus Döber  
Carnator et tribunus plebis huius Matrina  
vero Catharina Lingwaldin Caroli  
Schneiders tribunus plebis huius, qui omnes  
meum in testimonium fidei subscriperunt  
Sig: Catharina

J. K. Schald  
cooperia  
Josephus Döber  
Josephus Lingwald

Franciscus  
Josephus  
Sartori

Hodie decimo quinto Martii anni ut supra Baptizatus  
est Franciscus Sartori civis hic et Cordula  
Josephus Emericchini Conj. legit. filius natus eodem die mense et  
Anno ut supra, Patrimus fuit Antonius Sartori  
Sartori Antonius Wioth Comoran huius apud aquilator  
Matrina vero Anna Maria Emericchini Michaeli  
Reib civis huius Uxor. qui omnes meum subscriperunt

Franciscus Antonius Wioth  
Francisco Antonio Sartori  
Anna Maria Emericchini  
J. K. Schald  
cooperia

Unterschrift von Francesco Antonio Sartori unter dem Taufbucheintrag seines Sohnes Franz Joseph aus dem Jahr 1765  
(Quelle: Stadt A Offenburg, 10/2/7, Taufbuch Offenburg 1746-1786, fol. 198v)



den Erlös aus dem Handwerk in die gemeinsame Haushaltung einzubringen.<sup>32</sup>

Offenbar hielt die Familie Ellmereich/Sartori trotz der Einbindung in die Offenburger Stadtgesellschaft immer auch Kontakte zu Italienern. Jedenfalls heiratete Maria Anna Cordula nach dem Tod ihres ersten Ehemanns den Kaminfegergesellen Johann Toma aus Masera und lebte mit ihm weiterhin in Offenburg.<sup>33</sup>

### 3. Die Kaufmannsfamilie Guerra

Die Familie Guerra ist unter den italienischen Familien des 18. Jahrhunderts mit Sicherheit diejenige, die in Offenburg die sichtbarsten Spuren hinterlassen hat. Der Grabstein des jüngeren Johann Baptist Guerra findet sich noch heute bei der Heilig-Kreuz-Kirche und das Grabmal von dessen Tochter Franziska Guerra, verheiratete Hog, auf dem Alten Friedhof. Im Museum im Ritterhaus sind darüber hinaus Porträts der Familie aufbewahrt.<sup>34</sup> Franziskas Großvater, der ältere Johann Baptist Guerra erwarb 1730 ein Haus in der Offenburger Kirchgasse.<sup>35</sup> Acht Jahre später gewährte man ihm das Bürgerrecht in der Reichsstadt.<sup>36</sup> Hier führte er gemeinsam mit Jacob Maggino ein Handelsunternehmen. Seine italienische Ehefrau Anna Margaretha Adurno folgte ihm nicht an die Kinzig. Sie wollte auch zwei Jahre nach der Bürgerannahme ihres Mannes nicht „anhero ziehen“<sup>37</sup> und lebte im Jahr 1764, als der Sohn Johann Baptist nach dem Tod des gleichnamigen Vaters das Handelsgeschäft in Offenburg übernahm, nach wie vor mit zwei ledigen Töchtern in Italien.<sup>38</sup> Dies deutet darauf hin, dass der ältere Guerra sowohl in Offenburg als auch in Italien ein Standbein hatte und dass er zeitweise in der alten Heimat lebte.

Nach einem anderen Integrationsmuster verlief das Leben des in der italienischen Heimatstadt der Familie, Re im Val Vigezzo, geborenen jungen Guerra. Er heiratete bereits im Jahr seiner Bürgerannahme Maria Catharina Göhringer. Sie stammte zwar nicht direkt aus der Reichsstadt sondern aus Appenweier, ihre Schwester war jedoch mit dem angesehenen Offenburger Sonnenwirt und späteren Ratsherrn Bernhard Beiderlinden verheiratet.<sup>39</sup> Auch Guerra selbst nahm bald eine sowohl ökonomisch als auch politisch-gesellschaftlich herausragende Stellung in der Offenburger Gesellschaft ein. Man trug ihm ein Ratsherrenamt an und Ende des 18. Jahrhunderts galt er als führender Kaufmann der Reichsstadt.<sup>40</sup> Auf ein ansehnliches Vermögen weisen beträchtliche Kreditvergaben<sup>41</sup> sowie mehrere Hauskäufe hin. Die Familie besaß zwei Häuser in der Kirchgasse und zwei in der Franziskanergasse. Eines davon hatte man von dem Freiherrn von Neuenstein-Hubacker samt Scheuer, Stallung und den übrigen Gebäuden sowie „Oefen, papierne[n] Tapeten [und] Umhang Stangen an denen fenstern“ erworben.<sup>42</sup> Trotz der Einbindung in Offenburg hielt die Familie Guerra Ver-





*Johann Baptist Guerra aus Re  
im Val Vigezzo, um 1780*

bindungen in die alte Heimat über Generationen aufrecht. Als Franziska Guerra im Jahr 1837 kinderlos starb, hinterließ sie einen Teil ihres Vermögens ihrem Verwandten Franz Guerra aus Re im Val Vigezzo.<sup>43</sup>

#### *4. Italienischer Handel*

Krämer und Kaufleute stellten nach den Kaminfeuern und Zinngießern unter den in Offenburg lebenden Italienern die größte Berufsgruppe dar.<sup>44</sup> Leider liefern die Quellen keine umfassenden Auskünfte über Art und Umfang ihrer Geschäfte sowie die Größe bzw. wirtschaftliche Potenz der einzelnen Unternehmen. Vor allem quantitative Angaben sind kaum zu machen. Allerdings geben einzelne Streiflichter doch Einblicke in die Geschäftspraxis.

Deutlich wird, dass die Italiener mit einer breiten Palette an Waren handelten. Das Angebot ging über typische „italienische Waren“ wie beispielsweise Südfrüchte, Gewürze oder Galanteriewaren hinaus.<sup>45</sup> So bot Johann Magon nicht nur Hüte zum Verkauf an,<sup>46</sup> sondern er erhielt auch die Erlaubnis zum Handel mit „fettwahr“.<sup>47</sup> 1672 kaufte er im Auftrag der Stadt in Straßburg „62 Musqueten[,] 3 Zentner Pulver und 3 Zentner Stockh-

bley“ ein.<sup>48</sup> Detaillierte Angaben liegen über das Sortiment seines Sohnes Franz vor. Ein ausführliches Inventar aus dem Jahr 1723 führt die Waren auf, die er im Angebot hatte. Neben verschiedenen Sorten Tabak waren dies Textilien und Kleidungsstücke. Darüber hinaus wurden Geigenseiten, Schreibpapier und Tabakpfeifen genannt, außerdem Gewürze, Safran, Stockfisch, Branntwein und Reis.<sup>49</sup>

Als im Jahr 1764 die Handelskompanie von Johann Baptist Guerra und Jacob Maggino aufgelöst und die beiden dadurch entstandenen Unternehmen an die gleichnamigen Söhne übergeben wurden, fertigte man eine genaue Aufstellung des Vermögens der Gesellschaft an. Dazu gehörte auch eine Liste der vorhandenen Waren. Sie weist nicht nur auf eine große Vielfalt an verschiedensten Artikeln sondern auch auf ein quantitativ recht umfangreiches Handelsvolumen hin.<sup>50</sup> Immerhin wurden hier – um nur einige Beispiele für die Mengenangaben zu nennen – über 2000 Pfund Stockfisch, über 400 Pfund Kaffee und 212 Tabakbüchsen aufgeführt. Die Angebotspalette umfasste die verschiedensten Sorten Textilien, angefangen von Strümpfen, Handschuhen, Kappen, Bändern und Spitzen bis hin zu Stoffen wie Barchent oder Seidentuch, außerdem Färbemittel wie Zinnober, Blauholz oder schwarzer Gallus, darüber hinaus Gegenstände wie Zinnteller, Papier, Klavier-, Geigen- und Bassseiden, Brieftaschen, Messer, Kartenspiele und Würfel. Außerdem sind eine Reihe von exotischen Produkten genannt, die als typisch für eine „italienische“ Warenhandlung angesehen werden können,<sup>51</sup> nämlich Südfrüchte wie Zitronen (85 Stück), Datteln (4 Pfund), Zitronatschalen (14 Pfund) und gezuckerte Pomeranzenschalen (8 Pfund), zudem Mandeln (63 Pfund, ungeschälte 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Pfund), Pistazien (2 Pfund), Parmesankäse (6 <sup>7</sup>/<sub>8</sub> Pfund) und Sardellen, im Übrigen Gewürze wie Nelken, Anis, Safran, Lorbeerblätter und Pfeffer (ein Posten 52 Pfund). Außerdem wurde Johannisbrot aufgeführt. Aus den Früchten des Johannisbeerbaums stellte man einen Kaffeeersatz her.

Das Inventar von Johann Bartholomae Marchetto aus dem Jahr 1781 nennt ähnliche Waren. Er handelte zudem offenbar mit Edelsteinen und Eisen, in jedem Fall besaß er davon größere Mengen.<sup>52</sup>

Über Auskünfte zum Warenangebot hinaus geben die Quellen einzelne Hinweise auf die Handelspraxis der italienischen Krämer und Kaufleute. Man kann daraus schließen, dass sie ihre Waren bei Zwischenhändlern in Deutschland und der Schweiz kauften. Franciscus Magon und Jacob Brouzetto beispielsweise kauften bei Johann Jacob Heusler, Kaufherr in Basel ein.<sup>53</sup> Magon traf sich mit Heusler auch im nordschweizerischen Zurzach. Offenbar deckte er sich, wie viele Kaufleute aus dem südwestdeutschen und schweizerischen Raum, auf den Zurzacher Messen mit Waren ein.<sup>54</sup> Darüber hinaus bezog er Produkte bei der ebenfalls aus Italien stammenden und in Frankfurt tätigen Handelskompanie Brentano.<sup>55</sup> Von dem älteren Johann Baptist Guerra ist bekannt, dass er Strümpfe bei dem in Riegel

ansässigen und aus Savoyen stammenden Kaufmann Maurice Montfort kaufte. Bereits zwei Monate nach seiner Annahme als Offenburger Bürger tauchte er als Kunde in Montforts Handelsbuch auf.<sup>56</sup>

Dass Guerra und Maggino eine Handelsgesellschaft bildeten, ist nicht außergewöhnlich.<sup>57</sup> Es gehört zu den Charakteristika mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Wirtschaftslebens, dass sich einzelne Kaufleute zu Kompanien zusammenschlossen und über kürzere oder längere Zeiträume ihre Geschäfte gemeinsam betrieben. Oft beruhten derartige Handelsgesellschaften auf verwandtschaftlichen Bindungen oder wurden durch Heiraten gefestigt. Neben dem Faktor Verwandtschaft war die gemeinsame geographische Herkunft konstituierendes Element bei der Entstehung von Kompanien. So finden sich in vielen Städten Beispiele für Zusammenschlüsse italienischer Kaufleute.<sup>58</sup> In Offenburg war das nicht anders. Bereits ein halbes Jahrhundert vor Guerra und Maggino hatten Franziskus Magon und Jacob Brouzetto eine gewisse Zeit in einer Handelskompanie zusammengearbeitet.<sup>59</sup> Schriftlich überliefert wurde dies durch den Auftritt des bereits erwähnten Basler Kaufmanns Heusler vor dem Rat der Stadt Offenburg. Heusler versuchte hier, bei Magon Schulden in der Höhe von 617 Gulden einzutreiben. Dieser bestand allerdings darauf, nur 125 Gulden schuldig zu sein. Bei dem Rest handele es sich um den Gegenwert für Waren, die Heusler Magons ehemaligem Konsorten Brouzetto geliefert habe. Dafür könne man ihn nicht verantwortlich machen, zumal er Heusler davor gewarnt habe, Brouzetto Kredit zu geben. Offenbar stand es zu diesem Zeitpunkt schlecht um Brouzettos Geschäfte. Von seinem ehemaligen Partner konnte er – Landsmann hin oder her – in dieser Situation kaum Solidarität erwarten. Zu groß war diesem das Risiko, selbst haftbar gemacht zu werden.<sup>60</sup>

Ebenso wie in anderen Städten erhoben auch in Offenburg die Zünfte generelle Einwände gegen die Zuwanderung Fremder und versuchten, die Geschäftsbereiche der italienischen Händler einzuschränken. So forderten die Krämer im Jahr 1699, dass der Magistrat keine weiteren Krämer in der Stadt aufnehmen solle.<sup>61</sup> Johann Magon lag in jahrelangem Streit mit dem Hutmacherhandwerk, das ihm immer wieder vorwarf, er würde unerlaubterweise Hüte verkaufen.<sup>62</sup> Und die Apotheker beklagten, dass Maggino und Guerra Medikamente führen würden.<sup>63</sup> Der Magistrat reagierte in derartigen Fällen differenziert. Maggino und Guerra durften weiterhin bestimmte Medikamente verkaufen.<sup>64</sup> Johann Magon wurde es zwar verboten, in der Stadt gefertigte Hüte zu verkaufen, „Leonische“ Hüte durfte er jedoch anbieten.<sup>65</sup> 1699 wurde es den „welschen“ Krämern untersagt, zu hausieren und „in würtths häusern fail [zu] haben“.<sup>66</sup> Allerdings entsprach der Rat nicht der Bitte der Zünfte, grundsätzlich keine Krämer mehr aufzunehmen. Vielmehr wies er darauf hin, dass man zwar „der vorhandtlenen burgeren wohlfarth auf alle weiß beobachten“ werde, sich jedoch bezüglich



der Aufnahme neuer Bürger „die freye handt offen behalten“ möchte.<sup>67</sup> Dementsprechend vermitteln die Ratsprotokolle auch den Eindruck, dass der Magistrat Bitten um Bürgerannahmen eher positiv gegenüberstand. Die bislang nachgewiesenen Italiener hatten jedenfalls wenig Probleme, in Offenburg aufgenommen zu werden.<sup>68</sup>

### 5. Heiraten

Als deutlicher Hinweis auf die gesellschaftliche Eingliederung von Zuwanderern ist die Einheirat in einheimische Familien anzusehen.<sup>69</sup> Bereits die Vorstellung der Familien Madon, Sartori und Guerra ließ hier unterschiedliche Muster erkennen. Da war von rein italienischen Paaren die Rede, wie der Tochter des Kaminfegers Madon und Jacob Brouzetto oder Anna Margareta Adurno und Johann Baptist Guerra, andererseits von Italienern, die bereits in der Einwanderungsgeneration deutsche Frauen heirateten, wie Franz Anton Sartori oder Johann Toma, und schließlich von Familien, deren Mitglieder nicht direkt nach der Einwanderung, sondern erst in den folgenden Generationen Einheimische heirateten, so der jüngere Johann Baptist Guerra. Weitere Beispiele für die unterschiedlichen Heiratsmodelle ließen sich hinzufügen.

Ein bislang nicht erwähnter, aber aufschlussreicher Fall ist der des italienischen Kaufmanns Johann Magon. Als dieser im Jahr 1684 die Offenburglerin Anna Maria Witsch heiraten wollte, äußerte die Verwandtschaft der Braut ernsthafte Bedenken gegen die Verbindung. Man fürchtete offenbar vor allem um das Vermögen der jungen Frau und forderte deshalb, der Rat der Reichsstadt solle zumindest den Abschluss eines Ehevertrags veranlassen. Schließlich habe man in Offenburg bereits bei der Heirat des Italieners Romeri mit des Heinrich Porten Tochter schlechte Erfahrungen gemacht, und es bestehe die Gefahr, dass auch in diesem neuerlichen Fall „deß Magons schuldenlast auf daß Vermögen der Witschin fallen“ würde.<sup>70</sup> Leider finden sich in den Quellen keine Hinweise auf die Vorgänge nach der Heirat des Heinrich Porten Tochter. Fest steht jedoch, dass einmal gemachte negative Erfahrungen zum Anlass oder als Vorwand genommen wurden, heiratswilligen italienischen Männern generell zu misstrauen. In der einige Monate später niedergeschriebenen Eheberedung wurde festgelegt, dass im Fall des Todes der Ehefrau, zumindest solange keine gemeinsamen Kinder vorhanden seien, der überlebende Partner lediglich 300 Gulden erben, das restliche Vermögen jedoch an die Verwandten von Anna Maria Witsch fallen solle.<sup>71</sup> Trotz dieser Regelung zugunsten der Verwandtschaft blieben Anna Maria Witschs Vormünder skeptisch und sperrten sich noch längere Zeit, das Vermögen der Frau herauszugeben. Nun wandte man ein, dass Magon ein Fremder sei, keine Güter in Offenburg habe und dass man nicht wisse, „mit wieviel Schulden Er behafft“ sei. Er



habe zwar ein Haus für 700 Gulden gekauft, bislang allerdings nur den fünften Teil daran bezahlt.<sup>72</sup> Erst eineinhalb Jahre nach der Eheschließung wurde der Rat ein letztes Mal in der Angelegenheit tätig und bestimmte, dass nun endlich die noch „übrigen mobilien“ ausgeliefert werden sollten.<sup>73</sup>

Im Fall Magon/Witsch sind Einwände gegen die Heirat dokumentiert, weil die Verwandten die Angelegenheiten vor den Rat und damit eine öffentliche Instanz brachten. Man kann vermuten, dass auch andere Ehen zwischen Italienern und Deutschen mit Skepsis betrachtet wurden. Nichtsdestotrotz bleibt festzuhalten, dass die Einheirat in einheimische Familien möglich war und mehrfach praktiziert wurde. Zwar sind die anhand des Offenburger Quellenmaterials erhobenen Zahlen zu klein, um daraus allgemeingültige Schlüsse zu ziehen; der Blick in Untersuchungen zu anderen Städten bestätigt jedoch den beträchtlichen Umfang italienisch-deutscher Ehen.<sup>74</sup> In Offenburg heirateten dabei in allen Fällen ausländische Männer einheimische Frauen. Auch dies ist kein singuläres Phänomen. Vergleiche mit der Fachliteratur zur Migration von „Welschen“, das heißt Personen aus dem westlichen romanischen Sprachraum, zeigen ebenfalls, dass die Auswanderung in deutsche Städte in erster Linie eine Sache der Männer war. Frauen wanderten in der Regel allenfalls als Ehefrauen oder Töchter zu.<sup>75</sup>

## 6. Schluss

Wenn die Zahl der in Offenburg niedergelassenen Italiener auch klein war und die Quellen nur Ausschnitte ihres Lebens beleuchten, zeigen sich doch die unterschiedlichsten Facetten des Daseins italienischer Einwanderer. Es wird deutlich, dass die Offenburger Italiener als Kaufleute, Kaminfeger und Zinngießer in typischen Gewerbebranchen tätig waren. Im Handel beschränkten sie sich nicht auf „italienische“ Waren, sondern sie hatten die unterschiedlichsten Produkte im Angebot. Einige Zuwanderer folgten, indem sie in einheimische Familien einheirateten, bekannten Heiratsmustern und integrierten sich offenbar weitgehend in der neuen Heimat. Andere lebten nur zeitweise in Offenburg und ließen Frau und Kinder in Italien zurück. Beinahe alle erwarben Haus- und Grundbesitz in der Stadt. Dies kann als Hinweis darauf gewertet werden, dass sie Offenburg nicht als „Durchgangsstation“ betrachteten, sondern sich tatsächlich für längere Zeit niederlassen wollten.<sup>76</sup> Insgesamt wird deutlich, dass es zwar Vorbehalte gegenüber Zuwanderern gab und das Zusammenleben nicht immer reibungslos verlief, dass auf der anderen Seite aber Integration möglich war und stattgefunden hat. Von Bedeutung war dabei die gemeinsame Religion bzw. Konfession von Italienern und Einheimischen. Wenn Peter Maria Madon in seinem Testament festhält, dass er „seine arme sündige Seel, nachdem Sie von seinem Leib abscheiden würt, in die grundt güthige händt

Gottes seines Erschaffers“ befiehlt,<sup>77</sup> dann klingt das nicht anders als im Testament eines alteingesessenen Offenburgers. Die gemeinsame religiöse Grundhaltung konnte mit Sicherheit der Integration im Offenburg des 17. und 18. Jahrhunderts förderlich, wenn nicht sogar Voraussetzung dafür, sein.

#### Anmerkungen

- 1 Die Beschäftigung mit dem Thema erfolgt im Rahmen eines DFG-Projekts an der Universität Freiburg. In dem von Prof. Dr. Mark Häberlein geleiteten Projekt werden „Reichweite und Grenzen der Integration von ethnischen und religiösen Minderheiten in der Frühen Neuzeit“ vergleichend am Beispiel von Süddeutschland und Pennsylvania untersucht. Siehe dazu <http://www.uni-freiburg.de/histsem/minderheiten/>
- 2 Siehe zur Einwanderung seit dem späten 19. Jahrhundert z.B. Del Fabbro, René: Italienische Wanderarbeiter im Deutschen Kaiserreich. In: *Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde. Schlaglichter von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart*. Cloppenburg 1999, 193–199; Bade, Klaus J.: Vom Auswanderungsland zum Einwanderungsland: Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde. Schlaglichter von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart*. Cloppenburg 1999, 49–65; Bade, Klaus J.: ‚Billig und willig‘ – die ‚ausländischen Wanderarbeiter‘ im kaiserlichen Deutschland. In: Bade, Klaus J. (Hg.): *Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*. München (3. Auflage) 1993, 311–324; Ulrich, Herbert: *Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge*. München 2001, insbes. 45–73, 191–229. Siehe zur Beschäftigung italienischer Textilarbeiterinnen in Offenburg um 1900. Opeker, Christel: *Offenburgs Textil- und Emailarbeiterinnen*. In: Junk, Anne u.a.: *Nur Kinder, Küche, Kirche? Frauenleben und Frauenarbeit in Offenburg von 1850–1920* (= Werkstattbericht des Stadtarchivs Offenburg, Bd. 1). Offenburg [1993], 14–20, bes. 15–16
- 3 Siehe z.B. Augel, Johannes: *Italienische Einwanderung und Wirtschaftstätigkeit in rheinischen Städten des 17. und 18. Jahrhunderts* (= *Rheinisches Archiv*, Bd. 78). Bonn 1971; Schindling, Anton: *Bei Hofe und als Pomeranzenhändler. Italiener im Deutschland der Frühen Neuzeit*. In: Bade, Klaus J. (Hg.): *Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*. München (3. Auflage) 1993, 287–294; Backmann, Sibylle: *Italienische Kaufleute in Augsburg 1550–1650*. In: Burkhardt, Johannes (Hg.): *Augsburger Handelshäuser im Wandel des historischen Urteils* (= *Colloquia Augustana*, Bd. 3). Berlin 1996, 224–240; Seibold, Gerhard: *Zur Situation der italienischen Kaufleute in Nürnberg während der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. In: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 71 (1984), 186–207; Peters, Lambert F.: *Der Handel Nürnbergs am Anfang des Dreißigjährigen Krieges. Strukturkomponenten, Unternehmen und Unternehmer. Eine quantitative Analyse* (= *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte: Beihefte*, Nr. 112). Stuttgart 1994, insbes. 89–98; Sauer, Paul: *Fremde in Stuttgart im 17. und 18. Jahrhundert*. In: *Aus südwestdeutscher Geschichte. Festschrift für Hans-Martin Maurer*. Stuttgart 1994, 462–472
- 4 Es handelt sich dabei um eine typische Auswanderungsregion. Johannes Augel hat in seiner Untersuchung zur italienischen Einwanderung in mittelrheinische Städte im 17. und 18. Jahrhundert ca. 1400 Einwanderer ermittelt, die mehrheitlich aus den genannten Gebieten kamen. Siehe Augel, 42–58

- 5 Mit Logaris ist höchstwahrscheinlich Lugano gemeint, möglicherweise aber auch Locarno. Siehe Zürn, Martin: „Damit man des unnützen Volks abkomme“. Savoyer und andere Welsche in Süddeutschland zwischen Sesshaftigkeit und Vagantentum. In: Häberlein, Mark / Zürn, Martin (Hg.): Minderheiten, Obrigkeit und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Integrations- und Abgrenzungsprozesse im süddeutschen Raum. St. Katharinen 2001, 141–181, hierzu 167. Es erscheint gerechtfertigt, die Personen aus der italienischsprachigen Schweiz zu den Italienern zu rechnen. Abgesehen vom gemeinsamen Gebrauch der italienischen Sprache spricht dafür die Bezeichnung in den Offenburger Quellen. Sie weist darauf hin, dass man italienischsprachige Schweizer unabhängig von Territorialgrenzen als Italiener wahrgenommen hat
- 6 StadtA Offenburg, 10/30/22, Ratsprotokoll 1698–1703, fol. 133r
- 7 Von beiden Formen berichtet Augel in der Sekundärliteratur. Er selbst konnte solche Fälle jedoch nicht feststellen. Augel, 178. Siehe auch Bühler, Linus: Von Schustern, Kaminfeuern und Bauleuten. Zur gewerblichen Emigration aus Graubünden bis zum Ersten Weltkrieg. In: Gewerbliche Migration im Alpenraum. Historikertagung in Davos 25.–27.IX.1991. Im Auftrag des Kantons Graubünden redigiert von Ursus Brunold. Bozen 1994, 483–495
- 8 StadtA Offenburg, 4/127. So z.B. die Pfarrherren in Durbach und Altenheim, das Gotteshaus Lichtental, Baron von Schlüssweg in Berghaupten oder Herr Kammerrat Schell von Lahr
- 9 StadtA Offenburg, 4/127
- 10 StadtA Offenburg, 10/18/161, „Testamenta publicata“, Madon, Peter Maria, 11.9.1718
- 11 Augel erwähnt auf S. 293–294 Stiftungen in Italien
- 12 Der Schuldschein liegt Madons Inventar bei. StadtA Offenburg, 4/127. Madon wurde 1699 Bürger, Brouzetto taucht 1701 erstmals in den Quellen auf
- 13 In diesem Aufsatz werden vorwiegend die eingedeutschten Namensformen verwendet, wie sie sich in der Regel in den Offenburger Quellen finden
- 14 StadtA Offenburg, 10/30/25, Ratsprotokoll 1712–1720, fol. 610–611
- 15 Augel, 178 mit weiteren Hinweisen auf die Sekundärliteratur. Siehe außerdem Sauer, 463. Er weist darauf hin, dass sich aus diesem Grund für welsche Krämer allgemein die Bezeichnung Kaminfeger eingebürgert habe, egal ob sie nun tatsächlich Kamine säuberten oder nicht
- 16 StadtA Offenburg, 10/30/22, Ratsprotokoll 1698–1703, fol. 133r
- 17 StadtA Offenburg, 10/30/25, Ratsprotokoll 1712–1720, fol. 610–611
- 18 Es handelte sich um Anthoni Rondau aus dem Mailändischen, Anthoni Zier aus Lugano, Johannes Brouzetto in Niederbühl wohnhaft und Johann Baptist Tatic aus Lugano und Bürger in Endingen
- 19 Toma heiratete 1783 und 1786 in Offenburg. StadtA Offenburg, 10/18/158, Ehebereidungsprotokoll 1780–1791, fol. 203–206, 364–366. Siehe zu Sartori, Kap. 2
- 20 Siehe Augel, 176–177; Sauer, 463. Siehe auch Berger, Heinrich: Kaminfeger aus der Mesolcina in der Großstadt Wien. In: Gilomen, Hans-Jörg / Head-König, Anne-Lise / Radeff, Anne (Hg.): Migration in die Städte. Ausschluss – Assimilierung – Integration – Multikulturalität (= Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 16). Zürich 2000, 125–138, insbes. 129–131 und 133. Er verweist auf die italienisch/schweizerische Herkunft der Kaminfeger in Wien. Die Mehrzahl kam aus Schweizer Alpentälern (Graubünden). Zu Ursachen der Emigration aus einer bestimmten Region: „Ihr Monopol scheint am ehesten auf dem Prinzip einer ‚Seilschaft‘ zu gründen. Wenn nun einmal eine Gruppe von Zuwanderern eine Branche dominierte, rekrutierte sie oftmals auch ihren Nachwuchs aus der eigenen Heimat. Die Ursachen für



- diese Monopolisierungsprozesse scheinen also am ehesten in einem gut funktionierenden Kommunikationsraum der Dorfgemeinschaften (der sich geographisch nach Wien ausdehnte) zu liegen, beziehungsweise in den intakten Beziehungen zwischen den Verwandten in Wien und in der Mesolcina.“
- 21 StadtA Offenburg, 10/1/6, „Decreta“, fol. 122–123
  - 22 StadtA Offenburg, 10/1/6, „Decreta“, fol. 169–175. Die Feuerordnung ist gedruckt (Drucker: Johann Frantz LeRoux, Straßburg). Die Kaminfeger in Offenburg wurden also vom Rat ausgewählt und vereidigt. Bezahlt wurden sie jedoch von den einzelnen Einwohnern
  - 23 Siehe Augel, 182–184. Er weist für das 17. und 18. Jahrhundert allerdings vergleichsweise wenige Zinngießer nach. Eine große Zahl, v.a. jedoch im 19. Jahrhundert, findet sich bei Walz, Markus: Zinngießerfamilien aus Italien in Westfalen und im Rheinland (= Beiträge zur Westfälischen Familienforschung, Bd. 56). Münster 1998; Siehe auch Rossi, Luigi: Der Weg des Zinns. In: *Le Rive* 3 (1993), 52–59
  - 24 StadtA Offenburg, 10/30/29, Ratsprotokoll 1750–1754, fol. 223
  - 25 StadtA Offenburg, 10/30/29, Ratsprotokoll 1750–1754, fol. 119. In den Offenburger Ratsprotokollen taucht immer wieder die Vertröstung zum Bürgerrecht auf, beispielsweise wenn jemand den zur Einbürgerung erforderlichen Geburtsbrief noch nicht vorgelegt hatte
  - 26 StadtA Offenburg, 10/30/29, Ratsprotokoll 1750–1754, fol. 1047
  - 27 StadtA Offenburg, 10/18/126, Contractenprotokoll 1751–1756, fol. 11–12; StadtA Offenburg, 10/18/131, Contractenprotokoll 1779–1783, fol. 236; StadtA Offenburg, 10/18/131, Contractenprotokoll 1779–1783, fol. 61 1/2. 1783 tauschte die Witwe Sartoris das Haus in der Franziskanergasse wieder gegen ein Haus in der Langestraße ein. StadtA Offenburg, 10/18/131, Contractenprotokoll 1779–1783, fol. 494–496
  - 28 StadtA Offenburg, 10/2/102, Ehebuch Stadt Offenburg 1698–1760, 10.2.1755, fol. 129
  - 29 Vgl. z.B. Zürn, Martin: Savoyarden in Oberdeutschland. Zur Integration einer ethnischen Minderheit in Augsburg, Freiburg und Konstanz. In: Hoffmann, Carl A. / Kießling, Rolf (Hg.): *Kommunikation und Region* (= Forum Suevicum, Bd. 4). Konstanz 2001, 381–419, insbes. 402–407
  - 30 Siehe hierzu und zum Folgenden Rossi, 52–59; Augel, 182–184; Vater, Wolfgang: Das Zinngießerhandwerk in Rottweil. In: *Rottweiler Heimatblätter* 52 (1991), Heft 6
  - 31 Z.B. StadtA Offenburg, 10/3046, „Beeth = Register vor acht anlagen Pro Anno 1768“, fol. 3–19. Weitere Zinngießer waren Johann Anthoni Craco und Wilhelm Zanbotti. StadtA Offenburg, 10/30/25, Ratsprotokoll 1712–1720, fol. 196; StadtA Offenburg, 10/30/27, Ratsprotokoll 1730–1739, fol. 404. Im 19. Jahrhundert kamen nochmals Zinngießer nach Offenburg, die inzwischen jedoch überwiegend oder zusätzlich zu ihrem Handwerk als Hausierer oder Kaufleute tätig waren. Es handelte sich um die Familien Tonoli, Tamborino, Peretti, Porocci. Siehe Martin, Karl: Die Einwanderung aus Savoyen nach Südbaden. Ein Beitrag zur Erforschung der blutmäßigen Zusammensetzung unserer Bevölkerung. In: *Schau-ins-Land* 65/66 (1938/39), 3–118, bes. 62–63. Siehe auch StadtA Offenburg, 10/9/1, „Verzeichnis der sich am Leben befindenden Bürger und Schutzbürger in der Stadt Offenburg. Gefertigt im Jahr 1826 von Rathschreiber Kraft.“
  - 32 StadtA Offenburg, 4/715, Inventar Maria Anna Cordula Ellmereichin
  - 33 StadtA Offenburg, 10/18/158, Eheberedungsprotokoll 1780–1791, fol. 203–206
  - 34 Siehe *Bildnisse aus Offenburg. Porträts aus vier Jahrhunderten im Ritterhausmuseum. Offenburg 1984*, 8–9 und 19–20



- 35 StadtA Offenburg, 10/18/124, Contractenprotokoll 1739–1745, fol. 59. Der Vertrag wurde 1741 mit dem Hinweis, der Kauf habe 1730 stattgefunden, in das Contractenprotokoll aufgenommen
- 36 StadtA Offenburg, 10/30/27, Ratsprotokoll 1730–1739, fol. 1022
- 37 StadtA Offenburg, 10/30/28, Ratsprotokoll 1740–1749, fol. 63
- 38 StadtA Offenburg, 10/30/32, Ratsprotokoll 1764, Nr. 445
- 39 StadtA Offenburg, 10/30/32, Ratsprotokoll 1764, Nr. 445
- 40 Guerra nahm die Wahl allerdings nicht an. Siehe auch Schimpf, Rainer: Offenburg 1802–1847. Zwischen Reichsstadt und Revolution. Karlsruhe 1997, 22, 27, 42
- 41 Z.B. 3000 fl an die Familie Wurth. StadtA Offenburg, 10/18/134, Contractenprotokoll 1791–1796, fol. 81–82. 1797 bürgte er für die Stadt für eine Summe von über 4000 fl. Siehe Schimpf, 22
- 42 StadtA Offenburg, 10/18/133, Contractenprotokoll 1787–1790, fol. 122–127
- 43 Hinweis Götz, Ingrid: Stadtarchiv Offenburg
- 44 Magon, Johann; Magon, Franz; evtl. Magon, Hans Georg; Nino, Bartholomae; Brouzetto, Jacob (außerdem Kaminfeger); Guerra, Johann Baptist und Sohn; Barbieri, Carl; Maggino, Jacob und Sohn; Marchetto, Johann Bartholomae. Italienische Ladendiener und Gehilfen: Marchetto, Carl; Orelli, Anton; Bonzano
- 45 Augel weist darauf hin, dass die „Comenser“ während und nach dem Dreißigjährigen Krieg noch ein begrenztes Warenangebot hatten, das sie jedoch ausdehnten. Insbesondere im 17. Jh. versuchten Stadträte – z.B. in Frankfurt – die Italiener auf bestimmte Waren festzulegen. Siehe Augel, 208–226. Seibold erwähnt für Nürnberg, dass die Italiener Ende des 18. Jh. vom Lebensmittelhandel zum Handel mit Textilien übergangen. Seibold, 204
- 46 StadtA Offenburg, 10/30/18, Ratsprotokoll 1675–1683, fol. 436, 574
- 47 StadtA Offenburg, 10/30/19, Ratsprotokoll 1683–1688, fol. 609
- 48 StadtA Offenburg, 10/30/17, Ratsprotokoll 1670–1675, fol. 424. Das war zu Beginn des Holländischen Krieges zwischen Frankreich und dem Reich, als sich die Zünfte und der Rat Sorge um die Wehrfähigkeit der Bürger machten
- 49 StadtA Offenburg, 4/156. Zudem verkaufte Magon zeitweise weißes Sohlleder. StadtA Offenburg, 10/30/24, Ratsprotokoll 1701–1710, fol. 195–196
- 50 StadtA Offenburg, 4/456
- 51 Siehe z.B. Schindling, 292–293
- 52 StadtA Offenburg, 4/681
- 53 Hierzu und zum Folgenden StadtA Offenburg, 10/30/25, Ratsprotokoll 1712–1720, fol. 312–313
- 54 Siehe dazu z.B. Körner, Martin: Das System der Jahrmärkte und Messen in der Schweiz im periodischen und permanenten Markt 1500–1800. In: Jahrbuch für Regionalgeschichte und Landeskunde 19 (1993/1994), 13–34. Wahrscheinlich besuchte Magon auch Messen in Frankfurt. Am 12.10.1703 kauft er ein Haus in Offenburg von dem Frankfurter Handelsherr Grimeissen. Die letzte Rate sollte auf der Frankfurter Herbstmesse 1704 bezahlt werden. StadtA Offenburg, 10/18/120, Contractenprotokoll 1703–1712, fol. 9v
- 55 StadtA Offenburg, 10/30/25, Ratsprotokoll 1712–1720, fol. 353
- 56 StadtA Freiburg, Montfort Handelsbuch, 21.11.1738
- 57 Ihrer Kompanie hatte ursprünglich noch ein dritter Partner angehört: Barbieri, Carl. Siehe StadtA Offenburg, 4/456
- 58 Siehe z.B. Augel, 199–203
- 59 StadtA Offenburg, 10/30/25, Ratsprotokoll 1712–1720, fol. 312–313

- 60 Übrigens gab der Offenburger Rat Magon Recht. Zwar wurde festgelegt, dass er die 125 Gulden zu bezahlen habe, den Rest solle Heusler jedoch bei Brouzetto eintreiben
- 61 StadtA Offenburg, 10/30/22, Ratsprotokoll 1698–1703, fol. 133v–134r
- 62 StadtA Offenburg, 10/30/17, Ratsprotokoll 1670–1675, fol. 94 und fol. 187; StadtA Offenburg, 10/30/18, Ratsprotokoll 1675–1683, fol. 436 und fol. 574; StadtA Offenburg, 10/30/19, Ratsprotokoll 1683–1688, fol. 36 und fol. 41–42
- 63 StadtA Offenburg, 10/30/30, Ratsprotokoll 1755–1762, fol. 862; StadtA Offenburg, 10/30/31, Ratsprotokoll 1763, fol. 476–478 und fol. 513–515
- 64 StadtA Offenburg, 10/30/30, Ratsprotokoll 1755–1762, fol. 862
- 65 StadtA Offenburg, 10/30/17, Ratsprotokoll 1670–1675, fol. 187; StadtA Offenburg, 10/30/18, Ratsprotokoll 1675–1683, fol. 436
- 66 StadtA Offenburg, 10/30/22, Ratsprotokoll 1698–1703, fol. 81v–82r
- 67 StadtA Offenburg, 10/30/22, Ratsprotokoll 1698–1703, fol. 133v–134r
- 68 Ausgewertet wurden die Ratsprotokolle bis 1770. Nicht völlig entsprochen wurde der Bitte von Johann Anthoni Craco. Er hatte um das Bürgerrecht gebeten, wurde jedoch nur für drei Jahre als Schirmverwandter aufgenommen. Dies könnte damit zusammenhängen, dass er von vorneherein angab, als Zinngießer seinem Beruf im Umherziehen nachgehen zu wollen. StadtA Offenburg, 10/30/25, Ratsprotokoll 1712–1720, fol. 196
- 69 Siehe z.B. auch Augel, 283
- 70 StadtA Offenburg, 10/30/19, Ratsprotokoll 1683–1688, fol. 99–100
- 71 StadtA Offenburg, 10/18/115, Contractenprotokoll 1664–1686, fol. 807–808
- 72 StadtA Offenburg, 10/30/19, Ratsprotokoll 1683–1688, fol. 227–228
- 73 StadtA Offenburg, 10/30/19, Ratsprotokoll 1683–1688, fol. 328–329
- 74 Johannes Augel ermittelte bei der Analyse der italienischen Einwanderung in rheinische Städte, dass „von 167 Ehen, die von italienischen Einwanderern oder in ihren Familien geschlossen wurden, 103 mit Einheimischen und 64 mit Italienerinnen beziehungsweise mit Nachkommen italienischer Einwanderer eingegangen wurden. Das entspricht einem Prozentsatz von 38,3% ‚italienischer‘ Ehen.“ Augel, 285. Vergleichbare Ergebnisse errechnete Martin Zürn für die savoyische Einwanderung. Siehe z.B. Zürn: Savoyarden in Oberdeutschland, 402–407
- 75 Zürn: Savoyarden in Oberdeutschland, 394 und 402–407
- 76 Siehe dazu z.B. auch Seibold, 190 und 194; Augel, 239–241
- 77 StadtA Offenburg, 10/18/161, „Testamente publicata“, Madon, Peter Maria, 11.9.1718

## Ein Acherner im Elsass

### Die glänzende Karriere des Franz Ignaz Derendinger in Hagenau<sup>1</sup>

*Elmar Gschwind*

Reüssieren und Karriere sind zwei Begriffe aus der französischen Sprache, die im Verhältnis zueinander eine fast gleiche Bedeutung haben.

Sie werden als Fremdwörter auch deshalb gerne in der deutschen Sprache verwendet, weil sie einfach und klar, ohne Umschweife, den Umstand oder Vorgang zu beschreiben verstehen, den sie tatsächlich meinen, nämlich: zu einem Ziel gelangen, beziehungsweise großen beruflichen Erfolg haben.

Ich habe diese kurze sprachliche Betrachtung deshalb ganz bewusst an den Anfang meines Referates gestellt zum einen, weil gerade durch diese beiden französischen Begriffe wie durch keine anderen genau das zum Ausdruck kommt, was die eigentliche Sache dieser Arbeit ist, nämlich zu zeigen, wie der Acherner Bürgersohn Franz Ignaz Derendinger um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert durch seinen Fleiß, durch sein Können, durch seine Menschenfreundlichkeit, aber auch mit etwas Glück zu großen beruflichen und persönlichen Erfolgen gekommen ist, zum anderen, weil auf diese Weise, wenn auch nur auf zwei Vokabeln begrenzt, sowohl die geistige Durchdringung als auch die von jeher bestehende Verbindung zwischen den Landschaften und Menschen diesseits und jenseits des Rheins, in Baden und im Elsass, auch sprachlich zumindest angedeutet werden kann.

Wie aus Eintragungen im Archiv der Stadt Achern hervorgeht, heiratete am 8. Mai 1769 ein Franz Joseph Derendinger aus Achern, von Beruf Schankwirt, die Tochter Maria Magdalena des Acherner Ochsenwirts Bernhard Ernst und dessen Ehefrau Juliana Zeller. Um die familiären Bindungen dieses Geschlechts zum Wirstand zu verdeutlichen und einigermaßen zu vervollkommen, sei noch darauf hingewiesen, dass auch schon der Vater des Franz Joseph Derendinger, Michael Derendinger, ein Gasthaus besaß; nämlich den „Grünen Baum“ in Heiligenzell. Von dort her hatte es Sohn Franz Joseph offensichtlich nach Achern verschlagen. Aus der oben schon erwähnten Ehe von Franz Joseph Derendinger mit Maria Magdalena Ernst ging der am 7. Oktober 1775 in Achern geborene Franz Ignaz als ältester Sohn hervor.<sup>2</sup>

Und **er** ist es, um den es in diesem Referat in der Hauptsache geht, weil er, wie schon in der Einleitung angedeutet, in der elsässischen Stadt Hagenau reüssierte und ausgesprochen Karriere machte, um diese beiden Begriffe noch einmal aufzugreifen. Nach Beendigung seiner Schulzeit

## Der Bierbreuwer.



Auf Gersten sied ich gutes Bier/  
 Feist vnd Süß/ auch bitter monier/  
 In ein Breuwfessel weit vnd groß/  
 Daren ich denn den Hopffen stoß/  
 Laß den in Brennten kühlen laß/  
 Damit füll ich darnach die Faß  
 Wol gebunden vnd wol gebicht/  
 Denn giert er vnd ist zugericht.

erlernte der junge Derendinger, als Sohn eines Gastwirtes nicht weiter verwunderlich, den Beruf des Bierbrauers.<sup>3</sup>

In diesem Zusammenhang stellt sich eigentlich wie von selbst die Frage: Warum hat wohl der junge Franz Ignaz Derendinger nach Abschluss seiner Lehrzeit Achern verlassen, um im gar nicht so weit entfernten Hagenau im Elsass Heimat zu nehmen?

Hatte er erfahren, dass sich ihm dort in seinem erlernten Beruf als Bierbrauer bessere Chancen bieten würden?

Vielleicht wollte er auch ganz einfach, angetrieben durch eine gehörige Portion Abenteuerlust, die alte Tradition der Wandergesellen aufnehmen und in die Ferne ziehen, oder hatte sein Wegzug aus Achern gar etwas mit den instabilen politischen Verhältnissen jener Zeit in seiner mittelbadischen Heimat zu tun?

Neigt man eher dieser letztgenannten Ansicht zu – und einiges könnte wohl dafür

sprechen – wäre es nicht uninteressant, wenn nicht gar notwendig, die geschichtlichen Gegebenheiten rechts und links des Rheines zur damaligen Zeit zu beleuchten und sie einander gegenüberzustellen.

Ich bin mir selbstverständlich im Klaren darüber, dass es hier nicht-darum gehen kann, detailliert auf die Zeitumstände jener Epoche einzugehen. Nichtsdestotrotz möchte ich die Gelegenheit nutzen, um in gebotener Kürze auf verschiedene Problemfelder hinzuweisen, die sich vor allem auf die politischen, militärischen und wirtschaftlich-sozialen Bereiche beziehen.

Eines steht jedenfalls fest: Die Jahrzehnte im ausgehenden 18. Jahrhundert waren in der Tat aufregend, turbulent, manchmal sogar lebensgefähr-



lich, auch und gerade in der näheren Umgebung Acherns wie natürlich auch in der gesamten Ortenau.

Die revolutionären Ereignisse in Paris, die bekanntlich in der Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 ihren ersten Höhepunkt hatten, erreichten Ende August in diesem Jahr mit einigen Unruhen innerhalb der Bevölkerung auch die Reichslandvogtei Ortenau und dort besonders den Gerichtsbezirk Achern

Über diese Vorgänge hier sind wir deshalb genau informiert, weil der Renchner Kaufmann Franz Ignaz Geck ein Familienbuch anlegte, worin er festhielt, was ihm sein Vater, der Fautenbacher Kreuzwirt Sebastian Geck, von diesen Wirren in der Ortenau im Sommer 1789 mitgeteilt hatte.

Diesbezüglich steht in dem Buch Folgendes – auszugsweise – zu lesen:

*„Am 18. August 1789 brach eine Revolution im Gericht Achern aus. Es versammelte sich eine Masse Unruhestifter von den Orten Oehnsbach, Fautenbach, Gamshurst, Oberachern vor dem Amtshaus, Vogtei, in Achern. Ungefähr eine Masse von 2–3000 Menschen mit Gewehren, Senzen, Eisengabeln etc. bildeten einen Zug, welcher von Achern nach Offenburg gehen sollte, um hier bey der Ober-Landvogtei die Klagen besonders gegen Vogt Fabert anzubringen.“<sup>4</sup>*

Inzwischen hatte man jedoch in Offenburg bereits Gegenmaßnahmen eingeleitet:

*„Unter der Leitung von Oberamtsrat Kleinbrod setzte sich eine etwa 150 Mann starke österreichische Infanterie von Offenburg aus in Marsch und erwartete das ‚herankommende Getümmel‘ unterhalb von Appenweier. Nur dem Verhandlungsgeschick des Sekretärs Schmiderer von der Landvogtei Ortenau war es zu verdanken, dass es zu Verhandlungen kam, nach denen alle wieder friedlich auseinander- und dorthin gingen, von wo sie hergekommen waren.“<sup>5</sup>*

Die kaiserlichen Behörden wussten sehr wohl, dass das Aufbegehren in der Reichslandvogtei Ortenau von einer allgemeinen Unzufriedenheit der Bevölkerung herrührte, die man keineswegs einfach negieren konnte.

Woraus diese Missstimmung resultierte, kann man ohne weiteres aus einem Beschwerdeschreiben erkennen, das vom Gerichtsbezirk Achern an die höheren herrschaftlichen Verwaltungsstellen in Offenburg und Freiburg gerichtet war.

Ganz straff zusammengefasst ergeben sich daraus zwei Hauptbeschwerdepunkte: Stein des Anstoßes war einmal der in Achern residierende Vogt Fabert, der als Vertreter der absolutistischen Staatsmacht die Bürger durch sein arrogantes Gehabe, sein Streben nach persönlichen Vorteilen und die rigorose Ausführung staatlicher Forderungen hervorgerufen hatte.

Zum ändern wollten die Verfasser des Beschwerdeschreibens die Erhaltung bzw. Wiedereinführung der „alten Rechte“, die u. a. durch die Politik Kaiser Josefs II. abgeschafft worden waren.

Andere Forderungen bezogen sich auf Abgaben, Frondienste, das Markt- und Geschäftsleben, das Verhalten gegenüber Juden, auf mögliche Sparmaßnahmen der Verwaltung und notwendige Entscheidungen im kirchlich-religiösen Bereich.

Als äußerst gefährlich war auch die militärische Lage in jenen Jahren im mittelbadischen Raum anzusehen:

Am 20. April 1792 hatte die Gesetzgebende Versammlung in Paris Österreich den Krieg erklärt; wollte man doch die Idee von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ überallhin verbreiten.

*„Die Nachricht von der französischen Kriegserklärung versetzte die Bevölkerung der Reichslandvogtei Ortenau in Angst und Schrecken. Diese Haltung war auf keinen Fall unbegründet. Trotz aller Verteidigungsmaßnahmen überquerten die Franzosen am 24. Juni 1796 unter Moreau den Rhein und eroberten Kehl.*

*Bei dieser und den folgenden Aktionen blieb auch die Acherer Bevölkerung nicht unbehelligt. Einem österreichischen General gelang es im Sommer 1796 mit Unterstützung der 1793 gebildeten Landmiliz der Ortenau, die Franzosen aus dem Gebiet der Ortenau zurückzudrängen. In dieser Land- oder Bauernmiliz taten auch Bürger aus dem Gerichtsbezirk Achern Dienst. Diese Miliz kam ebenso in den folgenden Kriegen gegen die Franzosen in den Jahren 1797 und 1799 zum Einsatz. Eine besonders prekäre Situation ergab sich für Achern und das Achertal, als am 21. Mai 1799 etwa 3000 Franzosen unter Führung des Generals Leval ins Tal eindrangen.“<sup>6</sup>*

In diesem Zusammenhang sei auf das Buch „1799“ von Reiner Vogt verwiesen, in dem viele Details hierzu nachzulesen sind, unter anderem insbesondere ein bemerkenswerter Aufruf des französischen Generals Leval an die Oberacherer Bevölkerung.

Für die Menschen im Gerichtsbezirk Achern waren diese Jahre leidvoll und reich an zusätzlichen Arbeitsleistungen und Entbehrungen verschiedenster Art. Hierzu gehören Frondienste, Schanzarbeiten, die Lieferung von Lebensmitteln für die Truppen und die Einquartierung der Soldaten in ihren Wohnungen. Erst im Jahre 1801 konnte man nach dem Friedensschluss von Lunéville auch in Achern aufatmen und die Kriegsschäden beseitigen.

Auf einen dritten Aspekt sei noch kurz verwiesen:

Die wirtschaftliche Lage und die sozialen Verhältnisse begannen sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für die gesamte Bevölkerung stark zu ändern.

Aus reichen Bauern wurden mittelmäßige Bürger. Diese verwandelten sich zu Tagelöhnern und dabei war der soziale Abstieg nicht zu vermeiden. Gerade in der Rheinebene dürfte die soziale Differenzierung zu einer Verarmung geführt haben. Nur eine Minderheit konnte ihren Wohlstand halten. Andere gerieten in Not und suchten nach Auswegen. In schlechten Jahren mussten viele Betteln gehen oder waren gar zur Auswanderung gezwungen.

Diese Änderungen und Neuerungen in den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen waren bei aller Verschiedenheit im Einzelnen doch Ausdruck eines Strukturwandels, der alle Bereiche ergriff. Die traditionellen Beziehungen lösten sich nach und nach auf, Neuerungen im landwirtschaftlichen und mehr noch im gewerblichen Bereich begannen sich durchzusetzen, Märkte weiteten sich aus, neue soziale Schichten – Tagelöhner, Heim- und Manufakturarbeiter – wuchsen heran.

Etwas anders gestaltete sich die politische Lage in Frankreich und damit zusammenhängend natürlich auch im gesamten Elsass. Darauf, dass das zentrale Ereignis im ausgehenden 18. Jahrhundert in unserem Nachbarstaat die Französische Revolution war, braucht wohl nicht besonders hingewiesen zu werden. Jeder, der sich mit Geschichte beschäftigt, weiß, dass in den Jahren nach 1789 die Herrschaft der „roten Mützen“ – gemeint sind die Jakobiner, vor allem unter Führung des berühmten Robespierre – in ganz Frankreich Angst und Schrecken verbreiteten. Die Welle der zügellosen Gewalt schwappte auch ins Elsass über, und zu Tausenden flohen Adlige, Geistliche und wohlhabende Bürger vor den wilden Horden über die Grenze, um der grausigen Mordmaschinerie der Guillotine zu entkommen.

Allerdings sollte in den Jahren nach 1795 wieder Ordnung in das Chaos kommen; dann nämlich, als in Paris das so genannte Direktorium gebildet und mithin eine neue Verfassung in Kraft gesetzt worden war. Aufgrund der neu geschaffenen Verhältnisse war es möglich, dass sich wieder geordnete politische Strukturen ergaben, so dass sich die Lage nach und nach beruhigte. Im Elsass zeigte sich diese erfreuliche Entwicklung ganz konkret darin, dass die einstigen Flüchtlinge wieder in ihre Heimat zurückkehrten.

Mit einem Wort: Die Lage hatte sich hier zum Ende des 18. Jahrhunderts im Großen und Ganzen wieder stabilisiert.

Ob und inwieweit nun die geschilderten Verhältnisse – und damit möchte ich meinen kurzen geschichtlichen Exkurs beenden – etwas mit dem Wegzug des jungen Derendinger aus Achern zu tun gehabt haben, oder ob dies nicht einfach auch eine ganz normale berufliche Veränderung eines jungen Menschen gewesen ist, der seine Chancen wahrzunehmen wusste, lässt sich heute nach fast 200 Jahren wohl nicht mehr eindeutig nachvollziehen.

Fakt ist jedenfalls, dass besagter Franz Ignaz Derendinger irgendwann im Jahrzehnt zwischen 1790 und 1800, vermutlich nach 1795, er war gera-



de mal 20 Jahre alt, seine heimatlichen Zelte in Achern abbrach und nach Hagenau überwechselte.

In dieser elsässischen Stadt beschränkte sich Derendinger, der sich von jetzt an Francois Ignace nannte, nicht nur auf die Ausübung seines in Deutschland erlernten Handwerks des Bierbrauens; vielmehr gelang es ihm aufgrund seines Fachwissens, aber auch durch sein offenes Wesen verhältnismäßig schnell, viel versprechende Verbindungen zu einflussreichen Leuten in der Bierbrauerbranche anzubahnen, und zwar sicherlich in Verbindung mit dem Oberhoffener Pastor Ehrenpfort und den beiden Hagenauer Bürgermeistern Nebel und Dr. Weinum.<sup>7</sup>

Pfarrer Ehrenpfort war es übrigens gewesen, der als Erster versucht hatte, den Hopfen als eine für die Landwirtschaft im Elsass rentable Pflanze einzuführen. Leider vereitelten die Jahre 1787 und 1788 mit ihren verheerenden Missernten einen durchschlagenden Erfolg, so dass der Versuch des mutigen Geistlichen, Hopfen im größeren Stil anzubauen und dadurch der Landwirtschaft ein einigermaßen sicheres Standbein zu verschaffen, zum Scheitern verurteilt war.

Franz Ignaz Derendinger hatte 20 Jahre später in dieser Beziehung mehr Erfolg; und auch persönlich war dem einstigen Acherner und jetzigen Wahl-Hagenauer besonderes Glück beschieden:

Sollte sich doch die Vermählung mit der Witwe seines bisherigen Arbeitgebers, des Brauereibesitzers Ursch, in Hagenau im Jahr 1804, als das lebensentscheidende Ereignis erweisen.

Jetzt, finanziell solide abgesichert, konnte sich Ignace Derendinger mit aller Intensität dem Metier zuwenden, das ihm besonders angelegen erschien, der quantitativen, aber mehr noch der qualitativen Verbesserung und Steigerung des elsässischen Hopfens als wichtigster Grundlage solider Bierbraukunst.

In diesem Zusammenhang ist es sicherlich interessant, einmal einen Einblick zu gewinnen, wie der Hopfenanbau zu jener Zeit in der Gegend um Hagenau betrieben wurde.

*„Die Hopfenkultur hatte einen unglaublichen Aufschwung genommen. Fast die Hälfte des Ackerlands war mit Hopfen angepflanzt, der damals an Stangen gezogen wurde. Dieser Hopfenwald gab damals dem Flurbild ein eigenartiges Gepräge, ebenso die Hopfenstangenhäuschen nach der Ernte.“<sup>8</sup>*

*In der Erntezeit, dem ‚Hopfezopfe‘, das von Ende August bis Anfang Oktober dauerte und die ganze Familie einschließlich der Großeltern und Schulkinder beschäftigte, halfen nicht nur die Zopfer aus den umliegenden Orten mit, sondern auch Fremde aus der Pfalz und Zigeunerfamilien, die sich zur Erntezeit regelmäßig einfanden. Diese fremden Hilfskräfte erhielten eine einfache Verpflegung sowie Unterkunft in Schuppen, Scheunen oder Ställen. Die eintönige Arbeit wurde durch Singen und Erzählen verkürzt.*





*Hopfenfeld bei Kilstett/Elsass*

*Der Hopfen wurde früher auf Hurden in der Sonne gedörnt. Diese Hurden waren ganz aus Holz gefertigt und in der ungefähren Größe von 2 auf 1 m und fassten zwei Maßkörbe voll. Sie wurden mit dem ausgebreiteten Hopfen zu beiden Seiten der Straße entlang den Häusern und Zäunen ein wenig schräg aufgestellt und mussten nachts oder bei Regengefahr ins Trockene gebracht werden. Durch Wind oder Hühner wurde der leichte Hopfen oft verweht oder verscharrt, was Ärger und zusätzliche Arbeit mit sich brachte.*

*Folgte mehrere gute Erntejahre mit hohen Preisen, so konnte man eine schöne Summe verdienen. Manchmal waren die Preise aber so schlecht, dass sich die Ernte nicht lohnte, dann blieb der Hopfen draußen hängen, wurde rot und verdarb, um schließlich verbrannt zu werden, so dass die Ersparnisse der guten in den schlechten Jahren aufgezehrt wurden.“<sup>9</sup>*

Der stetigen Verbesserung dieser solchermaßen geschilderten Hopfenkultur im Unterelsass, etwa zwischen den Städten Weißenburg und Hagenau, widmete sich Francois Ignace Derendinger mit ganzer Kraft. Eigens zu diesem Zweck reiste er im Jahr 1805 nach Böhmen und studierte während eines mehrwöchigen Aufenthaltes den dort schon weiterentwickelten Hopfenanbau. In der Region um Saaz, Prag und Pilsen, wo damals der beste Hopfen wuchs, konnte der wissbegierige Derendinger wertvolle Erkenntnisse sammeln. Und so war das Gewinn bringende Ergebnis dieser

Reise nicht allein die mitgebrachten 800 Hopfensetzlinge bester böhmischer Provenienz, sondern auch die Einsicht, dass es von großem Vorteil ist, den Hopfen an bis zu acht Meter hohen Stangen hochzuziehen. Im Laufe der Zeit und nach intensiven diesbezüglichen Versuchen erwiesen sich sodann geschälte Fichtenhölzer als besonders vorteilhaft, die allerdings weder zu schwer noch zu dick sein durften. Und was der allmählich zum Hopfenexperte avancierte Derendinger sich vorgestellt und was er auch mit aller Macht angestrebt hatte, sollte sich voll und ganz erfüllen: Der Elsasshopfen gewann dank seiner Bemühungen mehr und mehr an Anerkennung.

Der Vollständigkeit halber soll jedoch erwähnt sein, dass es auch noch einige andere Persönlichkeiten gewesen sind, welche den Hopfenanbau im Unterelsass zu großer Blüte brachten. Von ihnen seien namentlich noch zwei erwähnt, und zwar Charles Frédéric Ehrenpfort, der Sohn des früheren Oberhoffener Pfarrers, und Georges Stambach, ebenfalls Lehrer in Oberhoffen, welcher der Erfinder der Drahtanlagen war und Entscheidendes für die Qualität und Rentabilität des elsässischen Hopfenanbaus geleistet hat.

Dem klugen und vorausschauenden Zusammenwirken dieser Persönlichkeiten war es zu verdanken, dass sich im Dreieck Bischwiller, Hagenau, Brumath ein wichtiges Zentrum des elsässischen Hopfenanbaues entwickeln konnte.

Vergessen wir aber dabei nicht:

Der Hauptinitiator war – und das darf uns auch ein wenig mit Stolz erfüllen – der in Achern geborene und hier aufgewachsene Franz Ignaz Derendinger.

Als dann schließlich auch die damals geradezu allmächtige Phalanx der Straßburger Bierbrauer die gestiegene Qualität des einheimischen Produkts anerkannt und zur allgemeinen Verwendung empfohlen hatte, war sozusagen der Durchbruch geschafft, und der Hopfenanbau konnte während des gesamten 19. Jahrhunderts, zumindest im Unterelsass, zu einer ergiebigen Erwerbsquelle der Bevölkerung werden.

Francois Ignace Derendinger zeichnete sich aber nicht nur durch eine auffallend hohe Fachkompetenz auf diesem Gebiet aus, sondern er verstand es auch ausgezeichnet, mitmenschliche Kontakte zu knüpfen und zu pflegen. So zögerte er zum Beispiel in keiner Weise, seine durch die Reise nach Böhmen oder durch eigene Versuche erworbenen Kenntnisse ohne weiteres an andere Pflanzler weiterzugeben, so dass sich, zum größten Teil von ihm ausgehend, die Hopfenkultur mehr und mehr ausbreiten konnte. Diesem erfolgreichen Bemühen kam auch von verschiedenen Seiten verdiente Anerkennung und Unterstützung zu.

So verfolgte unter anderen insbesondere auch der damalige Präfekt des Departements Bas-Rhin, der bekannte Markgraf de Lezay-Marnesia, die

Unternehmungen Derendingers mit großem Interesse. Im Jahre 1808 besuchte er die neuen Anlagen und sprach nach dieser Besichtigung, die große Bedeutung der Holzstangen bei der Aufzucht des Hopfens klar erkennend, folgenden bemerkenswerten Satz aus: „Die Hopfenstangen müssen genau so geehrt werden wie der Pflug des Feldes.“

So kann es eigentlich auch nicht weiter verwundern, dass der Gebrauch der Stangen in der Folgezeit geschützt wurde.

In diesem Zusammenhang erwähnt ein Prof. Mull eine ebenso amüsante wie aufschlussreiche Begebenheit mit dem Inhalt nämlich, dass ein Stangendieb dazu verurteilt wurde, an einem Sonntagmorgen mit einem solchen Holz auf der Schulter durch die Gassen von Hagenau zu gehen, er musste also quasi Spießbruten laufen.

Wesentlich durch die Aktivitäten von Francois Ignace Derendinger beeinflusst, erfolgte eine gewaltige Steigerung der neuen Kultur, es gab immer mehr und neue Pflanzler und dadurch auch Arbeit und Verdienst in solchen Bevölkerungsschichten, die bisher manchmal sogar unter dem Existenzminimum leben, also mehr oder weniger darben mussten.

Insofern war die Äußerung von Baron von Schauenbourg, Ignace Derendinger habe zu dieser Zeit, am Anfang des 19. Jahrhunderts, „die Umgebung von Hagenau aus dem Elend herausgeholt“, sicherlich berechtigt.

Dieser Baron war es übrigens auch gewesen, der dem damaligen Präfekten vorgeschlagen hatte, Derendinger ob seiner Verdienste das Ritterkreuz der Ehrenlegion zu verleihen, was letztendlich dann allerdings – aus welchen Gründen auch immer – keine Verwirklichung finden konnte.

Interessant und aufschlussreich ist es auch zu verfolgen, wie sich der Hopfenanbau im Elsass in den Jahrzehnten nach Francois Ignace Derendinger weiterentwickelte:

*„Die Hopfenkultur hatte noch immer eine große Bedeutung, doch wurde er zum größten Teil nicht mehr an Stangen, sondern an sogenannten ‚Drahtmaschinen‘ angebaut. Zum Dörren hatten die zerlegbaren und die ständig bleibenden Darren mit Koksfeuerung die Hurden zum größten Teil ersetzt.*

*Die Ernte aber war noch wie früher. Von morgens bis tief in die Nacht hinein waren die Alten wie die Jungen damit beschäftigt, wozu über Tag noch die Zopfer aus den umliegenden Orten kamen. Mancher Fremde, der zufällig durchs Dorf kam, hat den alten Volksliedern und Volksweisen gelauscht, mit deren Gesang man sich am Tag die Zeit verkürzte und des Nachts den Schlaf vertrieb.*

*Die Zehn- bis Vierzehnjährigen wurden immer wieder ermuntert mit dem Hinweis auf das Messdigidel, manchmal aber auch mit der Hopfenrippe.*

*Endlich, nach drei bis vier Wochen, wurde der letzte Hopfenwagen eingefahren, der mit einem Maien und mit Bändern und Blumen geziert war.*





*Ende August/Anfang September werden die Hopfenpflanzen in der ganzen Länge abgeschnitten und mit dem Ladenwagen eingesammelt*

*Nach Ernteschluss gab es für alle Beteiligten einen Schmaus, den ‚Hopfbraten‘, und für die Hilfskräfte den wohlverdienten Lohn.“<sup>10</sup>*

Auch heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, ist es um den Hopfenanbau im Elsass keineswegs schlecht bestellt, wie aktuelle Informationen erfreulicherweise bestätigen:

Es gibt in der Region Bas-Rhön eine ganze Reihe von Bauern, die sich auf Hopfenanbau spezialisiert und ihre Betriebe nach den neuesten Erkenntnissen auf diesem landwirtschaftlichen Sektor eingerichtet haben.

Saisonh hepunkte im Hopfenanbau, zu denen in der Regel zusätzliche Arbeitskräfte verpflichtet werden, sind Frühjahr und Herbst.

Während Ende März/Anfang April die aufwändige Zurüstung der Felder sowie eine intensive Bodenbearbeitung erfolgt, findet die Hopfenernte in den Monaten August und September statt. Auch bei Einsatz noch so moderner Maschinen sind diese Tage und Wochen eine äußerst anstrengende Zeit; oft genug wird zusätzliche Nachtarbeit erforderlich.

Insbesondere dem D rren der Hopfendolden muss der Pflanzler seine ganz besondere Aufmerksamkeit schenken; das Erntegut darf einerseits nicht zu stark getrocknet werden, damit es nicht br selt, andererseits darf es aber auch auf keinen Fall feucht sein. Bei diesem für die Qualität des Hopfens entscheidenden Vorgang stellt zuallererst die in jahrzehntelanger Arbeit erworbene Erfahrung des Pflanzlers einen großen Vorteil dar.

Nach sachgemäßer Verpackung in überdimensionale Plastiks ckle wird der Hopfen schließlich in die zentrale Sammelstelle nach Brumath, dem Sitz der Hopfenanbaugenossenschaft, geliefert. Hier wird der Inhalt der S ckle in Güteklassen eingestuft und steht dann zum Verkauf bereit.





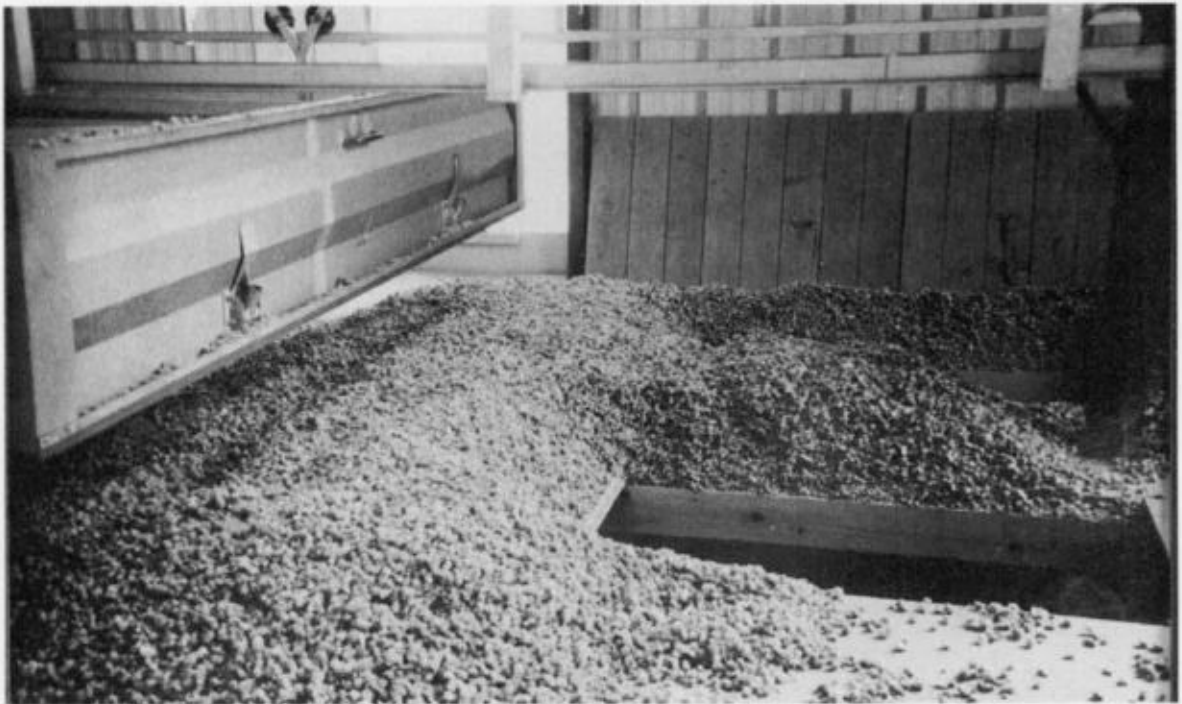
*In der modern eingerichteten Halle des Landwirts befördert ein Laufband die angelieferten Pflanzen in die vollautomatische Hopfenzopfmaschine*

Gegenwärtig bereitet der Absatz des elsässischen Hopfens keine Probleme. Bis zu 90% der Ernte wird bei stabilen Preisen in die USA geliefert.<sup>11</sup>

Um nun das Lebensbild des Wohltäters Derendinger abzurunden und zu vervollkommen, sei gerne noch darauf verwiesen, dass ihm zwei bedeutende Ehrungen zuteil geworden sind. So durfte er am 21. November 1846, ein knappes halbes Jahr vor seinem Tod, erfahren, dass ihn das Landwirtschaftsministerium in Paris für seine großen Verdienste mit einer „Medaille d’Or“, einer Goldmedaille also, ausgezeichnet hatte.

Auch posthum würdigte man sein Bemühen um die Verbesserung der Lebensverhältnisse im Unterelsass durch die im Jahr 1969 erfolgte Bezeichnung einer Straße in Hagenau. In einem zu jener Zeit neu angelegten Wohnviertel sind an einer Straße Schilder zu lesen, welche die Aufschrift tragen: „Rue Ignace Derendinger“.

„Ein Acherer im Elsass“, so habe ich meinen Beitrag überschrieben, wohl darum wissend, dass Begegnungen zwischen Menschen diesseits und jenseits des Rheins oft genug von gegenseitigem Leid und tragischem Ge-



*Am Ende des Zopfvorganges häuft sich das begehrte Gut: die Hopfendolden*

schick geprägt waren. Seien wir froh, dass auch positive Ereignisse zu verzeichnen sind, welche Menschen in Frankreich und Deutschland nicht auseinander-, sondern zusammengeführt haben, und dafür ist das Wirken des Francois Ignace Derendinger ein besonders treffliches Beispiel. Wie ehrenvoll ist doch das Wort – ich greife es gern noch einmal auf – „*Er hat am Anfang des 19. Jahrhunderts die Menschen um Hagenau aus dem Elend herausgeholt*“.

Wie schön, dass dies ausgerechnet ein gebürtiger Acherner war.

#### *Anmerkungen*

- 1 Vortrag bei der Mitgliedergruppe Achern im Historischen Verein für Mittelbaden am 22. Januar 2002
- 2 Stadtarchiv Achern: A1/XI. 2/20
- 3 aus: Tschischack, Herbert: Die Chronik des Ortenaukreises. 1980
- 4 Pillin, H.-M.: Achern – eine Stadt und ihre Geschichte. 1997, 116
- 5 a.a.O., 116
- 6 a.a.O., 123
- 7 Walther, Charles: Einführung des Hopfenanbaues im Elsass. In: Jahrbuch 2000 «Société d'Histoire et d'Archéologie du Ried Nord», 236–268
- 8 Foto d. Verfassers
- 9 Heinrich, Martin: Geschichte und Geschichten von Oberhoffen, 87
- 10 Heinrich, Martin: a.a.O., 103
- 11 Fotos: Veltz, Kilstett, Elsass

## 150 Jahre Friedenskirche Kehl

*Hartmut Stüwe*

Die heutige evangelische Friedenskirche in Kehl ist ursprünglich als Simultankirche für die evangelische und die katholische Kirchengemeinde gebaut worden. 1847 fand die Grundsteinlegung statt, 1851 konnte der erste Gottesdienst in dem neu erbauten Gotteshaus gehalten werden. Im Juli 2001 wurde sein 150-jähriges Jubiläum gefeiert.

Die Geschichte dieser Kirche beginnt allerdings schon vor mehr als 200 Jahren und steht in engem Zusammenhang mit der Kehler Stadtgeschichte und der Geschichte Badens. Das entscheidende Ereignis, das den Bau der Simultankirche notwendig machte, war die Beschießung der Kehler Zitadelle durch französische Artillerie im September 1793, bei der auch die Kirchen der Katholiken und Protestanten zerstört wurden.

Inzwischen, seit 1914, hat die katholische Kirchengemeinde ein eigenes Gotteshaus, die Kirche St. Johannes Nepomuk, und die ehemalige Simultankirche im Zentrum der Stadt, die heutige Friedenskirche, befindet sich im Besitz der evangelischen Gemeinde. Wie kam es nun zu der Einrichtung des Simultaneums in Kehl und welches waren die Gründe für seine Auflösung? Vor welchem geschichtlichen Hintergrund spielte sich diese Phase der Kehler Stadt- und Kirchengeschichte ab?

### *Die Kehler Kirchengemeinden in den Kriegsjahren 1793 bis 1815*

Die dreitägige Beschießung Kehls durch französische Artillerie im September 1793 fällt in die Periode der so genannten Koalitionskriege und der Ära Napoleon. Dieser Zeitraum zwischen 1793 und 1815, in dem die Großmächte um die Vorherrschaft in Europa kämpften, wurde zu einem der größten Einschnitte in der Geschichte Badens – mit glücklichem Ausgang – und auf lokaler Ebene für die Geschichte Kehls – mit bösem Ende. Aus der kleinen Markgrafschaft wurde das Großherzogtum Baden, aus Kehl ein Trümmerfeld.

Die Markgrafschaft Baden war Bestandteil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation mit dem österreichischen Kaiser Leopold an der Spitze. Baden einschließlich Kehl gehörte zu Beginn der Koalitionskriege noch zu den Gegnern Frankreichs, bis die Markgrafschaft sich 1796 entschied, mit Frankreich zusammenzugehen. Eingeleitet wurde die Schreckenszeit der Kriege für die Kehler Bevölkerung mit einem dreitägigen Bombardement durch französische Artillerie im September 1793, das der Zitadelle galt. Dabei wurde der größte Teil der Zitadelle und mit ihr die



*Johann Friderich Flattich,  
evangelischer Garnisonspfar-  
rer in der Festung Kehl von 1726  
bis 1731*

*(Vorlage: Stadtarchiv Kehl, SM 21)*

Kirchen der Katholiken und Protestanten zerstört, in denen sowohl die Garnionssoldaten mit ihren Angehörigen als auch die Zivilbewohner von Stadt Kehl die Gottesdienste besucht hatten.<sup>1</sup> Die jeweiligen Garnisonspfarer waren vom Schwäbischen Kreis bestellt, der für die Instandhaltung und die militärische Belegung der Reichsfeste Kehls zuständig war.<sup>2</sup> Die Katholiken hatten in der Festung über ein ansehnliches Kirchengebäude verfügt. Der evangelischen Gemeinde stand für ihren Gottesdienst nur ein Betsaal in der Offizierskaserne zur Verfügung.<sup>3</sup>

1796 wurden die Festung mit dem Großen Hornwerk und das Dorf Kehl von den Franzosen erobert und zerstört, darunter auch die 1756–1758 erbaute Kehler Dorfkirche auf dem Platz der heutigen Christuskirche. Die Bevölkerung befand sich während der Kriegswirren der nächsten Jahre häufig zwischen Rückkehr und Flucht. An ein geordnetes politisches und kirchliches Gemeindeleben war nicht zu denken. Der Stadt-Kehler-Amtmann Benjamin Strobel stellte im August 1795 für die Protestanten ein Gesuch an seine vorgesetzte Behörde in Karlsruhe zur Anschaffung von zehn Bänken *zu der interimistischen Abhaltung des Gottesdienstes in dem Rathausaal dahier*.<sup>4</sup> Später, als im weiteren Kriegsverlauf auch das Rathaus zerstört war, machten sich die Protestanten zum sonntäglichen Gottesdienst auf den langen Fußweg nach Sundheim, wo ihnen bis 1817 ein Betsaal zur



Verfügung stand.<sup>5</sup> Die Katholiken wichen zunächst nach Marlen aus und fanden dann vorübergehend Unterkunft in Kehler Gasthäusern. Dort hatten sie *zuerst Gottesdienst in der „Sonne“, im Zimmer wo das Billiard stand.* Bis 1803 wurde *im oberen Zimmer im Wirtshaus „zum Schlüssel“ Kirche gehalten; dann hat der Wirt Keller das Zimmer aufgesagt, weil er es seiner Nahrung zuträglicher findet, wenn er solches zu Gastzimmern einrichtet.*<sup>6</sup> Schließlich traf sich die katholische Gemeinde in einem offenen Blockhaus zur Andacht, das den österreichischen Truppen vor ihrem Abzug für den Feldgottesdienst gedient hatte.<sup>7</sup> Nach einem Bericht des Bezirksamts Kork vom September 1817 bestand *dieses Festungsüberbleibsel nur aus zusammengestellten Eichbäumen, war mit keinem Dach versehen und der Gesundheit äußerst nachteilig.*<sup>8</sup>

Die Einwohnerzahl Kehls war im Laufe der Kriegsjahre stark geschrumpft. Vor dem Krieg hatten die Festung und Stadt Kehl etwa 800 Einwohner, im Jahr 1808 waren es nur noch 310. Davon waren 144 Katholiken und 166 Protestanten.<sup>9</sup> Alle Bemühungen um den Wiederaufbau der Gemeindestrukturen von Seiten der zurückgebliebenen oder wiedergekehrten Einwohner waren trotz Amtshilfe vergeblich. So übermittelte Amtmann Strobel im April 1803 seiner vorgesetzten Behörde in Karlsruhe zwar das Gesuch des Stadtrats um *Aufverbauung eines Rathauses aus verschiedenen triftigen Gründen.* Strobel bestätigte in seinem Bericht, *daß ein Gebäude, um die Schuljugend darin zu unterrichten, zu Rats- und Bürgerversammlungen, zur Aufbewahrung ihrer geretteten Gemeindesachen, zur Wiederaufstellung der Uhr, damit sich jedermann in den Geschäften danach richten und mit einer Klocke von Zeit zu Zeit geläutet werden könnte, überaus nützlich sein würde.*<sup>10</sup>

Auch die Bitten um Errichtung einer Kirche fanden bei der Regierung Gehör, die großen Wert darauf legte, *daß jeder Untertan seine Religionsübung haben solle, damit er nicht durch deren Ermangelung in einen Stand der Religionsgleichgültigkeit, oder gar der Irreligiosität verfalle.* Im April 1805 überreichte der mit der Planung beauftragte Baumeister Vierordt dem Innenministerium Entwürfe und Kostenvoranschläge für den Bau eines Rathauses und einer *Kirche für beide Religionen und groß genug, um auch die von Dorf Kehl fassen zu können.*<sup>11</sup> Die Bauvorhaben konnten jedoch nicht realisiert werden. Wie ungewiss die Zukunft Kehls zu der Zeit für die Regierung war, zeigt sich schon im Jahr 1808, als Baden – das inzwischen mit Frankreich verbündet war – die Festung und Stadt nach einem Erlass Napoleons wieder an die Franzosen abtreten musste.

Im April 1814 fanden die letzten Kampfhandlungen in Kehl statt. Am 2. Mai verließen die Franzosen das zerstörte Kehl, das an Baden zurückfiel. Die von den Franzosen wieder aufgebaute Festung musste auf Grund der Bestimmungen des Pariser Friedens geschleift werden. Ab 1815 erfolgte der Wiederaufbau von Stadt und Dorf Kehl. Erst 1817 wurde in Kehl

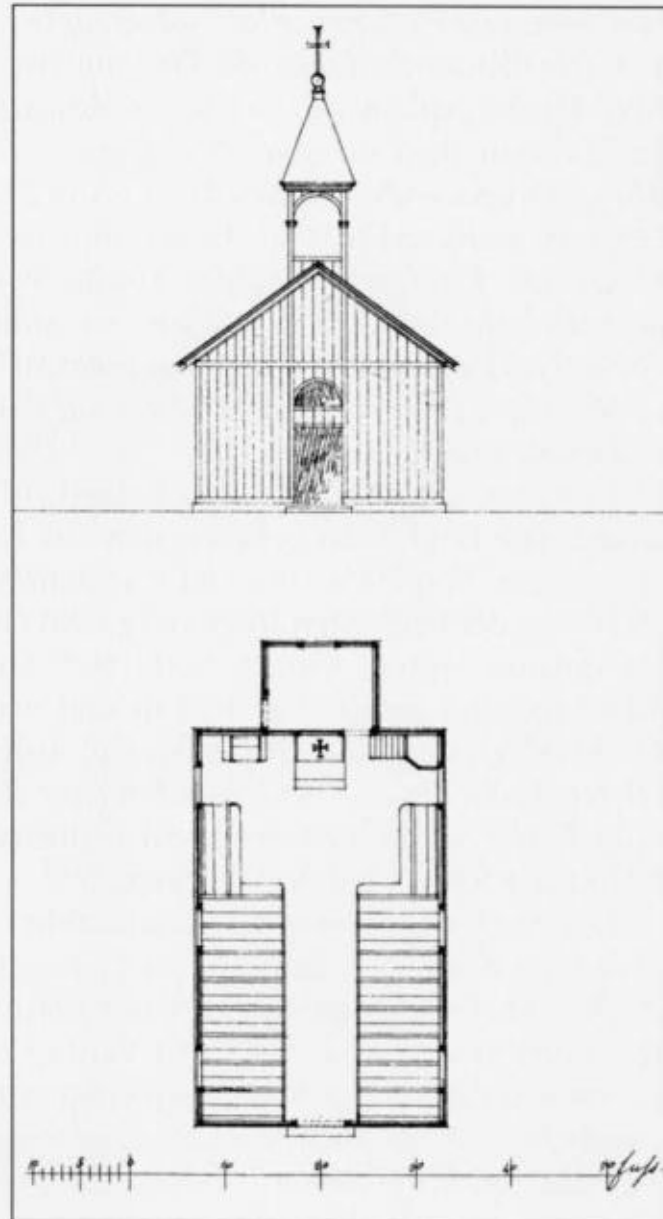
wieder eine Kirche gebaut, die so genannte Notkirche. Die Einwohner von Dorf Kehl, die überwiegend der evangelischen Konfession angehörten, erhielten erst 1824 wieder eine eigene Kirche, die heutige Christuskirche.<sup>12</sup>

#### *Das interimistische Notkirchlein*

Mit dem Wiederaufbau Kehls begannen auch die Planungen für die Wiedereinrichtung einer geregelten Seelsorge der Kirchengemeinden. Die katholische Gemeinde wurde seit Mai 1814 von dem Pfarrer Bernhardt Klein aus Straßburg provisorisch mitbetreut.<sup>13</sup> Zunächst ging es den Regierungs- und Kirchenbehörden darum, in Kehl wieder eigene Pfarrämter einzurichten und mit Seelsorgern zu besetzen, was gar nicht so einfach war, denn Kehl hatte keinen guten Ruf. Dazu beigetragen haben die zwanzig Jahre andauernden Kriegswirren und Kämpfe um den Brückenkopf Kehl, begleitet von Besetzungen, Wechseln zwischen Flucht und Rückkehr der Bevölkerung, Zerstörung ihrer Häuser und unübersichtlichen Verhältnissen, die auch in der Bevölkerungsstruktur der Stadt ihren Niederschlag gefunden haben.<sup>14</sup>

Im März 1816 beschloss die Katholische Sektion des Innenministeriums<sup>15</sup> in Karlsruhe, dem sechzigjährigen, schon pensionierten Landolin Bühler aus Friesenheim die Seelsorge in Stadt Kehl *gegen eine verhältnismäßige Aufbesserung seiner bisherigen Pension* vorübergehend zu übertragen, bis dort ein eigenes Pfarramt eingerichtet sei. Der zuständige bischöfliche Kommissar in Kappel hielt Bühler für geeignet, da es ihm *weder an intellektuellen noch an körperlichen Kräften gebreche*. Als er ihm den Auftrag erteilte, *sich ungesäumt nach Kehl zu begeben und dort die Pastoration zu übernehmen, wozu ich ihn fürsorglich mit der erforderlichen geistlichen Vollmacht versah*, lehnte Bühler jedoch ab. Kehl sei seit den Kriegswirren bekanntermaßen *ein Wohnsitz aller Laster und ein Zufluchtsort der Flüchtlinge und Verbrecher von jenseits des Rheines*. Er würde eher sein *Brot noch am Bettelstabe suchen, als die wenigen Tage meines noch übrigen Lebens meine wenige zu hoffende Seligkeit durch eine auch nur einstweilige Pastoration in einem Ort, wie Kehl ist, in augenscheinliche Gefahr setzen*. Die seelsorgerische Betreuung der katholischen Gemeinde wurde bis Juli 1817 durch Pfarrer Klein fortgesetzt.<sup>16</sup>

*In der Stadt Kehl wird auf die Wiederaufbauung einer Kirche für die Genossen der evangelischen und der katholischen Religion so wie auf die Erbauung von Pfarr- und Schulhäusern gedrungen*, berichtete das badische Innenministerium im Juli 1817. Zu dieser Zeit wurde das katholische Pfarramt eingerichtet. Franz Ignaz Winter kam als katholischer Stadtpfarrer nach Kehl und *betrieb sogleich mit lobenswertem Eifer die Erbauung einer neuen Kirche zunächst für seine Konfession*.<sup>17</sup> Die evangelische Gemeinde der Stadt hatte zu der Zeit noch kein eigenes Pfarramt, sie wurde



*Risse des Architekten Fr. Frinz  
für die geplante Notkirche,  
September 1817 (Vorlage:  
Staatsarchiv Freiburg, W 499)*

bis 1833 provisorisch von Pfarrer Anton Schellenberg vom evangelischen Pfarramt in Dorf Kehl mitbetreut.<sup>18</sup> Er sah in der Initiative der katholischen Gemeinde auch eine Chance für die evangelische Stadtgemeinde, die von den Katholiken beantragte Kirche mitbenutzen zu dürfen. Diesem Wunsch wurde entsprochen.

Nachdem sich ein Vertreter der zuständigen Ministerien vor Ort von dem kirchlichen Notstand der *täglich anwachsenden katholischen und lutherischen Gemeinde in Kehl* selbst überzeugt hatte, sprach sich die Baukommission des Innenministeriums Anfang Oktober dafür aus, *daß eine provisorische Kirche, solide und wenigstens auf 10 bis 15 Jahre Dauer errichtet werden sollte*. Nach dem Erlass des Finanzministeriums vom 24. Oktober zum Bau der Kirche wurde der Architekt Fr. Frinz unverzüglich angewiesen, *mit der Herstellung der von ihm projektierten Interimskirche*

*auf dem ausersehenen Platz unverzüglich vorzugehen, damit solche noch vor dem Winter fertig werde.* Da langfristig schon der Bau einer steinernen Stadtkirche geplant war, sollte die Konstruktion der Interimskirche so ausgeführt sein, dass sie *späterhin zu einem Feuerspritzenhaus oder sonstigem Magazin verwendet werden kann.* Am 20. Dezember, nach sechswöchiger Bauzeit, meldete Frinz der Baukommission in Karlsruhe, *daß nun der provisorische Kirchenbau dahier soweit vorangekommen (sei), um Gottesdienst darin halten zu können, es sind nur einige Kleinigkeiten, als Fensterverkleidung p.p., noch zu machen. Daher auch morgen als den 21. d. M. schon die Einweihungsfeier und der erste Gottesdienst darin gehalten werden solle.*<sup>19</sup>

Das provisorische Gotteshaus stand auf dem Rathausplatz an der Rheinstraße. Die Baukosten beliefen sich auf 1.490 Gulden (fl.) und 47 Kreuzer (kr.). Zum Vergleich: Das Jahresgehalt von Johann Gottfried Tulla, der 1817 von der badischen Regierung zum Oberwasser- und Straßenbaudirektor ernannt wurde, betrug 3.000 fl.<sup>20</sup> Die Kirche hatte eine Länge von 14,40 m, eine Breite von 8,70 m und war *ganz von Holz aufgeführt, mit leicht ausgemauerten Riegelwänden, welche innen, so wie die Decke, mit Dielen benagelt sind. Die Fundamente sind sehr schwach. Sie faßt, wenn aller Raum möglichst benutzt wird, zusammen 200 Kirchgänger.*<sup>21</sup> Im Jahr 1816 hatte Kehl Stadt 367 Einwohner.<sup>22</sup>

Die Notkirche war eine Simultankirche, die der katholischen und der evangelischen Gemeinde für ihre Gottesdienste zur Verfügung stehen sollte. Am 13. Dezember, kurz vor der Fertigstellung, hatten sich beide Konfessionen in einem schriftlichen Vertrag über die Nutzung des Gotteshauses verständigt.<sup>23</sup> Der Simultanvertrag wurde sowohl von den beiden Kirchenbehörden als auch von der Regierung gebilligt, der allein das Recht zustand, ein Simultaneum – das Nutzungsrecht in einem Kirchengebäude für zwei verschiedene Konfessionen – einzuführen. Ein Simultaneum konnte *für einen Notfall auf kurze Zeit* freiwillig auf Vertragsebene – wie 1817 in Kehl für die Notkirche, also vorübergehend – oder auch auf dem Zwangsweg – wie 1837 in Kehl für die Simultankirche auf unbestimmte Zeit – auf Veranlassung des Staates eingerichtet werden. Rückblickend gesehen waren Simultaneen *Notbehelfe, aus Mangel an Bauvermögen entstanden. Streitigkeiten, wie sie auch sonst im Leben unter verschiedenen Teilhabern eines Hauses vorkommen, konnten nicht ausbleiben.*<sup>24</sup>

#### *Die Anstände wegen dem Kirchenschlüssel und der Zeit des evangelischen Gottesdienstes*

Schon vor Fertigstellung der Notkirche war es zu Spannungen zwischen dem katholischen Pfarrer Winter und dem evangelischen Pfarrer Schellenberg gekommen. Gottlieb Bernhard Fecht, evangelischer Pfarrer in Kork



und Dekan des Kirchenbezirks, meldete der Kirchenbehörde in Karlsruhe, dass es *bei der Abrede über die neue Einrichtung einige Irrungen gab, so daß der katholische Pfarrer mit der Behauptung hervortrat, daß die neue Kirche bloß den Katholiken gehöre und die Evangelischen bloß aus christlicher Liebe in solcher geduldet werden könnten.*<sup>25</sup> Dieser Standpunkt wurde von katholischer Seite in allen künftigen Streitfragen um das Simultaneum in Kehl bis zu seiner Auflösung 1914 eingenommen.

Scheinbar war es Fecht gelungen, *diese Keime der Uneinigkeit gleich im Anfang zu unterdrücken*, allerdings nur vorübergehend, wie sich bald herausstellen sollte. Am 22. Dezember 1817 schickte er noch einen optimistisch gehaltenen Bericht nach Karlsruhe: *Gestern wurde von beiden Konfessionen nunmehr im schönsten Einklang die Simultan-Notkirche feierlich eingeweiht, und nach allen Anzeichen läßt es sich erwarten, daß das Wiederaufblühen dieser Stadt durch keine Streitigkeiten über den Kultus werde gestört werden.*<sup>26</sup> Fechts Erwartung sollte sich nicht erfüllen. Trotz des erwähnten Simultanvertrages kam es 1821 zu Auseinandersetzungen zwischen den Kirchengemeinden, die sich auch auf das gesellschaftliche Leben der Stadtgemeinde auszuwirken drohten. Die Streitpunkte, die einen umfangreichen Schriftwechsel zwischen den kirchlichen und behördlichen Behörden veranlassten, betrafen unter anderem den Kirchenschlüssel und die Zeit des evangelischen Gottesdienstes.

Laut Simultanvertrag erfolgte der katholische Gottesdienst morgens von neun bis halb elf Uhr und nachmittags von zwei Uhr, der evangelische von halb elf bis zwölf Uhr sowie von ein bis zwei Uhr. Die Protestanten fühlten sich durch ihre Gottesdienstzeiten gegenüber den Katholiken benachteiligt. Der späte Beginn des evangelischen Gottesdienstes nach dem der Katholiken um halb elf *hat die große nachteilige Folge, daß der Gottesdienst von Mannspersonen und vornehmlich von Frauenzimmer und Dienstmägden weniger besucht wird, indem die Mittagsessenszeit herannaht, und die Frauen und Mägde mit Bereiten des Essens beschäftigt sind.* Der Vormittagsdienst beginne nach einem viertelstündigen Läuten erst kurz vor elf Uhr und dauere bis zwölf und zuweilen länger. *Es ist dann der Gemeinde und dem Pfarrer nicht zuzumuten, von der Kirche zum Mittagsessen und von diesem um ein Uhr wieder in die Kirche zu eilen. Diese Hast bei Religionssachen ist unanständig und zieht uns Spott zu, die evangelische Gemeinde verlangt den Genuß paritätischer Rechte.* Dem Gesuch der Protestanten, den Vormittags-Gottesdienst wenigstens um zehn Uhr, den Nachmittags-Gottesdienst aber um zwei Uhr anfangen zu dürfen, hat das Innenministerium nicht entsprochen. Es fürchtete, dass bei Änderungen des Vertrages durch *neu entstehende Hoffnungen des einen und Besorgnisse des anderen Teils die Ruhe und Eintracht gestört werde.*<sup>27</sup>

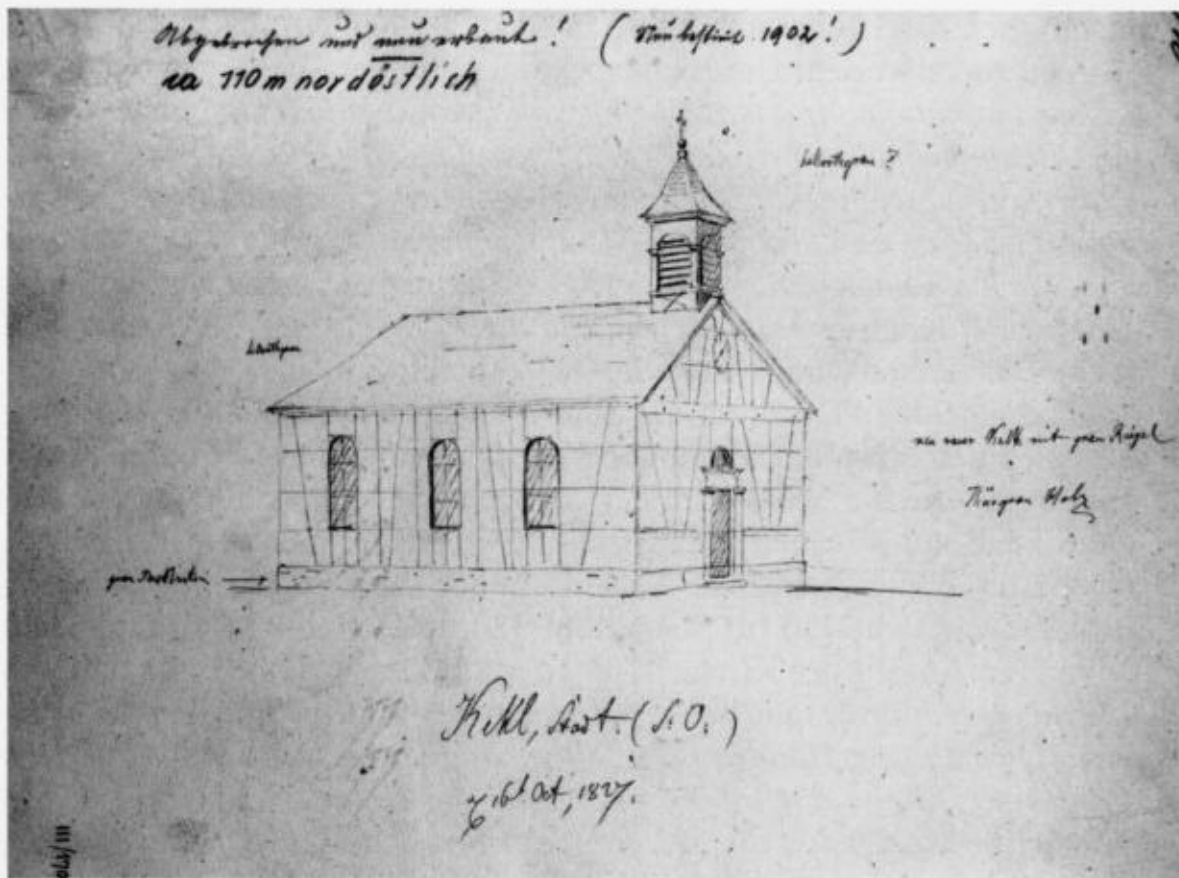
Weiteren Anlass für Konflikte zwischen den Konfessionsgemeinden bot der Kirchenschlüssel. Unter Berufung auf die erwähnte Übereinkunft einer

gemeinsamen Nutzung der Notkirche von 1817 hielt sich die evangelische Gemeinde nach eigenen Worten zu *Anschaffung und Gebrauch eines Schlüssels berechtigt und ermächtigt*. Im Juni 1821 wurde jedoch ohne Wissen des evangelischen Pfarramts das Schloss am Haupteingang der Notkirche von Seiten der Katholiken ausgewechselt und den Protestanten ein neuer, passender Schlüssel vorenthalten. Hierüber entspann sich zunächst ein Schriftwechsel zwischen den beiden Pfarrern mit gegenseitigen Vorhaltungen und Verunglimpfungen, für die beide nach Schlichtung des mehr als ein Jahr dauernden Streits von ihren vorgesetzten Kirchenbehörden wegen ihres *unziemlichen Tons und ihrer unfreundlichen Weise* gerügt wurden. Pfarrer Winter wurde aufgefordert, *auf der Stelle einen Schlüssel zu dem umgeänderten Kirchenschloß fertigen zu lassen und dem evangelischen Stadtpfarramt zuzustellen*.<sup>28</sup> Winter kam dieser Aufforderung jedoch nicht nach, die Protestanten mussten sich schließlich selbst um die Anfertigung eines Schlüssels bemühen.

*Gehorsamstes Ansuchen, die Erbauung zweier Pfarrkirchen gnädigst zu beschließen*

Der Streit konnte im Laufe des Jahres 1822 durch Einschaltung übergeordneter Instanzen beigelegt werden. Die Ursache der „Anstände“ war damit aber nicht beseitigt. Sie lag auch nicht allein darin, dass die beiden Pfarrer – wie Fecht meinte – *streitsüchtig, unfreundlich und anmaßend gegeneinander* waren. Konflikte gab es auch nach Ende der Amtszeiten von Winter und Schellenberg in anderen personellen Konstellationen. Eigentliche Ursache war das Simultaneum, mit dem nach den Erfahrungen der Kehler Kirchengemeinden *mancherlei Inconvenienzen verbunden* waren.<sup>29</sup>

1828 waren beide Pfarrgemeinden entschlossen, den für sie unerfreulichen Zustand zu beenden. Gemeinsam richteten sie an die badische Regierung ein *Gehorsamstes Ansuchen, die Erbauung zweier Pfarrkirchen gnädigst zu beschließen und zu befehlen*.<sup>30</sup> Die 1817 gebaute Notkirche war zu klein geworden für eine Bevölkerung, die sich bis 1828 verdoppelt hatte und auf 812 Einwohner angewachsen war.<sup>31</sup> Auch war die als Provisorium gebaute Kirche inzwischen *baufällig, bei Überschwemmungen unbrauchbar, bei Stürmen gefährlich und zu jeder Zeit ungesund*. Außerdem störe der Gebrauch einer gemeinschaftlichen Kirche die Gemeinden und Pfarrer in der Feier ihres Gottesdienstes. *Vornehmlich steht die evangelische Gemeinde im Nachteil, da sie gegen Mittags zu einer ihr sehr unbequemen Zeit den Gottesdienst besuchen und in einer schon von Dünsten erfüllten Kirche verweilen soll*. Die wechselseitigen Störungen und Hindernisse im Gottesdienst *seien Veranlassung zu vielen Verdrießlichkeiten, Unfrieden und Unduldsamkeit im gemeinen Leben und zu Wortwechseln und Streitigkeiten in den Wirtshäusern*.<sup>32</sup> Zudem appellierten beide Konfessio-



Die Kehler Notkirche auf dem Marktplatz an der Rheinstraße. Zeichnung von 1827 (Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, H Baden-Land 4)

nen an die angebliche Baupflicht des Staates. Sie machten geltend, dass die 1793 bei der Bombardierung der Festung abgebrannten Kirchen beider Gemeinden jeweils mit 10.000 Gulden gegen Feuer versichert waren und die Versicherungsgelder für den Bau neuer Kirchen verwendet werden sollten. Die örtlichen Behörden, das Bezirksamt Kork und die Direktion des Mittel-Rheinkreises in Offenburg unterstützten das Gesuch.

Um sich ein umfassendes und realistisches Bild von der Notwendigkeit des beantragten Kirchenneubaus machen zu können, holte die Regierung Auskünfte bei den unteren Behörden und Ämtern ein, die am ehesten mit der Situation in Kehl vertraut waren. Dabei wurden von einigen der befragten Institutionen auch Alternativvorschläge zum beantragten Bau von zwei Kirchen gemacht wie beispielsweise von der Regierung des Mittel-Rheinkreises in Rastatt und vom Bezirksamt Kork. Das Amt schlug vor, *zwei durch eine Mauer getrennte Kirchen unter einem Dach zu errichten*, was wesentlich kostengünstiger sei, als zwei getrennte Kirchen zu errichten.<sup>33</sup> Diesem Vorschlag wollte die Kreisregierung nicht beistimmen, weil ihr der Mauerbau *wegen der Nähe der evangelischen großen Kirche zu Dorf Kehl als ein wirklich unnötiger Kostenaufwand* erschien.<sup>34</sup> Sie schlug vor, die



evangelischen Kirchenbesucher aus der Stadt an die neugebaute Dorf Kehler Kirche zu verweisen. Die Bauinspektion Offenburg hielt dem entgegen, daß *diese bloß allein für das Bedürfnis von Dorf Kehl und Sundheim gebaut wurde. Beide Gemeinden zählen zusammen über 1.600 Seelen, die Kirche faßt aber nur ungefähr 900 Kirchgänger, daher eine Gemeinde, welche jetzt schon 500 Seelen zählt, nicht mehr aufgenommen werden kann. Kehl hat sich bisher auch immer stark durch Einwanderung vermehrt, und bei etwas günstigeren Handelsverhältnissen dürfte dieses später noch mehr der Fall werden.*<sup>35</sup> Beide Vorschläge wurden nicht aufgegriffen.

Auch die beiden Pfarrämter der Stadt Kehl rechneten mit einem schnellen Anstieg der Einwohnerzahlen und der Kirchenbesucher. Pfarrer Schellenberg bezifferte die Seelenzahl der evangelischen Gemeinde für das Jahresende 1828 auf 474 und die Anzahl der Kirchenbesuchenden auf 389. Nach Pfarrer Winter betrug die Seelenzahl der katholischen Gemeinde im Jahr 1829 insgesamt 450 (in Stadt Kehl 330, in Dorf Kehl und Sundheim 120) und die Anzahl der Kirchenfähigen 400.<sup>36</sup> Dazu zählte er auch die *in den umliegenden protestantischen Ortschaften wohnenden Katholiken, besonders Dienstboten, Handwerksgesellen, Tagelöhner. Der Maßstab für die zu erbauende Kirche dürfte wenigstens um die Hälfte größer sein, als in gegenwärtigem Zeitpunkt die Seelenzahl erforderlich macht.* Als Faktoren, die die Zahl der Kirchenbesucher künftig noch vergrößern würden, nannte er die Kinzigflößerei, das Militärkommando, die Nähe von Straßburg und die Ansiedlung von außen.

### *Der Streit um die Baupflicht*

Die Notwendigkeit des Kirchenneubaus galt bei den Ministerien der Finanzen und des Inneren, die mit der Angelegenheit befasst waren, nach der Auswertung der Umfragen und den abgegebenen Entwicklungsprognosen als nachgewiesen. Umstritten waren noch die Frage der Baupflicht und der Anspruch beider Kirchengemeinden auf eine eigene Kirche. Die Auseinandersetzungen konzentrierten sich zunächst vor allem auf die Frage, wem die Baupflicht oblag. Unterschiedliche Ansichten herrschten hierbei nicht nur zwischen den beiden Kirchen einerseits und dem badischen Staat andererseits. Auch die Ministerien waren sich nicht einig. Die Kirchen, unterstützt von den beiden Kirchensektionen im Innenministerium, hielten den badischen Staat für baupflichtig. Vor allem die Katholiken unterstrichen ihren Anspruch mit dem Hinweis auf den Besitz einer eigenen Kirche in der ehemaligen Festung und die Gelder aus der Brandversicherung, die der Staat für die abgebrannten herrschaftlichen Kasernengebäude einschließlich der katholischen Kirche erhalten hatte.

Die Hofdomänenkammer, die als Mittelbehörde des Finanzministeriums für die Verwaltung der Staatsgüter und öffentlichen Gebäude zuständig



war, bestritt die Baupflicht des Staates. Nachdem sie sich aktenkundig gemacht hatte, war sie im August 1832 überzeugt, dass es sich bei den Kirchen in der Festung nicht um Pfarrkirchen, sondern um Garnisonskirchen gehandelt habe und deshalb in keinem Fall eine Baupflicht des Staates bestehe. *Eine katholische Garnisonskirche war in der Festung – nicht in der Stadt – Kehl vorhanden, und eine evangelische Garnisonskirche war seit 1774 in einer Kaserne, also auch in der Festung, nicht in der Stadt, eingerichtet. Die Festung war Eigentum des Deutschen Reiches und badisches Mannlehen. Das Reich hatte die Festung zu unterhalten und auszustatten. Auch als Erwerber des ehemaligen Reichslehen Kehl konnte der (badi-sche) Staat eine solche Verpflichtung nicht haben und es ist demnach kein Titel aus privatrechtlichem Grund für befragte Baupflicht denkbar. Das Domänenamt erbrachte auch den Nachweis, dass der größte Anteil der Brandentschädigung von 78.500 fl. für die herrschaftlichen Gebäude in der Festung bisher als Entschädigung für zerstörte und niedergerissene Privathäuser (30.000 fl.) und für öffentliche Bauten dort (26.700 fl.) verwendet wurde wie für die Errichtung der Zoll- und Wachthäuser, der Interimskirche, der Kaserne mit Kommandantenwohnung und von zwei Schulhäusern. Das Amt schloss seine Untersuchung mit dem Ergebnis: Beide geistlichen Konfessionen der Stadtgemeinde Kehl haben somit weder auf eine gemeinschaftliche noch auf zwei gesonderte, vom Staat zu erbauende Kirchen ein anderes als das Recht, welches ihr Bedürfnis und ihre Mittellosigkeit begründen, das Recht der Bitte.*<sup>37</sup>

Als im Oktober 1832 das Finanzministerium versuchte, die Baupflicht auf die Stadt Kehl abzuschieben, erhob die Gemeinde mit einer *motivierten Erklärung* über ihre finanzielle Situation erfolgreich Einspruch: *Wollte man die Baupflicht auf die Gemeinde abwälzen, so würde sie nie aus ihrem Notstand herauskommen. Mit äußerster Anstrengung bringt sie kaum die Mittel auf zur Bestreitung der gewöhnlichen Gemeindeausgaben. Die Anzahl der Armen vergrößert sich mit jedem Tag, indem vorlängst ihr mancher Einwohner aufgezwungen wurde, den man anderswo abgewiesen hatte. Brücken, Stege und Kirchen wurden da und dort aus den hiesigen Festungssteinen aufgeführt, und uns bleibt kein Stein übrig, das erste und notwendigste Gebäude einer Gemeinde zu erbauen. Es lag der hohen Regierung immer daran, daß Kehl wieder in Aufnahme komme. Sie kann es also auch nicht an Mitteln fehlen lassen, um dieses Emporkommen zu befördern und die geistige Existenz der Einwohner zu sichern.*<sup>38</sup>

Aus einem Gutachten, das das Staatsministerium im selben Jahr in Auftrag gegeben hatte, ging hervor, *daß die Ansprüche der beiden Konfessionen an den Fiskus nicht ganz gleich sind.* Die Baupflicht des Staates für eine katholische Kirche war nach Ansicht des Gutachters überzeugend begründet, der Anspruch der evangelischen Kirche jedoch weniger. Die eigene Kirche der Katholiken in der ehemaligen Festung wurde höher bewertet

als der Betsaal der Protestanten in der Offizierskaserne. *Es sollte daher scheinen, daß der Anspruch auf eine Simultankirche, welche eine gleiche Berechtigung beider Konfessionen voraussetzt, in keinem Fall Grund hat.*<sup>39</sup> Auf dieses Gutachten, das vom Staatsministerium anerkannt wurde, berief sich die katholische Kirchenbehörde in späteren Auseinandersetzungen mit den Protestanten, wenn es um die Parität in der Nutzung der Kirche ging, um ihre Vorrangstellung zu dokumentieren.

Nachdem die rechtliche Verpflichtung zum Bau der Kirchen abgelehnt war und damit auch der Anspruch beider Konfessionen auf eigene Kirchen, bot das Staatsministerium in einer EntschlieÙung vom 15. Mai 1833 den Bau einer Simultankirche auf Staatskosten an. Die Katholische Sektion des Innenministeriums teilte dem Erzbischöflichen Ordinariat in Freiburg daraufhin enttäuscht mit, *daß, wenn gleich die Ansprüche des katholischen Religionsteils durch stärkere Rechtsgründe unterstützt werden als jene des evangelischen Religionsteils, das Großherzogliche Finanzministerium doch eine rechtliche Verpflichtung des Ärars (Staatskasse) zur Erbauung einer katholischen Kirche ebenso entschieden von der Hand gewiesen hat. Der Erfolg eines Rechtsstreits sei höchst zweifelhaft. Die Katholiken würden am Ende mit vielen Kosten Gefahr laufen, statt einer gemeinschaftlichen Kirche, wie sie ihnen jetzt angeboten wird, gar keine zu erhalten.*<sup>40</sup> Auch die hartnäckigen Einsprüche des Erzbischöflichen Ordinariats gegen die Simultankirche mit dem Hinweis, *die Harmonie zwischen den Religions teilen ist prekär*, und die Bemühungen um den Bau einer katholischen Kirche blieben erfolglos.<sup>40</sup>

#### *Bestimmungen über den Gebrauch der neu zu erbauenden Simultankirche zu Stadt Kehl*

Nach dem Erlass des Staatsministeriums begannen die Verhandlungen der örtlichen Kirchenbehörden und Ämter um die Möglichkeiten eines erneuten Simultaneums. Die beiden Konfessionen nahmen, entsprechend den kontroversen Stellungnahmen des Staatsministeriums und der Hofdomänenkammer, wieder die Standpunkte ein, die sie auch in dem schon besprochenen Konflikt um die Nutzung der Notkirche nach 1817 vertreten hatten. Die katholische Seite betrachtete die jetzt geplante Simultankirche genau wie die 1817 gebaute Notkirche als Ersatz für ihr Gotteshaus in der Festung, den Protestanten räumten sie wiederum nur den Mitgebrauch, aber auf keinen Fall gleiche Rechte ein. Die Protestanten hingegen forderten volle Gleichberechtigung.

Als die Verhandlungen der örtlichen Kirchenbehörden um die Parität – Gleichberechtigung in Bezug auf die Gottesdienstzeiten und die innere Einrichtung der Kirche – festgefahren waren und auch eine vom Innenministerium 1835 eingesetzte Kommission keine Annäherung der Konfessionen

erreichte, beendete die Regierung schließlich die Auseinandersetzungen. Das Staatsministerium legte in einer EntschlieÙung vom 30. März 1837 fest, dass *der Großherzogliche Fiskus in Stadt Kehl eine Simultankirche mit vollständiger Einrichtung zu erbauen und daß die Erbauung dieser Kirche sogleich zu beginnen habe*. Voraussetzung war, dass sich die beiden Kirchengemeinden auf einen Simultanvertrag einigten. Andernfalls sollte es ihnen überlassen bleiben, *ihre etwaigen Ansprüche auf dem Rechtswege geltend zu machen*. Die EntschlieÙung verpflichtete die evangelische und die katholische Kirchengemeinde, *die Reparaturen an der Kirche und etwa nötig werdende Neubauten auf ihre Kosten zu übernehmen*. Das bedeutete die Entlassung des Staates aus künftiger Baupflicht. Zur Gründung eines entsprechenden Fonds wurde eine einmalige Einzahlung von 4.000 fl. durch den Staat zugesagt.<sup>41</sup>

Um weitere Verzögerungen zu verhindern, gab das Innenministerium der Gemeinde Kehl zu verstehen, man *werde sich in keine weiteren Unterhandlungen einlassen*. Gleichzeitig wurde in Aussicht gestellt, *daß auch Glocke, Turmuhr und Orgel auf Staatskosten angeschafft werden, wenn in Bälde eine gütliche Übereinkunft zustande kommt*.<sup>42</sup> Kurz darauf, am 18. November 1837, kam es im Rathaus von Stadt Kehl zu der namentlichen Abstimmung über die Annahme der RegierungsentschlieÙung und der Nutzungsvereinbarung, wobei die Kirchengemeinden sich jeweils *einfach mit Ja oder Nein erklären* mussten. Von den insgesamt 144 stimmberechtigten Bürgern der Stadt (83 Protestanten, 61 Katholiken), waren 111 erschienen (56 Protestanten, 55 Katholiken). Von diesen stimmten alle für die Simultankirche und für die Vereinbarung.<sup>43</sup>

Die in der Versammlung einstimmig angenommenen *Bestimmungen über den Gebrauch der neu zu erbauenden Simultankirche zu Stadt Kehl* waren von einer Kommission, in der das Bezirksamt und die Domänenverwaltung als örtliche Behörden und die städtischen Pfarrer beider Kirchengemeinden vertreten waren, vorbereitet worden. In acht Artikeln waren detaillierte Vereinbarungen wie beispielsweise über die Gottesdienstzeiten getroffen worden, die in der Notkirche Konflikte ausgelöst hatten. Der alten Streitfrage der Gleichberechtigung hatte die Kommission besondere Bedeutung beigemessen. Deshalb stellte sie dem Vertrag im einleitenden 1. Artikel den Grundsatz der Gleichberechtigung voran: *Beide Religions-teile gestehen einander hinsichtlich des Gebrauchs der Simultankirche gleiche Rechte zu*.<sup>44</sup>

Im Unterschied zu dem Simultaneum von 1817 war das 1837 beschlossene zeitlich nicht begrenzt. Insgesamt hat es in Baden seit dem 17. Jahrhundert 36 Simultaneen gegeben. 1909 waren es noch 26. In der näheren Umgebung von Kehl gab es weitere Simultankirchen, beispielsweise in Ichenheim, Friesenheim, Ottenheim und Schutterzell.<sup>45</sup>



### *Das Ringen um Größe, Stil und Standort der Simultankirche*

Kurze Zeit nach den Abstimmungen beauftragte das Innenministerium die Hofdomänenkammer mit den Vorbereitungen zum Bau der Kirche. Oberamtmann August Eichrodt vom Bezirksamt Kork machte noch einmal auf den *äußerst baufälligen Zustand* der Notkirche aufmerksam, *welche beim Läuten mit der kleinen Glocke zum Schrecken aller Kirchenbesucher vollständig wankt*.<sup>46</sup> Seine Hoffnung auf den Baubeginn im Frühjahr 1839 sollte sich jedoch nicht erfüllen. Zu unterschiedlich waren die Vorstellungen, Erwartungen und Interessen, die durch dieses Bauvorhaben in der Bevölkerung, den Stadt- und Kirchengemeinden, Ämtern und Behörden angesprochen wurden.

Allgemein herrschte der Wunsch, dass die Kirche *in Berücksichtigung des bekannten und sehr besuchten Grenzortes Kehl ein schönes Bauwerk werden und der Stadt zur Zierde gereichen sollte*.<sup>47</sup> Auch die Hofdomänenkammer, der Bauherr, wollte, dass bei diesem Bauvorhaben *von dem Stil gewöhnlicher Kirchen abgewichen* werde. Nachdem die Bezirksbauinspektion Offenburg schon einen Entwurf für die Simultankirche vorgelegt hatte, wurde Ende 1838 Baurat Fischer, der zu der Zeit den Bau des Kehler Hauptzollamts leitete, mit der Planung beauftragt. Seine Kritik an dem vorliegenden Entwurf fiel ganz im Sinne der Hofdomänenkammer aus: *Die Architektur der Fassade hat überhaupt in ihren Formen etwas einförmiges und dürftiges. Gerade an dieser Stelle aber an einer der belebtesten Landstraßen, in einer von so vielen Fremden besuchten Stadt, an den Grenzen Deutschlands, dürfte wohl ein etwas reicherer Stil zulässig erscheinen.* Fischer legte die Skizze einer Kirche vor, deren Architektur *etwas mannigfaltiger gehalten wurde*. Als Maßstab für angemessene Architektur zog Fischer das Kehler Hauptzollamt heran: *Das neue Zollgebäude wird in monumentalem Charakter, in den gediegensten, dauerhaftesten Konstruktionsarten errichtet, so daß es sich schon in seinem Äußeren als öffentliches, vom Staate erbautes Gebäude auszeichnet, umso mehr sollte auch die neue Kirche in einem würdigen Stil aufgeführt werden.*

Die Meinungen über das Fassungsvermögen der zukünftigen Kirche gingen weit auseinander. Nach Meinung des Bezirksamts sollte mit *wenigstens 450 wenn nicht 500 Kirchenbesuchern gerechnet werden*. Nach der Skizze der Bezirksbauinspektion Offenburg bot die Kirche Platz für eine Gemeinde von 1.484 beziehungsweise 1.452 Seelen. Nach Fischers Ansicht war *dieses Projekt um die Hälfte zu groß entworfen*. Der Baurat ging bei seinem Entwurf von einer schnell ansteigenden Bevölkerungszahl aus. 1833 hatte Stadt Kehl 1.001 Einwohner, 1839 waren es bereits 1.281. Um die Kirche auf längere Zeit groß genug zu erbauen, sollte *jede Gemeinde zu 1.000 Köpfen angenommen werden*. Vor allem die zu erwartende Entwicklung Kehls zum günstig gelegenen Handels- und Umschlagplatz för-



derte die weitere Ansiedlung. Besondere öffentliche Bauvorhaben waren das im Bau befindliche Hauptzollamt, durch dessen *Einrichtung viele Personen nach Kehl gezogen sind*, sowie die bevorstehende Erweiterung der Hafenanlage 1842 und die geplante Eröffnung der Eisenbahnlinie Kehl–Appenweier 1844.<sup>48</sup>

Fischer entwarf eine anspruchsvolle Kirche für etwa 700 Besucher. *Sie war dreischiffig, mit zwei Fassadentürmen, einer äußeren, gewölbten Vorhalle und gewölbtem Chor projektiert.* Das Finanzministerium in Karlsruhe verwarf diesen Plan aus Kostengründen: *Zwei Türme braucht sie nicht, ebensowenig einen gewölbten Kirchenchor und eine Vorhalle. Bildhauerarbeit ist ganz zu beseitigen und die Steinhauerarbeit auf das Notwendigste zu beschränken.* Auch die nächsten, vereinfachten Entwürfe des Baurats vom Juni und August 1840 wurden in Bezug auf die Architektur und die Besucherzahlen noch einmal reduziert. 1843 musste auf Wunsch der beiden Ortspfarrrer die Dreischiffigkeit aufgegeben werden. Die Kirche konnte schließlich 400 Besucher aufnehmen.<sup>49</sup>

Besonders umstritten war die Frage nach dem Standort der Kirche. Im Gespräch waren der Platz zwischen den beiden Schulen – der dem Standort des heutigen Zentrums am Markt entspricht – und der nördliche Marktplatz – auf dem dann nach langen Auseinandersetzungen die Kirche gebaut wurde. Die Standpunkte mancher Diskussionsteilnehmer änderten sich auch im Lauf der Jahre analog zu den revidierten Bauentwürfen. Das Bezirksamt stimmte im Dezember 1838 noch *für die Erbauung der Kirche auf dem Marktplatz, wo sie dann ganz frei steht.* Im Juli 1843 – in den Bauskizzen fiel das Kirchengebäude schon wesentlich kleiner aus – erklärte sich das Amt für den Platz zwischen den Schulgebäuden. Die Stimmen im Kehler Gemeinderat waren im Oktober 1841 noch geteilt. *Wenn die Kirche in einem schönen Baustil erbaut wird, so erklären sich für die Stellung auf dem Marktplatz drei Stimmen, dagegen erklären sich für die unbedingte Zurückstellung der Kirche zwischen die beiden Schulhäuser zwei Stimmen.* Im November 1844 sprachen sich Gemeinderat und Bürgerausschuss einstimmig für den Standort zwischen den Schulen aus. Den gleichen Meinungswechsel vollzog der Evangelische Kirchengemeinderat zwischen Oktober 1841 und Juni 1843.<sup>50</sup>

Die Fürsprecher des Standorts der Kirche zwischen den Schulen beriefen sich auf den Plan Friedrich Weinbrenners zum Wiederaufbau Kehls 1815. Auf diesem Plan war der Platz zwischen heutiger Schul- und Kinzigstraße sowie Markt- und Blumenstraße als *Kirch-, Pfarr- und Schulhausplatz* und der Platz zwischen Schul- und Hauptstrasse als *Marktplatz* amtlich festgelegt. Für den Gemeinderat und Bürgerausschuss war es *heiligste Pflicht, sich gegen die Erbauung der Kirche auf dem Marktplatz auszusprechen, der in späteren Zeiten noch mehr als jetzt notwendig sein wird.* Ein weiterer Einwand gegen den Bauplatz auf dem Marktplatz war die an-

gebliche Lärmbelästigung in der späteren Kirche durch die stark frequentierte Hauptstraße.<sup>51</sup>

Das Hauptargument der Anhänger für den Standort auf dem Marktplatz war die zentrale Lage, *die freie, ihrer Bestimmung würdige Stellung* mit Sichtbarkeit von allen Seiten und *weniger Feuersgefahr*. Ihr Haupteinwand gegen den Platz zwischen den Schulhäusern war die zwangsläufige Enge und der *Übelstand* der Kuh-, Schweine-, Gänse-, Hühner- und Entenställe hinter den Schulhäusern.<sup>52</sup>

Ob die Behauptung des Katholischen Stiftungsvorstandes, die Stimmen für den Platz zwischen den Schulhäusern *sind geworben und gründen sich rein auf Privatinteressen einiger weniger Personen*, zutraf, lässt sich nicht mehr klären. Das Bezirksamt berichtete, *daß hauptsächlich die Wirte, Kaufleute, überhaupt Gewerbshalter ihr Wort für und gegen geltend zu machen suchen*. Für den Marktplatz als Standort der Kirche sprachen sich diejenigen Wirte aus, die weiter entfernt in der Hauptstraße zum Rhein hin wohnten und von dem Jahrmarkt, der direkt vor ihren Türen stattfand, am meisten profitierten. Sie *glauben, daß dieser Verlegung des Marktes ein für allemal ein Riegel vorgeschoben sei, wenn die Kirche auf dem Marktplatz stünde*. Gegen eine Kirche auf dem Marktplatz sprachen sich die Wirte und Kaufleute aus, die direkte Anlieger waren, wie die Gaststätte und Brauerei „Zum Falken“, das Wirtshaus „Zur Blume“ und einige Kaufleute. Von dem Markt in unmittelbarer Nähe versprachen sie sich mehr Profit als von der Kirche.<sup>53</sup>

Die badische Regierung setzte sich über die *von den Lokalstellen vorgebrachten Bedenklichkeiten* gegen den Standort der Kirche auf dem Marktplatz hinweg und verfügte im April 1845, *daß die neue Simultankirche auf dem Marktplatz in der Art und Weise zu erbauen sei, daß sie mit dem hinteren Teil des Chors in die Flucht der Marktstraße (heute Schulstraße) tritt*. Der den Bau ausführenden Hof-Domänenkammer wurde aufgetragen, *daß die Kirche in einem Stile erbaut werde, der nicht nur solid und einfach, sondern auch des schönen Platzes würdig ist*.<sup>54</sup>

Zeitgleich mit den Auseinandersetzungen um den Standort der Kirche wurde in Kehl der so genannte Bahnstoffsstreit ausgetragen, der nach Meinung eines Zeitzeugen seit 1842 in der Stadt für *eine beispiellose Parteilspaltung* gesorgt habe. Bei dem Streit ging es um den Standort des Kehler Bahnhofs am Endpunkt der für 1844 geplanten Eisenbahnlinie Appenweier–Kehl. Einer der insgesamt vier Vorschläge bevorzugte den Standort des Bahnhofs hinter den beiden Schulhäusern, also den Platz, der auch als Bauplatz für die Simultankirche diskutiert wurde. Eventuelle Zusammenhänge zwischen beiden Streitfragen, genauere Informationen über die jeweiligen Interessenvertreter und ihre Zuordnung zu den politischen Parteien lassen sich auf Grund der unzureichenden Quellenlage leider nicht herstellen.<sup>55</sup>

### *Die Grundsteinlegung am 24. September 1847*

Im Spätjahr 1846 begann Maurermeister Meißburger aus Kehl mit den Grabarbeiten zur Fundamentierung des Kirchenbaus, die sich jedoch auf Grund schlechter Bodenverhältnisse verzögerten. Baurat Fischer hatte schon 1844 darauf hingewiesen, dass *von der östlichen Fassade des Rathauses über den Marktplatz zwischen den beiden Schulhäusern hindurch* ein Graben der früheren Festungswerke verlief. Bei Aufgrabungen und Bohrversuchen an den in Frage kommenden Baustellen sei sumpfiger Boden gefunden worden, der Fundamentierungsarbeiten erforderlich mache. Die von Meißburger per Submission übernommenen Grabungsarbeiten erschwerten sich zusätzlich durch außerordentlich hohen Wasserstand des Rheins zu der Zeit. Bei dem schlechten Boden, der überwiegend aus aufgeworfener Erde bestand, musste er *namentlich für Wasserpumpen längere Zeit hindurch Tag und Nacht 60 Mann* zusätzlich beschäftigen.<sup>56</sup>

Im Januar 1847 legte die Bauinspektion Achern, die mit der Bauausführung beauftragt war, die vollständig ausgearbeiteten Pläne für den Kirchenbau vor, die von Baurat Fischer bis auf wenige Änderungen akzeptiert wurden. Bis Ende März holte die Bauinspektion, die mit einer Bauzeit von drei Jahren rechnete, Submissionsangebote von Handwerkern für die Arbeiten am Kirchenbau ein. Die Anzeigen erschienen im Offenburger Wochenblatt und in der Karlsruher Zeitung. Unter den günstigsten Anbietern waren relativ viele Firmen aus Kehl, wo zu der Zeit *die meisten hiesigen Einwohner Handwerksleute, Kaufleute, Wirthe, Metzger und Bäcker* waren und vier kleine Fabriken sowie eine Speditionshandlung Arbeit anboten.<sup>57</sup> Fünf von acht Aufträgen wurden nach Kehl vergeben: an Maurermeister Anton Meißburger, Steinhauermeister Georg Bermeitinger, Zimmermeister Johannes Müller jun., Schreinermeister Martin Eberle und Blechnermeister Friedrich Walter. Die Schlosserarbeiten erhielt Meister Christian Asmus aus Kork. Die Aufträge für Schieferdecker und Glaser gingen an Handwerksmeister in Karlsruhe bzw. Griesheim. Ende April vergab Maurermeister Meißburger im Gasthaus „Zur Blume“ per Versteigerung den Auftrag zur Lieferung von 200 Klaftern Bruchsteine für das Fundament der Kirche an den Mindestbietenden.<sup>58</sup>

Am 24. September fand die Grundsteinlegung der Simultankirche statt, die mit einer *Feierlichkeit von Seiten der Geistlichkeit und des Gemeinderats* begangen wurde. Dekan Ries hielt in seinem Bericht an das erzbischöfliche Dekanat Offenburg fest: *Heute um 9 Uhr wurde der Grundstein gelegt und zwar gemeinschaftlich mit der protestantischen Geistlichkeit.* Dem wohlfeilen Akt wohnten auch der großherzogliche Amtsvorstand von Kork und die Zunftinnungen nebst sonstigem anwohnenden Volke bei. Die Festreden hielten der katholische Dekan, Bezirksschulvisitator und Stadtpfarr-Rektor in Offenburg, Dr. Johann Nepomuk Müller und der evangelische



**Festrede**

bei

der feierlichen Grundsteinlegung

zur

**Simultan-Kirche in Kehl.**

gehalten am 24. September 1847,

und auf vielfaches Verlangen dem Drucke übergeben

von

**Dr. J. N. Müller,**  
Großherzogl. Decan, Bezirkschultheiß und Stadtpfarr-Rector  
in Offenburg.

~~~~~

**Karlsruhe,**  
Herder'sche Kunst- und Buchhandlung,  
1847.

*Die gedruckte Festrede von  
Dr. J. N. Müller  
(Vorlage: Katholisches Pfarramt  
Kehl)*

Pfarrer der Dorf- und Stadtgemeinde Kehl, Ludwig Dorn. In den Grundstein wurden eine Urkunde, ein Grundplan der Kirche sowie verschiedene Landesmünzen des Jahres 1847 eingelegt.<sup>59</sup>

Die optimistischen Prognosen für Kehls Entwicklung bestätigten sich. Die Zunahme der Bevölkerung hatte angehalten. 1847 zählte Kehl schon 1.351 Einwohner, davon waren 724 evangelisch und 627 katholisch. Auch das wirtschaftliche Wachstum dank Anlage des erweiterten Hafens und Eröffnung der Eisenbahnlinie 1844 hielt an. Das gesamte schuldenfreie Gemeindevermögen der Stadt belief sich nach dem Rechnungsabschluss 1846 auf 58.332 fl. 35 kr.<sup>60</sup>

*Das katholische Element ist bei der inneren Einrichtung wenig berücksichtigt*

Die von der Bauinspektion Achern vorgegebene Bauzeit von drei Jahren konnte eingehalten werden. Im Oktober 1849 war bereits das Mauerwerk



einschließlich Turm fertig. Die äußere Ansicht stieß auf allgemeine Zustimmung, wie beispielsweise beim katholischen Dekanat Offenburg: *Die neue Simultankirche in Kehl bietet in ihrem Äusseren einen erfreulichen Anblick dar und macht dem Baumeister hinsichtlich des Geschmacks, des Baustils, der Anlage und Ausführung wie auch der Solidität alle Ehre.* Dagegen gab die Inneneinrichtung Anlass zu massiver Kritik, vor allem von katholischer Seite. Veranlasst durch einen alarmierenden Bericht des Stadtpfarrers Winter, der die katholische Gemeinde Kehl schon seit 1817 betreute, begab sich am 21. Februar 1850 eine Kommission des erzbischöflichen Dekanats Offenburg zur Besichtigung der neuen Simultankirche nach Kehl. Nach einem Lob der sehr schön und zweckmäßig gefertigten Kanzel – *eine vor allen übrigen Einrichtungen hervorragende Zierde* – bemängelte sie in ihrem Bericht an das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg, dass die Anfertigung der dem katholischen Ritus angehörenden Einrichtung *nicht so sorgsam berücksichtigt worden sei.* Die Vorplätze am Hochaltar und den Seitenaltären seien für den katholischen Geistlichen bei den üblichen Feierlichkeiten viel zu klein geraten. Der Beichtstuhl sei ebenfalls zu klein und *für den Beichtvater und die Beichtkinder ein wahrer Marterkasten. Er ist so eng, dass sich der Beichtvater, ohne corpulent zu sein, hineinzwingen muß.* Die Seitennische sei so klein, *daß der knieende Beichtling seine Füße auf der Altartreppe auflegen muß, während seine Knie weit tiefer im Beichtstuhl zu liegen kommen. Welch peinliche Situation und Tortur für den Beichtvater und den Beichtling zugleich.* Auch die Sakristei sei für den katholischen Kult zu klein geraten. Das katholische Element sei bei der Anfertigung der inneren Einrichtung *in dieser sonst so schönen und geräumigen Simultankirche wenig berücksichtigt worden.*<sup>61</sup>

Veranlasst durch diesen Bericht, ersuchte das Erzbischöfliche Ordinariat am 22. März den Katholischen Oberkirchenrat in Karlsruhe, *bei der betreffenden Baustelle erwirken zu wollen, daß den Übelständen abgeholfen werde.* Am 8. Juli beklagte sich der Katholische Stiftungsvorstand Kehl beim Dekanat Offenburg, dass seit der Beschwerde beim Oberkirchenrat schon über drei Monate verflossen und leider noch gar nichts geschehen sei. Es sei sehr zu beklagen, *daß diese Sache auch gar nicht vorwärts gehen will, und ebenso zu bedauern, daß jeden Sonntag 60 bis 70 Personen vor der hiesigen Notkirche stehen und sodann, weil diese zu sehr mit Menschen angefüllt ist, keinen Platz finden und teilweis sich wieder verlaufen.* Das Dekanat brachte am 11. Juli in einem Brief an den Oberkirchenrat die beanstandeten Mängel an der inneren Einrichtung der Simultankirche in Erinnerung. Als zusätzliches Beispiel für die Missachtung der katholischen Gepflogenheiten wurden die Kniebänke genannt. Sie seien für den katholischen Gottesdienst, bei dem *das gläubige Volk die Hauptteile in knieender Situation zubringt,* unbrauchbar. *Denn die zum Niederknien bestimmten Unterbänke haben eine schiefe abhängige Richtung, so daß wohl ein Sit-*



Die Friedenskirche im Oktober 1849. Blick vom Standort des heutigen Busbahnhofs. Ein Arm der Kinzig verläuft etwa auf der Höhe der jetzigen Kinzigstraße. Kohlezeichnung (Vorlage: Stadtarchiv Kehl, R1, 4e)

zender die Füße bequem darwiderstellen kann, aber eine knieende Stellung läßt sich auf diesen abschüssigen Bänkchen ohne Marter keine 5 Minuten aushalten. Der ganze Missstand beruhe auf Unkenntnis des ausführenden Personals, das nur Sitzbänke aus protestantischen Kirchen zum Muster gehabt habe. Das Dekanat warnte vor einer Situation, die eintreten könne, wenn der protestantische Konfessionsteil seinen Gottesdienst in der neuen Kirche hielte, die Katholiken dieselbe wegen der mangelhaften Einrichtung nicht mitbenutzen könnten und sich zurückgesetzt fühlen müssten: *dann erst dürfte Unfriede, Reibung und Spaltung gemeinsam erwachen und öffentlich zu Tag treten.* Nach der dringenden Bitte an den Oberkirchenrat, sich für die erforderlichen Abänderungen einzusetzen, schloss das Gesuch mit dem mahnden Hinweis: *Es hat schon von einer oder der anderen Seite das Vorhaben verlautet, die fraglichen Mißstände in einem öffentlichen Blatte besprechen zu wollen, allein die unerquicklichen desfalligen Erörterungen sind gewiß nicht zu wünschen.*<sup>62</sup>

#### *Gemeinsame Einweihung der neuen Simultankirche?*

Auch die evangelische Kirchengemeinde hatte im Juli 1850 ihre oberste Kirchenbehörde, den Evangelischen Oberkirchenrat ersucht, *die Beschleunigung des Kirchenbaus auf geeignetstem Wege zu betreiben.* Der Grund



Die Simultankirche: Aufriss der Vorderseite mit der Konstruktion des Turmdaches, 1848 (Vorlage: Landeskirchenarchiv Karlsruhe, Bauamt)

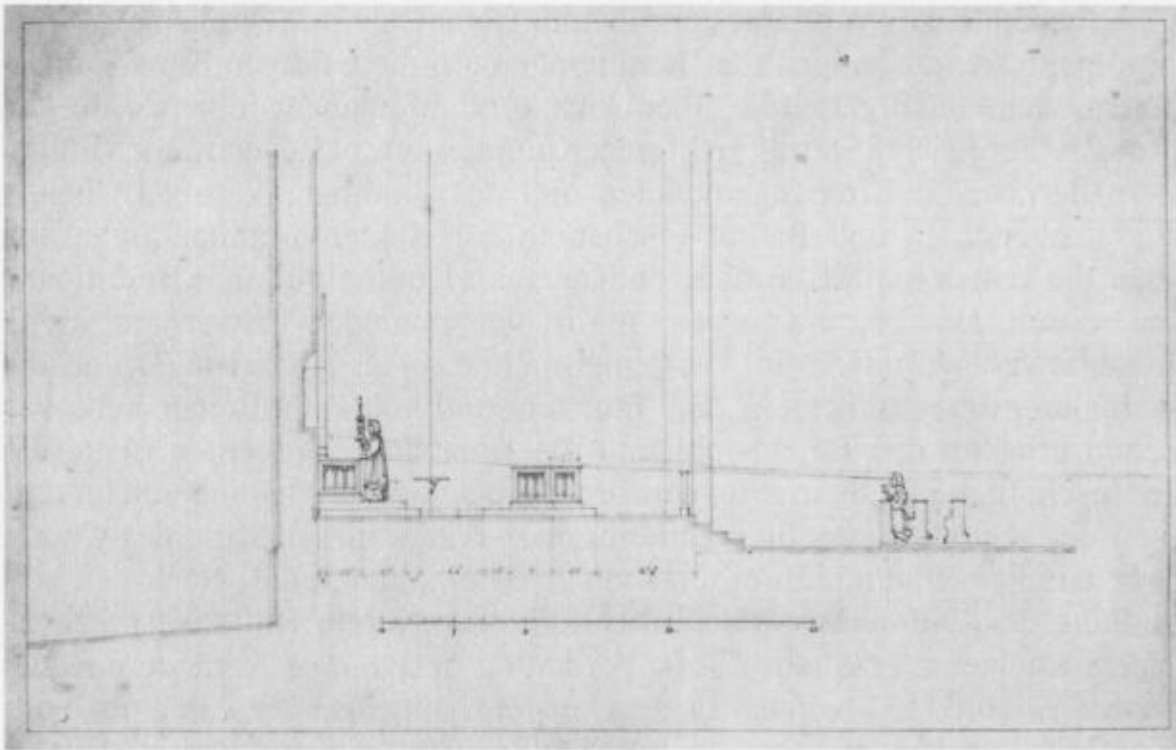
für die dringenden Gesuche lag – neben der offensichtlichen Benachteiligung der Katholiken bei der Inneneinrichtung – in der Planung der Einweihung. Bei beiden Kirchengemeinden war der Wunsch laut geworden, die neue Kirche sobald als möglich einzuweihen. Auslöser waren der unhaltbare Zustand der Notkirche – die polizeiliche Schließung stand bevor – und die nahe bevorstehende Vollendung des neuen Gotteshauses. Die Bauinspektion Achern hatte Anfang Juli die Fertigstellung innerhalb von vier Wochen angekündigt. Auf einer Versammlung der beiden Kirchengemeinden und der politischen Gemeinde haben sich daraufhin beide Konfessionen einstimmig für eine gemeinschaftliche Einweihungsfeier entschieden, obwohl auch Bedenken vorlagen. Gemeinsam wurden vorsorglich zwei Programme entworfen – eins für eine gemeinsame Feier, ein anderes für eine getrennte – und beschlossen, die Sache den beiden oberen Kirchenbehörden zur Entscheidung vorzulegen.<sup>63</sup>

Über den Termin der Einweihungsfeier waren sich alle einig; sie sollte am 29. August stattfinden, dem 60. Geburtstag von Großherzog Leopold, *unter dessen Schirm diese Kirche erbaut wurde*. In ihrer Vorlage an den Evangelischen Oberkirchenrat äußerten sowohl das evangelische Dekanat Kork als auch das evangelische Pfarramt der Stadt allerdings schon Bedenken gegen eine gemeinschaftliche Feier. Neben formalen Gründen wie Beschränktheit des Raumes und zu lange Dauer, gab es evangelischerseits auch grundsätzliche Vorbehalte. Eine Vereinigung des katholischen und evangelischen Kultes könne *wegen des prinzipiellen Gegensatzes nie und nimmer eine glückliche und gesegnete sein*. Die Befürchtung war, dass einmal hinsichtlich der zeitlichen Dauer *unser Cultus leicht in den Schatten gestellt werden dürfte*. Und außerdem sei *doch der katholische Ritus so pomphaft und glänzend, der protestantische hingegen so einfach und anspruchslos, daß letzterer umgeben von Römischer Pracht in den Augen der Menge nur verlieren kann*.<sup>64</sup>

Auch die Kostenfrage wurde in den Vorlagen angesprochen, die auf jeweils 50 fl. für Diäten und Einladungsbriefe veranschlagt wurden. Da bei der Pfarrgemeinde keine finanziellen Mittel vorhanden waren und die Kasse der Stadt Kehl durch *viele arme Bürger und seit zwei Jahren durch un- ausgesetzte Einquartierungen* im Zuge der Niederschlagung der Revolution 1848/49 *sehr in Anspruch genommen sei*, setzten die Kirchengemeinden ihre Hoffnung auf Zuschüsse der Kirchenbehörden, die auch zugesagt wurden.

Beide Oberkirchenräte entschieden sich allerdings gegen eine gemeinsame Einweihungsfeier. Mit dem Termin am 29. August für die erste Feier und dem darauffolgenden Sonntag für die nächste waren beide einverstanden. Die Protestanten schlugen vor, um die Parität zu wahren, das Los entscheiden zu lassen, von welcher Konfession der erste Einweihungsakt vorgenommen werden sollte, besannen sich jedoch kurz darauf auf den Minis-





*Zur Veranschaulichung des Problems, in dem relativ kleinen Chor die Standorte von zwei Altären festzulegen, hatte Baurat Fischer der Besichtigungskommission am 25. Februar 1851 verschiedene Zeichnungen vorgelegt. Die hier abgedruckte zeigt einen Teilaufriss von Chor und Langhaus mit der Perspektive, in welcher der Priester am katholischen Hochaltar über den evangelischen Altar und die Kommunikantenbank hinweg von den Gläubigen im Langhaus gesehen werden konnte (Vorlage: Erzbischöfliches Archiv Freiburg, 12592)*

terial-Erlass von 1837, nach dem den Katholiken vertragsgemäß jeweils der erste Gottesdienst zustand, was wohl auch analog auf die Frage wegen der ersten Einweihungsfeier angewendet werden dürfte.<sup>65</sup>

#### *Ein gemeinsamer oder zwei getrennte, aber eigene Altäre?*

Inzwischen gewann die Frage der inneren Einrichtung zunehmend an Bedeutung. Die protestantische Gemeinde, die ihrerseits keine schwerwiegenden Einwände gegen die Inneneinrichtung vorzubringen hatte, drängte auf baldigen Einzug in die Kirche. Da die katholische Gemeinde nicht zurückstehen wollte, ersuchte sie Anfang August ihre vorgesetzten Behörden um eine Entschließung zu dem vorgeschlagenen Einweihungstermin am 29. August. Das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg als höchste Instanz der lokalen katholischen Behörden wollte die Vollmacht zur Einweihung der Kirche nur erteilen, wenn die Inneneinrichtung auch dem katholischen Kultus entsprechend eingerichtet sei, was nicht der Fall war.<sup>66</sup>

Nachdem der Einweihungstermin zum Geburtstag des Großherzogs Leopold geplatzt war, gingen die Bemühungen um die baldigen Einweihungsfeiern, wenn auch getrennte, aber doch kurz aufeinander folgende, weiter. Am 25. Februar 1851 traf sich eine Kommission, bestehend aus Mitgliedern der beiden Kirchengemeinden und des Stadtrats, Vertretern beider Kirchenbehörden und Baurat Fischer, in der Kehler Simultankirche, um über die kritisierten Missstände der Inneneinrichtung und ihre Beseitigung zu beraten. Das betraf von beiden Kirchengemeinden gemeinsam vorgebrachte Veränderungen auf der Emporbühne, in den Sakristeien und der Vorhalle, evangelischerseits den Taufstein und von katholischer Seite wie schon erwähnt den Beichtstuhl und die Kniebänke. Außerdem hatte das Erzbischöfliche Ordinariat inzwischen die Nachforderung eingereicht, dass statt des schon aufgestellten gemeinsamen Altars in der Mitte des Chores jede Kirchengemeinde ihren eigenen Altar erhalten sollte. Nach der Vorstellung des Ordinariats sollten die Katholiken ihrem Ritus entsprechend einen Hochaltar erhalten. Diese Forderung setzte eine Veränderung des Vertrages von 1837 voraus, in dem nur ein gemeinsamer Altar für beide Konfessionen vorgesehen war. Bei der Besichtigung und anschließenden Verhandlung gab es zunächst unterschiedliche Ansichten über die Standorte der beiden Altäre in dem relativ kleinen, acht Meter tiefen Chor. Einerseits sollten sie die Handlungsabläufe der jeweiligen Riten und die notwendige Bewegungsfreiheit der Pfarrer beim Gottesdienst nicht beeinträchtigen. Andererseits sollte die Kommunikation zwischen dem Geistlichen im Chor und den Kirchenbesuchern im Kirchenschiff gewährleistet sein, beispielsweise sollten die Gläubigen den katholischen Pfarrer am Hochaltar an der Rückwand des Chores über den evangelischen Altar hinweg noch sehen können. Und schließlich sollte die Parität gewahrt werden, beispielsweise durch gleiche Größe und Vermeidung unterschiedlich hoher Standorte der Altäre. Das Ergebnis, auf das sich die Kommission einigte, wurde am 26. Februar, einen Tag nach dem Lokaltermin, vertraglich festgehalten, wobei sich die kirchlichen Teilnehmer die Genehmigung ihrer oberen Kirchenbehörden vorbehielten.<sup>67</sup>

Das Erzbischöfliche Ordinariat weigerte sich, den Vertrag zu genehmigen, und wollte die Standorte der beiden Altäre verändern. Der evangelische Altar sollte noch weiter in Richtung Langhaus vorgerückt und der katholische Altar noch mehr erhöht werden als vorgeschlagen. Die Protestanten sahen in der weiteren Verschiebung ihres Altars eine räumliche Beeinträchtigung der Abendmahlsfeier. Außerdem würde eine weitere Erhöhung des katholischen Altars *die Parität der Culte aufheben und eine Erniedrigung des evangelischen Cultes unter den katholischen andeuten*. Der Evangelische Kirchengemeinderat von Kehl war nicht bereit, auf diese Forderung des Ordinariats einzugehen und drängte jetzt auf eine Entscheidung, seinerseits die neue Kirche mit oder ohne Einweihung in Gebrauch neh-

men zu dürfen. Der Evangelische Oberkirchenrat stellte nun dem Katholischen Oberkirchenrat bei Aufrechterhaltung der erzbischöflichen Weigerung und dessen neuerlichen Forderung den Vollzug des Vertrages von 1837 – in dem nur ein gemeinschaftlicher Altar vorgesehen war – in Aussicht sowie seine Bereitschaft, die Einweihung der neuen Kirche für die evangelische Gemeinde anzuordnen. Die Regierung des Mittel-Rheinkreises versuchte zu vermitteln und ersuchte den Katholischen Oberkirchenrat um Auskunft, *was der Eröffnung der Kehler Simultankirche im Wege stehe, damit womöglich der große Überstand vermieden werde, daß die Notkirche wegen ihrer Gefährlichkeit polizeilich geschlossen werden muß, bevor die neue Kirche zum Gebrauch eröffnet ist.*<sup>68</sup>

Der dermaßen bedrängte Kirchenoberrat der Katholiken, der die Annahme des Vertrages vom 26. Februar empfohlen hatte, ersuchte das Erzbischöfliche Ordinariat jetzt um die Entscheidung, ob es bei diesem Verlauf der Verhandlungen dem Vertrag *nun ebenfalls zustimmt, wodurch für die Katholiken – so gut es die Verhältnisse noch gestatten – ein eigener Altar erreicht wird, oder ob diese Zustimmung nicht erteilt werden will.* In der Hoffnung auf bessere Zeiten erteilte das Ordinariat die Zustimmung: *Für jetzt bleibt nur übrig, in Gottes Namen den niedern und beengten – aber doch eigenen – Hochaltar herstellen zu lassen. Wir hoffen zu Gott, daß doch noch eine Zeit der Billigkeit, aber Gerechtigkeit kommen werde, in welcher dieser Mißstand wieder verbessert werden kann.*<sup>69</sup>

### *Getrennte Einweihungsfeiern 1851 und 1855*

Inzwischen hatte der katholische Stiftungsvorstand von Kehl, der nicht hinter den Protestanten zurückstehen wollte, das Gesuch eingereicht, die Kirche ohne Einweihung in Gebrauch nehmen und den Gottesdienst auf einem Seitenaltar abhalten zu dürfen. Das Ordinariat hatte die Erlaubnis erteilt. Als Richtlinie für die weiteren Verhandlungen fasste es jedoch den Beschluss, dass die katholische Einweihung erst dann stattfinden könne, *wenn auch das Hauptfordernis zum katholischen Kult, der Hochaltar, ganz fertiggestellt sein wird.* Da noch andere Forderungen der katholischen Kirchengemeinde nach Requisiten – beispielsweise Kruzifixe, Lichtstöcke, Pulte, ein Weihwasserstein und Altarbilder – offenstanden und gegen den Widerstand des Bauherrn, der Hof-Domänenkammer, durchgesetzt werden mussten, dauerte die Fertigstellung der Inneneinrichtung, bis sie den Bedürfnissen des katholischen Kults entsprach, noch bis zum 22. November 1855, dem Tag der katholischen Einweihung der Simultankirche. Nach der Erlaubnis durch das Erzbischöfliche Ordinariat wurde die neue Simultankirche am Sonntag, den 27. Juli 1851 von der katholischen Kirchengemeinde Kehl mit einem Gottesdienst an einem Seitenaltar in Gebrauch genommen.<sup>70</sup> Zur Vervollständigung der Inneneinrichtung erhielt der Katho-



liche Stiftungsvorstand Ende 1851 ein Geschenk vom Freiburger Domdekan und Kunstsammler Johann Baptist von Hirscher. Es handelte sich um zwei Altarflügel mit wertvollen Gemälden aus dem frühen 16. Jahrhundert.

Am 25. Juli beauftragte der Evangelische Oberkirchenrat das Dekanat Kork, *die Einweihung der Simultankirche am Sonntag den 3. August ordnungsmäßig vorzunehmen*. Die Feier fand trotz eines zwei Tage vorher eingetretenen Hochwassers statt. Sie begann um 10 Uhr mit einem kurzen Gebet und Gesang in der Notkirche. Dann folgte unter dem Geläute aller Glocken der Umzug *in die neue Kirche auf dem mit Blumen bestreuten Weg, an dessen Seite die Kehler Garnison in Paradeuniform Spalier bildete. Voraus ging die Schuljugend mit ihrem Lehrer. Hierauf folgte der Dekan, begleitet von Pfarrer Bauer; sodann die Kirchengemeinderatsglieder, welche die Vasa Sacra (liturgischen Geräte) trugen. Nun kamen der Amtsvorstand, der Domänen-Verwaltungsvorstand, die Zollbeamten u.s.w. und dann die Gemeinde*. Die Sitze in der neuen Kirche reichten nicht aus, *viele mußten sich bequemen, in den Gängen zu stehen*. Während der dreistündigen Feier fand eine Taufe statt, anschließend wurde das Abendmahl gehalten, an dem etwa 180 Personen teilnahmen. Nach dem ausführlichen Bericht von Dekan Hauser *zeigte die Versammlung eine würdige Haltung und nahm an allen Akten mit großer Andacht Anteil. Nur wie die Communion begann, hatten viele Anwesende die Kirche verlassen, teils weil es die Zeit war, wo das Militär die Wache beziehen mußte, oder wo vornehmlich die Frauen zu ihren häuslichen Geschäften zurückzukehren genötigt waren, teils auch weil gerade um diese Zeit den anwesenden Offizieren und Staatsbeamten die Meldung in die Kirche gebracht worden war, daß der Rhein seine Ufer umso gewaltiger überschreite und bereits der ganze große Platz vor dem Zollhaus unter Wasser gesetzt sei*. Der Dekan vergaß auch nicht zu erwähnen, *dass katholischerseits der Bürgermeister in der Kirche zugegen war, ob auch der Pfarrer, weiß man nicht. Bei dem Essen nach der Kirche waren beide anwesend*. Über die Brauchbarkeit der Kirche für den evangelischen Kultus konnte er noch nicht viel sagen, außer dass die Redner vom Altar und von der Kanzel aus im Schiff der Kirche überall verstanden werden. *Freilich mußte man am Altar die ganze physische Kraft der Stimme aufbieten.*<sup>71</sup>

Ende März 1855 berichtete Pfarrer Wilhelm Weis, der im Oktober 1854 die Nachfolge des verstorbenen Pfarrers Hauschel angetreten hatte, dem Erzbischöflichen Ordinariat, *daß nunmehr alles angeschafft wäre, was von der Regierung zu erwarten und die Kirche demgemäß zur Einweihung fertig sei*. Daraufhin erteilte das Ordinariat dem Dekan und Geistlichen Rat Franz Sales Ries aus Ebersweier die Vollmacht zur Einweihung der Simultankirche. Nach dem vergleichsweise kurzen Bericht des Dekans wurde die Kirche am Sonntag *um zehn Uhr unter Assistierung von zwölf Priestern eingeweiht, welcher feierlicher Akt nicht nur die katholische Pfarrgemeinde,*



*sondern auch noch alle Staats- und Lokalbeamten – des Großherzoglichen Stadtkommandos der Militärgarnison, der Grenzaufsicht und Gendarmarie, des Zollamtes, der Eisenbahn- und Postverwaltung mit allen untergebenen Angestellten katholischer Konfession in Dienstuniform und in feierlichem Anstande und höchst erbaulicher Teilnahme angewohnt haben.*<sup>72</sup>

Im Dezember 1852 legte Baurat Fischer der Hof-Domänenkammer ein *über den Augenschein in der neu erbauten Simultankirche in Stadt Kehl aufgenommenes Abschlussprotokoll* vor. Die Ausführung des Baus sei *in allen wesentlichen Teilen gelungen*. Abweichungen vom genehmigten Plan seien unerheblich und durch größere Zweckmäßigkeit der Einrichtung, besseres Aussehen einzelner Teile oder Kostenersparnis gerechtfertigt. Die Arbeit der verschiedenen Handwerker beurteilte er – abgesehen von kleinen Mängeln – als *akkordgemäß gefertigt* oder *gut ausgeführt*. Nur die *Schreinerarbeit fiel weniger gut aus* und an den Malerarbeiten hatte Fischer auszusetzen, dass *die Mauern im Innern nicht geweißt, sondern getüncht, und die Decke im Farbton heller als die Wände gehalten werden sollten*. Die Baukosten betragen 49.757 fl. 26 kr. Den Mehraufwand von 327 fl. und 20 kr. konnte Fischer mit Recht als unbedeutend bezeichnen.<sup>73</sup>

Die schon so lange baufällige Notkirche hatte mit der Fertigstellung der neuen Simultankirche und dem Umzug der Kirchengemeinden in das neue Gotteshaus allerdings noch nicht ausgedient. Nach Ansicht der Hof-Domänenkammer sollte die jetzt entbehrlich gewordene Kirche veräußert werden. Die Bezirksbauinspektion Achern schätzte 1852 ihren Wert *zu 200 bis 250 Gulden auf den Abbruch und zu 500 Gulden zum Stehenbleiben*. Die Stadtgemeinde Kehl hatte schon 1817 beim Bau der Notkirche, die ursprünglich als Provisorium auf Dauer von nur 10 bis 15 Jahren angelegt war, die Absicht gehabt, sie später als Spritzenhaus zu verwenden. Als Eigentümerin des Platzes, auf dem die Notkirche stand, hatte sie im Gegensatz zu anderen Käufern das Recht, das Gebäude stehen zu lassen. Deshalb und wegen der Kostspieligkeit des Abbruchs und Transports des Materials fand sich kein anderer Kaufinteressent. Diese Situation nutzte die Stadt und drückte den Kaufpreis auf 250 fl. herunter. Der Preis entsprach etwa dem niedrigen Gehalt eines Volksschullehrers, die den Pfarrern unterstellt waren und bis weit in das 19. Jahrhundert hinein mit Hilfsdiensten für die Kirche belastet waren. Das gesetzlich geregelte Dienst Einkommen des Hauptlehrers an der katholischen Volksschule Stadt Kehl für den Schul-, Meßner- und Organistendienst betrug 1845 jährlich 250 fl. nebst freier Wohnung und Schulgeld, das bei 84 Schulkindern auf 1 fl. 24 kr. pro Kind festgesetzt war.<sup>74</sup> Dem Finanzamt blieb keine andere Wahl, als dem Handel zuzustimmen. Der schon jahrzehntelang prophezeite Abbruch des alten Kirchengebäudes, das zum Schluss noch als Markthalle diente, geschah erst 1873.<sup>75</sup>

# ORGEL-CONCERT

ausgeführt von

**Hof-Organist Barner aus Karlsruhe**

am Sonntag den 31. Juli 1887, in der Stadtkirche zu Kehl,  
unter Mitwirkung der  
**Kirchen-Chöre von Freistett, Kehl und Sundheim.**

## Programm.

- 1) **Toccata und Fuge** . . . . . *Joh. Seb. Bach.*  
Vorgetragen von Hof-Organist Barner.
- 2) **Komm heil'ger Geist** . . . . . ———  
Vorgetragen vom Kirchenchor Freistett.
- 3) **Trio für 2 Klaviere** . . . . . *Mendelssohn.*  
Vorgetragen von Herrn Hof-Organist Barner.
- 4) **Preis und Anbetung** . . . . . *Rink.*  
Vorgetragen vom Kirchenchor Kehl.
- 5) **Träumerei** . . . . . *Schumann.*  
Vorgetragen von Herrn Hof-Organist Barner.
- 6) **Jch hebe meine Augen auf** . . . . . ———  
Vorgetragen vom Kirchen-Chor Sundheim.
- 7) **Pastorale** . . . . . *Gustav Merkel.*  
Vorgetragen von Herrn Hof-Organist Barner.
- 8) **Hymne Nr. 23, aus 40 Gesänge** . . . . . *Helbing.*  
Vorgetragen vom Kirchenchor Freistett.
- 9) **Fantasie** . . . . . *Chopin.*  
Vorgetragen von Herrn Hof-Organist Barner.
- 10) **Wer ist würdig** . . . . . ———  
Vorgetragen vom Kirchenchor Sundheim.
- 11) **Sonate für Orgel** . . . . . *Mendelssohn.*  
Vorgetragen von Herrn Hof-Organist Barner.
- 12) **Glaube, Hoffnung, Liebe** . . . . . ———  
Vorgetragen vom Kirchenchor Kehl.

**Anfang Nachmittags 3 Uhr. — Eintritt 30 Pfennig.**

Der etwaige Mehrertrag über die Kosten wird zum Besten des Frauenvereins Kehl  
verwendet. 1158

Anzeige im Kehler Wochenblatt v. 28. 7. 1887 (Vorlage: Stadtarchiv Kehl)

### *138 Gulden unzureichend für eine anständige Wohnung*

Pfarrer Franz Ignaz Winter, der die katholische Gemeinde von Stadt und Dorf Kehl von 1817 bis 1850 betreut hatte, konnte den ersten Gottesdienst in der neuen Simultankirche nicht mehr erleben. Er starb am 3. Juni 1850 vermutlich an Schwindsucht.<sup>76</sup> Neben den Unbequemlichkeiten des Simultaneums und den Auseinandersetzungen um den Bau der Simultankirche gab es noch andere Ereignisse, die seine letzten Dienstjahre erschwerten.

Im Februar 1845 informierte Winter das Dekanat Offenburg über *das fanatische Treiben der sogenannten Blauen in Kehl*. Die „Blauen“ waren die Anhänger der Deutschkatholiken um den Kaplan Johannes Ronge und Czerski. Diese 1844 in der Katholischen Kirche entstandene Reformbewegung, die unter anderem die päpstliche Vormachtstellung und die Heiligenverehrung verwarf, hatte auch Kehl erreicht. Den als streng katholisch und päpstlich gesinnt geltenden Winter und Augustin Hornung, katholischer Hauptlehrer, wurden *die Ronge- und Czerskischen Schriften auf die Post in Kehl gelegt, auch schon an die Kirchentür gepappt und noch mehrere auf dem Maskenball ausgeteilt!*<sup>77</sup>

Als Winter im März 1844 seine bisherige Wohnung durch den Vermieter aufgekündigt wurde, hatte er Schwierigkeiten, für den bisher bezahlten Mietpreis von 88 fl. *eine anständige Wohnung zu finden*. Schon 1836 hatte er vergeblich versucht, beim Innenministerium eine Anhebung seines Wohngeldes von 88 fl., die er zusätzlich zu seinem Jahresgehalt von 1.260 fl. und 52 kr. erhielt, auf 200 fl. zu erreichen. Sein Jahresgehalt bestand wie üblich neben einem geringen Festgehalt (in seinem Fall 227 fl.) aus Naturalien und verschiedenen Nebeneinkünften wie aus Weitervermietung beispielsweise von Gartenanteilen. Seine Bitte, ihm eine Wohnung zu suchen – *es sei gegen seine Amtsstellung, sich nun selbst eine Wohnung suchen zu müssen* – blieb erfolglos. Dafür wurde sein Wohngeld auf 138 fl. erhöht. Als Winter im Februar 1845 erneut über den *kläglichen Zustand der Pfarrwohnung* berichtete und das Erzbischöfliche Ordinariat beim Innenministerium intervenierte, *daß 138 Gulden unzureichend seien für eine anständige Wohnung und 200 Gulden empfohlen* hatte, wurde noch einmal auf 142 fl. erhöht.<sup>78</sup>

Winter schrieb seine Gesuche, als 1845/46 die Lebensmittelpreise auf Grund schlechter Ernten hochschnellten. Für ein Malter Weizen (112,5 kg) wurden in Kehl 42 fl. bezahlt, während es sonst durchschnittlich für 11–12 fl. verkauft worden war. Für ein Laib Schwarzbrot zu 6 Pfd. wurden 52 kr. bezahlt, sonst durchschnittlich 15–18 kr. Ein Simri (11,25 kg) Kartoffeln kostete 50–54 kr., sonst 12–15 kr. 1847 folgte ein ungewöhnlich fruchtbares Jahr, so dass alle Landesprodukte wieder zu günstigeren Preisen zu haben waren. Der Preis von 1 Malter Weizen sank auf 15 fl., der Laib Schwarzbrot zu 6 Pfd. kostete 20 kr., ein Simri Kartoffeln 18 kr.<sup>79</sup>

Winters Nachfolger, Pfarrer Franz Xaver Hauschel, machte schon kurz nach Amtsantritt im Januar 1851 sein weiteres Verbleiben in Kehl von einer Vergütung der Miete abhängig. Er fühlte sich benachteiligt, weil ihm die Zahlung der Miete von 230 fl. aus der *ohnehin nicht sicheren Pfarrbesoldung zugemutet* werde. Sein Jahresgehalt betrug 1.200 fl. und setzte sich wie das von Winter aus teilweise unsicheren Nebeneinnahmen zusammen. Es sei *schimpfreich für den katholischen Pfarrer gegenüber dem protestantischen Pfarrer, der eine eigene Wohnung habe, ohne Wohnung zu*



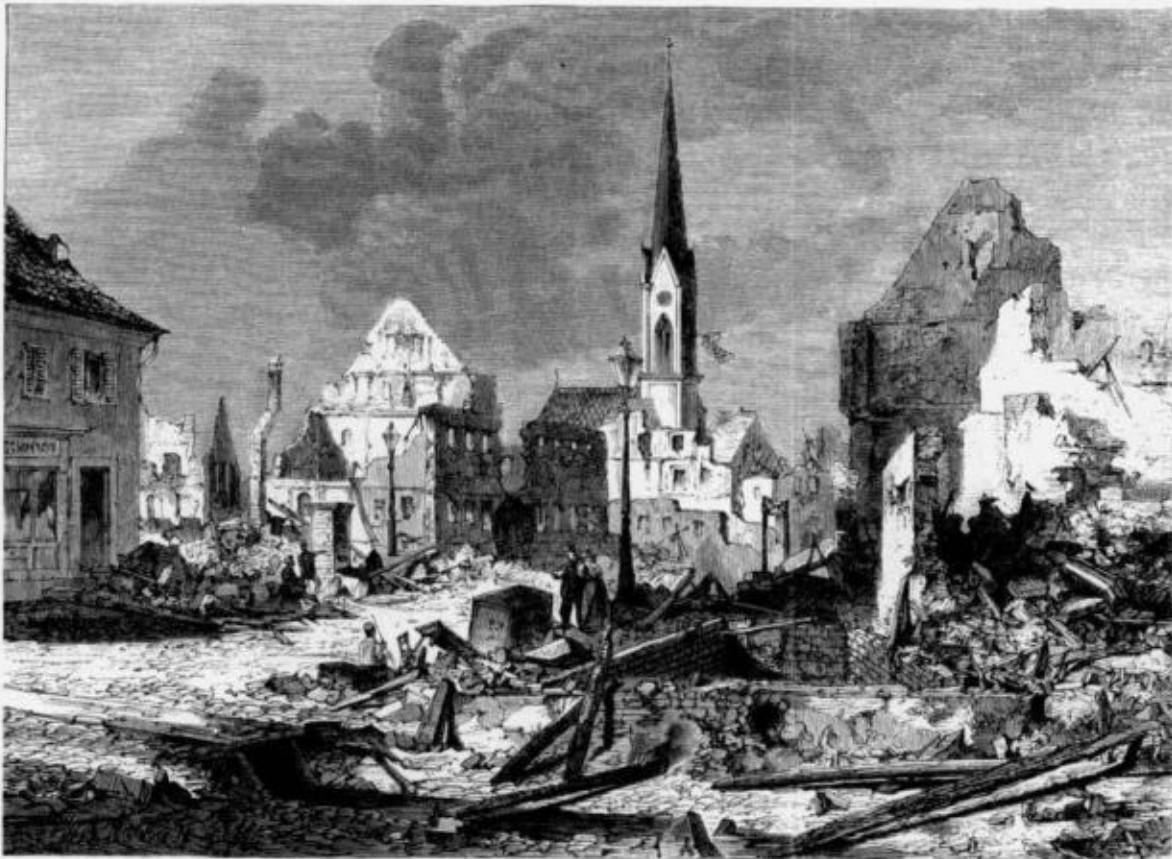
sein. Auch das Ordinariat in Freiburg beanstandete beim Innenministerium, dass die Miete Hauschels *Einkommen auf nicht volle 1.000 Gulden herabsetzt, was einem Priester mit 23 Dienstjahren keine beneidenswerte Existenz gewährt*. Auch das Offenburger Dekanat empfahl, *das Mögliche zur Erhaltung des seeleneifrigen und höchst befähigten Pfarrers Hauschel tun zu wollen*. Die nicht vollständige Akte gibt keinen Hinweis, ob Hauschels Bitte erfüllt wurde. Er blieb auf dem Pfarrsitz in Kehl bis zu seinem Tod im Oktober 1854.<sup>80</sup>

Dass es den evangelischen Pfarrern nicht besser erging, was die Besoldung betraf, zeigt das Beispiel von Anton Otto Schellenberg, dem „Gegenspieler“ von Pfarrer Winter im erwähnten „Schlüsselstreit“ von 1822. Schellenberg, der von 1815 bis zu seiner Pensionierung 1833 ohne Gehaltserhöhung den schweren Posten der Doppelpfarrei in Dorf und Stadt Kehl ausgefüllt hatte, richtete im April 1839 ein *untertäniges Gesuch um gnädige Erhöhung seiner Pension aus dem Großherzoglichen Pensions-Fond für evangelische Geistliche* an das Innenministerium: *Ehemals Pfarrer der einigemal zerstörter Dorf und Stadt Kehl konnte ich mir kein Vermögen für Alter und Krankheit sammeln, das mir jetzt wohl zu statten käme*. Da die meisten Gemeindemitglieder verarmt und verschuldet gewesen seien, hätte er auf den größten Teil seiner Nebeneinkünfte, die den Hauptteil seiner Besoldung ausmachten, verzichten müssen. Seine Pension von jährlich 650 fl. *reicht jedoch nicht bei der Steigerung der Preise, der Bedürfnisse und dem hohen Wohnungs-Mietzins zur Bestreitung aller Ausgaben*. Um die Heilkosten für ein hartnäckiges Leiden und die notwendigen Besuche von Bädern bezahlen zu können, müsse er als jetzt 67-jähriger *meist gering bezahlte Privatunterrichtsstunden in Latein und Französisch erteilen*. Dekan Fecht aus Kork leitete die Bittschrift weiter mit dem Hinweis, dass *in Kehl wegen der Nähe von Straßburg sehr teuer zu leben ist*. Das Gesuch wurde vom Ministerium abgelehnt, weil der Pensions-Fond *gänzlich erschöpft sei*. *Unter diesen Umständen wurde Schellenberg geraten, den teuren Aufenthalt in Kehl – Straßburg gegenüber – mit einem anderen in einem wohlfeileren Orte zu vertauschen*.<sup>81</sup>

#### *Auflösung des Simultaneums 1914: Friedenskirche und Pfarrkirche St. Johannes Nepomuk*

Die gespannte Atmosphäre zwischen den Konfessionen blieb, bedingt durch das Simultaneum, auch in der neuen Kirche bestehen. Es kam immer wieder zu Auseinandersetzungen, in denen die Frage nach den Paritätsverhältnissen gestellt wurde und die Parteien sich gegenseitig vorwarfen, gegen den Nutzungsvertrag von 1837 verstoßen zu haben, wie zum Beispiel im August 1853. Nach einem Trauergottesdienst hatten die Katholiken ihre neue, etwas zu groß geratene und deshalb sperrige Tumba – eine mit





*Die relativ wenig beschädigte Simultankirche inmitten der stark zerstörten Kehler Altstadt nach der Beschießung im August 1870 (Vorlage: Stadtarchiv Kehl, 1870/71)*

schwarzem Tuch verhüllte Scheinbahre – nicht weggeräumt, weil sie nicht in ihre Sakristei hineinpasste. In einer Beschwerde, in der die Protestanten die Tumba als „Totensarg“ verunglimpften, warf der evangelische Kirchen-gemeinderat den Katholiken vor, sie hätten schon verschiedentlich gegen den 1837 abgeschlossenen Simultan-Vertrag verstoßen. Der entsprechende Artikel 4 dieses Übereinkommens lautete: *Der katholische Religionsteil wird nicht verhindert, christliche Bilder und andere erforderliche Gegenstände zur Hebung seines Kultus in der gemeinschaftlichen Kirche zweckmäßig anzubringen, hat aber jedesmal nach Beendung seines Gottesdienstes die dabei etwa gebrauchten Kreuze, Fahnen, den Traghimmel und dergleichen zu entfernen, sowie hingegen auch der evangelische Religionsteil dasselbe beobachten muß.*<sup>82</sup>

In seiner polemisch verfassten Stellungnahme zu der Beschwerde wies Pfarrer Hauschel zunächst die Verunglimpfung der Tumba als „Totensarg“ von Seiten der Protestanten zurück: *eine unschickliche Benennung! Gleichwohl dürfte bekannt sein, daß wir in solchem keine Spur von Leichen oder Toten zu bewahren pflegen.* Außerdem sei die Tumba weder von einem Ka-

tholiken angeordnet noch gefertigt worden und *somit liegt deren monströse Gestaltung ganz außer unserer Verschuldung*. Dann warf er den Protestanten selbst Verstöße gegen den Nutzungsvertrag vor: *Übrigens geschah ja auch schon protestantischerseits – wenn man gar so empfindlicher, reizbarer Natur alles abwägen will – Mißachtung des paritätischen Verhältnisses. Ganze Wochen lang lag der Teppich über ihrer Mensa. Und ihre Psalmen Nummern an der kahlen Wand durften ungestört schon öfter unseren katholischen Gottesdienst durchmachen. Soviel wir wissen, sind das doch auch Geräte und somit im 4. Artikel des Vertrages begriffen*. Hauschel brachte auch einen Fall der Selbsthilfe von protestantischer Seite zur Sprache. Zum Fronleichnamfest hatte die katholische Gemeinde das Innere der Kirche mit Girlanden und Sträuchern geschmückt, *welche am darauffolgenden Sonntag das Geschick hatten, das Mißfallen des evangelischen Herrn Pfarrer der Art zu erregen, daß solche in vielleicht diesmal vollzähliger Anwesenheit seiner Kirchspielgemeinde – unbarmherzig – durch die evangelische Schuljugend, wie man sagt, unter wirbelnden Staubwolken aus den heiligen Mauern hinausgeschafft werden mußten*.

Als die Tumba weiterhin nach den katholischen Gottesdiensten nicht entfernt und den wiederholten Beschwerden der Protestanten von Seiten der Katholiken kein Gehör geschenkt wurde, schaltete sich der Evangelische Oberkirchenrat ein. Als übergeordnete Behörde im Innenministerium beauftragte er das Bezirksamt Kork als Polizeibehörde, *geeignete Maßnahmen zu treffen, damit durch Entfernung der Tumba der fragliche Mißstand beseitigt wird, da Reibungen in der Gemeinde zu befürchten wären*. Zu dem Polizeieinsatz ist es glücklicherweise nicht gekommen. Die „anstößige“ Tumba wurde bald darauf durch eine zerlegbare ersetzt, die nach dem Gottesdienst in der katholischen Sakristei untergebracht werden konnte.<sup>83</sup>

1906 kam es zu einer letzten Auseinandersetzung über die Frage der Parität in der Benutzung der Simultankirche. Eine Frage, die wahrscheinlich nur durch einen Rechtsstreit hätte gelöst werden können, den aber beide Seiten vermeiden wollten. Es ging wiederum um den Artikel 4 des Simultanvertrages von 1837. Die katholische Gemeinde wollte eine Herz-Jesu-Statue dauerhaft in der Simultankirche aufstellen. Auch in dieser Auseinandersetzung bezog die katholische Seite wieder den Standpunkt, ihre 1793 zerstörte Kirche in der Festung sei eine Pfarrkirche gewesen, als deren Ersatz 1817 die Notkirche erstellt und dann 1847 bis 1850 die neue Simultankirche gebaut worden seien, deren Mitgebrauch den Protestanten jeweils nur zugestanden worden sei. Aus dieser Sicht leiteten die Katholiken auch jetzt das Vorrecht ab, die Statue dauerhaft aufstellen zu dürfen. Die Protestanten pochten wie bisher auf gleiche Rechte. Sie vertraten den Standpunkt, die katholische Kirche in der Festung sei eine Garnisonskirche gewesen, aus der sich keine Besitz- und Ersatzansprüche für die Kirche ableiten ließen. Folglich seien die späteren Kirchen für beide Konfessionen

gebaut worden und deshalb paritätisch zu benutzen. Schließlich gab der evangelische Kirchengemeinderat nach. *Da es als peinlich empfunden werden müßte, wenn über die Statue ein Prozeß entstände, hat der evangelische Kirchengemeinderat sich entschlossen, der Aufstellung, sofern dieselbe in dem mehr das katholische Gepräge tragenden Chor der Kirche erfolgt, nicht weiter zu widersprechen, im übrigen aber seine Rechtsanschauung und eventuell deren Geltendmachung für die Zukunft sich zu wahren,* teilte der Evangelische Oberkirchenrat dem katholischen Kollegium mit.<sup>84</sup>

Um diese Zeit ergriff Pfarrer Karl Adolf Wild, seit 1901 im katholischen Pfarramt in Kehl, die Initiative, die schließlich beide Kirchen aus der bedrückenden Situation des Simultaneums erlösen sollte. Sein Ziel war, *der katholischen Pfarrgemeinde zu einer eigenen Kirche zu verhelfen.* Neben dem wichtigsten Grund – *daß das Simultanverhältnis schon zu mehrmaligen Unzuträglichkeiten geführt und daß z. B. die Aufstellung der Statue des göttlichen Heilands zweijährige Verhandlungen veranlaßt hat* – wurde von katholischer Seite auch festgestellt, *daß die Simultankirche für die katholische Kirchengemeinde viel zu klein sei.* 1905 lebten in Stadt und Dorf Kehl 2.511 katholische Einwohner.<sup>85</sup> 1902 wurde auf seine Anregung der katholische Kirchenbaufonds gegründet, der im Laufe der Jahre etliche Zuwendungen von kirchlicher Seite erhielt. 1908 fiel eine wichtige Vorentscheidung zur Regelung der Ablösungsfrage des Simultaneums. Die politische Stadtgemeinde erklärte sich bereit, der Kirchengemeinde, die bereit war zu bauen, den nötigen Platz zur Verfügung zu stellen, und der anderen das grundbuchmäßige Eigentum am alten Kirchenplatz und der auf ihr stehenden Simultankirche zu übertragen. Hierbei handelte es sich nicht um Schenkungen, sondern um die Einlösung einer Verpflichtung.<sup>86</sup> Der geschätzte Wert der Kirche und des Fonds sollte unter den beiden Konfessionen aufgeteilt werden. Der Wert der Simultankirche mit Inneneinrichtung wurde 1909 von einer aus staatlichen und kirchlichen Fachleuten bestehenden Kommission auf 118.495 Mark geschätzt.

Bei der Lösung der Platzfrage kam die Vereinigung von Stadt und Dorf Kehl zum 1. Januar 1910 zu Hilfe. Dorf Kehl hatte die Kommissionsinsel in die neue politische Gemeinde unter Bürgermeister Hermann Dietrich mit eingebracht. Der katholische Stiftungsrat entschied sich für den heutigen Standort wegen seiner zentralen Lage. Durch großzügige Unterstützung vor allem des Bonifatiusvereins der Erzdiözese Freiburg und weitere Zuwendungen von kirchlicher Seite, sowie die erwähnte finanzielle Regelung der Ablösungsfrage mit Hilfe der Stadt konnte die Finanzierung des Kirchenbaus gesichert werden. Auch die 1909 eingeführte örtliche Kirchensteuer für die katholischen Gemeindemitglieder, in der auch eine Bausteuer enthalten war, trug ihren Anteil bei. Am 6. November 1911 wurde der erste Spatenstich getan, am 28. Juni 1914 fand die Einweihungsfeier in der katholischen Pfarrkirche St. Johannes Nepomuk statt.





13. März 1932: Konfirmation in der Friedenskirche mit Pfarrer Friedrich Stengel  
(Vorlage: A. Beck, Kehl)

Der äußerste Endtermin zur Auflösung des Simultaneums wurde in den Vertragsverhandlungen wegen der noch ungewissen Erschließung der Kommissionsinsel als Baugebiet auf den 1. Januar 1917 festgelegt. Damit hatte das 1817 in Kehl eingeführte Simultaneum genau 100 Jahre Bestand. In diesem Jahr wurde auch erstmals seit der Festungszeit wieder ein Pfarramt für die evangelische Stadtgemeinde eingerichtet, die seit 1805 vom Dorf Kehler Pfarramt mitbetreut worden war. Seit dem Weltkriegsjahr 1917 trägt ihr Gotteshaus den Namen Friedenskirche.<sup>87</sup>

#### *Vom Simultaneum zum Ökumenischen Meilenstein*

Die Geschichte der Friedenskirche ist von wichtigen politischen und wirtschaftlichen Einschnitten nicht nur der Kehler Stadtgeschichte begleitet worden: Die provisorische Notkirche wurde 1817 in den ersten Jahren des Wiederaufbaus von Kehl gebaut. Die Planungszeit der Simultankirche ab 1829 fällt in die Phase des wirtschaftlichen Wachstums mit dem Anschluss Kehls an das badische Eisenbahnnetz und die Rheinschifffahrt. In der Bau-



phase der Kirche von 1847 bis 1850 erlebte Kehl im Verlauf der Badischen Revolution sowohl den politischen Durchbruch der demokratischen Bewegung als auch ihren Zusammenbruch. Ab den 1860er Jahren begann verstärkt die industrielle Ansiedlung mit der Anbindung an internationale Verkehrsnetze mit dem Bau der Eisenbahnbrücke über den Rhein, unterbrochen vom Deutsch-Französischen Krieg 1870/71. Folgen der Weltkriege 1914–1918 und 1939–1945 waren wie überall Dezimierung der Bevölkerung, Zerstörungen der Stadt, Besetzungen, drohende Annexion und langjährige Evakuierung.

Drei Kriege hat die Friedenskirche überstanden. Die gegenseitige Beschießung Kehls und Straßburgs durch französisches und deutsches Militär im August 1870 verursachte schwere Zerstörungen in beiden Städten. Die damalige Simultankirche inmitten der in Trümmern liegenden Altstadt war relativ wenig beschädigt und wurde mit einem Kostenaufwand von etwa 1.500 Gulden repariert. Die wesentlich höhere Kriegsentschädigung von 5.361 Gulden, die die kirchlichen Behörden erhielten, wurde für eine Innenrestauration verwendet, der größere Rest dem gemeinschaftlichen Kirchenbaufonds zugeschlagen. Im Ersten Weltkrieg blieb Kehl von Kampfhandlungen verschont. Schwer zugesetzt hat der Bevölkerung und der Stadt allerdings die von 1919 bis 1930 andauernde Besetzung der Stadt durch französisches Militär, die Kehl in eine wirtschaftliche Notlage brachte. Notwendige Erhaltungsmaßnahmen und Reparaturen am Äußeren und im Innern der Kirche mussten wegen Geldmangels aufgeschoben werden und summierten sich 1931 nach einem Kostenvoranschlag auf 54.000 Reichsmark.<sup>88</sup>

Von Machtergreifung und Gleichschaltung im Dritten Reich blieben auch die Kirchen und ihre Gemeinden nicht verschont. Die nationalsozialistischen Machthaber schickten ihre Spitzel in die Gottesdienste, um „Miesmacher“ unter den Pfarrern und Gemeindemitgliedern auszuspionieren. Mit der zweiten Evakuierung der Kehler Bevölkerung am 23. November 1944 und der Besetzung der Stadt am 15. April 1945 durch französisches Militär und Zivilbevölkerung begann die sieben Jahre dauernde Verödung der Friedenskirche. Bei der 23. Teilfreigabe von insgesamt 42 Teilschritten zur Rückgabe Kehls zwischen 1949 und 1953 wurde am 31. Dezember 1951 auch die Friedenskirche zurückgegeben. Bestandsaufnahmen ergaben große Schäden am Gebäude und an der Inneneinrichtung. Granateinschläge im Schiff von der Beschießung im November 1944 hatten starke Verwüstungen angerichtet und Regeneintritt in das Dachgestühl ermöglicht. Durch Schäden am schiefergedeckten Turm waren der Turmdach- und Glockenstuhl jahrelang schutzlos der Witterung ausgesetzt, durch morsch gewordenes Holz bestand Einsturzgefahr. Die stark mitgenommene Orgel konnte nicht mehr repariert werden. Die großen Kirchenfenster mit Glasmosaikarbeit waren während der Besatzungszeit mutwillig zerstört

und die Warmluftheizung demoliert worden. Aus der Sakristei hatten Diebe die Kultgegenstände gestohlen. Risse an den Außenwänden, die schon vor dem Krieg vorhanden und durch den unsicheren Untergrund verursacht waren, hatten sich vergrößert. Die umfangreichen und kostenspieligen Reparaturen, Renovierungsarbeiten und Neuanschaffungen konnten dank finanzieller Unterstützung durch die Landeskirche, die Staats- und Gemeindebehörden sowie privater Stiftungen aus der Bevölkerung bis Mitte 1953 größtenteils abgeschlossen werden. Am 21. Juni 1953 konnte die Friedenskirche unter großer Anteilnahme der Gemeindemitglieder wieder eingeweiht werden. Nach der Weiherede durch Oberkirchenrat K. Dürr aus Karlsruhe hielt Pfarrer Herbert Unholtz die erste Predigt zu seiner Gemeinde in der zurückgegebenen und wiederhergestellten Friedenskirche.<sup>89</sup>

183 Jahre Kirchen- und Stadtgeschichte liegen zwischen der Einrichtung des Simultaneums 1817 in Kehl und der Aufstellung des Ökumenischen Meilensteins 2000 im Rheinvorland. Die Auflösung des Simultaneums im Jahr 1914 beendete in Kehl eine Einrichtung, mit der die Betroffenen in Kehl schon bis 1829 die Erfahrung gemacht hatten, dass mit ihr *mancherlei Inconvenienzen verbunden sind*, was im Dezember 1909 vom Erzbischöflichen Ordinariat in Freiburg zur Begründung der Auflösung des Simultaneums noch einmal bestätigt wurde mit der Feststellung, *daß das Simultanverhältnis schon zu mehrmaligen Unzuträglichkeiten geführt hat*. Die Auflösung des Simultaneums ebnete auch in Kehl den Weg zur heute angestrebten Ökumene, dem gegenseitigen Verstehen und der Zusammenarbeit beider Konfessionen. In den Ökumenischen Meilenstein aus rötlichem Granit, aufgestellt am 10. Juni 2000 anlässlich der ökumenischen Pilgerwege der zwei katholischen und vier evangelischen Gemeinden in der heutigen Kehler Kernstadt zueinander, sind die Namen und Symbole dieser Gemeinden eingemeißelt. Es sind die Christuskirche mit dem Christusmonogramm Chi-Ro (PX), die Friedenskirche mit der Friedenstaube, St. Johannes Nepomuk mit einer Brücke, die Johannes-Kirche mit einem Adler, St. Maria mit dem Marienbild und die Martin-Luther-Kirche mit der Lutherrose.<sup>90</sup>

## Anmerkungen

- 1 In Kriegszeiten und während der Besetzungen der Festung durch Frankreich wie beispielsweise von 1733 bis 1736, in der keine protestantischen Pfarrer in der Festung geduldet waren, besuchte die evangelische Zivilbevölkerung den Gottesdienst in der Kehler Dorfkirche (Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 207/383, 22.1.1738)
- 2 Der Schwäbische Kreis war einer der sechs bzw. zehn Kreise, die im Rahmen der Reichskriegsverfassung von 1681 größere stehende Kontingente des Reichsheeres stellten und unterhielten. Dem Schwäbischen Kreis war gemeinsam mit dem Fränkischen Kreis im 17. und 18. Jahrhundert der Schutz der Rheinlinie übertragen. Da die Regimenter des Schwäbischen Kreises konfessionell gemischt waren, gab es in der Festung Kehl sowohl katholische als auch evangelische Garnisonspfarrer. Die seelsorgerische Betreuung der evangelischen Soldaten in der Festung ist urkundlich mindestens ab dem Jahr 1726 dokumentiert. Von 1726 bis 1731 war der evangelische Garnisonsprediger Johann Friedrich Flattich in der Reichsfestung Kehl eingesetzt. Seine in Kehl gehaltenen Predigten sind 1731 und 1733 in Tübingen gedruckt worden (Stadtarchiv Kehl SM 21). Katholische Garnisonsgeistliche sind ab 1725 nachgewiesen (GLA 207/390)
- 3 Ob es sich bei dem Besitz einer Garnisonskirche von Seiten der katholischen Gemeinde um ein Privileg noch aus der Epoche der Gründung der Festung 1681 durch das katholische Frankreich handelt oder aus der Zeit des nachfolgenden Besitzers – der ebenfalls katholischen Markgrafschaft (1698–1771) – ist nicht geklärt. Aus den Quellen geht auch nicht hervor, ob es sich bei der 1738 vom evangelischen Garnisonspfarrrer Reuss und vom Kehler Amtmann Würz erwähnten evangelischen Garnisonskirche um ein eigenes Gotteshaus handelt oder um den schon erwähnten Betsaal in der Offizierskaserne (GLA 207/383)
- 4 GLA 207/399, 3.8.1795. Die zuständige Rentkammer genehmigte die Anschaffung am 5.8.1795
- 5 Landeskirchenarchiv Karlsruhe (LKA) 5391, 22.12.1817
- 6 Staatsarchiv Freiburg (STA FR) W 499, 12.12.1817 und GLA 207/372, 30.3.1803
- 7 GLA 422/1660, 3.10.1817
- 8 STA FR W 499, 6.9.1817
- 9 Nach einer Statistik der französischen Besetzung: Gachot, Henri, Kehl, faubourg de Strasbourg sous le Premier Empire. Extrait de „L'Annuaire des Amis du Vieux-Strasbourg“, Strasbourg 1974, p. 147; 1808 hatte Baden die Festung und Stadt Kehl nach einem Erlass Napoleons an das verbündete Frankreich abtreten müssen
- 10 GLA 207/372, 12.4.1803
- 11 Erstes Zitat formuliert im 3. Organisationsedikt des Kurfürstentums Baden vom 11.2.1803; zweites Zitat GLA 207/372, 2.4.1806
- 12 Zur Geschichte der Christuskirche: Zürcher, Erich, 175 Jahre Evangelische Christuskirche Kehl am Rhein, Kehl 1998
- 13 GLA 207/387, 15.7.1817
- 14 In der schon zitierten Statistik der französischen Besetzung von 1808 (s. Anm. 9) waren neben den 310 ständigen Einwohnern (population fixe) 56 auf Widerruf (population précaire) geführt
- 15 Die katholische und die evangelische Kirchensektionen im Innenministerium waren mit allen kirchlichen Angelegenheiten betraut, die den Staat als obersten Kirchenherrn betrafen. Ab 1843 war ihre Benennung „Katholischer“ und „Evangelischer Oberkirchenrat“ (Stiefel, Karl, Baden 1648–1952, Karlsruhe 1977, 671 f.)



- 16 GLA 207/387, 31.3.1816 u. 15.7.1817
- 17 Zitate in: GLA 391/19066, 28.7.1817; LKA 5391, 15.12.1817
- 18 Um Kosten zu sparen, wurden die evangelischen Gemeinden von Stadt und Dorf Kehl im Jahr 1805 vereinigt, so dass *beide zusammen nur ein Kirchspiel ausmachen und nur eines Pfarrers* (und einer Kirche, d. Verfasser) *bedürfen* (GLA 207/367, 1.5.1804). 1808 wurde dieser Verband, als die Festung und Stadt Kehl an Frankreich kam, zwar wieder aufgelöst (GLA 207/404, 16.2.1808). Die Doppelpfarrei blieb jedoch in der Form der Mitbetreuung der Stadtgemeinde durch den Pfarrer von Dorf Kehl bis 1917 erhalten. Erst mit der Auflösung des Simultaneums zum 1. Januar 1917 wurde das Pfarramt für die Gemeinde der Friedenskirche, der Nachfolgerin der Simultankirche, wieder eingerichtet
- 19 Zitate des Abschnitts in: GLA 422/1660, 3.10. 1817, 24.10., 2.11. und 20.12.1817
- 20 Cassinone, H./Spieß, K.: Tulla, Johann Gottfried, Karlsruhe 1929, 35
- 21 Auf den Sitzbänken war Platz für 135 Besucher, der untere Gang und die Emporbühne boten zusätzlich 65 Personen Platz (GLA 391/19066, 16.8.1829)
- 22 Kehler Wochenblatt 28.10.1873
- 23 LKA 5391, 19.12.1817
- 24 Schmitt, Josef: Simultankirchenrecht im Großherzogtum Baden unter der Herrschaft des bürgerlichen Gesetzbuchs, Karlsruhe 1909, VII, Das Recht des Staates zur Einrichtung von Simultaneen beruhte auf dem 1. Konstitutionsedikt von 1807, § 10, 3. u. 4. Satz. Nach Schmitt lag es im „*öffentlichen Interesse, die Simultaneen freiwillig aufzuheben*“. Durch sein Buch wollte er die Auflösung fördern. Ein interessanter Nebenaspekt: Die Herausgabe der Arbeit von Josef Schmitt, katholischer Oberstiftungsrat aus Karlsruhe, fiel in das Jahr 1909, eine entscheidende Phase der Auflösung des Kehler Simultaneums. Pfarrer Wild, der die Auflösung seit 1902 initiierte, bezog diese Publikation auch in seine Öffentlichkeitsarbeit ein (s. hier Kapitel „Auflösung des Simultaneums“ u. Stadtarchiv Kehl (STAK) A 653–03/3)
- 25 Dekane hatten in den Kirchspielen (Diözesen) der Amtsbezirke die Aufsicht über das Kirchen- und Schulwesen sowie über die dort angestellten Pfarrer und Lehrer (Stiefel, Karl, a.a.O., 672); Zitat in: LKA 5391, 15.12.1817
- 26 LKA 22.12.1817
- 27 A.a.O., 26.7.1822, 10.8.1822
- 28 A.a.O., 10.8.1822
- 29 A.a.O., 2.8.1822, GLA 207/365, 27.6.1829
- 30 Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF) 12592, 18.12.1828
- 31 Zu dieser Zahl sind noch die Katholiken von Dorf Kehl und Sundheim, die nach Stadt Kehl eingepfarrt waren, hinzuzuzählen, so dass sich die Seelenzahl der beiden Konfessionen insgesamt auf 924 erhöhte (GLA 391/19066, 16.8.1829)
- 32 EAF 12592, 18.12.1828; LKA 5391, 18.12.1828
- 33 Durch eine Mauer getrennte Kirchen gibt es heute beispielsweise noch in Neustadt an der Weinstraße und im badischen Mosbach. In diesen Kirchen sind die Mauern jedoch – im Unterschied zu dem Vorschlag des Bezirksamts Kork für die neu zu erbauende Kehler Kirche – nachträglich durch die schon bestehenden Gebäude gezogen worden. Durch die Mosbacher Stiftskirche wurde 1705 auf staatliche Verordnung eine Mauer gezogen. In den Stifts- und Klosterkirchen des Mittelalters waren Chor- und Langhaus durch einen sogenannten Lettner getrennt, der dann als Mauer ausgebaut werden konnte. Der Lettner trennte den Chor der Domherren und Mönche von dem Laienschiff (Langhaus) der Allgemeinheit. Der Lettner, der einen oder mehrere künstlerisch gestaltete Durchgänge hatte und oben zu einer Bühne mit Lese- und Sängerbühne ausge-



baut war, konnte problemlos als Mauer umgebaut werden. Der Chorraum wurde dann der katholischen Gemeinde zugeteilt, das Langhaus den Protestanten. Die so geteilten Gotteshäuser hatten getrennte Eingänge, die Gottesdienste konnten zeitgleich abgehalten werden, ohne gegenseitige Störung. (Freundliche Mitteilung vom Evangelischen Dekanat Mosbach, Schwester Elfriede)

- 34 GLA 207/365, 10.1.1829
- 35 GLA 391/19066, 16.8.1829
- 36 A.a.O., 12.8.1829
- 37 GLA 237/19111, 28.8.1832 und 31.8.1832
- 38 GLA 237/19111, 15.12.1832
- 39 EAF 12593, 3.5.1906
- 40 Zitate in: EAF 5870, 5.3.1834; Stadtarchiv Offenburg (StAOG), Tagebuch über die laufenden Dienstgeschäfte des erzbischöflichen Dekanats Offenburg, 23.8. u. 13.10.1833
- 41 GLA 237/19111, 19.4.1837
- 42 A.a.O., 7.7.1837
- 43 EAF 5870, 24.11.1837
- 44 GLA 237/19111, 24.11.1837
- 45 Schmitt, Joseph: a.a.O., 5
- 46 GLA 237/19111, 23.12.1817; Zitat in: GLA 391/19066, 3.12.1838
- 47 Zitate und Einwohnerzahlen in: GLA 391/19066, 18.1. u. 3.12.1838
- 48 Das Hauptzollamt war im August 1840 bezugsfertig. „1860 wurde es als Westflügel in den neuen Bahnhofsbaus einbezogen und auf der Ostseite symmetrisch wiederholt“ (Lehmann, Falko, Fischer, Friedrich Theodor, 1803–1867, Architekt im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1987, 88). 1881 zog das Bezirksamt nach seiner Verlegung von Kork nach Kehl in das Zollamtsgebäude ein; 1867 hatte Stadt Kehl die von Fischer zugrunde gelegte Einwohnerzahl von 2.000 Köpfen beinahe erreicht, nämlich 1.921 (Kehler Zeitung 7.12.1974)
- 49 Lehmann, Falko: a.a.O., 138
- 50 Reihenfolge der Quellen im Abschnitt: GLA 391/19066, 3.12.1838; 207/365, 31.7.1843, 26.10.1841, 25.11.1844, 23.10.1841, EAF 12592, 27.6.1843
- 51 GLA 207/365, 25.11.1844
- 52 Zitate in: GLA 207/365, 3.1.1844, 19.10.1841; Noch 1873 beklagten sich mehrere Leserbriefschreiber im Kehler Wochenblatt über Neubauten in der Marktstraße (heute Schulstraße), „welche weniger geschmack- als geruchvoll sind; es sind dies Schweineställe, deren gewiß ‚zierliche‘ Fassaden auf die Straße münden“ (25.1.1873)
- 53 GLA 207/365, 19.10.1841, 31.7.1843
- 54 GLA 207/365, 12.1.1844, 391/19066, 1.4.1845
- 55 Zitat in STAF A27/3/368, 6.3.1850; Zum Bahnhofsstreit s. Stüwe, Hartmut, Kehl und die Badische Revolution, in: Die Ortenau 1998, 390 u. 396
- 56 Für diese ihm zusätzlich entstandenen Kosten verlangte er eine angemessene Entschädigung, die ihm erst nach langjährigem Briefwechsel mit den Behörden genehmigt wurde. Zitate in dem Abschnitt in der Reihenfolge: GLA 207/365, 3.1.1844; 237/19111, 16.10.1848, 15.2.1851
- 57 Universallexikon des Großherzogtums Baden, Karlsruhe 1843 u. STAFR, B 713/8/556, 7.8.1851
- 58 GLA 391/19066, 27.1., 1.4.1847; Offenburger Wochenblatt, April 1847; 1 badisches Klafter = 3,888 Kubikmeter oder 1 Ster
- 59 GLA 207/365, 14.10.1847; StAOG, Tagebuch 24.9., 15.10.1847; StAK, ZK 1847
- 60 StAK, ZK 1846

- 61 EAF 12592, 11.7., 15.3.1850
- 62 A.a.O. 22.3., 8.7., 11.7.1850
- 63 EAF 12592, 18.7.1850; 5870, 20.7.1850; 12592, 18.7.1850
- 64 EAF 12592, 18.7.1850
- 65 A.a.O. 13.8., 20.8., 21.8.1850
- 66 EAF 5870, 30.8.1850
- 67 EAF 12592, 30.8., 29.11., 27.12.1850, 10.1.1851; GLA 391/19073, 26.2.1851
- 68 EAF 5391, 25.6.1851; GLA 207/366, 6.7., 22.7., 16.7.1851
- 69 EAF 12592, 22.7.1851; 5870, 10.10.1851
- 70 EAF 5870, 14.4., 11.7., 1.8.1851; 12592, 1.9.1850, 24.10.1851
- 71 EAF 5391, 5.8.1851
- 72 EAF 5870, 30.3., 13.4.1855; 11592, 23.10.1855
- 73 GLA 391/19068, 10.12.1852
- 74 Dieses Schulgeld war jedoch kein zuverlässiges Nebeneinkommen. Das Beispiel von Pfarrer Schellenberg im nachfolgenden Kapitel zeigt, dass manche Eltern beispielsweise wegen Verarmung nicht zahlen konnten
- 75 GLA 237/19111, 28.5., 12.6.1852; Das Schulwesen wurde in Baden bis in das 19. Jahrhundert hinein von der Kirche gelenkt und betreut (Stiefel, K., 1953); Kehler Wochenblatt 25.1., 30.1.1873 (zur Notkirche)
- 76 StAOG, Tagebuch, Nr. 578, 3.6.1850
- 77 Zitate in: StAOG, Tagebuch, Nr. 210, 21.2.1845; Offenburg hatte sich schon 1844 in „Rongeaner“ und „Anti-Rongeaner“ geteilt, an deren Spitze der streng ultramontan ausgerichtete Stadtpfarrer Johann Nepomuk Müller stand (Schimpf, Rainer, Offenburg 1802–1847, Karlsruhe 1997, 242). Müller hielt eine der Festreden bei der Grundsteinlegung der Kehler Simultankirche am 23. September 1847 (s. hier Kapitel „Die Grundsteinlegung“)
- 78 StAOG, Tagebuch Nr. 3, 9.1.1837; Nr. 157, 8.3.1844; Nr. 644, 29.6.1850; Nr. 2, 3.1.1845; Nr. 119, 4.2.1845; Nr. 220, 26.2.1845
- 79 StAK, ZK 1845
- 80 StAOG, Tagebuch Nr. 798, 6.9.1851; Nr. 978, 23.11.1851; Nr. 992, 16.12.1851; EAF 12592, 24.8.1855
- 81 GLA 435/1123, 8.4., 11.4., 19.4.1839
- 82 GLA 237/19111, 19.4.1837
- 83 Zitate in den beiden vorhergehenden Abschnitten: LKA 5394, 15.9.1853, 18.3.1854; EAF 5870, 13.12., 2.12.1853
- 84 EAF 12593, 3.5., 16.6.1906
- 85 Festschrift St. Johann von Nepomuk, 9; Kehler Zeitung 16.12.1909; StAK A 360–00/0, 14.12.1907
- 86 Laut Kaufvertrag vom Februar 1832, mit dem der badische Staat einen großen Baukomplex einschließlich Marktplatz an die Stadtgemeinde abgetreten hatte, war sie verpflichtet, den Kirchengemeinden bei Bedarf Kirchenbauplätze unentgeltlich abzugeben (StAK A 360–00/0, 14.12.1907); Zur Abschätzung: LKA 5392, 5.10.1909
- 87 StAK A 360–00/0, 30.3.1911
- 88 LKA 5392, 28.1.1873; StAK A 360–00/0, 23.1.1910; LKA 5392, 24.6.1930
- 89 Stüwe, H.: Kehl, 18 u. 34 f.; Kehler Zeitung 22.3., 22.7.1952, 29.4., 13.6., 22.6.1953  
Zur Ursache der Risse an den Außenwänden s. hier Kapitel „Grundsteinlegung“.
- 90 Kehler Zeitung 8.6. und 13.6.2000

## Der „Kehler Altar“

Angelika Stüwe

Vom 29.9.2001 bis zum 3.2.2002 fand in der Staatlichen Kunsthalle und dem Badischen Landesmuseum in Karlsruhe die Große Landesausstellung Baden-Württemberg „Spätmittelalter am Oberrhein“ statt. Im Rahmen dieser Ausstellung wurden in der Staatlichen Kunsthalle auch zwei spätgotische Altarflügel gezeigt, „Die Geburt Christi“ und „Die Anbetung der Heiligen Drei Könige“, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts im Chor der Kehler Simultankirche (der späteren Friedenskirche) angebracht waren.

### „Die Geburt Christi“

Auf der Vorder- oder Festtagsseite<sup>1</sup> der Tafel nimmt die Heilige Familie etwa zwei Drittel des Bildes ein. Im Hintergrund wird die Verkündigung an die Hirten dargestellt.

Der Blick des Betrachters fällt zunächst auf die junge Mutter Maria: Sanft lächelt sie ihrem Kind zu, das auf einem Zipfel ihres Mantels gebettet liegt. Für diesen Mantel der „Himmelskönigin“ war nach der geltenden mittelalterlich-christlichen Farbensymbolik und Ikonographie die Farbe Blau vorgeschrieben. Die Jungfräulichkeit der Gottesmutter preisen die Verse am Saum ihres Gewandes, „*die sich beim näheren Betrachten des Originals als Anrufungen in lateinischer Sprache aus der Lauretanischen Litanei<sup>2</sup> erweisen, z. B. Stern des Meeres, Pforte des Himmels*“.<sup>3</sup> Der goldgrundige Himmel, dessen Farbton sich in den Heiligenscheinen und den Gewändern der Engel wiederholt als „*Zeichen heiligen und himmlischen Lichtes*“,<sup>4</sup> die ehrfürchtigen Hirten und der lobpreisende Engel im Hintergrund „Gloria in excelsis deo“ („Ehre sei Gott in der Höhe“) sowie der segnende und andächtige Engel im Vordergrund harmonieren mit der feierlichen Stimmung. Diese himmlische Sphäre ist eingebettet in eine reale Umwelt: Im Hintergrund weiden Schafe auf einer Alm. Der Esel schaut neugierig zum Christkind hin. Der Ochse glotzt ins Leere. Der weiß gekleidete Engel im Vordergrund hat sich (vielleicht durch ein Geräusch?) ablenken lassen und vom Kind abgewandt. Josephs Gewänder sind in den „*irdischen Farben Rot und Grün*“<sup>5</sup> gehalten. Er trägt eine Laterne und einen Wanderstab, der ihm auf dem Weg nach Bethlehem von Nutzen war. Seine Mütze mit ringsum aufgerichteter Krempe mag an eine Alltagstracht erinnern, und seine Erdverbundenheit äußert sich auch darin, dass ihm der Heiligenschein fehlt: Er ist noch kein vollwertiges Mitglied der Heiligen Familie (Das sollte er erst in der Malerei der italienischen Renaissance



Die Vorderseiten der Altartafeln

Fotos: Staatliche Kunsthalle Karlsruhe

werden). Josephs Miene ist ernst. Sein sorgenvoller Blick trifft den Blick des Betrachters. „Ob er etwas davon ahnt, welchen beschwerlichen Weg dieses Kind vor sich hat? Jedenfalls bilden Stab und linker Unterarm ein Kreuz, das das künftige Schicksal des Neugeborenen andeutet. Und im Heiligenschein des Kindes wiederholt sich in roter Farbe ein Kreuz.“<sup>6</sup>

Anachronistisch wirkt die Ruine im Hintergrund, die weniger an einen Stall als vielmehr an die steinernen Überreste einer Kirche oder eines Palastes erinnert, vielleicht an den Palast Davids: „In Bethlehem, der ‚Stadt





*Die Rückseiten des Retabels. Die beiden oberen Wangen mit Engel-Motiven (auf der Vorderseite Propheten mit Spruchbändern aus Jesaia 60,3 und 9,5) wurden 1937 von den Städtischen Sammlungen Freiburg i. Br. erworben und diesem Altar nachträglich zugeordnet.*

*Fotos: Staatliche Kunsthalle Karlsruhe*

*David's', des Ahnherrn Marias, konnte das nur die Ruine des alten Königspalastes sein. Mitunter ist dieser durch ein Wappenrelief (mit der Harfe Davids) oder durch eine Inschrift ausdrücklich gekennzeichnet. Damit wird wohl auch auf Amos 9, 11 angespielt, wo von der ‚zerfallenen Hütte Davids‘ die Rede ist. Das malerische Nebeneinander von Stall und Ruinen erfreut sich besonders in der Dürerzeit großer Beliebtheit.“<sup>7</sup>*

Dieser düsteren Interpretation sei Pfarrer Bernauers positive Betrachtungsweise gegenübergestellt: „*Maria steht zwischen zwei Säulen. ‚Die aus Gott geboren sind, sind die Säulen der Welt und die Pfeiler der Kirche‘, hat der oberrheinische Mystiker Johannes Tauler gesagt. Die angefangene Wand über der einen Säule wartet darauf, dass daran weitergebaut wird.*“<sup>8</sup>

Die Rückseite der Tafel ist in zwei Felder unterteilt und zeigt drei Heilige: im oberen Feld den heiligen Christophorus, unten stehen sich zwei Jünger Jesu gegenüber. Der bärtige Riese Christophorus, auf einen knorrigen Ast gestützt, wadet mit dem Jesuskind auf seinen Schultern durch einen Fluss. Die beiden Jünger Jesu sind in Aposteltracht dargestellt: in bis zu den Füßen reichenden Gewändern, ohne Kopfbedeckung und barfuß. Der bärtige Apostel stellt, mit Pilgerstab und Pilgertasche, Jakobus den Älteren dar. Einer Legende nach wurde sein Leichnam in einem ruderlosen Boot an die Küste Spaniens gespült und im 9. Jahrhundert über seinem Grab eine Kirche errichtet – Santiago de Compostela –, vom 10. bis 15. Jahrhundert neben Rom und Jerusalem die bedeutendste Wallfahrtsstätte des Christentums.

Der jüngere bartlose Apostel ist nicht eindeutig gekennzeichnet. Es soll Philippus sein, der fünfte Jünger Jesu, der der Legende nach von Heiden gekreuzigt und am Kreuz gesteinigt wurde. Auf sein Martyrium weist der Palmenzweig in seiner linken Hand hin, ein generelles Attribut der Märtyrer als „*Hinweis auf den von ihnen im Kampf um den Glauben durch ihren Martertod davongetragenen Sieg*“.<sup>9</sup>

### „Die Anbetung der Heiligen Drei Könige“

Die Huldigung der drei Weisen aus dem Morgenland war in der Malerei des Mittelalters und der Renaissance ein beliebtes Motiv und wurde oft mit der Geburt Christi gekoppelt. Hier bringen zwei Könige, selber mit kostbaren braunen Gewändern bekleidet (Braun als „*Sinnbild der Demut*“<sup>10</sup>), dem Christkind ihre Gaben in goldenen Gefäßen dar: Goldmünzen in einem goldenen Kästchen und einen goldenen Kelch, in dem sich Weihrauch oder Myrrhe befinden mag. Sie haben ihre Kronen abgenommen als Zeichen ihres Verzichts auf ihre weltliche Macht. Der älteste König<sup>11</sup> kniet vor dem Kind, das auf einer Windel auf Marias Schoß sitzt und das wertvolle Geschenk entgegennimmt. Der dunkelhäutige König, in weißen Strumpfhosen, kurzem Rock und turbanähnlicher Kopfbedeckung, wartet stehend. Sein Blick schweift von dem Geschehen ab. Der dritte, vollbärtige Mann mittleren Alters hingegen beobachtet die Geschenkübergabe mit gekreuzten Händen. Er scheint weder eine Krone noch ein Geschenk zu besitzen. Auch hebt sich sein grünes, ornamentloses Gewand deutlich von den Gewändern der beiden anderen ab. Könnte es sich hier um Joseph han-

deln, der die Könige in seinem Haus willkommen heißt? Und falls der dritte König fehlt, warum erscheint er wohl nicht auf dem Bild? *„Wollte der Künstler damit andeuten, dass ich als Betrachter des Bildes gemeint bin mit der Frage, was ich dem göttlichen Kind mitbringe und ob ich wie die beiden andern meine Krone abgenommen habe als Zeichen meiner Ehrfurcht vor dem, dem allein die Huldigung zukommt?“*<sup>12</sup>

Dieser modernen Interpretation widerspricht die Tatsache, dass Joseph auf spätmittelalterlichen Dreikönigsbildern üblicherweise als alter Mann dargestellt wird. Außerdem bilden die Hauptfiguren entweder eine Fünfergruppe (Maria mit dem Kind und die drei Adoranten) oder eine Sechsergruppe (Maria mit dem Kind, die drei Adoranten und Joseph, meist als Randfigur).

Die Symbolik des Kreuzes (Hände), des Goldgrundes (hier mit gepunztem Stern) und der Ruine wird wie im ersten Gemälde auch hier angesprochen. Insgesamt sind die Farben jedoch gedämpfter und feiner abgestuft.

Die Rückseite dieser Tafel zeigt wiederum drei Heilige: oben, zu Pferde, den heiligen Martin, der seinen Mantel mit dem Schwert zerteilt für den Bettler, der kniend zu ihm aufschaut. Unten der heilige Sebastian, dessen entblößter Oberkörper von Pfeilen durchbohrt und an Äste angebunden ist. Neben diesem jungen Märtyrer steht der bärtige Greis Antonius der Einsiedler (\*251, + 356), in Mönchskutte und schwarzem Mantelumhang und mit fesartiger Kappe. Mit der Linken stützt er sich auf einen Krückstock, in der Rechten hält er ein Handkreuz (Antonius widerstand den Versuchungen des Teufels mit Hilfe des Kreuzes) und eine Glocke. Die Glocke sollte nicht nur Dämonen abwehren, sondern kündigte den Kranken auch das Kommen der Mönche an und mahnte die Gesunden zur Spende. Zu Antonius' Füßen steht ein Schweinchen, das erwartungsvoll zu ihm aufsieht. *„Die Antoniter durften zum Dank für ihren Dienst an den Kranken ihre durch ein Glöckchen gekennzeichneten Schweine frei herumlaufen und Nahrung suchen lassen; am Antoniustag (17.1.) wurde ein Schwein an die Armen verteilt. Das Schweinchen, das Antonius als häufigstes Attribut bei sich hat, kennzeichnet ihn zugleich auch als Schutzheiligen der Haustiere, die er vor Seuchen bewahrt.“*<sup>13</sup>

### *Herkunft und Verbleib der Tafelbilder*

Diese beiden Tafeln wurden 1505 von einem anonymen Meister aus dem Schulkreis Martin Schongauers (um 1450–1491) gemalt. Das Entstehungsjahr geht aus einer Inschrift auf dem Gewandsaum Josephs hervor: „DO MAN ZALT NACH DER GEBURT UNSERS LIBEN HERRN 1505 JAR W... DIESE TAFEL GEMACHT.“ Ursprünglich sollen beide Tafeln zu einem Flügelaltar gehört haben, dessen Standort aber bislang nicht ermittelt



werden konnte. Da insbesondere Schongauers Stiche weit verbreitet waren, kommt sowohl das Oberrheingebiet als auch der Bodenseeraum als Entstehungsort in Betracht. Wie dem auch sei – jedenfalls gelangten sie in den Besitz des Freiburger Domdekans und Kunstsammlers Johann Baptist von Hirscher (1788–1865). 1851 nun, da die Kehler Simultankirche fertiggestellt war und die Inneneinrichtung vervollständigt werden musste, schenkte Hirscher diese beiden Gemälde dem katholischen Stiftungsrat der Stadt Kehl. So ordnete die erzbischöfliche Domverwaltung am 28. November an, *„dieselben auf Kosten des Bernardinschen Fonds in einer Kiste wohl zu verpacken und an den kathol. Stiftungsvorstand von Stadt Kehl zu Händen des Hrn. Pfarrers Hauschel franco einzusenden ... mit dem Anfügen, dass der Schenkgeber die zwei Gemälde (im Jahr 1505 gemalt), weil sie Kunstwerth haben und schöne Vorstellungen enthalten, wünscht als Altartafeln verwandt oder wenigstens nicht an Seitenwänden sondern so aufgestellt zu haben, dass sie dem Auge der Kirchgänger gegenüber stehen.“*<sup>14</sup>

Der katholische Hauptaltar wurde in der Apsis des Chores errichtet. Nach einer alten, undeutlichen Fotografie zu schließen, wurden die spätgotischen Altarbilder, die je 171 cm hoch und 90 cm breit und auf Tannenholz gemalt sind, zu beiden Seiten des Altars hinten an der Wand angebracht – wohl gegenüber, aber weit entfernt vom „Auge des Kirchgängers“. Im April 1862 wies Stadtpfarrer Heintz (1861–1866) darauf hin, dass diese Mauer des Öfteren feucht würde. Offenbar war er dabei aber nicht so sehr um die Gemälde besorgt, sondern in erster Linie um die Heiligen Hostien: *„Der Tabernakel ist unzweckmäßig angebracht, da derselbe sich eigentlich gar nicht im Altar sondern in einer Höhlung der im Hintergrund befindlichen Mauer des Chores befindet, was zur Folge hat, dass der Tabernakel an Feuchtigkeit leidet ... Einen nicht geringen Übelstand bildet das oberhalb des Hauptaltars im Chor befindliche Fenster, durch welches, wenn der Nordwind weht, der Regen hereinschlägt. Es ist schon der Fall vorgekommen, dass der Regen in solcher Menge zum Fenster hereingeschlagen hat und an der Wand inwändig herabgelaufen ist, dass die im Tabernakel aufbewahrten Hl. Hostien völlig unbrauchbar geworden sind. Wenn das ... Fenster zugebaut und an dessen Stelle ein schönes Bild angebracht würde, müsste der Chor nur gewinnen; mit 4 Fenstern wäre derselbe hinlänglich beleuchtet.“*<sup>15</sup> Ein Gutachter der Bauinspektion Achern bestätigte im Mai 1861, *„dass der Regen zu dem oberhalb des Altars befindlichen Chorfenster eindringt und an der Mauer hinter dem Altar herunter läuft“*, war aber zuversichtlich *„Da kann hier leicht abgeholfen werden“*.<sup>16</sup> Das Fenster wurde allerdings nicht zugebaut.

Als die katholische Gemeinde am 28. Juni 1914 ihr eigenes Gotteshaus, „St. Johann von Nepomuk“, einweihen konnte, schmückten beide Tafeln die Wand im südlichen Querschiff zu beiden Seiten einer Marienstatue: *„In hoher Wertschätzung des Alten war es eine Freude für den Architekten,*



*mit der vorhandenen Marienstatue und den beiden wertvollen gotischen Altarflügeln aus der alten Kirche unter entsprechender Ergänzung einen Seitenaltar zusammenstellen zu können.*<sup>17</sup> Einige Zeit verblieben die beiden Gemälde noch in St. Nepomuk. Doch die jahrelange Anbringung an feuchter Wand hatte ihre Spuren hinterlassen. Einzelne Stellen auf den Vorderseiten waren übermalt worden, andere blätterten ab. Vor allem die Rückseiten hatten arg unter der Feuchtigkeit gelitten. Zudem sollen die spätgotischen Bilder nicht zu der Inneneinrichtung von St. Nepomuk gepasst haben. Finanzielle Probleme kamen hinzu. So wurden die beiden restaurierungsbedürftigen Altarflügel 1922 nach Karlsruhe verkauft, um die Orgel finanzieren zu können.

*Anmerkungen und Zitate*

- 1 An Sonn- und Feiertagen wurden die einzelnen Flügel eines Flügelaltars aufgeklappt, so dass sie all ihre Bilderpracht entfalten konnten
- 2 Dieses Wechselgebet mit der Anrufung Mariens verbreitete sich seit dem 16. Jahrhundert vom italienischen Marienwallfahrtsort Loreto aus. Maria wird darin mit Sinnbildern aus dem Alten Testament, die ihre Jungfräulichkeit preisen, verglichen – vor allem mit Symbolen aus dem Hohenlied Salomons, z.B. Lebensbrunnen, Dornbusch, Paradies, Lilie, Sonne und Mond, fleckenloser Spiegel
- 3 Bernauer, Gerhard (Pfarrer der Gemeinde St. Nepomuk): Bildbetrachtung „Anbetung des Kindes“, Kehl, Advent / Weihnachten 1997
- 4 Sachs, Hannelore / Badstübner, Ernst / Neumann, Helga: Erklärendes Wörterbuch zur christlichen Kunst. – Hanau: Dausien, o. J., 131
- 5 Sprauer, Hermann: Alte Weihnachtsbilder der Ortenau, in: Kehler Zeitung vom 24.12.1951
- 6 Bernauer a. a. O., 1997
- 7 Lexikon christlicher Kunst. Themen, Gestalten, Symbole. – Freiburg i.Br.: Herder, 1980, 126/127
- 8 Bernauer a. a. O., 1997
- 9 Braun, Joseph: Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst. – 4. Aufl. – Berlin 1992, Spalte 824
- 10 Lexikon christlicher Kunst a. a. O., 112
- 11 Die Namen werden in der mittelalterlichen Literatur unterschiedlich gedeutet. Nach dem angelsächsischen Benediktiner Beda (672/673–735) war Melchior ein bärtiger Greis, Balthasar ein vollbärtiger Mann mittleren Alters und Caspar ein bartloser Jüngling. Die Reihenfolge Caspar, Melchior, Balthasar geht zurück auf das Malerbuch vom Berge Athos, das zwischen 1701 und 1733 von Dionysios von Furna verfasst wurde und auf alte Überlieferungen zurückging. Caspar wurde ab dem 14., zunehmend dem 15. Jahrhundert als dunkelhäutiger König dargestellt
- 12 Bernauer, Gerhard: Bildbetrachtung „Anbetung der Könige“, Kehl, Weihnachten 1996
- 13 Lexikon christlicher Kunst a. a. O., 25–26
- 14 Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg den 28. November 1851, Exh. N<sup>ro</sup> 9.387 Res. N<sup>ro</sup> 10.362
- 15 Katholisches Pfarramt Kehl an Großh. Oberbauinspektion Karlsruhe 28.4.1862 GLA 423/344
- 16 Bauinspektion Achern 4. Mai 1862 GLA 423/344
- 17 Festschrift zur Einweihung der neuen katholischen Pfarrkirche St. Johann von Nepomuk Kehl a. Rh. 28. Juni 1914. – Straßburg i. Els.: Manias, 1914, 16/17

## Friedrich Weinbrenners Wiederaufbauplanungen für Kehl 1801, 1813 und 1815/16

*Claudia Elbert*

Friedrich Weinbrenner (1766–1826), der große badische Baumeister, zählt neben Karl-Friedrich Schinkel (1781–1841) in Preußen und Leo von Klenze (1784–1864) in Bayern zu den Hauptvertretern des Klassizismus in Deutschland. Einen Namen hat sich Weinbrenner nicht nur durch die einmalige Bauaufgabe gemacht, die ihm zufiel, nämlich der Ausbau der Residenzstadt Karlsruhe, sondern auch durch die Gründung einer Bauschule, als Lehrer und Theoretiker, als Verfasser von zahlreichen Schriften, darunter sein „Architektonisches Lehrbuch“, das in mehreren Heften ab 1810 erschien, seine „Entwürfe und Ergänzungen antiker Gebäude“, eigene „Ausgeführte und projektierte Gebäude“ ab 1822 veröffentlicht und sein theaterbauteoretisches Werk „Über Theater“ von 1809, das ihn auch über Badens Grenzen hinaus bekannt machte. Als Leiter der obersten Baubehörde war er von 1801 bis zu seinem Tod 1826 für das badische Bauwesen verantwortlich.

Arthur Valdenaire, Architekt des heutigen Kehler Rathauses, hat 1919 und 1926 über Leben und Werk des Klassizisten Weinbrenner eine grundlegende Monographie verfasst. Zahlreiche Einzeldarstellungen zum Werk des Architekten sind seitdem dazugekommen; doch bisher ist Weinbrenners städtebauliches Schaffen für Kehl weniger untersucht worden. Valdenaire erwähnt den Weinbrennerschen Stadtplan überhaupt nicht. Ein Wiederaufbauentwurf Weinbrenners für Kehl von 1801 wird von Otto Rusch in seiner 1928 erschienenen „Geschichte der Stadt Kehl und des Hannerlandes“ in einer Nachzeichnung veröffentlicht und auf das Jahr 1814 datiert. Paul Motz, Autor von „Die baugeschichtliche Entwicklung der Stadt Kehl“, die 1956 in Wilhelm Mechlens „Kehl am Rhein“ erschien, glaubt dagegen, in Carl Christian Vierordt den Autor dieses Plans zu erkennen. Stattdessen wird ein 1802 entstandenes Projekt, das Vierordt zugewiesen wird, als erster klassizistischer Bebauungsplan für Kehl vorgestellt. Anhand von Akten und Plänen, die im Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) und im Staatsarchiv Freiburg (STAF) aufbewahrt werden, sowie durch Zeichnungen im Schumacherschen Skizzenbuch im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe (LDA), kann nun Weinbrenners Anteil an den Planungen für Kehl präzisiert werden.

Ende August 1800 wurde Weinbrenner als Bauinspektor in Karlsruhe eingestellt, nachdem man ihm den Posten des Baudirektors als Nachfolger von Wilhelm Jeremias Müller (1725–1801) zugesichert hatte. Eine Anstel-



*Abb. 1: Feodor Iwanowitsch Kalmück, F. Weinbrenner (li.) mit Schwiegervater, Stadtbaumeister Paul Arnold und Frau Salome Margarethe aus Straßburg, um 1803 oder 1806, Bleistiftzeichnung, 19,7 × 26,5 cm, Privatbesitz*

lung in Hannover hatte er deshalb abgelehnt. Ende März des folgenden Jahres war Weinbrenner an den Planungen für den Wiederaufbau der 1796/97 zerstörten Stadt und des Dorfs Kehl nachweislich beteiligt.<sup>1</sup> Der Frieden von Lunéville am 9. Februar 1801, der Kehl wieder badisch werden ließ und die Schleifung der Feste Kehl vorsah, machte Bebauungspläne für Stadt und Dorf Kehl notwendig. Bereits Ende des Monats wurden auf Befehl von General Moreau 1500 Hilfskräfte aus der Umgebung einberufen, die Festungswerke niederzureißen.<sup>2</sup> Mit dem im Karlsruher Bauamt angestellten Ingenieur Major Carl Christian Vierordt sowie den Geometern Steiner und Rochlitz wurden Anfang April 1801 die Besichtigung und Vermessung des zerstörten Orts vorgenommen.<sup>3</sup>

Es war nicht das erste Mal, dass sich Weinbrenner mit städtebaulichen Fragen auseinandersetzte. Bereits während seines Studienaufenthaltes in Berlin 1791/92 fertigte er einen Plan für den Marktplatz in seiner Heimatstadt Karlsruhe an. Nach seiner Rückkehr aus Rom und der darauf folgenden vorübergehenden Einstellung in badische Dienste 1797 legte er noch im selben Jahr einen detaillierten „General-Bauplan“ der Schloßstraße mit dem Ausbau des Marktplatzes vor, 1798 entstand der Wiederaufbauplan für das niedergebrannte Gernsbach.<sup>4</sup>



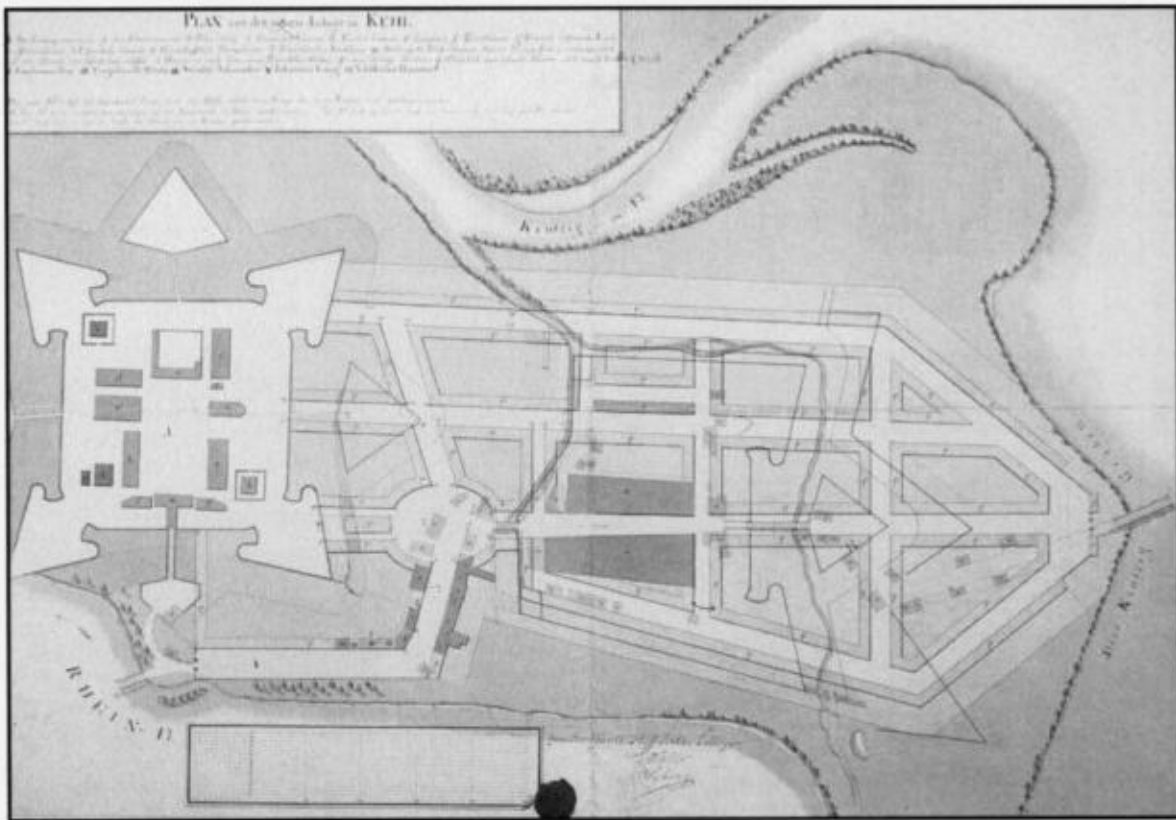


Abb. 2: W. J. Müller, J. F. Weyhing, „Plan von der neuen Anlage in Kehl“ (1773), farbig aquarellierte Tuschzeichnung, Maßstab: 50 (Ruthen?), 10 (R.) = 3,3 cm, 51 × 73 cm, GLA H Kehl/10

### Ein Plan für die Stadt Kehl vor der großen Zerstörung 1796/97

Vierordt war mit dem Problem vertraut, denn schon 1797 war er unter Baudirektor Müller in die Wiederaufbauplanung miteinbezogen, da ihm „... die wirkliche Lage dermalen besser bekannt ist ... daß sowohl die Stadt und Veste Kehl alles der Erde zugleich darnieder liegen ...“<sup>5</sup> Damals ging es um die Anpassung des 1773 von Müller und seinem Mitarbeiter Johann Friedrich Weyhing (1716–1781) entworfenen Plans für den Ausbau der Stadt an die veränderte Situation (Abb. 2).<sup>6</sup> In dem von Müller und Christoph Theodor Fischer (1768–1848) unterzeichneten Gutachten heißt es weiter: „Die mittlere Haupt-Strasse von der Kinzig-Brücke würde beibehalten, und gegen die Rheinbrücke in gerader Linie continuirt weil die Veste kein Hinderniss mehr verursacht, so könnten in der Veste selbst die schönsten Häusser erbaut werden, ... Da nun aber in dem damaligen Plan ein Marktplatz nahe der Veste angelegt werden sollte, so würde es bey allenfallsigen Veränderung des Plans schicklicher und besser seyn, wenn solcher just in der Mitte der schönen langen Strasse in einer zweckmäßigen Grösse angelegt würde; woselbst die beyderley Kirchen, Amt- und

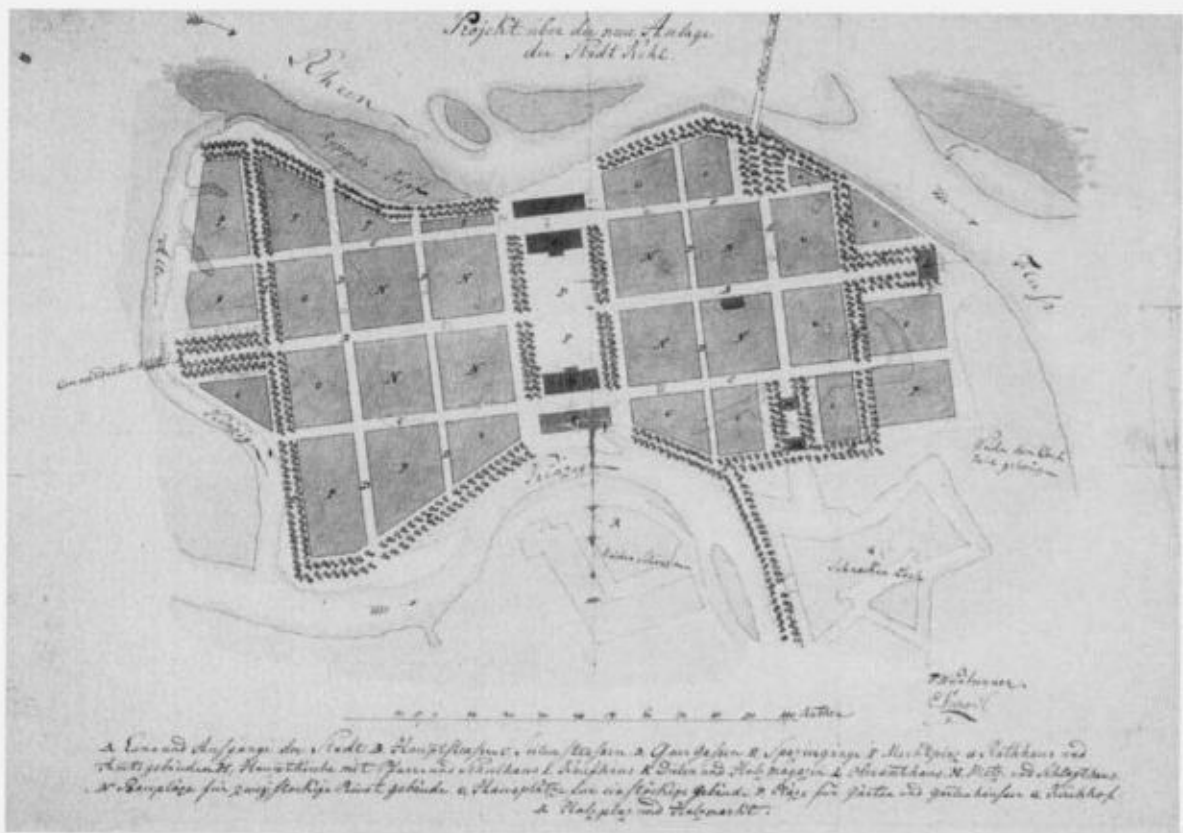


Abb. 3: F. Weinbrenner, C. Vierordt, „Projekt über die neue Anlage der Stadt Kehl“, 1801, farbig aquarellierte Tuschzeichnung mit Bleistifteintragungen, M.: 100 Ruthen, 10 R. = 1,3 cm, 31,5 × 45 cm, GLA G Kehl/15

Rath- auch andere ansehnliche Häuser erbaut werden könnten ...“ Doch die unsicheren politischen Verhältnisse und die Furcht vor einer neuen Zerstörung verhinderten 1797 jegliche Entscheidung.

#### Weinbrenners Wiederaufbauprojekt von 1801

Im April 1801 lag der Plan für den Wiederaufbau vor (Abb. 3). Dass es sich hierbei um das von Weinbrenner und Vierordt unterzeichnete „Projekt über die neue Anlage der Stadt Kehl“ handelt, geht aus einem Bericht Vierordts hervor, der Weinbrenner als Planverfasser anführt: „Beikommen- den Entwurf zur Wieder Erbauung der Stadt Kehl hat der Bau-Inspector Weinbrenner auf mein Ersuchen und unter Communication mit mir entworfen ... Die Quadrate N,N,N,N, könnten nach unserm ... dafürhalten mit Zweistöckigten, die Quadrate O.O.O.O. aber so wie die Neben und Hinter Gassen CC DDD etc. mit Einstöckigten Häusern bebaut und allen Bauenden gnädigst erlaubt werden, auch den untern Stock von Holz aufzuführen.“<sup>7</sup> Ein im Folgenden zitierter Bericht Vierordts, dem eine mit „Lit A“ bezeichnete Kopie dieses Projekts von 1801 beilag, bestätigt diese

Vermutung.<sup>8</sup> Wiederum nennt er darin Weinbrenner als Autor des Entwurfs für den Wiederaufbau der Stadt.

Weinbrenner ging in seinem Plan von einer von Festung und Ruinen geräumten Fläche aus, die er durch ein Rechteckraster gliederte. Dabei bilden der Rhein, Kinzig und alte Kinzig oder Kommandantengraben die äußere Begrenzung der Stadt. Im Gegensatz zum vorangegangenen Projekt von Müller und Weyhing sind die durch die Festung und dem Hornwerk vorgegebenen Achsen der Hauptstraße und der späteren Schulstraße nicht beibehalten, was sich auch an der einskizzierten Festungskirche ablesen lässt. Beizubehalten war aber die Anbindung der Hauptstraße an die Brücke über den Kommandantengraben im Südosten, eine überaus wichtige Verkehrsverbindung: Hier waren die drei Hauptstraßen vereinigt, die von Frankfurt über Durlach, Karlsruhe und Rastatt, die von Basel über Offenburg und die von Basel über Mahlberg und Altenheim. Dem mit Baumalleen begrünten Platz vor der Brücke entspricht symmetrisch angeordnet der Platz vor dem „Oberamtshaus“ am nordwestlichen Ende der Hauptstraße. Ebenso ausgestattet ist der Platz vor der zukünftigen, nach Straßburg führenden Rheinbrücke; sein Pendant liegt im Nordosten mit „Metz und Schlagthaus“. An der engsten Stelle zwischen den beiden Flüssen ist senkrecht zur Hauptstraße der zukünftige Marktplatz mit dem „Rathhaus und Amtsgebäuden“ angeordnet, einem „Kaufhaus“ zum Rhein hin, der „Hauptkirche mit Pfarr- und Schulhaus“ gegenüber und einem „Holzplatz und Holzmarkt“, an der Kinzig gelegen. Der Holzhandel mit Flößerei gehörte zu den wichtigsten Erwerbszweigen der Gegend. Durch eine zweigeschossige Bebauung der um den Marktplatz gruppierten Blöcke sollte das Zentrum der Stadt besonders hervorgehoben werden. An diesem zur Hauptstraße senkrecht angeordneten Verwaltungs-, Kultur- und Handelszentrum hielt Weinbrenner auch bei seiner endgültigen Planung für Kehl von 1815 fest. Die Symmetrie des Stadtgrundrisses ist zusätzlich durch Alleen und unterschiedliche, in Bleistift eingetragene Straßenbreiten betont, die Hauptstraße mit 60 Fuß, untergeordnete Straßen und Gassen mit 50 und 30 Fuß. Nur die mit Alleen bepflanzten Uferdämme unterbrechen die Symmetrie der Anlage.

### *Die Folgen des Friedens von Lunéville: das Fort unter französischer Besatzung*

Noch vor einer Entscheidung über den Bauplan begannen die Bürger der Stadt Kehl wieder auf ihre alten Fundamente zu bauen, hauptsächlich entlang der Hauptstraße, die die Hauptachse des Hornwerks der Vaubanschen Festung bildete. Die Genehmigung von Weinbrenners Bauplan ließ allerdings auf sich warten. Aus „Staats- und öconomischen Rücksichten“ wurde von der Regierung davor gewarnt, „... vor der Hand auf ein Ungewisses sich in ein Bauwesen oder mit Kosten verbundene Vorbereitungen dazu

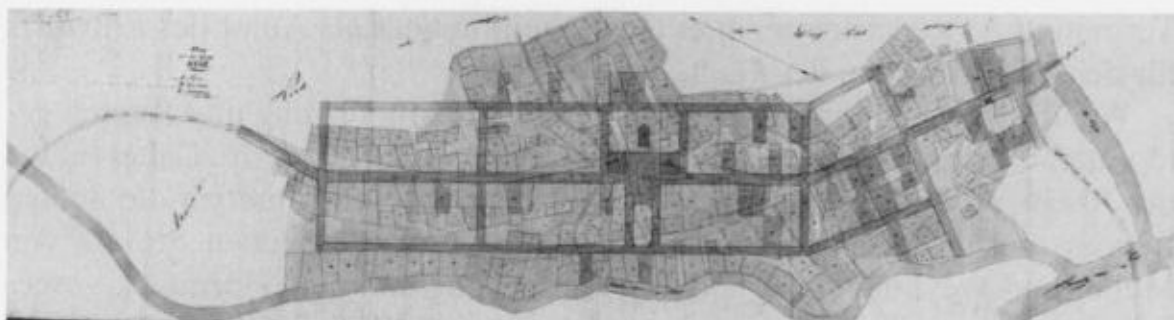


Abb. 4: C. Vierordt, „Plan über das Dorf Kehl“, 1801, farbig aquarellierte Tuschezeichnung, M.: 50 Ruthen, 10 R. = 4,4 cm, 47 × 176 cm, GLA H Kehl/3

einzulassen, indem er sonst sich selbst würde beizumüssen haben, wenn durch eintreten die höhern Rücksichten oder bei Bauplan widrigen Erfund seines Gebäudes die darauf verwendete Kosten vergeblich gemacht würden ...“<sup>9</sup> Die „höhern Rücksichten“ mußten bereits Ende Juni 1801 genommen werden: „... Conformément aux articles du traité de Lunéville, la cession du fort de Kehl avait été faite aux troupes de l’Empire.“<sup>10</sup> Das bedeutete für Weinbrenners Kehler Bebauungsplan, dass die Feste Kehl in den neuen Stadtgrundriss nicht mit einbezogen werden konnte, da sie wieder zu Frankreich gehörte.

#### Vierordts Wiederaufbauplan für das Dorf Kehl 1801

Auch der Wiederaufbau des Dorfs Kehl nach Vierordts am 5. April 1801 vorgelegtem Plan ließ sich nicht verwirklichen, obwohl sich das Bauamt unter der Leitung von Weinbrenner, Wilhelm Frommel (?–1837) und Fischer zunächst für seine Verwirklichung ausgesprochen hatte: „Der von dem Major Vierordt entworfene Plan über die WiederErbauung des Dorfes Kehl ist nach unserem unterthänigsten Dafürhalten zweckmäßig, da die Form und Eintheilung der BauPlätze dadurch bequem und auch viel Raum gegen die alten irregulaireren Straasen gewonnen wird, und wir wüßten dabei nichts zu bemercken ...“<sup>11</sup> Im Plan ist die neue Anlage über den alten Dorfgrundriss gezeichnet und macht somit die gewaltigen Eingriffe sichtbar, die zur Durchführung notwendig geworden wären (Abb. 4). Danach sollte die durch das Dorf führende Landstraße nach Lahr begradigt, der Ort durch ein großes Rechteckraster gegliedert und in dessen Mitte der Marktplatz mit Kirche, Pfarrhaus und Schule angeordnet werden. Der Plan wurde von höchster Stelle genehmigt.<sup>12</sup> Doch seine Durchführung hätte für die Dorfbewohner ungeheure Kosten und Zeitverlust bedeutet, da die alten Fundamente der unregelmäßigen Bebauung nicht wieder benutzt werden sollten. Das Einbringen der Ernte geriete damit in Gefahr. Nach einer Ortsbesichtigung schlug Weinbrenner deshalb vor, nur sieben der ehemaligen



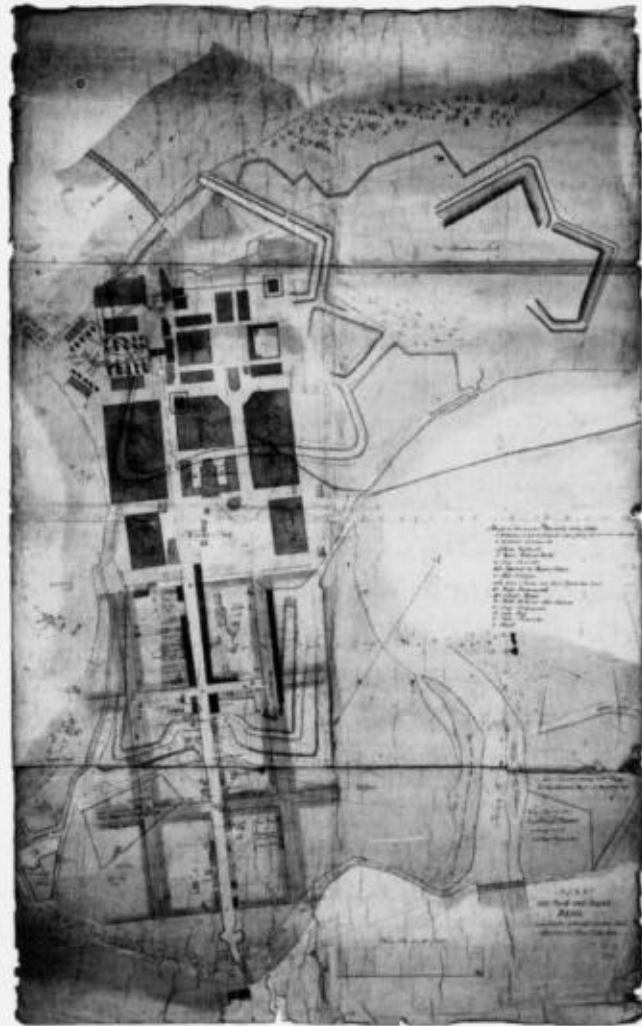


Abb. 5:  
C. Vierordt, „Plan der Stadt und  
Gegend Kehl wie solche erbaut  
werden solle, aufgenommen im  
Monat July 1802“, aquarellierte  
Tuschzeichnung, M.: 40 Ruthen,  
10 R. = 5,3 cm, 146,5 × 91,5 cm,  
GLA H Kehl/16

Häuser gegen eine Entschädigung ihrer Besitzer aus der alten Straßenflucht der mittleren Hauptstraße zu nehmen, da sie den Straßenraum einschränkten.<sup>13</sup>

Im Sommer 1801 und im Frühjahr 1802 wurde Kehl Opfer von großen Hochwassern. In seinem Bericht vom 20. April 1802, dem eine Kopie von Weinbrenners Entwurf mit einskizziertem Rheineinbruch beilag, sprach sich Vierordt für eine Bebauung von der Kommandantenbrücke bis zum zukünftigen Marktplatz aus: „Durch die, zu Anfang dieses Jahres aufeinandergefolgte, zwey große Gewässer, scheint der Rhein eine etwas günstigere Wendung für die Stadt Kehl genommen zu haben und der Einbruch d e f hat sich seit geraumer Zeit wenig vergrößert, so daß wahrscheinlicher Weise zu hoffen ist, daß der Theil der Stadt A bis FF – in beyliegendem Plan – von der Commandantenbrücke an 160 Ruthen lang vom Einbruch des Rheins nicht viel mehr zu befürchten habe und ohne großen Risico nach dem angeschlossenen ersten Plan, bebaut werden könne, biß die Umstände es erlauben, auch die andere Hälfte von FF bis L zu sichern und anzulegen ...“ Auch von französischer Seite schienen keine Einwände zu bestehen, denn Vierordt fügte hinzu: „Von Widersprüchen ist mir, wegen WiderErbau-

ung Kehls, biß jezo noch nichts bekannt worden und ich glaube umso weniger, daß einer dergleichen von Seiten Frankreichs zu befürchten seye, als jedermann in Straßburg bißhero ... seine Verwunderung – daß Kehl nicht wieder angebaut werde – zu erkennen gegeben hat. und die franz. Ingenieurs immer mit vieler Bereitwilligkeit denen Kehlern mit Rath und Vorschlägen an Handen gegangen sind; dagegen ist aber auch an keinen Beytrag, weder an Geld noch Materialien, von Seiten Frankreichs, zu gedencken, und das Amt Kehl hat sich, auf eine unglaubliche Weiße, in diesem Betreff immer täuschen lassen!“<sup>14</sup>

### *Die Abänderung des Stadt Kehler Bebauungsplans von Vierordt 1802*

Wie schwierig es war, den Weinbrennerschen Plan durchzusetzen, musste Vierordt einen Monat später vor Ort feststellen: „Es war mir nicht möglich, den mir communicirten und hier wieder anliegenden Plan sub Lit A, ganz vollkommen beyzubehalten und etwa 14 schon bereits erbaute neue Häuser hätten wieder abgebrochen und versezt werden müssen, über 30, zum Theil schon vorhandene zum Theil noch erwartete Baulustige aber müßten ihre alte Fundamente und Keller verlassen und mit 2–400 f Verlust neubauen, wann sie dazu – mit der äußersten Strenge oder mit einer billig scheinenden, Entschädigung gezwungen werden sollten; ich habe daher für nöthig erachtet den ersteren Bau-Plan Lit A umzuändern und nach Lit B auszustecken, und so zieml. die nicht ganz ruinirte Kehler zufrieden gestellt und getröstet.

Der Baudirector Weinbrenner, welcher den Plan Lit. A entworfen hat, und welchem es damalen, wegen denn vielen Ruinen und Unebenheiten nicht möglich war, die ehemalige Lage Kehls einzusehen, ist, in Ansehung des neueren Entwurfs Lit B, ganz mit mir einverstanden, und wünscht mit mir, dass solcher bald die höchste Approbation und gnädigste Genehmigung erhalten möchte ...“<sup>15</sup> Diese wurde am 22. April erteilt mit der Auflage, daß „.... auf den Platz von FF-L (Marktplatz bis Oberamthaus am nordwestl. Ende der Hauptstraße. Anm. d. Verf.) noch zur zeit in keinen Wegen irgend einem Grund ein Bauwesen gestellt werden soll.“<sup>16</sup>

Der daraufhin im Juli 1802 von „Landbau Commissarius“ Ludwig aufgenommene „Plan der Stadt und Gegend Kehl wie solche erbaut werden solle ...“ berücksichtigt mit einem abgeänderten Straßenraster die noch vorhandene alte Bebauung bis zum zukünftigen Marktplatz vor der Festung (Abb. 5).<sup>17</sup> Privathäuser, die stehen bleiben dürfen, sind in einer Liste aufgeführt. Wie in Weinbrenners Plan ist der Marktplatz senkrecht zur Hauptstraße angeordnet, die jedoch anhand der genauen Bauaufnahme südlicher zu liegen kommt und ihn damit nicht mehr in der Mitte durchschneidet. Kirche und Schulhäuser sind nun an einer Längsseite vor der Festung angeordnet. An eine Verwirklichung der im französischen Fes-

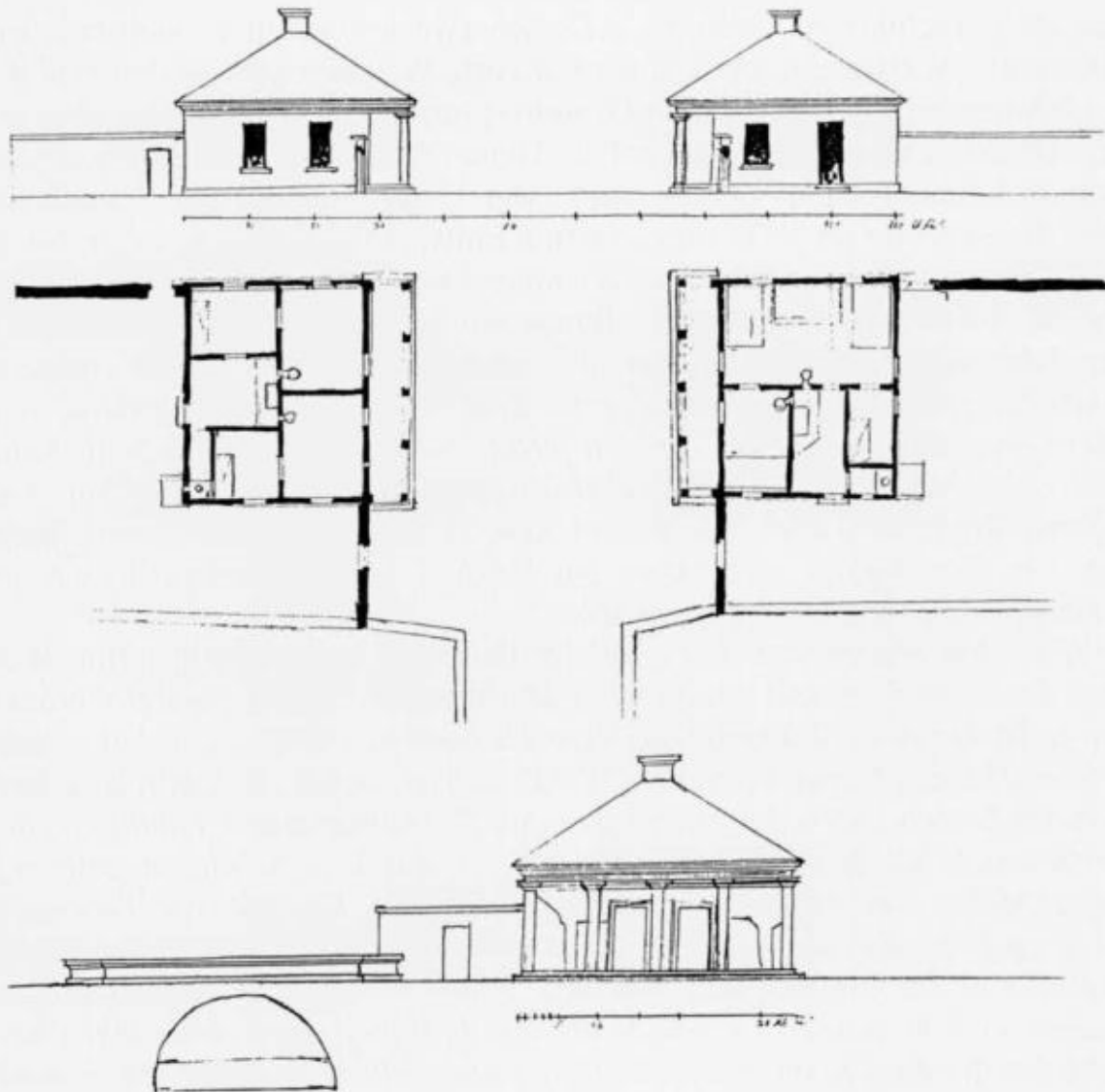


Abb. 6: F. Weinbrenner(?), Entwurf zu zwei Wachthäusern am Kommandantengraben, Grundrisse und Ansichten, Seitenansicht, 1802, Nachzeichnung im Schumacherschen Skizzenbuch, LDA Inv. Nr. 1325, S. 80a u. 80b

tungsbereich liegenden neuen Wohngebiete, ein „Großer Platz für Fahren, wenn solche wegen Hemmung der Überfahrt anhalten müssen“ vor der neu geplanten Rheinbrücke, war unter den derzeitigen politischen Umständen nicht zu denken.

#### Die „Wachthäuser“ am Kommandantengraben

Außerdem berichtete Vierordt von zwei Gebäuden, „zwey äußerst elende und ungesunde Hütten, worinnen die Hauptwache jezo ist“, die ersetzt werden müssten. Zwei Wachthäuser waren bereits nach 1782 an der östlichen Stadtgrenze am Kommandantengraben errichtet worden.<sup>18</sup> Im Schumacherschen Skizzenbuch findet sich ein Blatt, das unter „Kehl, Wacht-

häuser“ aufgeführt ist (Abb. 6). Möglicherweise handelt es sich bei den Plänen um Nachzeichnungen eines Entwurfs Weinbrenners zu den geplanten Neubauten.<sup>19</sup> Deutlich ist in Grundriss und Schnitt die Brücke über einen überwölbten Graben erkennbar. Diese Situation ergab sich nur am Kommandantengraben. Zudem sind zwei kleine quadratische Bauten an eben dieser Stelle im 1802 abgeänderten Entwurf für Kehl erkennbar. Nach den Akten wurden die Wachthäuser unter Landbaukommissarius Ludwig, der die Aufsicht über das Kehler Bauwesen hatte, auch tatsächlich im selben Jahr ausgeführt.<sup>20</sup> In einem „Promemoria“ vom November meldete Vierordt: *„Die drey Wachthäuser zu Kehl – neml. auch das kleine am Rhein – werden in 10 bis 12 Tagen fertig; die Dämme um die Stadt Kehl sind ... hergestellt und Brücken und Straßen reparirt; alles aber hat, der theuren Tagelöhne wegen, die sich in Kehl zu denen hiesigen durchgängig wie 3 zu 2 verhalten, wenigstens ein Dritheil mehr gekostet als es nach meiner Rechnung hätte kosten sollen ...“*

Wie schwierig es war, den „General-Bauplan“ bei der Kehler Bevölkerung durchzusetzen, soll am Beispiel des Metzgers Schaaf gezeigt werden. Am 6. November 1802 erstattete Vierordt darüber Bericht: *„... daß es mir hart erscheine, einem Bürger zu Kehl, welcher schon 6 Jahre lang bey fremden Leuten und unter einem fremden Dach, mit seiner Familie, kümmerlich sich hat behelfen müssen, noch jezo hindern zu wollen, sein mit vieler Mühe und Aufopferung alles Vermögens, Credits usw erbautes, Hauß zu Kehl, das übrigens in der gehörigen Flucht steht, zu bewohnen, bloß weil er das Unglück hat, jezo nicht schon wieder zweystöckig bauen zu können, und die fatalen Umstände es nicht gestatten allen dergleichen Bedürftigen die dazu nöthige Unterstützung angedeihen zu laßen. Ob es ganz recht seye, Leute, ohne irgens einigen Beytrag, zu zwingen über ihre Kräfte, bloß für Schönheit und ansehen zu bauen überlasse ich Höchst erlauchter Beurtheilung und will nur noch unterthänigst bemercken: daß es mir um so weniger dringend jezo durchgehend auf zwey Stock zu bestehen, als jedermann voraussehen kann, daß alles bauen umsonst, und das dazu verwendete Geld weggeworfen ist, wann dem ferneren Einreißen des Rheins nicht durch künftige Faschinaden, Einhalt getan wird.“<sup>21</sup>* Metzger Schaaf erhielt die Erlaubnis, das zweite Stockwerk seines an der Hauptstraße gelegenen Hauses zu einem späteren Zeitpunkt aufzusetzen, sobald sich seine ökonomische Situation verbessert habe.

### *Der Wiederaufbau der Festung 1805*

Mit dem Reichsdeputationshauptschluss am 25. Februar 1803 wurde Baden zum Kurfürstentum erhoben, was mit erheblichem Gebietszuwachs verbunden war. Auch fielen alle Besitzanteile von Stadt und Dorf Kehl an Baden. Deren Wiederaufbau ging voran unter Benutzung der aus der Fes-



tung und herrschaftlichen Gebäuden ausgebrochenen Steine. „Von 1800 bis 1805 wurde die Stadt Kehl zum 2ten mal gebaut ...“, lautet ein Bericht, „... nun kamen im SpätJahr 1805 die Franzosen, die wühlen seitdem täglich im Durchschnitt genommen mit 200 Mann alle Eingeweide der Erde durch und finden alle in vorigen Kriegen vergrabenen Steine ... Man hat der ...schen Wittib die Quater aus ihren eigenen Fundamenten mit Gewalt weggenommen, weil solche von der Waalmauer (Wallmauer?) herkommen.“<sup>22</sup>

Zum Siegeszug Napoleons nach den Schlachten von Ulm und Austerlitz und dem anschließenden Frieden von Preßburg im Dezember 1805 war die Feste wohl schon soweit wieder hergestellt, dass bereits von dem „neuen Fort von Kehl“ die Rede ist. Am 20. Januar 1806 hielt Napoleon in Begleitung von Kaiserin Josephine, aus dem besiegten Österreich kommend, feierlich Einzug in der festlich illuminierten badischen Residenz Karlsruhe.<sup>23</sup> Dabei wurde auch die Vermählung der Adoptivtochter Napoleons Stephanie Beauharnais mit dem Erbprinzen Karl von Baden in die Wege geleitet. Zwei Tage später zog das kaiserliche Paar durch die bei Kehl aufgebaute und damit letzte der sechs Ehrenpforten, die Kurfürst Karl Friedrich hatte errichten lassen. Diese mit Leinwand bespannten Holzkonstruktionen standen an den Landesgrenzen, zwei an den Stadttoren von Karlsruhe und zwei am Zirkel der Stadt. Eine Abbildung scheint sich nicht erhalten zu haben, doch findet sich eine Beschreibung der von Weinbrenner gestalteten Festarchitekturen und Illuminationen der Hauptstadt in der Carlsruher Zeitung vom 21. Januar 1806. Danach entsprach der Triumphbogen in Kehl etwa dem zu Enzberg an der Grenze zu Württemberg. Die Inschrift auf dem Bogen bei Kehl lautete: „*Heroi reduci. Galliae plaudunt (dem rückkehrenden Helden. Gallien jauchzt ihm Beifall.) Die Basreliefs enthielten die für die Geschichte so merkwürdige Begebenheit der Schlacht bei Austerlitz, und der darauf erfolgten Zusammenkunft der beiden Kaiser.*“<sup>24</sup> Auf der gegenüberliegenden Rheinseite war ebenfalls eine Ehrenpforte errichtet worden, die durch den in einer Festschrift veröffentlichten Stich von Christophe Guérin nach einem Gemälde von Benjamin Zix bekannt geworden ist.<sup>25</sup>

Mit dem Beitritt zum Rheinbund am 12. Juli 1806 wurde Baden zum Großherzogtum erhoben und erreichte durch weiteren Gebietszuwachs etwa seinen heutigen Umfang, war aber damit politisch noch enger an Napoleon gebunden.

### *Die geplante Verlegung von Stadt und Dorf 1807*

Der Wiederaufbau der Festung Kehl von französischer Seite schien die Verlegung von Stadt und Dorf aus dem Schussbereich notwendig zu machen. Im März 1807 wurde deshalb Vierordt von Kreisdirektor v. Wechmar

in Bischofsheim beauftragt, einen „Renovationsplan“ der Kehler Gegend anzufertigen. Gemeinsam mit Ingenieur Hauptmann Gottfried Tulla, Rheinbauinspektor Carl Beisenherz, v. Wechmar und Amtsschreiber Heßlöhl kam Vierordt vorerst zu dem Schluss, dass Kork der geeignete Ort wäre, um neue Bauplätze für die Einwohner von Dorf und Stadt Kehl auszuweisen.<sup>26</sup> Der „Plan des environs de Kehl relatif à la délimitation du terrain soumis à la police militaire“, unterzeichnet am 1. Oktober 1807 von Capitaine Pinot, Kommandant der Festungsarbeiten, ist die Reaktion auf die von badischer Seite geplanten Vorhaben.<sup>27</sup> Die ausführliche französische Legende des Plans erklärt die Maßnahmen, die zur neuerlichen Befestigung des Forts getroffen werden sollten. Daraus und dem Bericht v. Wechmars vom 14. Oktober geht hervor, dass die Häuser der Stadt Kehl, die innerhalb der Grenze der Festungsaußenwerke stehen, abgerissen werden müssten, dass die Häuser von Dorf Kehl noch stehen bleiben dürften, aber keine Baumaßnahmen ohne Zustimmung der französischen Ingenieure stattfinden könnten. Der von Tulla vorgeschlagene Durchstich der Kinzig wurde nicht genehmigt, da er die Fortifikationsarbeiten hindere. Der Plan läßt bereits vermuten, dass Kehl weiterhin schwierige Zeiten bevorstanden. Ende Juni 1808 gelangte auch die 366 Einwohner zählende Stadt Kehl unter französische Herrschaft und blieb bis 1814 ein „Vorort von Straßburg“.<sup>28</sup>

Erst 1812 wurde das großherzogliche Bauamt in Karlsruhe unter Oberbaudirektor Weinbrenner, Frommel und Fischer erneut mit dem Wiederaufbau von Dorf Kehl befasst, als es um eine Stellungnahme zur Vergabe eines Bauplatzes an den Biersieder Müller in Dorfmitte ging.<sup>29</sup> Hier waren nach dem von Vierordt entworfenen ersten „General-Bauplan“ von 1801 der Marktplatz mit Kirche, Pfarr- und Schulhaus vorgesehen. *„Nach dem Willen Sr. Königl. Hoheit des Höchstseeligen Großherzogs, sollte zwar am Anfang das ganze Dorf Kehl nach diesem Plan wieder aufgeführt werden, alleine da sich wegen Veränderung der vielen Anhöhen, auf welchen die erste alte Häuser, gegen die in Kehl statt habenden häufige Überschwemmungen gebaut waren, zuviel Schwierigkeiten in den Weeg stellten; so wurde nachher derselbe abgeändert, und die Straße blos, so viel wie möglich, in gerader Linie nach der Richtung jener Anhöhen, und den alten Haus-Fundamenten gezogen. Was übrigens die Zeit hernach dieser höchsten Intention, für die Wiederherstellung des Dorfs geschehen, ist uns unbekannt, da die Exekution einer andern uns unbekanntem Behörde überlassen wurde, und uns während den 8. bis 10. Jahren beynahe nichts mehr von dem Ort Kehl vorgekommen.“*

Der Müllersche Baustreit sollte nach einem „ordnungsmässigen allgemeinen BauPlan“ entschieden werden, der nach einer Ortsbesichtigung anzufertigen wäre: *„bey einer solchen Gesezlichen Vorschrift, welche nach unserm Dafürhalten, auch das kleinste Dorf haben sollte, kann alsdann*



Abb. 7: L. Krämer (?), Plan zur Verlegung von Dorf Kehl, (1813?), farbig aquarellierte Tuschzeichnung, M.: 1100 Werkschuh, 100 W. = 1,1 cm, 52 × 97,5 cm, GLA H Kehl/18

blos derjenige, welcher für die Erhebung eines Orts vorschriftsmäßig bauen will, die vorzüglichste Baustellen erhalten, und dergleichen Baulustige, welche etwas zum allgemeinen Besten einer Gemeinde beytragen sollten, alsdann mit dem Kaufschilling des Plazes nicht überfordert, sondern billig gehalten werden.“ Damit sollte ein finanzieller Anreiz für bauwillige Bürger geschaffen werden, um den Wiederaufbau des Dorfes voranzutreiben unter Berücksichtigung der gestalterischen Ideen des Architekten. Das kam fast einer Baugnade gleich, die damals Kurfürst Karl Friedrich 1804 beim Ausbau des Karlsruher Marktplatzes wiedereingeführt hatte. Danach bekamen diejenigen, die sich an die vorgeschriebene Weinbrennersche Modellbebauung hielten, einen Zuschuss.<sup>30</sup>

### Die geplante Verlegung von Dorf und Stadt Kehl 1813

Doch zu einem neuen Bebauungsplan für Dorf Kehl, wie Weinbrenner forderte, kam es vorerst nicht. Stattdessen wurden von der Kinzigkreisdirektion in Offenburg Überlegungen angestellt, Dorf Kehl, dem der Abriss drohte, außerhalb des Schussbereichs der Festung neu anzulegen. Baumeister Ludwig Krämer in Malterdingen wurde aufgefordert, ein Gutachten und einen Plan vorzulegen, die er im Mai 1813 einreichte.<sup>31</sup> Der hier abgebildete unbezeichnete Entwurf mag dieses Projekt darstellen (Abb. 7).<sup>32</sup> Darin ist ein Gebiet zwischen Kinzig, Schutter und Schutterablauf in quadratische Parzellen von ca. 100 × 100 Werkschuh (30 × 30 m) aufgeteilt.



Sie sind in einem Viererblock zusammengefasst und weisen fast immer ein Haupt- und ein Nebengebäude auf. Ausgespart ist ein rechteckiger Platz in der Mitte des Straßenrasters, an dem ein größerer Bau vorgesehen ist. Die Anzahl der Parzellen entspricht etwa den 264 nummerierten Grundstücken von Dorf Kehl der Bauaufnahme von 1801.<sup>33</sup> Nach einer Aufstellung des Bezirksamts Kork vom 10. Mai 1813 zählte Dorf Kehl 263 Bürger und insgesamt 929 Seelen.<sup>34</sup> Da für die Baumaterialien der eventuell abzurechen- den Häuser von Dorf Kehl zunächst Plätze bereitgestellt werden sollten, kam es wohl zu dieser sehr einfachen schematischen Lösung ohne städte- baulichen Anspruch.

Krämer bemerkte in seinem Gutachten: *„Die Ausführung und Verset- zung des Dorfs Kehl nach diesem Plan wird den Einwohnern Kehls wie dem Staat selbst viele Vortheile gewähren, indem in demselben alle Vor- theile vereinigt angetroffen werden die auch dem Urtheil ... sachkundiger Männer, einen Orth ohnfehlbar empohr bringen müssen. Da hier alle Land und Heerstraße ohne einigen Umweg über Neukehl geführt werden, so wird dadurch auch dem Höchsten Interesse bey Erhebung der Zölle und anderen Abgaben, beträchtlicher Nutzen verschafft werden – Auch können bei der Versetzung des Dorfs Kehl auch einmal wiederum jene abgeschla- gene Gebäude, denen bis daher das Wiederaufbauen nicht erlaubt werden wollte ... in NeuKehl hergestellt werden.“*

Zwei weitere Vorschläge wurden geprüft, wobei der Verlegung links der Kinzig bei Neumühl der Vorzug gegeben wurde, *„ ... weil dort der Boden in der Überschwemmung auch gesetzt ist. – Es müßte aber auf lauter Pri- vatgrund gebaut werden, dessen Preiß 500 f per Morgen angenommen werden kann, so daß wann man 100 Morgen zur Errichtung von Neukehl nötig hätte, der Grund und Boden auf 50.000 f zu stehen käme.“* Zu Krämers Entwurf wurde bemerkt: *„Das 3 te Projekt des Landbaumeisters Krämer, nemlich Neukehl auf das Ried Zwischen Sundheim u. Altkehl zu verfolgen scheint um deswillen nicht so annehmbar, weil dieser Distrikt meistens u. bedeutend tief liegt, u. die Auffüllungskosten beträchtlich wä- ren.“*<sup>35</sup>

Aufgrund der Meinungsverschiedenheiten zwischen Baumeister Krämer und Ingenieur Beisenherz, der nach den Angaben des Kommandanten Pinot einen Plan zu den Festungs-Rayons angefertigt hatte, beschloss das Finanzministerium, die Vorschläge durch eine Kommission von „Kunst- verständigen mit Zuziehung des Kreis Directoriums“ in loco prüfen zu lassen.<sup>36</sup> Staatsrath v. Sensburg, Weinbrenner und Tulla wurden am 30. Oktober 1813 beauftragt, die Pläne und die Situation vor Ort zu über- prüfen.<sup>37</sup> Ihre Beobachtungen fanden in einem Gutachten ihren Nieder- schlag, dem ein Plan über die Zusammenlegung von Stadt und Dorf Kehl zu dem neuen „Ort Kehl“ außerhalb der Gefahrenzone zwischen Sundheim und Neumühl beiliegt (Abb. 8).<sup>38</sup>



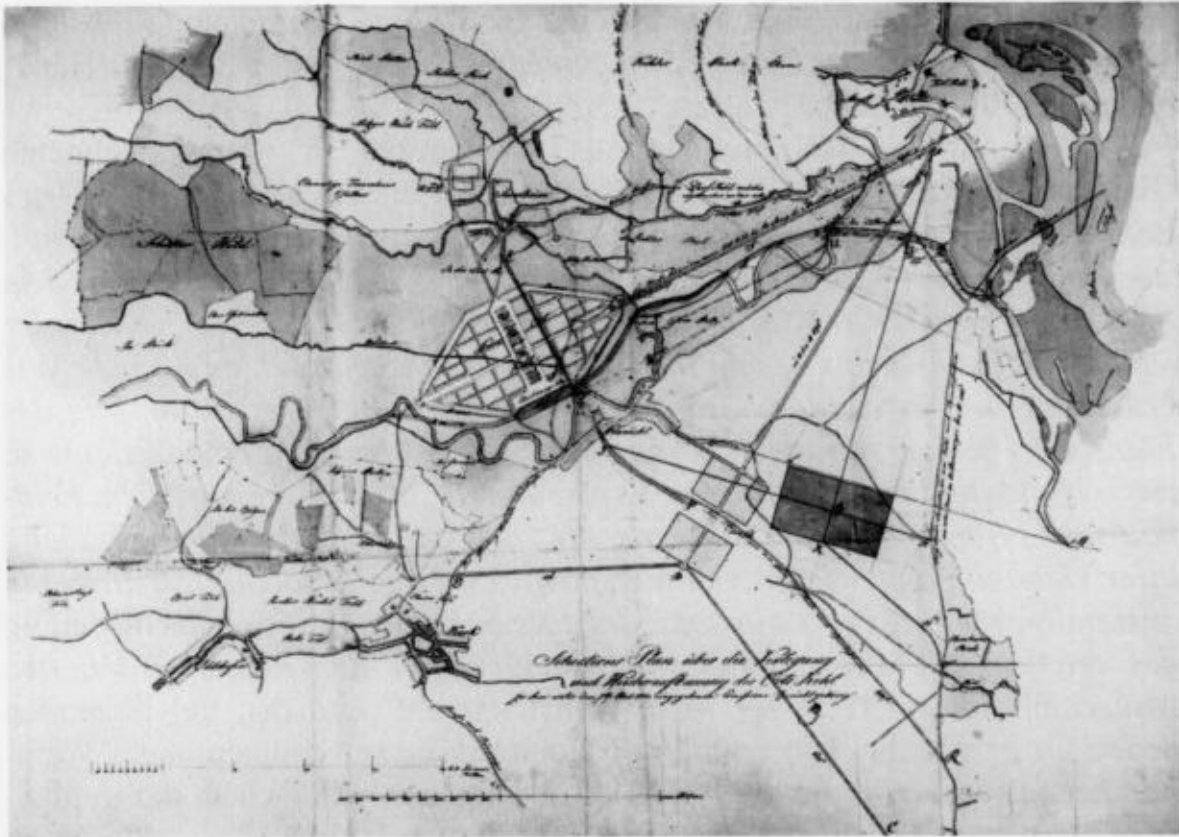


Abb. 8: F. Weinbrenner, G. Tulla „Situationsplan über die Verlegung und Wiederaufbauung des Orts Kehl zu dem unter dem 7ten Nov. 1813 eingegebenen Comissions Bericht gehörig“, farbig aquarellierte Tuschzeichnung, M.: 50 B.N. Decimal-Ruthen, 10 R. = 4,3 cm, 1000 Mètres = 9,8 cm, 52 × 73,1 cm, GLA 237/4705

### Weinbrenners Plan und Gutachten von 1813

Der neuen Stadtanlage gab Weinbrenner, der den Plan entworfen hatte, die äußere Kontur eines lang gestreckten Sechsecks, an fünf Seiten von einem Damm gegen Hochwasser umgeben, die sechste Seite nach Nordosten zu einem Hafen geöffnet. Eine „Neue Chaussee“, die Fortsetzung der Längsachse der neuen Stadt, nimmt die drei Hauptstraßen von Bischofsheim, Lahr und Offenburg auf und führt in gerader Linie in nord-westlicher Richtung nach Straßburg. Die kürzere in südwestlicher Richtung verlaufende Querachse verbindet die Stadt mit den angrenzenden Dörfern Sundheim und Neumühl. Ganz ähnlich wie im Entwurf von 1801 für Stadt Kehl ordnet Weinbrenner entlang der Querachse das Kultur- und Handelszentrum an, mit dem Marktplatz am Kreuzungspunkt der beiden Hauptachsen, Kauf- und Markthalle am „Ausladungsplatz“ des Hafens, Kirche mit Kirchhof und Schulhaus auf der entgegengesetzten Seite. Ein Rathaus ist nicht zu erkennen. Wie im Plan von 1801 folgen die Straßen einem Rechteckraster. Auch hier ist auf den Plätzen und platzartigen Erweiterungen entlang

der Hauptachse innerhalb der Stadt eine großzügige Bepflanzung mit doppelten Baumreihen vorgesehen. Ein geplantes Wacht- und Hauptzoll-Haus“ bilden das Tor nach Nordwesten.

In dem nur von Weinbrenner am 7. November 1813 unterzeichneten Gutachten ist zu lesen: *„Was den Bauplan und die Gröse des neuen Ortes Kehl betrifft, so haben wir die Gröse zu einem etwas beträchtlichen Landstädtchen, das 6–8000 Einwohner fassen kann, angenommen, und in dem Plan die erforderliche Markt-, Kirchen- und andere Plätze, so viel es der kleine Maaßstab erlaubte, mit den Umgebungen angezeigt, damit jede Vergrößerung des Ortes planmässig geschehen kann. Bey der Ausführung des Plans wäre jedoch darauf zu sehen, daß die Gewerbs- und Handelsleute so viel wie möglich in der Mitte des Ortes, und die, welche sich mit dem Feldbau und Flötzen abgeben, aber an die äußerste Grenzen mit Aufbauung ihrer Gebäude angewiesen werden; damit durch eine solche Fürsorge ein anständiges Ganzes entstehe, und der Landmann nicht durch die Wohnung des reichern Gewerbsmannes, oder umgekehret der Reiche durch den Armen mit seinem Gebäude nicht genirt wird.“*<sup>39</sup> Um den tief liegenden neuen Ort sowie das Hinterland vor Hochwasser zu schützen, sieht Weinbrenner Dämme vor, die die Stadtanlage umgeben und sich in der geplanten Chaussée fortsetzen.

#### *Tullas Gegengutachten*

Ingenieur Tulla lieferte vier Tage später ein eigenes Gutachten, in welchem er Weinbrenners Vorschläge kritisiert, da dieser sich anscheinend in straßen- und wasserbautechnischer Hinsicht über die Vorschläge des Ingenieurs hinweggesetzt hatte.<sup>40</sup> Mit der Vereinigung von Stadt und Dorf ist er vor allem aus verkehrstechnischen Gründen nicht einverstanden. Das Dorf solle entweder in Sundheim, Neumühl oder beiden aufgehen; für die Lage der Stadt aber zeichnet er in Weinbrenners Projekt zwei ins Auge springende Varianten, ein gelbes und ein violettes Rechteck, in denen die Kreuzungspunkte der wichtigsten geplanten Hauptstraßen zu liegen kommen sollten. Tulla schreibt dann versöhnlich, dass er die Vorzüge der Zusammenlegung von Stadt und Dorf anerkenne, um dann jedoch in fünf Punkten die Nachteile des Projekts aufzulisten:

- „1.) Liegt vielleicht der untere Theil der Stadt und mithin auch das projectirte Zollhaus und Wachthaus der Festung Kehl zu nahe.*
- 2.) Die von der neuen Stadt Kehl nach dem Punkte A der Festung projectirte gerade Straße wird von Frankreich nicht zugegeben werden; ...*
- 3.) Die vom Oberbau Director Weinbrenner projectirte Rectification der Kinzig wird von französischer Seite zum theil gar nicht, anderntheils nur in einer andern Form zugegeben .... Die Rectification welche von*

*dem Ingenieur Hauptmann Pinot als ohne Nachtheil für die Festung Kehl ausführbar angegeben wurde, ist die von T nach U oder V nach U ...*

- 4.) *Ist das Terrain auf welches der neue Ort Kehl projectirt ist, so niedrig und den Inondationen ausgesetzt, daß auch durch eine Eindämmung die Nachtheile dieses Zustandes des Terrains nicht gehoben werden können; besonders dürfte es schwierig seyn etwas brauchbare Keller anzulegen.*
- 5.) *Der Umweg von Bodersweyer über Neukehr nach der Festung Kehl beträgt nach dem Project des Oberbau Directors Weinbrenner eine volle halbe Stunde ...“*

Dass sich Tulla in die Weinbrennersche Planung derart einmischte, musste den Meister sehr verärgern. Seine Reaktion wirft auch ein Licht auf das angespannte Verhältnis zwischen Architekt und Ingenieur. *„Es ist mir leid, daß Hr. Major Tulla wegen einer bloßen artistischen Ansicht über die Verlegung des Dorfes Kehl mit mir verschiedener Meinung ist, und daß wir der Kürze wegen nicht in einem gemeinschaftlichen Bericht Einem Hohen Finanz Ministerium nach dem Wunsche des Hr. Staatsraths Sensburg vorlegen konnten, indem sich Major Tulla weigerte, in meinem desfalls gemeinschaftlich abgefaßten und nebst einem Situationsplan angelegten Bericht von 7 ten d. seine Meinung in margine beyzufügen, und für besser fand, ein eigenes Gutachten mit Bemerkungen über meine Ansichten abzufassen ...“* beginnt Weinbrenner seine Rechtfertigung und begründet Punkt für Punkt seine Entscheidungen.<sup>41</sup>

Vor allem wirft er dem Ingenieur vor, dieser habe sich bei der Platzauswahl für die neue Stadt allein von den Vorteilen der Straße leiten lassen. Ganz grundsätzlich äußert er sich zur Anlage eines Landstädtchens: *„Das wesentliche Erforderniß für das Aufkommen eines Ortes ist die Nahrung, und wenn die selbst nicht etwa durch die Verlegung einer Residenz oder durch sonstige Ansiedlung reicher Particuliers und Fabrikanten in einem solchen Ort begünstiget wird, so kann der Wohlstand nur successive durch den Feldbau, oder durch die Nahrung eines Flusses, und durch Betriebbarkeit für die Benutzung der Vortheile, die die natürliche Lage des Ortes darbieten, geschehen. Nach dieser Ansicht ist es daher nicht gleichgültig, ob der Ort Kehl nach meinem oder des Majors Tulla-Vorschlag placirt wird, und ich glaube auch desfalls, daß das Dorf Kehl nicht wohl schicklich von dem Städtchen getrennt, und entfernt werden kann, weil ein Landstädtchen gerade seine erste Nahrung durch den Feldbau erhält, und dieser Ort durch eine solche Vermischung mit anderen Gewerbsleuten erst den Nahmen Stadt mit der Zeit, durch seinen Wohlstand erhalten kann ...“*

Die Planung für die Verlegung von Kehl fiel in eine Zeit, in der sich Weinbrenner intensiv mit der Stadtvergrößerung von Karlsruhe auseinan-



dergesetzt hatte.<sup>42</sup> Strenge geometrische Formen, die den Gegebenheiten angepasst sind, bestimmen das neue Straßennetz. Dabei nimmt es Rücksicht auf den alten barocken Stadtgrundriss der Residenzstadt mit dem Schloss in der Hauptachse, dem Weinbrenner die Neustadt für Handel und Gewerbe gegenüberstellt. Ein großer Marktplatz im Zentrum der halbkreisförmigen Stadterweiterung ist an ein Hafenbecken angeschlossen, das durch die Führung des Alb-Murgkanals durch das neue Stadtgebiet gespeist wird. Elemente der klassizistischen Stadtbaukunst, Baumalleen, Rechteck- oder Rundplätze an Stadttoren oder Straßenkreuzungen treten in Weinbrenners Stadtplanungen immer wieder auf, so 1810 im Generalbauplan für Pforzheim, 1810–1813 im Erweiterungsplan für Lahr.<sup>43</sup> Der geometrisch konstruierte, dem Sechseck angenäherte Plan des neuen Kehl blieb wie auch die halbkreisförmige Stadterweiterungsplanung von Karlsruhe eine Idealstadt auf dem Papier. Ob bei der Wahl des Sechsecks Verteidigung eine Rolle spielte, wäre denkbar, da mit kriegerischen Auseinandersetzungen immer noch gerechnet werden musste.

Weinbrenners „Bemerkungen“ auf Tullas Kritik tragen das Datum vom 16. November 1813, nachdem bereits am 9. der Befehl vom Festungskommandanten zur Abtragung des Dorfes ergangen war.<sup>44</sup> Die politischen Ereignisse machten die gesamte Planung hinfällig. Die Entscheidung der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. Oktober 1813 war zugunsten der Alliierten gefallen, doch Baden wechselte erst am 20. November die Seite. Die Blockade und Belagerung Kehls dauerten noch bis zum 2. Mai 1814. Erst dann zogen die Franzosen ab, nicht ohne Dorf Kehl wiederum in Trümmern zurückzulassen. Die Zerstörung wurde folgendermaßen dargestellt, als 1817 Abgesandte des Dorfes beim Ministerium für auswärtige Angelegenheiten um eine Unterstützung nachsuchten: *„Die Franzosen haben im Jahr 1813 bei dem Herannahen der Alliierten die Häuser zu Kehl und zum Theil mit solcher Eile niederreißen und zerstören lassen, daß nicht einmal alle darin befindlichen Geräthschaften gerettet werden konnten. Diejenige Eigenthümer, welche auf submission gebaut hatten, welche sich gegen Frankreich seiner Zeit verbindlich gemacht hatten, im Fall des Herannahens der Feinde ihre Häuser ohne eine Entschädigung dafür zu verlangen, niederreißen erhalten von Frankreich gar keinen Ersatz. In einer etwas günstigeren Lage befinden sich die übrigen Eigenthümer, indem man die Etats über ihren erwiesenen Verlust von ohngefähr 100,000 fl., welcher freylich dem wirklichen nicht gleichkommt, der Grosherzoglichen Gesandtschaft zu Paris zugefertigt hat, um die Bezahlung desselben, nach vorangegangener Liquidation zu verlangen ...“*<sup>45</sup>

Noch vor dem Pariser Frieden am 30. Mai 1814, der die Rückgabe von Festung und Stadt Kehl an Baden festschrieb, begannen die in der Umgebung untergekommenen Bewohner von Dorf Kehl wieder auf ihren alten Grundstücken Häuser zu errichten. In einem Schreiben Tullas an den „ver-



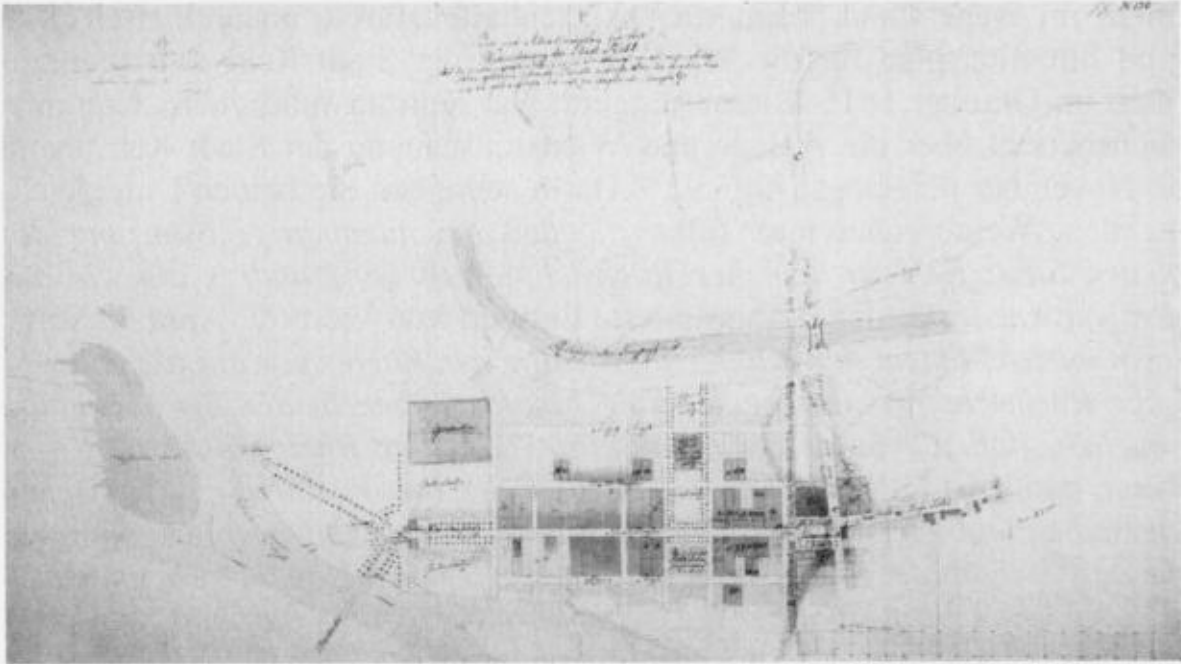


Abb. 9: F. Weinbrenner, G. Tulla, „Bau und Situationsplan für die Wiedererbauung der Stadt Kehl ... aufgenommen im October 1815 Lorenz jünger“, Bleistiftzeichnung mit Eintragungen in Tusche farbig aquarelliert, M.: 1:2000, 57 × 102 cm, GLA H Kehl/1

ehrtesten Freund“ Weinbrenner vom 16. Mai heißt es: „Die Bewohner des Dorfes Kehl scheinen indessen gar nicht abwarten zu wollen, bis ein Plan entworfen ist, sondern fangen die Kreuz und die Quer zu bauen an, wie ich vernommen habe. Soll das Dorf Kehl wiederum auf die selbe Stelle gesetzt werden, so wäre es wirklich sehr zweckmäßig die Straße der Stadt, durch das ganze Dorf zu verlängern und so die Stadt und das Dorf zu einem Ganzen zu verbinden.“ Tulla bittet Weinbrenner „... höhern Orts die geeignete Anzeige zu machen ...“ und um „... recht bald Nachricht hierher, was nun bey Kehl getan werden soll“.<sup>46</sup>

Daraufhin wurde zunächst vom Finanzministerium die Erlaubnis an alter Stelle zu bauen erteilt, die jedoch bereits im Juli wieder zurückgenommen wurde, „... indem die Lage in Kehl selbst noch zu wenig entschieden ein andern Platz aber für die neue Anlage bereits sicherer erachtet worden ist ...“<sup>47</sup>

### Der endgültige Wiederaufbauplan 1815/16

Erst im Oktober 1815 erhielten Weinbrenner und Tulla den Auftrag, die notwendigen Voruntersuchungen in Kehl zu unternehmen, nachdem unter der Leitung Tullas bis Mitte Juni des Jahres die Feste Kehl nun endgültig geschleift worden war, so dass einem Plan für den Wiederaufbau nichts

mehr im Wege stand.<sup>48</sup> Ein eher skizzenhafter, farbig aquarellierter „Bau und Situationsplan für die Wiedererbauung der Stadt Kehl ... aufgenommen im Oktober 1815 Lorenz jünger“, war dem ausführlichen „Commissionsbericht über die Anlage und Wiederaufbauung der Stadt Kehl“ vom 9. November beigelegt (Abb. 9).<sup>49</sup> Darin schreiben die beiden Unterzeichnenden, Weinbrenner und Tulla: „... daß die nunmehrige Situirung der neuen Stadt Kehl in mancher Rücksichtnahme ganz anders als wie das Projekt von 1802 (der 2. abgeänderte Entwurf von Vierordt. Anm. d. Verf.) seyn müsste, indem der senkrechte Ansturz des Rheins sowohl als militärische Rücksichten einige bedeutende Abänderungen in der Art notwendig machen, daß die Stadt etwas entfernter von der Rheinbrücke zu liegen komt, damit im Fall der Noth die Passage der Brücke durch eine, zwischen derselben und der Stadt anzulegenden Batterie verwahrt werden könne ohne daß deshalb die zunächst an der Stadt gelegenen Häuser (wie es seit 20 Jahren schon einige mal der Fall war) demolirt werden dürfen.“ Die Angst vor dem „Feind“ war also noch immer nicht überwunden.

Folgende Vorschläge gehen wohl auf den Wasser- und Straßenbauingenieur Tulla zurück: Der „zusehr gekrümmte“ und versumpfte Kommandantengraben soll eingeebnet und durch einen geraden Abzugskanal ersetzt werden, der auch die Grenze zum Dorf Kehl bezeichnen soll. Zusätzlich soll die im Norden der Stadt vorbeifließende Kinzig begradigt und eine neue Brücke darüber errichtet werden. Die Straße nach Dorf Kehl soll wieder hergestellt und in ihrer Führung vereinfacht werden. Die für diese Arbeiten benötigten 7–8000 f sollen aus dem Rheinbrückenzoll und dem Erlös wiederverwendeten Steinmaterials bestritten werden.

Und weiter heißt es: „... haben wir den anliegenden Bauplan nach obenerwähnter Situirung auf die Ausdehnung einer mittelmäßigen Provinzial und Handelsstadt ... entworfen“. Der Marktplatz rückt nach Osten, näher an das Dorf Kehl. Darauf sind, wie schon in Weinbrenners erstem Plan von 1801, die öffentlichen Gebäude vorgesehen: Rathaus, Kirche, Pfarr- und Schulhäuser. „Da dieser Hauptplatz nicht allein für die Wochen und Jahrmärkte dienen soll, sondern die Kehler Bürger auch zu einem zukünftigen Viehmarkt zu haben wünschen, so möchte derselbe zugleich als Promenade mit Bäumen zu umpflanzen seyn, was zu dem Ansehen der Stadt und zu dem Gebrauch dieses Platzes sehr viel beytragen würde.“

An beiden Enden der Hauptstraße soll die Stadtgrenze durch jeweils ein Tor markiert werden. Am Kommandantengraben war bereits „vor einigen Wochen von Kehler Einwohnern ein steinernes Stadthor ... als östliche Grenze der Stadt“ errichtet worden. Am Torplatz zwischen Dorf und Stadt ist auch das zukünftige Posthaus vorgesehen. Am westlichen Ausgang in der Nähe der Rheinbrücke nach Straßburg soll das „Rheinthor“ mit Zoll-, Waaghaus und einer Kaserne für etwa 60–100 Mann errichtet werden. Zwei große mit Baumalleen gesäumte Plätze innerhalb und außerhalb der

CopiaLit B

Baugesetze  
die bey der Wiederaufbauung der  
Stadt Kehl zu befolgen und  
zu befolget werden  
sind.

1. Vollen in die Hauptstraßen je  
etwa fünf gegen die feineren Straßen  
keine niedrigeren als zwölf Fuß hoch,  
höchste Häuser nicht über sieben  
und die Fassade der einseitigen  
Gebäude nur in den Straßen  
erbauet sein.
2. Alle Häuser von einander in der  
Hauptstraße, sind auf dem Markt,  
gleich an Länge und weite  
einander, sechs zu zwölf eine front  
länge von achtzig Fuß bis fünf  
für die Gebäude abgemessen,  
eine als Kapital von circa  
40-5000  $\text{fl}$  bezahlt sein.  
Die andere etliche zu den in der  
Hauptstraße an kleinen Gassen  
Häusern haben, müssen ja doch nicht  
eine drei Fuß für ein Fuß hoch  
über den <sup>höchsten</sup> ~~höchsten~~ <sup>höchsten</sup> ~~höchsten~~ Fuß  
haben und ein Fuß sein.
3. Für jedes Hofgebäude muß  
eine für die Hofmaße die  
Beschreibung gegeben werden. Das  
selbe muß dieselbe Maß  
in der Hauptstraße sein.

Abb. 10: F. Weinbrenner, G. Tulla, „Baugesetze die bey der Wiederaufbauung der Stadt Kehl zu beachten und zu befolgen sind.“, 9. November 1815, GLA 422/869

Stadt sollen den Aufenthalt von wartenden Fuhrwerken ermöglichen. Der halbkreisförmige Platz vereinigt die aus den verschiedenen Richtungen einmündenden Straßen. Für den Ettlingertor-Platz in Karlsruhe hatte Weinbrenner einige Jahre zuvor ein ähnliches Konzept entwickelt.<sup>50</sup>

### *Die Baugesetze*

Diesem ersten Bauplan, in dem die alte Bebauung dunkelgrau, rot die bereits vergebenen und gelb die noch zu vergebenen Bauplätze angegeben sind, liegt ein Verzeichnis der ersten 39 „Baulustigen“ bei, außerdem 21 „Baugesetze die bey der Wiedererbauung der Stadt Kehl zu beobachten und befolgen sind“ (Abb. 10).<sup>51</sup> Darin wird in Artikel 1 die Bauhöhe an den Hauptstraßen und freien Plätzen auf zwei- oder mehrstöckig festgesetzt, eingeschossige Gebäude dürfen nur in den Nebengassen errichtet werden. An der Hauptstraße muss jedes neue Haus eine Frontlänge von mindestens 40 Fuß haben, ausgenommen sind jedoch die Hauseigentümer, die vorher ein kleineres besessen haben. Aus gesundheitlichen Gründen darf die lichte Stockwerkshöhe der Wohnhäuser an der Hauptstraße und an den Plätzen nicht unter 10 Fuß (3 m) liegen. *„Nach der in Kehl angenommenen Bauart dürfen zwar die Façaden gegen die Straßen und an der hintern Seite ganz von Holz, oder auch zur Hälfte von Stein aufgeführt werden; für das Ansehen der Stadt müssen jedoch die vordern Façaden anständig und ohne Nachteil für den Nachbar erbaut, und deshalb ohne Vorsprünge und vorragende Anhänge decorirt werden.“* 60 Fuß breite oder zwei kleinere aneinanderstoßende Gebäude müssen eine Toreinfahrt zum Hof aufweisen, sofern dieser nicht über eine Nebengasse für die Feuerspritze zugänglich ist. Eingangstrepfen dürfen höchstens 2 Fuß in das Trottoir hineinragen. Weitere Vorschriften betreffen die Bauweise, Brandgiebel und die handwerkliche Bauausführung. Zum Abschluss schreiben Weinbrenner und Tulla die Verwendung eines einheitlichen Maßsystems vor, das bis dahin keineswegs üblich war. *„Endlich soll gegen alle Irrungen und wegen den verschiedenen in Kehl statt habenden Maasen der neue Werkschu, wovon 10' die Länge einer Ruthe, 100 Quad. Fuß eine Quad. Ruthe und 400 Quad. Ruthen einen Morgen geben, daselbst gesetzlich für alle Vermessung des Terrains und der Gebäude allgemein angenommen werden.“* Damit wurde das seit 1810 propagierte badische Maßsystem, das sich am französischen metrischen System orientierte, für Kehl verbindlich.

In einem Nachtrag vom 3. Januar 1816 wurde jedoch der Passus in Artikel 2 *„... wo es heißt, daß ein jeder welcher in der Hauptstraße oder auf dem Marktplaz eine Baustelle verlangt wenigstens 4–5000 f besitzen müsse ...“* auf Bitte des Innenministeriums gestrichen und darüber hinaus die Erbauung eines gesonderten Brückenzollhauses an der Rheinbrücke angeordnet. Vom Kriegsministerium wurden eine ebenfalls vom Rheintor



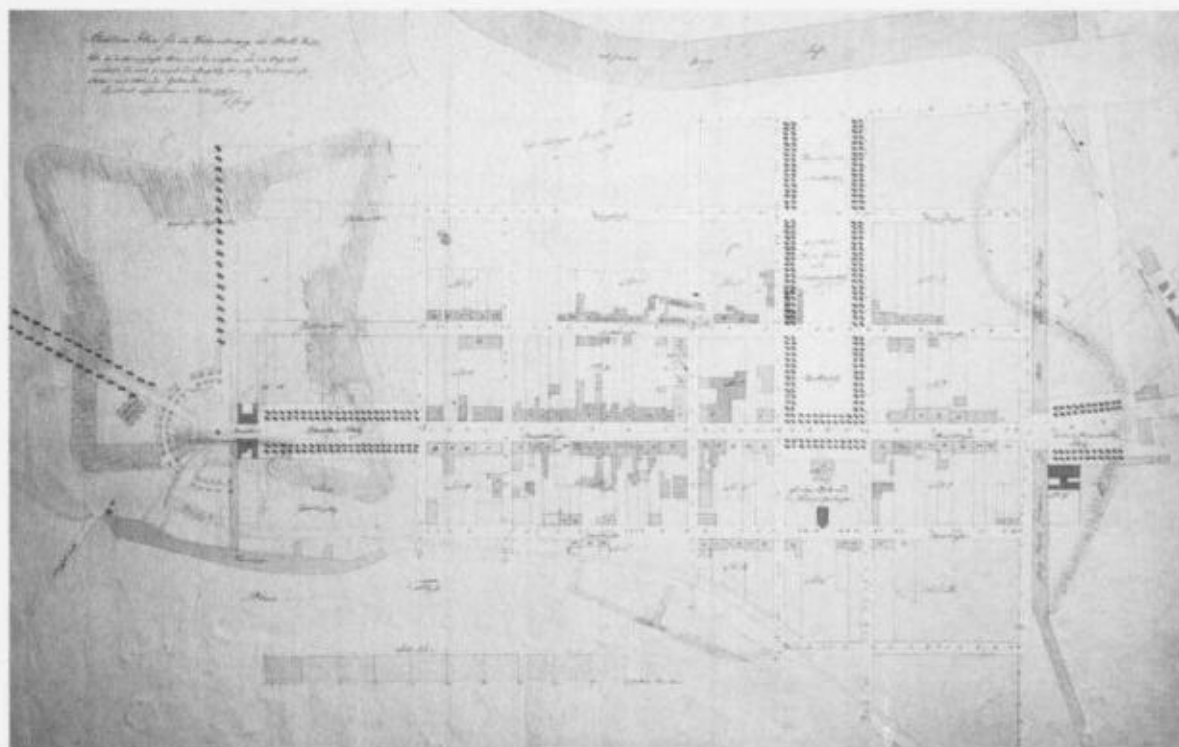


Abb. 11: F. Weinbrenner, „Situationsplan für die Wiedererbauung der Stadt Kehl ... Copirt und aufgenommen im Jahr 1816 par F. Frinz“, farbig aquarellierte Tuschzeichnung mit Festung und ehem. Kommandantengraben in Bleistift, M.: 90 Ruthen, 10 R. = 2,9 cm, 61,5 × 97 cm, GLA H Kehl/5a

unabhängige Kaserne für 150 Mann sowie ein Bauplatz für ein Kommandantenhaus verlangt.<sup>52</sup>

Für die Durchführung des Bauplans und Einhaltung der Baugesetze schlugen Weinbrenner und Tulla den Architekten Friedrich Frinz vor, der im Jahr zuvor seine Abschlussprüfungen an der Weinbrennerschen Bauerschule abgelegt hatte: „Da es aber sehr nothwendig ist daß in Kehl ein besonderer Architekt wenigstens auf einige Zeit aufgestellt werde, der diese Baugesetze durch Aufstellung einzelner zweckmäßiger Plane in Ausübung bringe, und den Bauenden, welche gegenwärtig auf eine abscheuliche Art ihr Geld durch schlechte Bauplane verschwenden, andern Baurisse entwerfen kan, so wollten wir zugleich gehorsamst darauf anfragen daß etwa der Architekt Frinz gegen die Gebühr von täglich 3 f dahin abgesandt und daß derselbe für die vom und am Ende der Baugesetze erwähnte Zwecke Art: 19 in Kehl provisorisch angestellt werde, indem die Anlage einer neuen Stadt wie Kehl viel zu wichtig ist als daß man die Ausführung der einzelnen Gebäude dem blosen Zufall und der einseitigen Kenntniß der Handwerksleute überlassen.“<sup>53</sup>

Frinz wurde am 16. Januar 1816 als verantwortlicher Architekt für die Wiedererbauung Kehls eingestellt. Sein Aufgabengebiet, in einer „Instruc-

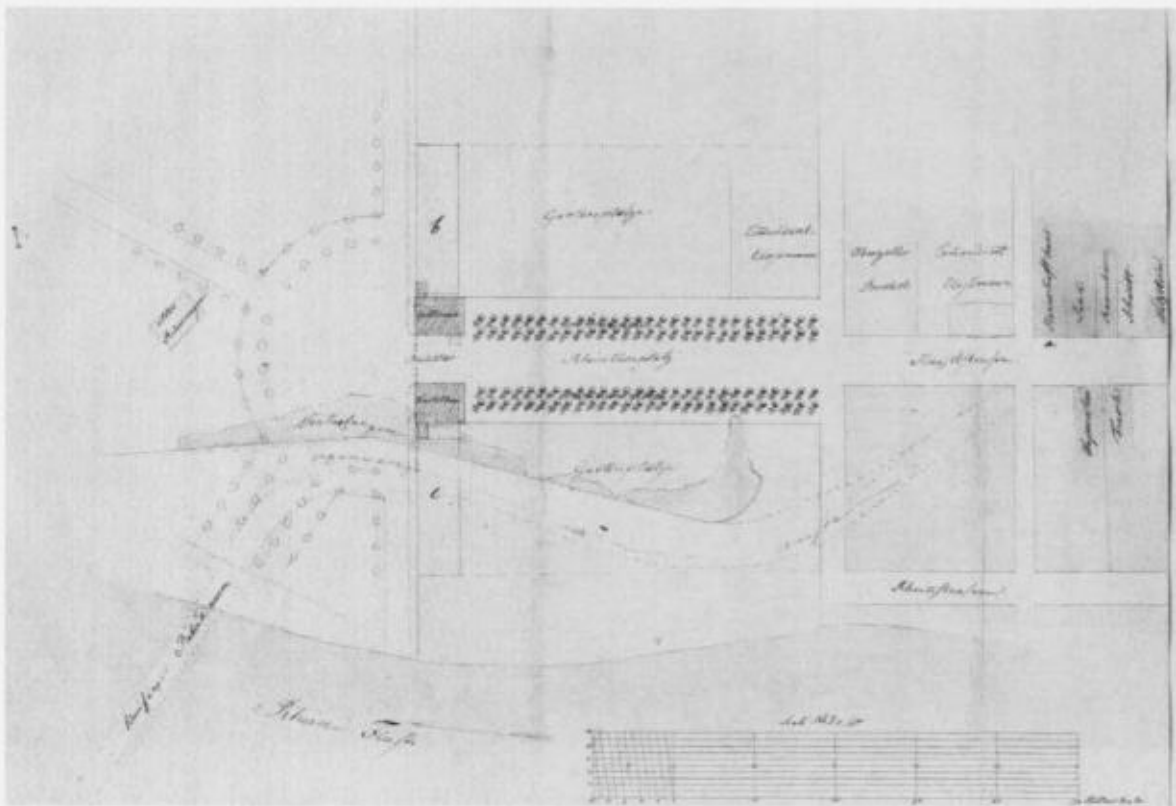


Abb. 12: Ausschnitt aus dem Kehler Bauplan mit Rheintor, Zoll- und Wachthaus, Rheintorplatz, Beginn der Hauptstraße mit den Namen der Grundstückseigentümer und Haus des Kommandanten v. Clossmann, das sog. „Weinbrenner-Haus“, 1816, farbig aquarellierte Tuschzeichnung, M.: 50 Ruthen B.a.M., 10 R. = 2,7 cm, 32,5 × 43 cm, GLA 422/866.

tion“ festgehalten, umfasste in Zusammenarbeit mit Ingenieur Beisenherz das Nivellement des Stadtterrains, die Absteckung der 50 Schuh breiten Haupt- und 35 bis 40 Fuß breiten Quergassen, der Hausplätze, die Begutachtung der Baupläne, die er „... nöthigenfalls mit Rücksicht auf Bequemlichkeit, Solidität und Schönheit zu corrigiren, besonders aber darauf zu wachen, daß durch schlechte Construction der Handwerksleute kein Haus verpfuscht, oder überflüssiges Holz und andere Materialien dabei verwendet werden.“<sup>54</sup> Das schreibt der gelernte Zimmermann Weinbrenner, der bereits 1806 seine Ansichten „Über Holzersparnis“ niedergelegt hatte.<sup>55</sup> Nach Artikel 20 der Baugesetze waren die Baupläne einer besonderen Kommission zur Genehmigung vorzulegen, bei künstlerischen Fragen jedoch der Karlsruher Baukommission unter Oberbaudirektor Weinbrenner. Entsprechend erging eine „Instruction für die Wasser und Strassenbau Inspektion Neufreystätt, die Anlage der Stadt Kehl betr.“, von Ingenieur Tulla unterzeichnet.<sup>56</sup> Sie betrafen die Begradigung des Kommandantengrabens, die Anlage der Straßen und Gassen und deren Gefälle, den Bau der Dämme von Kinzig und Rhein, die Führung der Schutter.

Aus dem „Verzeichnis der Baulustigen und deren Hausplätze in der neuen aufzubauenden Stadt Kehl“, 40 an der Zahl, geht hervor, wer sich anzusiedeln gedachte. Länge der Gebäude und Tiefe der Plätze an der Hauptstraße sind angegeben, woraus sich die Grundstücksgrößen ermitteln lassen. Die größte Gebäudelänge von 120 Fuß beanspruchte Kommandant Clossmann bei einer Grundstückstiefe von etwa 230 Fuß; das kleinste Grundstück ist das eines Tagelöhners von 32 Fuß Gebäudelänge bei halber Grundstückstiefe von etwa 115 Fuß. In dieser Hauptverkehrszone lassen sich in der Mehrzahl Kaufleute und Wirte nieder, aber wie auch in den Nebengassen Handwerker, wie Nagelschmiede, Schlosser, Schuhmacher und Schneider. Zwei Apotheker sind ebenfalls vertreten.

Ende März wandte sich Frinz an die von Weinbrenner, Fischer, Frommel und Arnold geleitete Karlsruher Baukommission zur Lösung von Problemen grundsätzlicher Art. Wie war zu verfahren, wenn schon zum Aufschlagen fertige Häuser auf alten Grundmauern in die neue Straßenflucht der Haupt- und Marktstraße hineinragten? Wie war über den Bau von Brandgiebeln zu entscheiden, wenn neue Häuser neben alten errichtet werden sollten, wie über nach dem neuen Nivellement zu tief liegende alte Häuser, wie über zu niedrige Stockwerkshöhe unter 10 Fuß im Lichten bei alten an der Hauptstraße liegenden Gebäuden? Frinz erhielt klare Anweisungen der Baubehörde: Die Straßenbreite von 40 Fuß für die Nebengasse war unbedingt einzuhalten; Häuser die bereits vor dem Inkrafttreten der Baugesetze vorgefertigt waren, erhielten eine Ausnahmeregelung, während bei Neubauten die Bestimmungen absolut einzuhalten waren.<sup>57</sup> Eine Anfrage an die Baukommission vom 19. Juli 1816 betraf auch das Haus des oben erwähnten Kommandanten Clos(s)mann, der darum bat, sein bis auf das Dach vollendete Haus mit einem Walmdach und eine unüberbaute Einfahrt aufführen zu dürfen *„und blos mit einem anständig decorirten Thor zu versehen, wodurch sein Haus wieder mit dem in diesem Quadrat gebaut werdenden Gebäuden in Verbindung gesetzt wird.“*<sup>58</sup> Ein heute nicht mehr vorhandener Plan, vermutlich von Frinz, war zur Erläuterung beigelegt. In dem von Weinbrenner, Fischer und Arnold unterzeichneten Antwortschreiben wird dem Vorhaben zugestimmt, da es den für Kehl aufgestellten Baugesetzen nicht widerspräche, sofern er mit seinem Nachbarn einen Brandgiebel errichtete. Die genaue Lage des Hauses geht aus einem von Frinz gezeichneten Lageplan hervor (Abb. 12).<sup>59</sup> Es steht heute noch an der Hauptstraße: das so genannte „Weinbrenner-Haus“ (Abb. 16).

Von Frinz *„Copirt und aufgenommen im Jahr 1816“* ist der bekannte Kehler Stadtplan mit genauen Eintragungen der vorhandenen und zukünftigen Anlagen: *„... die dunkel angelegte Stellen sind die vergebene, und die blaßroth angelegte die noch zu vergebende Bauplätze und die ganz dunkel angelegte Stellen sind noch stehende Gebäude ...“* (Abb. 11)<sup>60</sup> Die Straßen sind, wie die „Instruction“ vorschreibt, mit Namen versehen; parallel zur

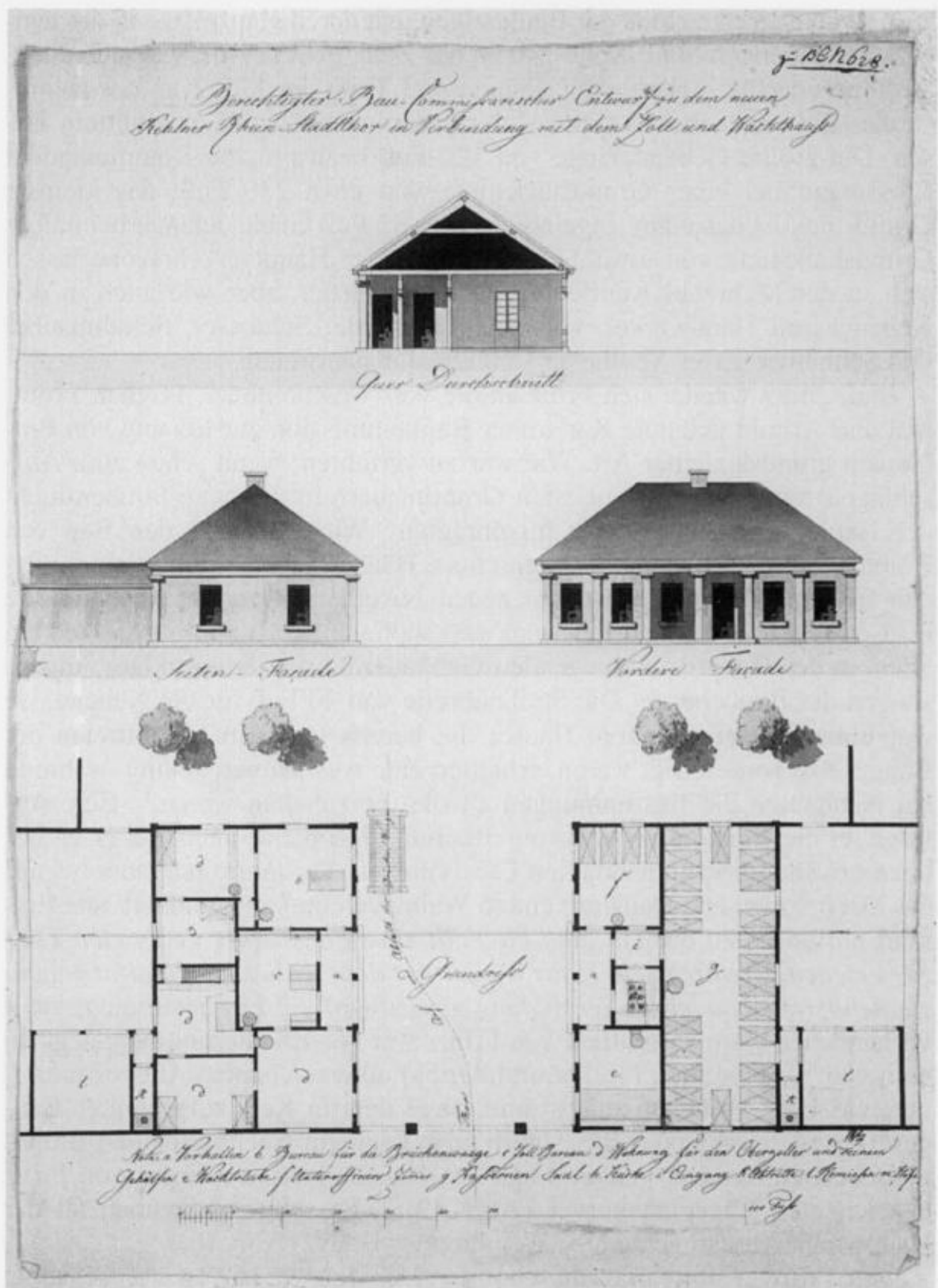


Abb. 13: F. Weinbrenner, „Berichtigter Bau-Commissarischer Entwurf zu dem neuen Kehlner Rhein-Stadthor in Verbindung mit dem Zoll und Wachthaus“, Schnitt, Ansichten und Grundrisse, 1816, farbig aquarellierte Tuschzeichnung, M.: 100 Fuß, 10 F. = 1,9 cm, 46,4 × 34,3 cm, GLA 422/866



Hauptstraße heißen sie nun Kinzig-, Markt- und Rheinstraße. Mit Bleistift ist die ehemalige Festung einskizziert, sowie der alte gekrümmte Verlauf des Kommandantengrabens neben dem neuen begradigten. Dazwischen ist bereits die Lage der zukünftigen Kaserne am mit Baumalleen bestandenen Post- und Kommandantenplatz zu erkennen. Das heute verschwundene Gasthaus Rehfus bildet im Südosten den optischen Abschluss der Hauptstraße, am entgegengesetzten Ende das Rheintor mit Wacht- und Zollhaus, wofür Frinz einen Entwurf anfertigen sollte.<sup>61</sup> Bereits im Juni konnte er der Baukommission melden, dass er die Pläne samt Kostenvoranschlägen eingereicht habe, der Platz innerhalb des Rheintors zwischen den Gartenplätzen mit Platanen bepflanzt worden sei und der Kommandantengraben zwischen Dorf und Stadt Kehl im Spätjahr begradigt werde. Im Wesentlichen ist dieser Stadtgrundriss auch heute noch ablesbar ...

#### *Weinbrenners Entwurf zum Rheintor 1816*

Der Entwurf von Frinz „zu dem Kehler Rheinthor mit Zoll- und Wacht- haus“ wurde vom zuständigen Kinzigkreisdirektorium in Offenburg der Karlsruher Baukommission vorgelegt. Dem Gutachten „... daß nach unserm Dafürhalten, das Zoll und Wachth. nach dem Frinzschen Plan etwa wohlfeiler, zweckmäßiger und anständiger zu erbauen seyn möchte, ...“ fügte die Baukommission einen eigenen von Weinbrenner signierten Entwurf hinzu (Abb. 13).<sup>62</sup> Es ist dies eines der wenigen Bauprojekte, das Haus für den Kommandanten Closmann gehört dazu, bei dem eine direkte Beteiligung Weinbrenners als oberste Instanz in baukünstlerischen Fragen bei einem Kehler Bauvorhaben nachgewiesen werden kann.

Die Zeichnung zum Baukommissionsbericht vom 11. Juni 1816 zeigt zwei schlichte, sich gegenüberstehende, eingeschossige Gebäude, das linke für das Zollbüro, Brückenwaage und Wohnung des Zollbeamten, das rechte als Kasernengebäude für die geforderten 60 Mann ausgelegt. Deutlich ist im Querschnitt, auch an den geringen Wandstärken, zu erkennen, dass die im Grundriss etwa 40 × 60 Fuß (12 × 18 m) messenden Häuser in verputztem Holzfachwerk errichtet werden sollten. Die farblich angelegte Kopie der Zeichnung zeigt grau-gelben Putz mit rot-braunen Ziegeldächern, was den Vorstellungen des obersten Architekten entsprach. Die an den Hauptfassaden und den Ecken verwendeten Pilaster sollen wohl ein steinernes Gebäude andeuten. Am 8. September 1816 lag ein zweiter überarbeiteter Entwurf mit einem Kostenvoranschlag von Frinz vor, in dem er Weinbrenners symmetrische Hauptfassade aufnahm.

Überlegungen, ein unabhängiges Kasernengebäude für 100–150 Mann in Verbindung mit einer Wohnung für den Kommandanten zu errichten, wurden schon im Dezember 1815 von Tulla und dem Kriegsministerium angestellt.<sup>63</sup> Aber erst im Frühjahr 1817 wurden neue Pläne für ein

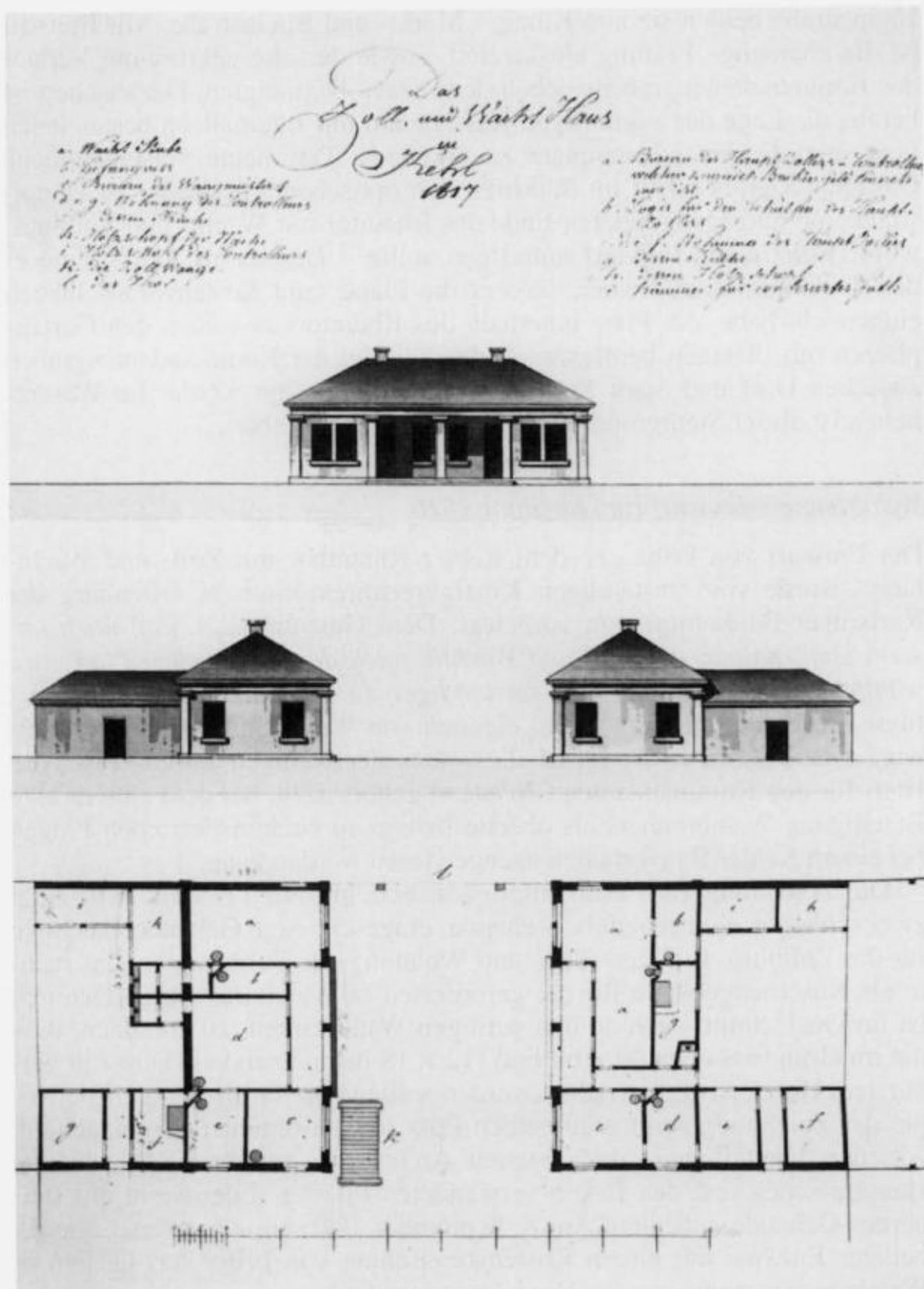


Abb. 14: F. Arnold(?), „Das Zoll- und Wacht Haus zu Kehl 1817“, Duplikat des genehmigten Plans. Ansichten und Grundrisse, farbig aquarellierte Tuschzeichnung, M.: 90 Fuß, 10 F. = 2 cm, 50,5 × 34,7 cm, GLA 422/866

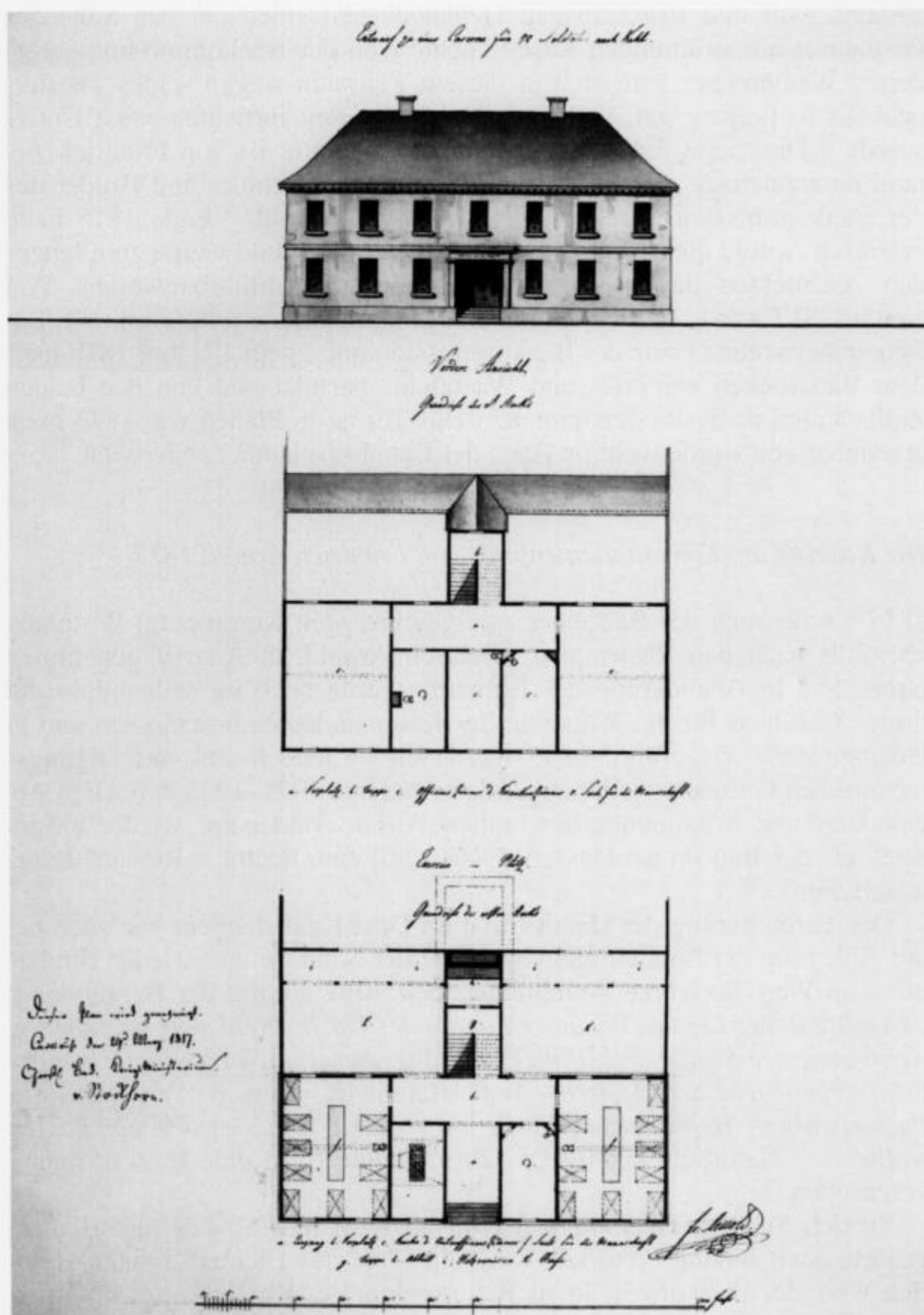


Abb. 15: F. Arnold, „Entwurf zu einer Caserne für 72 Soldaten nach Kehl“, Vorderansicht und Grundrisse des 1. und 2. Stocks, farbig aquarellierte Tuschezeichnung, M.: 100 Fuß, 10 F. = 1,5 cm, 51,5 × 34,3 cm, GLA 422/868

„Wacht, Zoll und Brückenwaag Gebäude“ und einen „in der Nähe des Posthauses aufzuführenden Kasernenbau“ von der Baukommission gefordert.<sup>64</sup> Weinbrenner hielt sich in diesem Zeitraum wegen seines Theaterneubaus in Leipzig auf, und deshalb fehlt in den Berichten seine Unterschrift.<sup>65</sup> Die vierte Entwurfsvariante zum Rheintor ist von Friedrich Arnold unterzeichnet, ebenfalls einem Weinbrenner-Schüler und Bruder des der Baukommission angehörenden Christoph Arnold.<sup>66</sup> Ende 1815 hatte Friedrich Arnold die Militärlaufbahn eingeschlagen und wurde zum leitenden Architekten des großherzoglich badischen Militärbauwesens. Am 1. Juni 1817 wurde schließlich die Baugenehmigung erteilt (Abb. 14). Ein Jahr später konnte Frinz der Baukommission unter dem 13. Juni 1818 melden: Bauarbeiten am Zoll- und Wachthaus beendet und von den beiden Zollbeamten in Besitz genommen.<sup>67</sup> Das Tor ist in Plänen von 1843 noch erkennbar und wurde wohl im Zuge der Bahnhofsplanung abgerissen.

#### *Die Kaserne am Kommandantenplatz von Friedrich Arnold 1817*

1817 wurde auch der Bau einer zweigeschossigen Kaserne am Postplatz, ebenfalls nach den Plänen von Friedrich Arnold, in Angriff genommen (Abb. 15). In Abänderung des Entwurfs wurde noch im selben Jahr ein drittes Geschoss für die Wohnung des Kommandanten beschlossen und in Holzbauweise ausgeführt. 1869 wurde dieses jedoch aus verteidigungstechnischen Gründen wieder abgetragen und erst 1921–1923 durch den Architekten und Weinbrennerbiographen Arthur Valdenaire wieder aufgesetzt, als der Bau im neoklassizistischen Stil zum heutigen Rathaus I verändert wurde.<sup>68</sup>

Der Verbreiterung der Hauptstraße im Dorf Kehl standen, wie auch bei der Anlegung der Straßen und Gassen in der Stadt, immer wieder Hindernisse im Weg. So lehnte Weinbrenner eine Bitte ab, mit der Begründung: „*Es wäre daher bei der Wiedererbauung des Dorfes Kehl sehr nachtheilig, wenn man der Straße selbst, nicht die angemessene Normalbreite von 60 Schu geben, und den Andreas Weiß (Bärenwirt. Anm. d. Verf.) und des Postverwalters Heßlöhlsche Wittib um 8 Schu weiters vorbauen lassen wollte; ...*“ Natürlich war für das abzutretende Land eine Entschädigung vorgesehen.<sup>69</sup>

Zu den Schülern Weinbrenners, die in Kehl ihre Spuren hinterließen, gehörte auch Johann Friedrich Voss, ein Sohn des Dichters Johann Heinrich Voss, der 1820 die Stelle als Bauinspektor des Kinzigkreises in Offenburg antrat.<sup>70</sup> Er ist der Erbauer der Christuskirche im Dorf Kehl, für die Frinz bereits 1818 einen Entwurf angefertigt hatte. Die Karlsruher Baukommission beurteilte die Gesamtanlage mit Pfarr- und Schulhaus in einem von Weinbrenner, Fischer, Frommel und Arnold unterzeichneten





Abb. 16: Das sog. „Weinbrenner-Haus“ in der Hauptstraße, Aufn. d. Verf.

Gutachten als „ein schönes Ganze angeordnet“ und empfahl „mit weniger Abänderung“ den Frinzschen Kirchenentwurf zur Ausführung.<sup>71</sup> Ausgeführt wurde jedoch ab 1822 der Entwurf von Voss.

Die beiden Arnolds, Voss und Frinz, die direkt oder indirekt eine Rolle beim Wiederaufbau Kehls spielten, gehörten zu den Schülern Weinbrenners, die ganz im Sinne des Lehrers bauten und daran festhielten. Durch ihren Einsatz in Schlüsselpositionen gelang es Weinbrenner, seine Ideen auch in den entfernteren Landesteilen sogar außerhalb Badens durchzusetzen. Zu einer jüngeren Generation von Schülern zählen Heinrich Hübsch, Weinbrenners Nachfolger im Amt, und Friedrich Theodor Fischer, Architekt der Kehler Friedenskirche.<sup>72</sup> Der im neugotischen Stil 1847–1851 auf dem Marktplatz, jedoch nicht auf der von Weinbrenner vorgesehenen Stelle, errichtete Bau macht die Abkehr der jüngeren Generation von Weinbrenners Klassizismus deutlich, die Hübsch mit seiner programmatischen Schrift „In welchem Style sollen wir bauen“ 1828 begründet hatte.

Der vorliegende Aufsatz ist die erweiterte Fassung eines Teilaspekts des Vortrags „Friedrich Weinbrenner (1766–1826) – Vom Zimmermann zum Oberbaudirektor“, den die Autorin im Rahmen der Vortragsreihe „Große Baumeister unserer Region und ihre Werke“ am 18. Januar 2001 in Kehl gehalten hat.

## Anmerkungen

- 1 GLA Abt. 207/56a, 29. März 1801. – Müller starb am 19. April 1801. Weinbrenner wurde am 8. Juni zum Baudirektor befördert
- 2 GLA 207/56
- 3 Vierordt, Carl Christian (1744–1812): 1772 eingestellt im Bauamt als Ingenieur für Vermessung, Brücken- und Straßenbauwesen im neuen Landesteil, auch als Architekt tätig. 1777 erhält er die zuständige Aufsicht über die dortige Wasserbauverwaltung. 1792 Hauptmann, 1798 Major, 1803 zum Oberstleutnant, 1806 zum Oberst befördert. Ab 1807 Oberdirektor des Wasser- und Straßenbaus, 1808 Generalmajor und Chef des Ingenieurdepartements. Zit. nach Leiber, Gottfried: Friedrich Weinbrenners städtebauliches Schaffen für Karlsruhe. Teil I: Die barocke Stadtplanung und die ersten klassizistischen Entwürfe Weinbrenners. Karlsruhe 1996, 99, Anm. 366 – GLA 207/56a, 29. März 1801
- 4 Die Entwürfe für den Karlsruher Marktplatz und Gernsbach sind u. a. abgebildet in: Valdenaire Arthur: Friedrich Weinbrenner – Sein Leben und seine Bauten. Karlsruhe 1926<sup>2</sup>, Abb. 6, Abb. 39 und Abb. 72; siehe auch: Weinbrenner, Friedrich (1766–1826). (Ausstellungskatalog) Karlsruhe 1977, Abb. 75, Abb. 76 und Abb. 82, Abb. 83. Zum Karlsruher Marktplatz siehe auch: Leiber a.a.O.
- 5 GLA 207/56a, 17. Juni 1797
- 6 GLA H Kehl/10
- 7 GLA G Kehl/15. – GLA 207/56c, 6. April 1801: Die im Bericht Vierordts gemachten Angaben beziehen sich auf diesen Plan
- 8 GLA 207/56a, 14. Mai 1802
- 9 GLA 207/56b, 21. Mai 1801 u. 207/56a, 27. Mai 1801
- 10 zit. nach: Gachot, Henri: Kehl, faubourg de Strasbourg sous le Premier Empire. In: L'Annuaire des Amis du Vieux-Strasbourg, Strasbourg 1974, 151
- 11 GLA H Kehl/3; 207/56c, 5. u. 11. April 1801. – Vierordt hatte auf Anordnung vom 5. März 1801 von Geometer Steiner eine Bauaufnahme des zerstörten Dorfs anfertigen lassen: GLA H Kehl/2, GLA 207/56b, 24. Jan. 1812
- 12 GLA 207/56a, 29. Mai 1801
- 13 GLA 207/56b, 6. Juni; 207/56c, 6. Juni; 207/56a, 8. Juni 1801
- 14 GLA G Kehl/11; 207/56b, 20. April 1802
- 15 GLA G Kehl/11 ist mit „Lit. A“ bezeichnet; 207/56a, 14. Mai 1802
- 16 GLA 207/56c, 22. April 1802
- 17 GLA H Kehl/16; 207/56a, 4. Juli, 30. Juli, 30. Aug. 1802
- 18 GLA G Kehl/13 u. 14; vgl. H Kehl/10 (Plan Müller/Weyhing)
- 19 „Weinbrenner's Wercke (in Skizen) gesammelt von D. Schumacher“ im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe, aufbewahrt, enthält vor allem Nachzeichnungen von 88 Bauten und Entwürfen des Architekten. Die Blätter sind wahrscheinlich um die Mitte des 19. Jh. entstanden
- 20 GLA 207/56a, 30. Juli, 9. Aug., 28. Aug., 23. Nov. 1802
- 21 GLA 207/56c
- 22 GLA 207/56i, 26. April 1807
- 23 Eine Skizze der Karlsruher Illuminationen befindet sich im Schumacherschen Skizzenbuch. Dazu: Lankheit, Klaus: Friedrich Weinbrenner und der Denkmalskult um 1800. In: Schriftenreihe d. Inst. f. Gesch. u. Theorie d. Architektur, Bd. 21, Basel–Stuttgart 1979, 90 ff.
- 24 Zit. nach Lankheit a.a.O., 100 ff.

- 25 Relations des fêtes données par la ville de Strasbourg à leurs Majestés Imperiales et Royales les 22 et 23 janvier 1806 à leur retour d'Allemagne. Strasbourg 1806. Der Architekt des Triumphbogens war Pierre Valentin Boudhors
- 26 GLA 207/56k, 14. Okt. 1807. – Tulla, Gottfried (1770–1825), Ingenieur. Schüler des engl. Ing. Burdett u. der Bergakademie Freiberg. 1774 Studienreise nach Holland. Seit 1797 Ingenieur für die vormals markgräfl. baden-badensche Landesteile. Seit 1803 Oberingenieur im Ingenieur Departement mit dem Titel „Hauptmann“ (später Oberst). Regulierung des Oberrheins (1818 beg. erst 1872 nach T. Plan voll.). (Thieme, Ulrich/Becker, Felix: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler. Leipzig 1907–1950). – Beisenherz, Karl (?–1827) Ingenieur, 1805 Rheinbauinspektor, 1819 Wasser- und Straßenbauinspektor. Personalakte GLA 76/583
- 27 GLA H Kehl/9
- 28 Gachot a.a.O.
- 29 GLA 206/951 (Personalakten Weinbrenner, F.): Oberbaudirektor seit dem 23.11.1807; 207/56b, 14. Febr. 1812
- 30 Valdenaire 1926 a.a.O., 101. Siehe auch : Schnuchel, Werner: Bürgerhäuser. In: Friedrich Weinbrenner (1766–1826). (Ausstellungskatalog) Karlsruhe 1977, 114–130
- 31 Staatsarchiv Freiburg (STAF) B 713/2, Nr.159, 7. Mai 1813
- 32 GLA H Kehl/18
- 33 GLA H Kehl/2: „Plan über das von den Franzosen Ao. 1796 abgebrannte Dorf Kehl aufgenommen im Merz 1801“ (Nach den Akten von Geometer Steiner); 207/56b, 24. Jan. 1812 u. 207/56c, 5. April 1801
- 34 STAF B 713/2 Nr. 159, 10. Mai 1813
- 35 STAF B 713/2 Nr. 159, 25. Sept. 1813. Siehe auch: Mechler, Wilhelm: Ein Plan der Verlegung des Ortes Kehl (1813). In: Die Ortenau 35, (1955), 34 f., jedoch ohne Quellenangabe
- 36 GLA 207/56b, 16. Okt. 1813. – GLA G Kehl/12: „Situationsplan der Gegend von Kehl“ aus 207/56b
- 37 GLA 237/4705
- 38 GLA 237/4705, 17 ff.
- 39 GLA 237/4705, 18 f. Siehe auch: Motz a.a.O., 28, jedoch ohne Quellenangabe
- 40 GLA 237/4705, 22 ff.
- 41 GLA 237/4705, 28 ff.
- 42 Dazu: Tschira, Arnold: Der so genannte Tulla-Plan zur Vergrößerung der Stadt Karlsruhe. In: Werke und Wege. Festschr. f. Eberhard Knittel, Karlsruhe 1959, 31–45; Schirmer, Wulf: Der Stadtbaumeister Weinbrenner. In: Friedrich Weinbrenner (Ausstellungskatalog) a.a.O., 98–113; Leiber a.a.O.
- 43 Valdenaire a.a.O., 118, Abb. 85 (Pforzheim), Abb. 84 (Lahr)
- 44 GLA 207/56b, 10. Nov. 1813
- 45 GLA 207/56d, 25. Nov. 1817
- 46 GLA 237/4705, 16. Mai 1814; abgedr. in: Die Ortenau 37 (1957), 50
- 47 STAF B 713/2 Nr. 159, 20. Mai 1814 und 14. Juli 1814
- 48 GLA 422/869, 13. Okt. 1815
- 49 GLA H Kehl/1; 869/422, 9. Nov. 1815
- 50 Valdenaire a.a.O., 113 ff., Abb. 81b
- 51 GLA 422/869, 9. Nov 1815; unvollst. abgedr. in: Monatsblatt für Bauwesen und Landesverschönerung, Nr. 11, 7. Jg., München 1827, 57 f.. Freundl. Hinweis von Carl Helmut Steckner, dem ich für zahlreiche Anregungen danke. Ders.: Das Kehler Stadtbild – statt einer Baugeschichte. In: Brost, Franz (Hrsg.): Kehl, Kehl 1979, 99–122

- 52 GLA 422/869, 3. Jan. 1816
- 53 GLA 422/869, 9. Nov. 1815. – Frinz, Friedrich (um 1790–1853), 1815 Abschlussprüfung an Weinbrenners Bauschule, 1816–1820 als bauleitender Architekt in Kehl tätig, bis 1822 Zeichenlehrer am Pädagogium in Lahr, bis 1826 als Baumeister in Lörrach tätig, 1826 Bezirksbaumeister in Lörrach. Personalakte GLA 76/10407
- 54 GLA 422/869: „Instruction für Architekt Frinz wegen Wiedererbauung der Stadt Kehl.“ vom 30. Jan. 1816
- 55 Abgedr. in: Weinbrenner, Friedrich, Briefe und Aufsätze. Hrsg. Valdenaire, Arthur, Karlsruhe 1926, 34 ff.
- 56 GLA 422/869, 28. Jan. 1816
- 57 GLA 422/869, 29. März u. 10. April 1816
- 58 GLA 207/59, 13., 14. u. 19. Juli 1816
- 59 GLA 422/866; der Lageplan mit „Zif. I“ bezeichnet gehört wohl zu dem von Frinz entworfenen Plansatz zum Rheintor vom 10. Mai 1816
- 60 GLA H/Kehl 5a
- 61 GLA 422/866, 18. April 1816; 422/869, 13. April u. 14. Juni 1816
- 62 GLA 422/866, 11. Juni 1816
- 63 GLA 422/869, 11. Dez. 1815
- 64 GLA 422/866, 31. Jan. u. 1. März 1817
- 65 Weinbrenner hielt sich vom 26. März bis 17. Juni 1817 mit Unterbrechungen in Leipzig auf. Siehe dazu: Elbert, Claudia: Die Theater Friedrich Weinbrenners, Bauten und Entwürfe. Karlsruhe 1988, 97 ff.
- 66 GLA 422/866, „Zif. 7“. – Arnold, Friedrich Johann Andreas (1786–1854), ab 1802 Schüler von W., 1811 Berufung zum Prof. f. Architekt. an die Univ. Freiburg, seit 1815 Offizierslaufbahn, 1825 Militärbaudirektor. Siehe dazu: Everke, Gerhard: Christoph und Friedrich Arnold – zwei Architekten des Klassizismus in Baden. (Diss.) Freiburg i. Br. 1991
- 67 GLA 422/866
- 68 GLA 422/868: Der Entwurf ist von Friedrich Arnold signiert und trägt den Vermerk: „Dieser Plan wird genehmigt. Carlsruhe den 29. Merz 1817. Großh. Bad. Kriegsministerium v. Stockhorn.“ – Das Kehler Rathaus vor und nach dem Umbau ist abgeb. in: Hornung, Klaus: Kehl (1840–1940). Kehl 1982, 102 u. 103
- 69 STAF B 713/2 Nr. 159, 25. Juli u. 12. Juni 1816
- 70 Voss, Hans (Joh. Friedr. Boie) (1783–1843), seit 1804 Schüler Weinbrenners, seit 1807 tätig in Lahr und der Umgebung von Offenburg, 1820 Bauinspektor in Offenburg, 1832 Bezirksbaumeister in Freiburg, 1844 Baurat. Thieme/Becker a.a.O.; Kewitz, H.: Der Weinbrenner-Schüler Johann (Hans) Voß. In: Geroldsecker Land, Jahrbuch einer Landschaft, 16, 1974, 89–103. Personalakte GLA 76/10427
- 71 GLA 422/1981, 10. Juni 1818
- 72 Zu Fischer siehe: Lehmann, Falko: Friedrich Theodor Fischer (1803–1867), Architekt im Großherzogtum Baden. In: Studien zur Bauforschung Nr. 15, hrsg. v. d. Koldewey-Gesellschaft 1987. – Schirmer, Wulf: Lehrer – Schüler. In: Friedrich Weinbrenner (Ausstellungskatalog) a.a.O., 131–134

#### Abbildungsnachweise:

Generallandesarchiv Karlsruhe (Vorlagen und Aufnahmen): 2–5, 7–15; Institut für Bau-  
geschichte der Universität Karlsruhe (TH): 6; Valdenaire a.a.O.: 1; Verfasserin: 16



## Bühlerhöhe und Stupinigi

### Filippo Juvarras Jagdschloss als Vorbild für das neubarocke Denkmal von Wilhelm Kreis

*Ulrich Coenen*

#### *Zum Stand der Forschung*

Langsam schreitet die grauhaarige Frau zum Rand der Terrasse. An der Brüstung angekommen, schaut sie zunächst in die Ferne, über die Stadt Bühl hinweg zu den Vogesen. Dann blickt sie nach unten. Steil fallen die Felsen des Schwarzwalds zu ihren Füßen ins Oberrheintal ab. Einmal noch dreht sich Herta Isenbart um und betrachtet ihr Lebenswerk, das Schloss im Bergwald, das sie zur Erinnerung an ihre große Liebe bauen ließ. Dann stürzt sie lautlos in die Tiefe.

Qualvolle Stunden später erwacht die Millionärstochter im Krankenhaus im nahen Baden-Baden. Wie durch ein Wunder überlebt sie ihre schweren Verletzungen, zieht ins Hotel Stephanie und wird erneut von schweren Depressionen heimgesucht. Am 5. Juli 1918 nimmt sie eine Überdosis Schlaf-tabletten. Ihre Asche wird auf dem Koblenzer Friedhof an der Seite ihres Mannes, Generalmajor Wilhelm Isenbart, beigesetzt.



*Schlosshotel Bühlerhöhe nach Abschluss der Sanierung und Erweiterung 1988*

Das Leben und das tragische Ende der Frau, die ab 1912 nach Plänen des Architekten Wilhelm Kreis das heutige Schlosshotel Bühlerhöhe als Offiziersgenesungsheim errichten ließ, wurden in der regionalgeschichtlichen Literatur bereits mehrfach beschrieben.<sup>1</sup> Eine Analyse der Architektur, die sich am barocken Schlossbau, am neuzeitlichen Festungsbau und am mittelalterlichen Burgenbau orientiert, gibt es bislang nur in Ansätzen.<sup>2</sup> Das Vorbild für das Schloss im Schwarzwald befindet sich in Norditalien. Als Wilhelm Kreis 1912 mit dem Bau des Genesungsheimes für Offiziere begann, stand das barocke Jagdschloss Stupinigi bei Turin Pate.<sup>3</sup> Filippo Juvarra erbaute es ab 1729 im Auftrag von König Vittorio Amedeo II. von Piemont-Sardinien.<sup>4</sup> Seine Familie, das Haus Savoyen, stellte ab 1861 mit Vittorio Emanuele II. den italienischen König; Stupinigi, das die Nachfolger Juvarras zum Wohn- und Residenzschloss ausbauten, wurde bis 1919 durch die königliche Familie genutzt, dann durch den Maurezianerorden übernommen und seit 1926 zum Museum für europäische Möbel des 18. Jahrhunderts ausgebaut.

### *Die Bauherrin Herta Isenbart*

Herta Isenbart wurde am 30. Juni 1871 als Tochter des reichen jüdischen Kaufmanns Julius Schottländer in der ihm gehörenden Herrschaft Hartlieb in Schlesien geboren, zu der zwölf Güter mit einer Gesamtfläche von 1840 Hektar gehörten.<sup>5</sup> Außerdem besaß er etwa 30 Häuser in Breslau und eine Dampfziegelei in Friedewalde. Als Beruf gab er Häusermakler an, doch er nannte sich auch Rittergutsbesitzer und Fideucomisherr auf Alt Schliesa, wo er 1911 starb. Seinem Sohn und den vier Töchtern hinterließ er ein Vermögen von über 50 Millionen Reichsmark.

Herta Isenbart war in erster Ehe mit dem Bankier Pringsheim, der mit Katia Pringsheim, der Frau von Thomas Mann, verwandt war, verheiratet. Diese Beziehung ging nach der Geburt des Sohnes Hans (1891), der im Ersten Weltkrieg als Leutnant diente und später Botschaftsattaché in Berlin war, in die Brüche, weil sie Oberst Wilhelm Isenbart kennenlernte. Der Offizier war während eines Manövers auf einem der Güter von Julius Schottländer einquartiert und lernte bei dieser Gelegenheit dessen Tochter kennen. Es war Liebe auf den ersten Blick. Zum Entsetzen ihrer Eltern ließ sich Herta scheiden, heiratete den Oberst und trat zum Protestantismus über. Der gesellschaftliche Skandal war perfekt, die Familie Schottländer wandte sich von Herta ab. Nur eine Schwester, Trude Sobernheim, und ihr Mann blieben ihr verbunden. Herta wurde enterbt, ihr Erbe auf den Pflichtteil gesetzt. Das waren aber immer noch weit über drei Millionen Reichsmark. Ihr Sohn Hans besaß ein selbstständiges Vermögen von dreieinhalb bis vier Millionen Mark.

Auch Wilhelm Isenbart brachte die Ehe mit der geschiedenen Jüdin kein Glück. Gesellschaftlich wurde das Paar geschnitten, nach der Beförderung zum Generalmajor musste Isenbart den Militärdienst quittieren. Damit endete nicht nur eine offensichtlich Erfolg versprechende militärische Karriere, auch Hertas großer Wunsch nach gesellschaftlicher Anerkennung in Adels- und Offizierskreisen wurde zerstört.<sup>6</sup> Das Paar zog nach Eisenach, dann nach Koblenz, fand aber keinen Zugang zur gesellschaftlichen Oberschicht. So war es fast immer auf Reisen.

Der tragische Wendepunkt in Herta Isenbarts Leben war der plötzliche Tod des Generalmajors am 30. November 1908 in Ägypten. Die Witwe war untröstlich und lebte von diesem Zeitpunkt an nur noch für ein Ziel: Sie wollte ihrem Mann in Form eines Offiziersgenesungsheims ein Denkmal setzen. Dieses sollte dem deutschen Kaiser Wilhelm II. als Schenkung übereignet werden. „Vielen zur Genesung, einem zu Gedächtnis“ ließ sie später als Inschrift auf einer Gedenkplatte über dem Portal zum Schlosshof anbringen.

Im Juni 1909 reiste Herta Isenbart nach Baden-Baden, in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg im Sommer einer der wichtigsten europäischen Urlaubsorte für Adelige, Großbürger, Neureiche und Künstler. Sie wohnte während ihrer Aufenthalte in der Kurstadt üblicherweise im Hotel Stephanie oder in der Pension Luisenhöhe.

Am 8. Juni 1911 erschien Herta Isenbart, die Bühl bereits während ihres Aufenthalts in Baden-Baden im Sommer 1909 kennengelernt hatte, im Rathaus der badischen Kleinstadt und stellte ihre Pläne für den Bau eines Offizierserholungsheims auf dem Kohlbergfelsen vor.<sup>7</sup> Die Witwe erklärte, sie beabsichtige diese Einrichtung zur Erinnerung an ihren verstorbenen Mann zu bauen und dem deutschen Kaiser als Schenkung zu übereignen. Um die medizinische Versorgung zu gewährleisten, solle in der Nachbarschaft des Hauses ein Sanatorium entstehen.

Bürgermeister Dr. Karl Bender unterrichtete den Gemeinderat in nicht-öffentlicher Sitzung über dieses Projekt. Am 22. Juni 1911 sprach Herta Isenbart erneut im Rathaus vor und erklärte, sie wolle eine Fläche von rund 30 Hektar im Bereich des Kohlbergfelsens erwerben. Karl Häfele, der Leiter des Forstamtes, war skeptisch; die Pläne ließen sich nicht mit seinen forstlichen Vorstellungen in Einklang bringen. Auch der Gemeinderat weigerte sich, einen so großen Teil des Stadtwaldes zu verkaufen. Das Bühler Wochen- und Unterhaltungsblatt warnte gar davor, einen der schönsten Aussichtspunkte des Nordschwarzwaldes, den Kohlbergfelsen, in Privatbesitz zu verkaufen und damit der Allgemeinheit für immer zu verschließen. Gemeinderat Karl Kuen vermittelte. Daraufhin erklärte sich Herta Isenbart bereit, nur 15 Hektar Wald für 25 Pfennige pro Quadratmeter zu erwerben, soviel Gelände wie unmittelbar für den Bau benötigt wurde. Die übrige Fläche, auf dem ein Park entstehen sollte, konnte sie pachten. Sie ver-



pflichtete sich, in Bühl mindestens 500000 Reichsmark zu investieren, innerhalb von zwei Jahren mit dem Bau zu beginnen, diesen innerhalb von fünf Jahren zu vollenden und bei der Auftragsvergabe Bühler Firmen zu bevorzugen. Außerdem wurde gefordert, dass die Zugehörigkeit des Offiziersgenesungsheims zu Bühl in seinem Namen zum Ausdruck kommen muss.<sup>8</sup> Die beiden Chefärzte des gleichzeitig erbauten Sanatoriums, Dr. Karl von Schiefer und Dr. Johannes Wiswe, schlugen dem Bühler Gemeinderat nach vorheriger Rücksprache mit Bürgermeister Dr. Bender am 4. Oktober 1912 vor, das Anwesen Bühlerhöhe zu nennen. Das Gremium stimmte zu.<sup>9</sup> Über das Sanatorium wird noch zu sprechen sein.

Am 19. August 1911 teilte Herta Isenbart der Stadtverwaltung mit, dass Kaiser Wilhelm II. den Bau des Offiziersgenesungsheims genehmigt habe.<sup>10</sup> Am 11. März 1912 stimmte der Gemeinderat dem Projekt zu, am 17. September 1912 erteilte das Großherzogliche Bezirksamt Bühl die Baugenehmigung.<sup>11</sup>

### *Der Architekt Wilhelm Kreis*

Wilhelm Kreis gehört zu den bedeutendsten deutschen Architekten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sein Schaffen reicht von der Kaiserzeit über die Weimarer Republik und das so genannte „Dritte Reich“ bis in die Gründungsjahre der Bundesrepublik. Kreis war in allen vier politischen Systemen beruflich erfolgreich und so spiegeln sich in seinem Werk wie bei keinem anderen Architekten Höhen und Tiefen aus Abschnitten deutscher Kunst und Geschichte. Im Zusammenhang mit dieser Untersuchung ist lediglich das Wirken Kreis' in wilhelminischer Zeit, also bis zum Ende des Ersten Weltkriegs 1918, von Bedeutung, jener Zeit also, in der Bühlerhöhe entstand. Der weitere Lebenslauf des Architekten soll der Vollständigkeit halber nur kurz skizziert werden.

Wilhelm Kreis wurde am 17. März 1873 in Eltville im Rheingau als sechstes von neun Kindern geboren.<sup>12</sup> Der Vater war Landvermesser, die Vorfahren Winzer. Der Junge wurde streng katholisch erzogen. Nach dem Besuch des Realgymnasiums in Wiesbaden studierte er von 1892 bis 1897 an den Technischen Hochschulen in München, Karlsruhe, Berlin-Charlottenburg und Braunschweig Architektur. Als 23-jähriger Student siegte er 1896 vor der gesamten deutschen Architektenprominenz beim Wettbewerb um das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig, den Auftrag zur Ausführung erhielt aber Bruno Schmitz.<sup>13</sup> Anschließend wurde Kreis Mitarbeiter von Hugo Licht beim Wettbewerb für das neue Rathaus in Leipzig. Nach dem Staatsexamen 1897 in Braunschweig war er ab 1898 Assistent von Paul Wallot an der Kunstakademie in Dresden und unterstützte ihn beim Bau des Ständehauses in Dresden, dessen Sitzungssaal er entwarf. 1899 gewann er beim Wettbewerb für die Bismarcktürme, den die Deutsche Studenten-





*Bauarbeiten am Offiziersgenesungsheim Bühlerhöhe. Das Foto entstand in den Jahren 1912 bis 1914*  
*Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl*

schaft ausgeschrieben hatte, unter 320 eingereichten Entwürfe die drei ersten Preise und führte in der Folge rund 50 dieser Denkmäler aus.

Der Erfolg von Kreis beruht darauf, dass er eine neue Form von monumentaler, auf Grundformen reduzierte Architektur adäquat präsentieren konnte. Indem er keine stilistische, sondern eine tektonische Wirkung suchte, kam er zum Prinzip der Reduktion. Während sich gleichzeitig die Jugendstilkünstler durch Regression zur Natur gegen die Übermacht des Historismus wandten, ging Kreis, der am Jugendstil nicht teilnahm, mit seinen Denkmalentwürfen zu den Grundformen zurück, die er mit germanisch-mythischen, zeitlos urwüchsigen Assoziationen auflud.<sup>14</sup> Dabei lässt sich der Rückgriff auf zwei Archetypen „germanischer Architektur“ feststellen, das Grabmal des Gotenkönigs Theoderich in Ravenna (520–526) und Castel del Monte, das Jagdschloss des Stauferkaisers Friedrichs II. in Apulien (ca. 1240–1250). Auch Bühlerhöhe hat Denkmalfunktion, weil es von Herta Isenbart zur Erinnerung an ihren Mann, General Wilhelm Isenbart, errichtet wurde. Beim ebenfalls von Kreis geplanten, in unmittelbarer Nachbarschaft entstandenen Wilhelmsturm tritt diese Denkmaleigenschaft noch stärker in den Vordergrund. Dieser Aspekt wird noch näher zu untersuchen sein.

Als Schüler von Paul Wallot stand Kreis in Dresden zunächst unter dem Einfluss der lokalen Barocktradition. Sein erstes Großwerk in Dresden war die Augustusbrücke (1908–10). Der Vorgängerbau war ein Werk des Dresdener Baumeisters Daniel Pöppelmann (1728–30) und musste einer neuen Konstruktion weichen, weil er den wachsenden Verkehrsansprüchen nicht mehr genügte. Kreis entwickelte in enger Anlehnung an das historische Vorbild einen Neubau in moderner Technik. Der Baustoff Eisenbeton, der mit Naturstein verkleidet wurde, ermöglichte anstelle der 18 engen Bögen nun lediglich neun weitgespannte. Weitere bedeutende Bauten Kreis' in der Kaiserzeit sind die Warenhäuser Leonhard Tietz in Köln (1912–1914) und Geschwister Knopf in Karlsruhe (1912–1914).

Bereits 1902 wurde Kreis zum Professor für Raumkunst an der Kunstgewerbeschule in Dresden ernannt, 1908 wechselte er als Nachfolger von Peter Behrens als Direktor an die Kunstgewerbeschule Düsseldorf, die 1920 mit Einverständnis von Kreis und trotz heftigen Widerspruchs zahlreicher anderer Experten in der Kunstakademie aufging.<sup>15</sup> In Kreis' Düsseldorfer Zeit trat die neobarocke Zierform zugunsten einer mehr zweckbestimmten Nutzform zurück, dennoch wirkten barocke Reminiszenzen nach, beispielsweise im Verwaltungsgebäude für die Emscher Genossenschaft in Essen (1908/09) und im Wohn- und Atelierhaus Reusing in Düsseldorf (1909). In seinen Entwürfen für das Offiziersgenesungsheim Bühlerhöhe kehrte Kreis 1911/12 letztmalig zu seinen neubarocken Dresdener Wurzeln zurück.

1926 wechselte Kreis als Nachfolger von Heinrich Tessenow an die Technische Hochschule Dresden. Während die Avantgarde in der Weimarer Republik die Formen- und Ausdruckssprache des Neuen Bauens entwickelte, ging auf Seiten der konservativen Architekten, zu denen Wilhelm Kreis zählte, die Bemühung aus der Vorkriegszeit um monumentalen, repräsentativen und „deutschen“ Ausdruck in der Architektur weiter. Die in der Kunstwissenschaft immer noch gängige Konzentration der Weimarer Baukunst auf das Bauhaus verengt den Blick für die tatsächlichen Entwicklungen. Kreis, 1929 mit der Ehrendoktorwürde der Technischen Hochschule Dresden ausgezeichnet, ist neben Paul Bonatz der wohl renommierteste Architekt dieser Zeit. Zu den wichtigsten Werken Kreis' zählen das Wilhelm-Marx-Hochhaus (1922–1924) und das Rheinufer in Düsseldorf (1924–26) sowie das Hygiene-Museum in Dresden (1930). Bereits 1927 erschien eine erste Biografie über Wilhelm Kreis,<sup>16</sup> 1953 folgte eine zweite.<sup>17</sup> Beide Publikationen unterstreichen die Bedeutung des Architekten in der Weimarer Republik und in der Bundesrepublik.

Als 1933 die Nazis die Macht übernahmen, verlor Kreis seine Ämter als Vorsitzender des Bundes Deutscher Architekten (BDA) und als Rektor der Technischen Hochschule Dresden, er arrangierte sich aber später mit dem faschistischen System. Seine Rolle im Dritten Reich ist umstritten. Eine

umfassende Aufarbeitung dieser Zeit liegt bislang nicht vor. Nach Kriegsende zog Kreis 1949 nach Bad Honnef, erhielt trotz seines fortgeschrittenen Alters weitere Aufträge und starb anerkannt und hochgeehrt am 13. August 1955.<sup>18</sup>

### *Zur Baugeschichte des Offiziersgenesungsheims Bühlerhöhe*

Der Architekt Curt Rüschoff, der seit 1910 als Mitarbeiter von Wilhelm Kreis in dessen Düsseldorfer Architekturatelier tätig war und im Herbst 1912 die örtliche Bauleitung des Offiziersgenesungsheims Bühlerhöhe übernahm, beschreibt die Baugeschichte des Hauses in seinen 1964 erschienenen Erinnerungen.<sup>19</sup> Nach seinen Informationen entschied sich Herta Isenbart nach der Lektüre der Monatszeitschrift „Moderne Bauformen“ (Jahrgang 1910), die im Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart erschien, Wilhelm Kreis mit dem Entwurf des Offiziersgenesungsheims zu beauftragen.<sup>20</sup> Rüschoff traf die Generalwitwe erstmals im Rahmen einer Vorbesprechung mit seinem Chef in dessen Düsseldorfer Wohnung im Frühjahr 1911. Kreis erhielt den Auftrag, ein Offiziersgenesungsheim für zwölf Gäste zu planen, das neben Gesellschafts-, Schlaf- und Wohnräumen auch Personalwohnungen sowie ärztliche Behandlungsräume aufnehmen sollte. Das Gebäude sollte inmitten eines Parks mit Pavillons liegen und für die Versorgung mit Elektrizität ein eigenes Maschinenhaus für Dieselmotoren erhalten. Nach der Besichtigung des Geländes durch Kreis entstanden zwei Entwürfe.<sup>21</sup> Der erste stellte eine fast rechteckige, einen Innenhof umschließende Schlossanlage dar, an deren Südseite der Architekt einen Turm vorsah. Der zweite Entwurf, den nicht nur Herta Isenbart, sondern auch Rüschoff favorisierte und der schließlich zur Ausführung kam, sah einen zentralen Rundturm mit zwei Schlossflügeln vor, an dessen Ostseite ein großer Ehrenhof anschloss. Der bautechnische Referent des Großherzoglichen Innenministeriums in Karlsruhe wunderte sich in seiner Stellungnahme am 13. Juni 1912 über das aufwendige Projekt: „Auf den ersten Blick will es eigentümlich erscheinen, dass zur Unterkunft von etwa 12 Genesung Suchenden ... eine Anlage in diesem Umfang und mit einem solchen Aufwand, ich schätze diesen auf über 1 Million, erstellt werden soll und zwar an einem landschaftlich bevorzugten Teile der Badener Berge.“<sup>22</sup>

Ende des Jahres 1911 stellte Herta Isenbart – trotz der ausdrücklichen Warnung Kreis’ – den Architekten Nellissen als örtlichen Bauleiter für Bühlerhöhe ein. In einem Brief vom 25. August 1952 an den damaligen Chefarzt des Kurhauses Bühlerhöhe, Dr. Gerhard Stroomann, berichtet Kreis über den schlechten Leumund Nellissens. „Ich hatte sehr üble Nachrichten durch Erkundigungen bei Behörden gegen diesen Nellissen vorzubringen, aber Frau Isenbart wollte dies damals von diesem Mann nicht glauben und beachtete nicht meine Befürchtungen für sie und die Bauauf-





*Offiziersgenesungsheim Bühlerhöhe nach der Fertigstellung 1914*

*Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl*

gabe. Ich habe umsonst die ernsthaftesten Warnungen vorgebracht und wissen lassen, dass es mir bei Fortsetzung dieser unglückseligen Fehlleistung der Arbeitsvergebungen und Bauleitung unmöglich sein würde, selbst die Oberleitung noch bei zu behalten. Es war mit Gewissheit anzunehmen, dass ihre eigene Bauleitung sie selbst ruinierte.“<sup>23</sup>

Die Bauarbeiten für das 1913 fertiggestellte, benachbarte Sanatorium, das Regierungsbaumeister von Teuffel aus Karlsruhe für rund 70 Patienten in einer wesentlichen schlichteren Formensprache plante, wurden bereits 1911 begonnen.<sup>24</sup> Die Leitung der Klinik übernahmen der Stabsarzt der Reserve, Dr. Karl von Schieffer, und der frühere Marinestabsarzt Dr. Johannes Wiswe. Die beiden Ärzte, die zuvor in St. Blasien praktizierten, übernahmen das Baugelände für das Sanatorium von Herta Isenbart in Erbpacht. Schieffer, der von Isenbart für den Bau ein zinsloses Darlehen von 750000 Mark erhielt, sollte auch die im Genesungsheim untergebrachten Offiziere medizinisch betreuen.<sup>25</sup>

Im Juli 1912 empfing Kaiser Wilhelm II. Isenbart zu einer Audienz auf Schloss Wilhelmshöhe bei Kassel.<sup>26</sup> Kreis' Assistent Curt Rüschoff bereitete alle Pläne zum Neubau des Offiziersgenesungsheims vor, die dem Monarchen präsentiert werden sollten. Er ließ auch ein in einer Düsseldorfer



Bildhauerwerkstatt gefertigtes Modell Bühlerhöhes nach Kassel bringen. Wilhelm II. begnügte sich jedoch nicht mit der großzügigen Schenkung des Offiziersgenesungsheims, obwohl das Deutsche Reich mit den Häusern Falkenstein im Taunus und Arco in Südtirol nur zwei Einrichtungen dieser Art besaß. Auf Druck des Kriegsministeriums soll der Kaiser zusätzlich eine Schenkung in Höhe von drei Millionen Mark verlangt haben, aus deren Zinsen der Unterhalt finanziert werden konnte.<sup>27</sup>

Im Herbst 1912 entließ Herta Isenbart Bauleiter Nellissen, der allzu verschwenderisch mit dem Kapital der Bauherrin umgegangen war.<sup>28</sup> Seine Aufgabe übernahmen nun Curt Rüschoff aus Neuwied, der bisher bereits in Kreis' Düsseldorfer Atelier mit Detailplanungen für Bühlerhöhe befasst war, und auf Rüschoffs besonderen Wunsch sein ehemaliger Kommilitone Hans Woltmann aus Elberfeld. Mit der offiziellen, geschäftsführenden Bauleitung beauftragte Isenbart am 1. Juni 1913 das Baden-Badener Architekturbüro Scherzinger und Härke, das für die Kontakte mit Behörden und die Abrechnungen der Handwerker zuständig war.<sup>29</sup> Die umfangreiche Korrespondenz von Scherzinger und Härke mit dem Großherzoglichen Bezirksamt Bühl ist erhalten. Im Acher- und Bühler Boten vom 24. Juni 1913 weisen die Architekten in einer Anzeige darauf hin, dass geschäftliche Abmachungen in Zusammenhang mit dem Neubau nur dann Gültigkeit haben, wenn sie durch ihr Büro bestätigt wurden.<sup>30</sup>

Weil Nellissens Misswirtschaft wesentlich mehr Kosten als beabsichtigt verursacht hatte, legte Rüschoff den Bau nach der Fertigstellung der Eisenbetondecke über dem Untergeschoss zu Beginn des Winters 1912 bis zum Juni des Jahres 1913 still. Im Frühjahr 1913 stellte Kreis der Bauherrin einen reduzierten Entwurf vor, den diese nicht akzeptierte, sie wollte – obwohl ihr Vermögen durch Nellissens Misswirtschaft geschrumpft war – das ursprüngliche Konzept möglichst unverändert umsetzen. Das Verhältnis zwischen der Bauherrin und ihrem Architekten war inzwischen deutlich abgekühlt.<sup>31</sup> Kreis beauftragte Rüschoff und Woltmann, den Wünschen Isenbarts Rechnung zu tragen und das Projekt in seinem Sinne zu vollenden.<sup>32</sup> In seinem bereits erwähnten Brief an Dr. Stroomann von 1952 nimmt er das Werk in seiner Gesamtheit aber für sich in Anspruch: „Meine beiden Nachfolger haben durch Einsparungen versucht, wenigstens den Bau fertigzustellen. Auch ist ja im Inneren nicht mehr alles nach meinen Absichten und Plänen ausgefallen. Das Äußere blieb streng nach meinem Entwurf und auch Wesentliches im Inneren. Nach 1920 aber sind einige Beeinträchtigungen durch nachträgliche Zutaten, die weder nach Vorschlägen meiner jungen Kollegen, noch nach meiner eigenen Billigung zustande kamen, angefügt worden. Trotzdem ist dieses Kurhaus, wie es umgenannt wurde, im Wesentlichen mein eigenes Werk, was auch die jungen Kollegen, die ja von sich aus das Werk vortrefflich ergänzten, mir selbst zugeben.“<sup>33</sup>

Seine ursprüngliche Aufgabe als Genesungsheim für knapp zwei Dutzend Offiziere erfüllte Bühlerhöhe nie. Im September 1914 wollte Herta Isenbart das Haus Kaiser Wilhelm II. übergeben. Doch einen Monat zuvor, am 1. August, brach der Erste Weltkrieg aus, die Regierung hatte jetzt andere Probleme. „Hier stehe ich vor den Trümmern meiner Habe“, sagte die Generalswitwe unmittelbar nach Kriegsausbruch zu Curt Rüschoff. Die Handwerker mussten ihre Werkzeuge an den Nagel hängen und Gewehre in die Hand nehmen. Das Schloss im Schwarzwald lag verlassen, die letzten Arbeiten konnten nur noch schleppend vollendet werden. Auf Nachfrage der Großherzogin Luise von Baden nach dem Eröffnungstermin für das Genesungsheim teilt Herta Isenbart am 2. Juli 1915 mit, dass der kriegsbedingte Mangel an Arbeitskräften und Transportmitteln die Bauarbeiten verzögere.<sup>34</sup> „Von der Eröffnung während des Krieges glaube ich absehen zu müssen“, schreibt sie. „Unter den größten Schwierigkeiten stelle ich das Haus jetzt so weit fertig, dass es beim Eintritt günstigerer Verhältnisse sofort in Betrieb genommen werden kann.“

Herta Isenbart wurde immer häufiger von schweren Depressionen heimgesucht. Ihr Millionenvermögen war dahingeschmolzen, der sinnlose Krieg dauerte bereits über drei Jahre. Als sie schließlich die Nachricht von der Verlobung des jungen Arztes erhielt, der ihren Mann auf dem Krankenlager in Ägypten medizinisch betreut hatte und der seit 1914 als Sanitätsoffizier im Reservelazarett im Sanatorium Bühlerhöhe tätig war, verließ sie jeder Lebensmut.<sup>35</sup> Ihr bereits beschriebener tragischer Selbstmord am 5. Juli 1918 war die Konsequenz dieser Depressionen. Wenige Monate später, am 9. November 1918, dankte Wilhelm II. ab. Es gab kein Reich und keinen Kaiser mehr.

### *Baubeschreibung des Offiziersgenesungsheimes Bühlerhöhe*

Das Offiziersgenesungsheim, das seit 1920 als Kurhaus bzw. Hotel dient, liegt eingebettet in einen Schwarzwaldhang in 800 Meter Höhe unterhalb der erst 1930 gebauten Schwarzwaldhochstraße und bietet eine großartige Aussicht ins Rheintal. Ein Bergsporn, der aus dem Hang hervorragt, war für Wilhelm Kreis der Anlass, das Bauwerk der Topografie anzupassen und mit einem frei stehenden Aussichtsturm auf seiner Spitze ausklingen zu lassen. Das Hauptgebäude ist ein dreigeschossiger Massivbau mit Mansardwalmdach, der sich an der Talseite über einem hohen Sockelgeschoss erhebt. Seine beiden Flügel, die einander im stumpfen Winkel zugeordnet sind, werden durch einen mit einem Kegeldach bekrönten, viergeschossigen Rundbau verbunden. Jeder dieser Trakte hat fünf Achsen an der Talseite, die durch Lisenen gerahmt werden. Vor dem Rundbau befindet sich eine halbkreisförmige Terrasse.

Die Talseite ist die eigentliche Hauptansichtsseite des Schlosses. Das erste und zweite Geschoss sind durch eine die Fensterachsen rahmende Werksteingliederung aus Lisenen mit abschließendem Stockwerkgesims in Kolossalordnung zusammengefasst. Zwischen den Lisenen bestimmen Putzgliederungen das Bild, die rechteckigen Holzsprossenfenster des Erdgeschosses haben rahmende Blendbögen, das zweite Geschoss besitzt niedrigere Holzsprossenfenster mit Rahmungen, das dritte Geschoss ist durch eine reliefartige, geometrische Putzgliederung mit ovalen Fenstern gestaltet. Der umlaufende Balkon wurde erst beim Umbau zum Kurhaus 1921 geschaffen, damals wurde auch jedes zweite Fenster in eine Tür umgewandelt.<sup>36</sup> Der Rundturm tritt an der Talseite risalitartig vor die Fassade, in seinem Untergeschoss befinden sich drei Türen, ansonsten entspricht die Gliederung den Seitenflügeln. Das vierte Geschoss des Turmes, dessen Höhe von Rüschoff und Wortmann aus Kostengründen reduziert werden musste, hat über einem mehrfach profilierten Stockgesims kleine Rundfenster und trägt ein schlichtes Kegeldach.

Die ganze Architektur der Talseite ist auf einen Bruchsteinsockel gesetzt, in den auch die Terrasse vor dem Rundturm einbezogen ist. Von dort führen an beiden Seiten lange, einläufige Treppen hinab zum Hang. Ein Viadukt aus Bruchsteinen führt über vier Bogenstellungen von der Nordwestecke des Schlosses zu einem zweieinhalbgeschossigen Rundturm mit Glockendach auf dem höchsten Punkt des Bergsporns. Der Turm besitzt zwei Hauptgeschosse und ein dieses trennendes schmales Zwischengeschoss. Das Untergeschoss besteht aus Bruchstein und wird an der Bergseite durch Pilaster gegliedert; zur Talseite öffnet es sich mit vier Kolonnaden. Dahinter befindet sich eine kleine Aussichtsplattform, von der aus eine Wendeltreppe ins überkuppelte Turmzimmer des Obergeschosses führt. Das verputzte Obergeschoss besitzt abwechselnd Rechteck- und Rundbogenfenster. Dieser so genannte Wilhelmsturm (nach Wilhelm Isenbart) hat eine doppelte Funktion. Einerseits ist er wie das gesamte Schloss ein Denkmal für den General, andererseits ein Aussichtsturm.

Gerade dieser Aspekt ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung, entstanden doch in Europa vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg zahlreiche Aussichtstürme, die – wie Joachim Kleinmanns in seiner Aachener Dissertation feststellt – der Befriedigung einer neuen „Seh-Sucht“ dienten.<sup>37</sup> Die Erfahrung des Horizonts wurde zum Schlüssel Erlebnis für eine ganze Epoche. Daneben spielte auch ein neues Naturgefühl für die Entstehung des Aussichtsturms eine wichtige Rolle. Auch dieses entwickelte sich im späten 18. Jahrhundert und führte unter anderem zur Entwicklung der Landschaftsgärten. Der wachsende Tourismus war ebenfalls ein wichtiger Faktor. Vorläufer und Vorbilder der Aussichtstürme waren die Türme und Turmruinen der englischen Landschaftsgärten des 18. und frühen 19. Jahrhunderts.



An den südlichen Schlossflügel schließt der mehrfach umgebaute eingeschossige Bäderflügel an, der hinter die Flucht des Hauptgebäudes zurücktritt. Ihm ist eine große Terrasse über rechteckigem Grundriss vorgelegt. Im Inneren ist der Warteraum mit japanischen Motiven erhalten, die beidseitig eines Mittelgangs angeordneten Wannebäder bestehen nicht mehr.

Im Gegensatz zur neubarocken Schlossarchitektur der Talseite steht der Innenhofbereich, den Kreis nach Motiven des Festungs- und Burgenbaus gestaltete. Die Hofseite des Hauptgebäudes ist asymmetrisch gegliedert. Die Symmetrieachse der Schlossfassade an der Talseite setzt sich hier nicht fort, sondern knickt aus topografischen Gründen nach rechts, also in südöstliche Richtung, ab. Daraus ergibt sich ein zweigeteilter Ehrenhof an der Bergseite. Dieser Ehrenhof, der von niedrigeren Flügeln gerahmt wird, besteht aus zwei annähernd quadratischen Höfen auf unterschiedlichen Ebenen. Jedem Trakt des Hauptgebäudes ist auf diese Weise ein Hof zugeordnet. Der größere Hof unmittelbar vor dem Hauptportal wurde, um eine ebene Fläche zu erhalten, aufgeschüttet, er ist mit dem westlich gelegenen, niedrigeren Hof durch eine Treppe verbunden. Die den aufgeschütteten, oberen Burghof umgebenden Gebäude sind an der Hofseite eingeschossig und außen zweigeschossig, die Gebäude des tiefer gelegenen Hofes sind alle zweigeschossig.

Vor den zentralen Rundbau im Zentrum des zweiflügeligen Hauptgebäudes tritt in der Achse der Zufahrt ein mächtiges neoklassizistisches Hauptportal, das typisch für Festungen ist. Dieses bis zum Mansardgeschoss hinaufreichende Portal wird durch horizontale Werksteinbänder gegliedert und von einem kräftigen Gesims bekrönt. In die Mitte des obersten Bandes ist ein Rundfenster gesetzt, darunter befindet sich ein flacher Giebelrisalit, in den ein die Tür des Haupteingangs und ein Oberlicht umfassender Blendbogen geschnitten ist.

Die Gestalt eines Festungstores hat auch das übergiebelte Tor, durch das der Besucher in die beiden Innenhöfe mit ihrer zangenförmigen Grundrissgestalt gelangt. Es ist ebenfalls durch horizontale Werksteinbänder gegliedert. Die Gebäude um den Innenhof bestehen aus hammerrechten Bruchsteinen, wie sie beispielsweise beim Bau von Burgen zum Einsatz kamen. So erinnert der Innenhof mehr an eine mittelalterliche Burg als an ein Schloss. Dazu tragen auch Bauteile wie der kleine Treppenturm, der vor den Südflügel tritt, und der Erker im westlichen Bereich des Hauptgebäudes bei.

Der Bergseite Bühlerhöhes wird also durch Elemente aus dem mittelalterlichen Burgenbau und dem neuzeitlichen Festungsbau (wie er seit dem 16. Jahrhundert als Reaktion auf die Pulvergeschütze üblich wurde) charakterisiert. Die Lage des Hotels auf einem Berg erinnert ebenfalls mehr an eine Höhenburg als an ein Schloss. Die Bergseite steht in jedem Fall im



deutlichen Gegensatz zur barocken Schlossarchitektur, Bühlerhöhe hat also zwei grundverschiedene Ansichten.

Der heute noch 18 Hektar große Park Bühlerhöhes wurde von dem Düsseldorfer Landschaftsarchitekten Harald Jensen gestaltet. Die ursprünglichen Entwürfe für den Garten sind verschollen, im Stadtarchiv Bühl blieben aber die Pläne für den Tennisplatz und das Luftbad vom 20. September 1913 erhalten, die auch die Gesamtkonzeption des Parks zeigen.<sup>38</sup>

Der Typus des Landschaftgartens entstand um 1720 in England.<sup>39</sup> Er ist die übergreifende Stilform der Gartenbaukunst des Klassizismus und der Romantik und stellte bis ins späte 19. Jahrhundert eine der größten künstlerischen Herausforderungen dieser Epoche dar. Im Landschaftsgarten spiegelt sich die Sehnsucht des Menschen nach dem verlorenen Paradies und dem Wunschbild einer humanen und liberalen Gesellschaft. In der Renaissance und im Barock war die Gartenarchitektur strenger Symmetrie unterworfen, die Natur wurde nach gestalterischen Prinzipien geordnet. Höhepunkt dieser Gärten ist die Anlage von Schloss Versailles unter Ludwig XIV., die André le Notre zwischen 1662 und 1700 schuf. Spiegelte der französische Barockgarten als Symbol mathematisch-kosmische Gesetzmäßigkeiten und hierarchische Staats- und Weltordnung, so war der Naturbegriff der englischen Aufklärung untrennbar mit dem neuen Freiheitsgedanken verbunden. Wo Freiheit aus dem Naturrecht begründet wurde, konnte Natur selbst zum Freiheitssymbol werden. Dies erklärt den Siegeszug des „englischen Gartens“ durch Europa seit der Zeit der Aufklärung.

Von der heutigen Schwarzwaldhochstraße aus führt der Zufahrtsweg zum Schloss Bühlerhöhe in einem halbkreisförmigen Bogen zum Hauptportal. Während dieser Weg für den automobilen Verkehr bestimmt ist, nimmt die eigentliche Hauptachse Bezug auf den zentralen Rundturm und führt als Fußweg vom Schlosstor in südöstliche Richtung in den Park. Die Achse führte ursprünglich zu einem Rondell, um schließlich in einem achtseitigen Platz zu enden. Von beiden Plätzen zweigten weitere Wege ab.

Wie im Historismus üblich, besitzt der Landschaftsgarten Architekturstaffagen, wie das erwähnte Luftbad und den Tennisplatz, die sich unmittelbar südlich des Zufahrtsweges befinden. Die stadionartig angelegte, ovale Tennisanlage ist nicht erhalten, hingegen besteht das Luftbad bis heute. Die fast quadratische Anlage (ca. 29 × 29 m) besitzt ein eingeschossiges, rechteckiges Eingangsgebäude mit den Sanitäreinrichtungen und daran anschließend eine Umfassungsmauer, die kleeblattförmig zwei Liegewiesen und den Turnplatz umschließt. Im Zentrum befindet sich ein Brunnen. Bereits 1964 berichtete Rüschoff, dass Teile des umfangreichen Wegesystems und der Anlagen, wie beispielsweise ein Irrgarten aus Hainbuchen, durch Natureinflüsse und mangelnde Pflege zerstört wurden.<sup>40</sup>



*Schloss Stupinigi bei Turin*

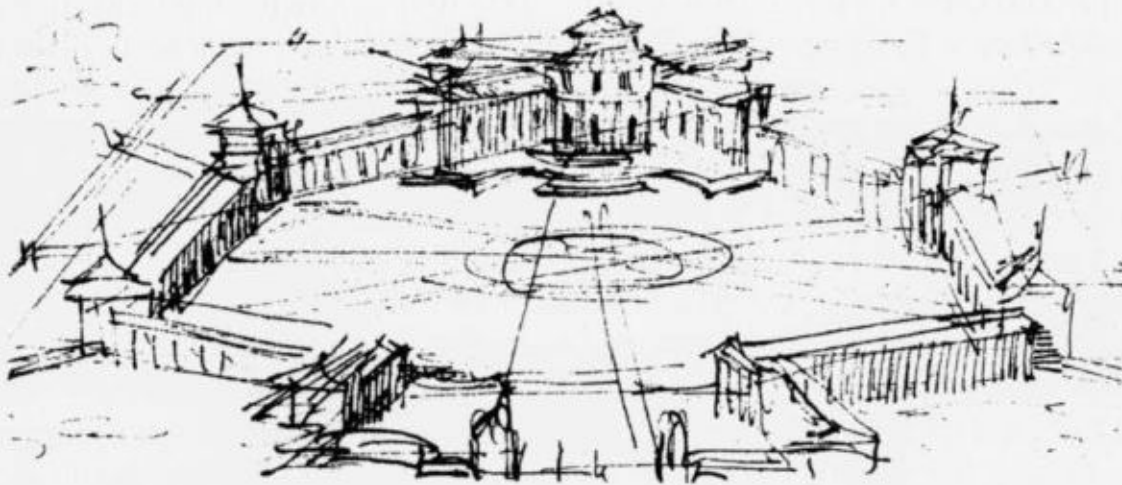
*Foto: Coenen*

Der Düsseldorfer Landschaftsarchitekt Jensen schuf mit dem Bühlerhöhepark eine Anlage, wie sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für großbürgerliche Parks im Rheinland typisch war. Zu den wenigen rheinischen Parks aus dieser Zeit, die erhalten sind, gehört der Kammerbuschpark im Wehetal bei Langerwehe, der wie der Bühlerhöhepark in die Landschaft integriert und mit zahlreichen Architekturstaffagen versehen war.<sup>41</sup>

#### *Das Vorbild: Schloss Stupinigi*

Stupinigi liegt knapp zehn Kilometer südwestlich vom Turiner Palazzo Reale (königliches Stadtschloss) auf Gemarkung Nichelino und steht in einem annähernd axialem Bezug zu diesem. Herzog Emanuele Filiberto von Savoyen schenkte die dortigen Ländereien und die bis heute erhaltene spätgotische Burg 1573 dem durch ihn erneuerten Maurezianerorden, einem auf Piemont beschränkten karitativen Ritterorden in der Tradition der Johanniter.<sup>42</sup> Auf dessen Kosten wurde 1729 im Auftrag König Vittorio Amedeos II. mit dem Bau eines Jagdschlusses nach Entwürfen Filippo Juvarras unter der Leitung seines Mitarbeiters Giovanni Tommaso Prunottos als Ersatz für das als Residenz aufgewertete, ehemals bevorzugte Jagdschloss Venaria Reale begonnen.

Juvarra wurde 1678 in Messina geboren und starb 1736 in Madrid.<sup>43</sup> In seiner Frühzeit arbeitete er als Silberschmied bei seinem Vater, 1703/04 bis 1714 hielt er sich in Rom auf, zunächst im Atelier Carlo Fontanas, wo er sich schnell die akademischen Kenntnisse eines Architekten aneignete. Seit 1708 im Dienst des Kardinals Ottobonis für dessen Theater in der



Entwurfsskizze für Schloss Stupinigi von Filippo Juvarra (Stadtmuseum Turin)

Cancellaria tätig, zeichnete sich Juvarra durch fantasiereiche, kühne Theaterdekorationen aus und war bald mit vielen Gelegenheitsarbeiten für einen weiten Kreis von Auftraggebern beschäftigt. 1711 entwarf er in Wien Theaterdekorationen im Auftrag von Kaiser Joseph I., 1714 folgte er einer Einladung Vittorio Amedeos II. und wurde Hofarchitekt des Königs in Turin. Dort errichtete er fünf Kirchen und vier königliche Palastbauten sowie vier weitere Paläste für private Auftraggeber. Als Städtebauer entwarf Juvarra zwei ausgedehnte Turiner Stadtteile völlig neu, darüber hinaus wandte er sich 1719/20 in Portugal Plänen für den Palast König Johanns V. in Mafra und anderen Projekten in Lissabon zu. 1720 reiste er nach London und Paris, 1735 zur Planung des königlichen Palastes für Philip V. nach Madrid. Außerdem führte Juvarra Aufträge in Como, Mantua, Belluno, Bergamo, Lucca, Chambéry, Vercelli, Oropa und Chieri aus, sein großes Projekt für die Sakristei von St. Peter in Rom wurde nicht realisiert.

Als Juvarra 1736 in Madrid starb, war das ursprüngliche Konzept für Schloss Stupinigi vollendet. Der nachfolgende König Carlo Emanuele III. forderte bereits 1737 den Ausbau der Anlage zum Wohn- und Residenzschloss, daher kam es ab 1739 nach Skizzen Juvarras zur Erweiterung unter Einflussnahme des neuen Hofarchitekten Benedetto Alfieri. Der Ausbau wurde erst 1789 abgeschlossen.

Stupinigi verdankt wie die unvollendeten Anlagen von Rivoli oder Venaria Reale seine Errichtung der Erhöhung der Dynastie Savoyen zu Königen von Sizilien im Jahr 1720. Das Jagdschloss markiert den Höhepunkt piemontesischer Profanbaukunst des Settecenno, weniger durch Monumentalität wie jene Schlösser als durch die Originalität seiner Grundrisskomposition. Es ist eine Synthese aus internationalen künstlerischen Anregungen innerhalb einer kreativen Phase, die während weniger Jahrzehnte an al-



len europäischen Höfen vorherrschte. Das ursprüngliche Jagdschloss entstand über x-förmigem Grundriss und besitzt einen überhöhten Zentralsaal.<sup>44</sup> Aus den erhaltenen Skizzen Juvarras ist ersichtlich, dass er beim Entwurf zunächst zwischen französischen und italienischen Bautraditionen schwankte.<sup>45</sup> Dann entschied er sich für die italienische Sternform mit niedrigen Flügeln um einen hohen Kernbau. Auch andernorts fand dieser Typus fast gleichzeitig Anhänger, doch Stupinigi ist mit seinen ausgewogenen Verhältnissen der architektonischen Massen und der reichen Innenausstattung der bedeutendste Vertreter. Anregungen für seinen Plan boten Juvarra die geometrischen Grundrissfiguren der Renaissance-Villen Andrea Palladios oder Sebastiano Serlios. Unmittelbare Vorbilder sind die Entwürfe Johann Bernhard Fischer von Erlachs für das Lustschloss des Grafen Althan in der Rossau bei Wien (um 1685) bzw. Germain Boffrands für Schloss Malgrange bei Nancy (vor 1711, verändert ausgeführt).<sup>46</sup> Beide Anlagen besitzen einen x-förmigen Grundriss um einen zentralen Festsaal; Juvarra erhielt vermutlich durch Kontakte des Turiner Hofes zu Wien bzw. durch seine Reise nach Paris Kenntnis von diesen Projekten.

21 Jahre als Hofarchitekt des Hauses Savoyen reichten Juvarra, um die barocke Kulturlandschaft Piemonts entscheidend zu verwandeln.<sup>47</sup> Es ist erstaunlich, was er in diesen zwei Jahrzehnten alles geschaffen hat. Mit seinem Wechsel von Rom nach Turin gab die „Ewige Stadt“ zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Führung der architektonischen Entwicklung an Piemont ab. War Juvarras Lehrer Fontana Initiator einer Entwicklung, die als puristische Gegenbewegung zur Pathetik des Hochbarock nach dem Tode Giovanni Lorenzo Berninis (1680) aufkam, so repräsentiert Juvarra eine Strömung, die als italienische Parallele zum französischen Rokoko verstanden werden darf. Juvarra ist zwar ein kühner Neuerer, höchst komplizierte Raumgebilde, wie in Piemont sein Vorgänger Guarini und sein Nachfolger Vittone, hat er jedoch nicht geschaffen. Seine zahlreichen erhaltenen Skizzen zeigen, dass Juvarras Konzeptionen zunächst von leicht überschaubaren Raumvorstellungen des 16. Jahrhunderts ausgehen, ehe sie zu Gebilden umgeschaffen werden, deren Verständnis sich erst dem eingehenden Studium erschließt. Alle seine Gebäude zeichnen sich durch eine große Leichtigkeit aus, die Schwerkraft des Steins scheint überwunden. Bei aller Originalität übernimmt Juvarra aber auch die geläufigen Baugedanken seiner Zeit, um ihnen dann doch seine unverwechselbare Prägung zu geben.

Schloss Stupinigi wurde durch den früheren Theaterarchitekten Juvarra bewusst auf eine szenografische Wirkung als effektvoller Point de vue angelegt. Auf diese Weise bildet das Schloss den Abschluss einer breiten Allee (die ursprünglichen Ulmen wurden in den vergangenen Jahrzehnten bedauerlicherweise durch Pappeln ersetzt), die von Turin hierher führt. Beiderseits der Straße wurden auf einer Länge von rund 400 Metern ab



1733 früher der Versorgung dienende schlichte Bauernhöfe in Backsteinmauerwerk errichtet, die anschließenden, ab 1755 erbauten Viehställe umschließen halbkreisförmig einen dem Schloss vorgelagerten Platz mit einem Durchmesser von über 200 Metern. Unmittelbar südwestlich schließt entlang der Hauptachse der durch einen hellen Verputz betonte noblere Teil, zunächst mit niedrigen Stallungen und Zwingern zu Seiten eines Platzoktogons an. Es führt in den achtseitigen Ehrenhof, der an sechs Seiten zangenförmig von Werkstattgebäuden, Marställen und Galerien umschlossen wird (die siebte Seite nimmt das Jagdschloss ein). Diese Hofanlage hatte Juvarra, wie erhaltene Skizzen beweisen,<sup>48</sup> von Anfang an geplant, sie wurde aber, wie oben erwähnt, erst nach seinem Tod ab 1739 von seinem Nachfolger Benedetto Alfieri modifiziert ausgeführt. Im Zentrum des Ehrenhofes steht das ursprüngliche Jagdschloss mit den beiden vorderen seiner wie Windmühlenflügel um den ovalen Zentralbau gruppierten Trakten. Die beiden rückwärtigen dem kreisförmigen Garten (Durchmesser ca. 350 Meter) zugewandten Flügel weisen in die Straßenachsen nach Orbassano und Vinovo.

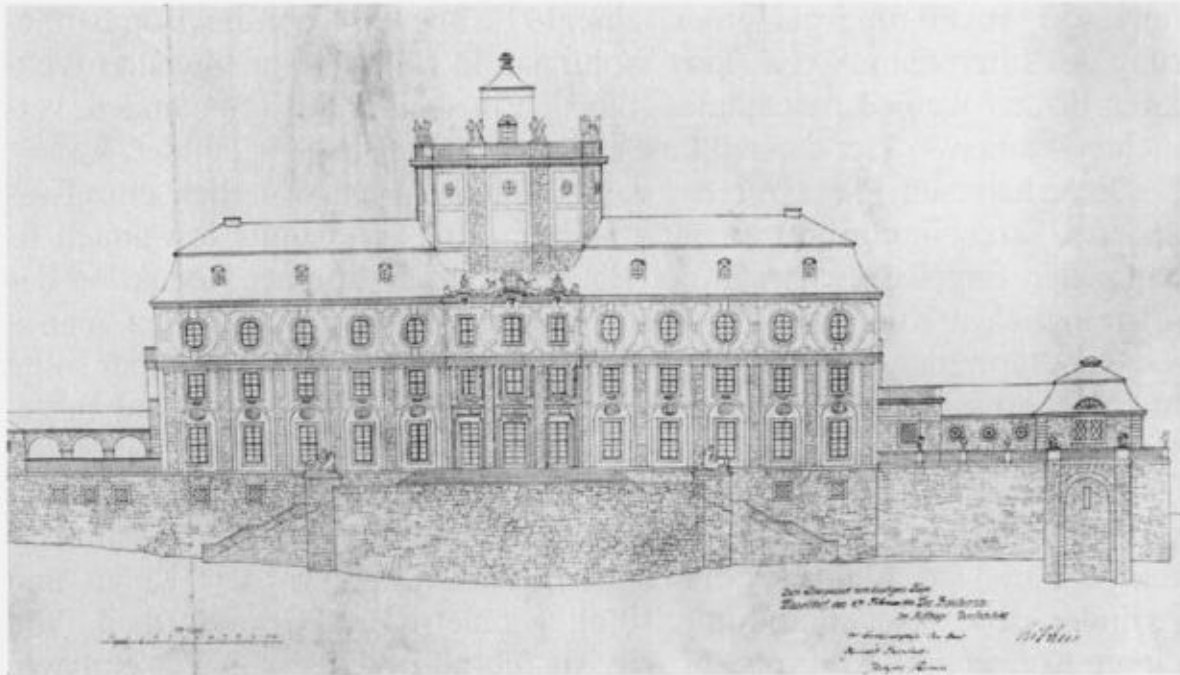
Eine einheitliche Gliederung aus Lisenen und Gesimsen kennzeichnet die Gebäude, die den Ehrenhof umgeben. Die vier Diagonalflügel mit den Galerien und Werkstätten sind eineinhalbgeschossig, die beiden dazwischen liegenden Marställe werden durch ihre Dimensionen und Kolossalordnung hervorgehoben. Das Jagdschloss mit seiner x-förmigen Grundrissgestalt beherrscht den Ehrenhof. Die beiden Fassaden gegen Stadt und Garten sind analog gestaltet. Der dreigeschossige Mittelbau, der durch ionische Pilaster und profilierte Stockgesimse gegliedert wird, erhebt sich über einem leicht elliptischen Grundriss und nimmt den an einen Sakralraum erinnernden Festsaal (25 × 24 m) auf, dessen vier Pfeiler eine 20 Meter hohe Kuppel tragen. Der Zentralbau besitzt an der Stadt- und Gartenseite jeweils drei Achsen mit rundbogigen Fenstern im Erd- und Obergeschoss und hochrechteckigen Fenstern im niedrigeren Zwischengeschoss. Er trägt ein pagodenartig gestuftes Kupferdach mit Marmorbalustrade von 1765/66, das damals als Ersatz für ein flacheres Kegeldach entstand. Es wird von einem überlebensgroßen Bronzehirsch, den Francesco Ladatte nach Skizzen Juvarras geschaffen hat, bekrönt. Die vier ebenfalls dreigeschossigen Seitenflügel des Jagdschlusses sind deutlich niedriger als der Mittelbau, so dass das Stockgesims des Obergeschosses an den Seitentrakten als Traufgesims fortgeführt werden kann. Die Flügel mit jeweils sechs Achsen werden durch ionische Pilaster und zwei Lisenen im rhythmischen Wechsel in jeweils zwei Felder gegliedert, die beiden Untergeschosse werden in Kolossalordnung zusammengefasst. Den hochrechteckigen Sprossenfenstern des Untergeschosses entsprechen im niedrigen Zwischengeschoss quadratische Fenster, während das von einer Balustrade bekrönte Obergeschoss erneut hochrechteckige Fenster besitzt.



*Grundriss Bühlerhöhes im Jahr der Fertigstellung 1914 (aus Rüschoff)*

Die aufwendige Ausmalung und Ausstattung des Jagdschlusses im Stil des Rokoko wurde auf Betreiben Juvarras durch eigens für diese Aufgabe berufene Freskomaler und zahlreiche Turiner Künstler, die auch an anderen Projekten des Hauses Savoyen beteiligt waren, ausgeführt. Das heute als Museum dienende Bauwerk, das nach den umfangreichen Erweiterungen unter Juvarras Nachfolgern den Maßstab einer Staatsarchitektur erreichte, blieb als spätbarockes Gesamtkunstwerk von europäischem Rang nahezu unverändert erhalten.

Stupinigi bildet einen Zentralpunkt in der Turiner Landschaft. Juvarra und seine Nachfolger schufen ein System landschaftsbeherrschender Achsen. Den Architekten der Könige aus dem Haus Savoyen gelang die größtmögliche Verflechtung von Bauwerk, Garten und Landschaft. Es ist eine alle Bereiche umspannende Interpretation des Doppelthemas von Konzentration und Ausdehnung, das die Architekten des Barock beschäftigte. Die



*Aufriss der Schlossfassade Bühlerhöhes, Talansicht (Pläne Wilhelm-Kreis-Archiv, Blatt 14, Detail)* *Repro: Coenen*

gestaffelt ausgreifenden Flügel des Schlosses sind auf den elliptischen Kuppelbau zentriert. Von ihm als Brenn- und Schnittpunkt strahlen Quer- und Diagonalachsen in die Gebäudeflügel, den Garten und die Straßenachsen aus.<sup>49</sup>

#### *Wilhelm Kreis' Entwurf für Bühlerhöhe*

Kreis' Beziehungen zu Turin und damit zu Schloss Stupinigi sind unübersehbar. Gemeinsam mit Peter Behrens, Hermann Billing und Bruno Möhring vertrat er die deutsche Architektur auf der Internationalen Ausstellung in Turin 1902.<sup>50</sup> Im selben Jahr wurde er dort mit einem Ehrendiplom ausgezeichnet.<sup>51</sup> 1911 – also während der Arbeiten am Entwurf für Bühlerhöhe – unternahm Kreis eine Italienreise,<sup>52</sup> ob er Stupinigi damals noch einmal besuchte, ist nicht bekannt, aber zu vermuten.

Von den 20 Plänen für Bühlerhöhe (datiert Düsseldorf, 27. Februar 1912), die laut Stempel am 17. September 1912 durch das Großherzogliche Bezirksamt Bühl genehmigt wurden, blieben elf im Wilhelm-Kreis-Archiv in Bad Honnef erhalten.<sup>53</sup> Es handelt sich ausschließlich um Aufrisse und Schnitte, die Grundrisse gingen nach Auskunft von Professor Dr. Helmut Arntz, der als Neffe Kreis' dessen Nachlass verwaltet, in den Wirren der ersten Nachkriegsjahre in dessen Wohnhaus in Dresden verloren.<sup>54</sup> In seinem Buch über den Bau Bühlerhöhes berichtet Curt Rüschoff, dass die

über 450 Ausführungspläne der Jahre 1912 bis 1914 bei der Bombardierung des Elternhauses von Hans Woltmann in Elberfeld im Zweiten Weltkrieg bis auf wenige Ausnahmen, die sich in seinem Besitz befanden, vernichtet wurden.<sup>55</sup> Vier dieser Pläne sind in seinem Buch abgebildet.<sup>56</sup>

Die erhaltenen Pläne zeigen, dass Bühlerhöhe ursprünglich ein etwas anderes Erscheinungsbild erhalten sollte.<sup>57</sup> Erst die bereits erwähnten finanziellen Engpässe während der Bauzeit führten zu einer Reduktion des ursprünglichen Konzepts. Die bedeutendste Änderung betrifft den zentralen Rundturm, der erheblich höher werden sollte.<sup>58</sup> Dieser Baukörper sollte mit einer Aussichtsplattform mit figurenbestandener Balustrade und aufgesetzter Laterne abschließen. Entscheidende Auswirkungen hat die Reduzierung der Turmhöhe auf das Hauptportal an der Hofseite. Neben dem erwähnten Einfluss klassizistischer Vorbilder verhalten sich die hochrechteckige Portalwand und der diese überragende Rundturm wie Kubus und Zylinder, sind also eine Komposition geometrischer Grundformen. Von dieser Konzeption Kreis' ist in der Ausführung nichts mehr zu erahnen. Weil die Turmhöhe deutlich reduziert wurde, steht der Kubus der Portalwand völlig isoliert, von der beabsichtigten Spannung, die der Eingangsbereich durch die beiden gegensätzlichen geometrischen Figuren erhalten sollte, ist nichts zu spüren.

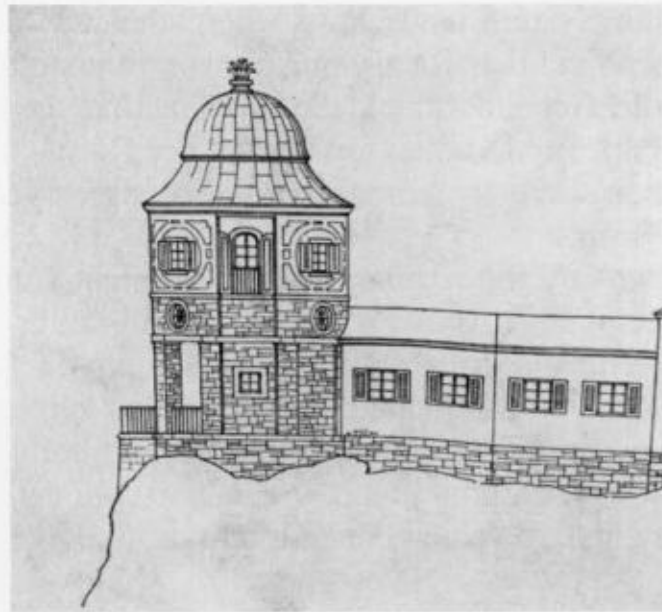
Die Bertel Thorwaldsens „Ganymed, den Adler tränkend“ (1817) nachempfundene Skulpturengruppe, die das Hauptgesims bekrönen sollte, fiel den Sparmaßnahmen gänzlich zum Opfer, an ihrer Stelle erhebt sich heute ein bronzener Reichsadler, den der Bildhauer Professor Hermann Geibel aus Darmstadt geschaffen hat. Im Offiziersgenesungsheim Bühlerhöhe sollte Ganymed, der Mundschenk des Göttervaters, zwischen den beiden grundverschiedenen Ansichten, dem heiteren Schloss der Talseite und der strengen Festung der Bergseite, vermitteln. Über die weitere Ausstattung des Hauses, die nur teilweise erhalten ist, wird noch zu sprechen sein.

Verzichtet wurde auf Grund der Sparmaßnahmen außerdem auf die Zwingeranlage vor dem Hoftor.<sup>59</sup> Die niedrigen Flankierungstürme wurden lediglich bis zum Sockelgeschoss ausgeführt und dienen als rondellartige Terrassen. Der repräsentative Charakter des Eingangsbereichs zum Burghof wird durch das Fehlen der beiden Türme in nicht unerheblichem Umfang beeinträchtigt.

Kreis' Gesamtkonzept für Bühlerhöhe wird durch diese Sparmaßnahmen insgesamt nur wenig berührt. Vorbild für das Schlosshotel Bühlerhöhe ist – wie bereits erwähnt – Schloss Stupinigi. Der Grundriss des Turiner Jagdschlusses ist x-förmig, im Zentrum befindet sich ein höherer Rundbau. Wilhelm Kreis halbiert diese Grundrissform für Bühlerhöhe, doch darin erschöpft sich die Vorbildfunktion Stupinigis nicht. Auch die Aufrißgestaltung der dem Tal zugewandten Schlossfassade Bühlerhöhes ist ähnlich. Charakteristisch sind die Geschosseinteilung und die Wandgliede-



*Aufriss des Wilhelmsturms  
(Pläne Wilhelm-Kreis-Archiv,  
Blatt 14, Detail)  
Repro: Coenen*



rung. Die beiden unteren Geschosse der Schlösser Stupinigi und Bühlerhöhe werden durch Lisenen bzw. Pilaster in Kolossalordnung zusammengefasst. Für die Balustrade der nicht ausgeführten Turmplattform Bühlerhöhes sah Kreis Skulpturen vor, wie sie Juvarra in Stupinigi realisierte. Die Vorbildfunktion des königlichen Jagdschlusses geht bis ins Detail. Die sogenannte Hirschterrasse an der Talseite Bühlerhöhes wird von zwei großen Skulpturen eines liegendes Rothirschs und einer liegenden Hirschkuh flankiert, die Hermann Geibel geschaffen hat.<sup>60</sup> In den erhaltenen Entwürfen Kreis' von 1912 sind an dieser Stelle noch mythologische Wesen, unter anderem ein Zentaur, vorgesehen. Später entschieden sich Kreis und seine Assistenten Rüschof und Woltmann für Skulpturen, die sich unmittelbar am Vorbild Stupinigi orientieren. Auf dem Turmdach des Jagdschlusses erhebt sich die überlebensgroße Skulptur eines stehenden Rothirsches, die Francesco Ladatte 1766 schuf.

An Juvarras Schlossanlage erinnert ebenfalls die Anlage eines Ehrenhofes durch niedrigere zangenartige Wirtschaftsgebäude an der Eingangsseite Bühlerhöhes. Anders als Stupinigi, wo Juvarra einen regelmäßigen, siebenseitigen Ehrenhof schuf, erhielt Bühlerhöhe aus topografischen Gründen zwei miteinander verbundene quadratische Innenhöfe. Gravierend ist ein weiterer Unterschied. In Turin wurden die Hofseite des Schlosses und die Nebengebäude nicht in der Formensprache des Festungs- und Burgenbaus ausgeführt, sondern entsprechen formal der Gartenseite.

Auch der große Landschaftspark, der Bühlerhöhe umgibt, ist in gewisser Weise eine Reminiszenz an Stupinigi. Wie das Turiner Jagdschloss bildet das Offiziersgenesungsheim einen Zentralpunkt in der Landschaft. Wie Juvarra und seine Nachfolger schuf der Landschaftsarchitekt Harald Jensen

ein System landschaftsbeherrschender Achsen. Die Flügel des Schlosses sind auf den Turm zentriert, von ihm strahlen Quer- und Diagonalachsen in die Gebäudeflügel, den Garten und das Rheintal aus. Allerdings ist der Park Bühlerhöhes ein Garten der Romantik und deshalb nicht nach denselben strengen geometrischen Prinzipien geordnet wie die barocke Anlage in Turin.

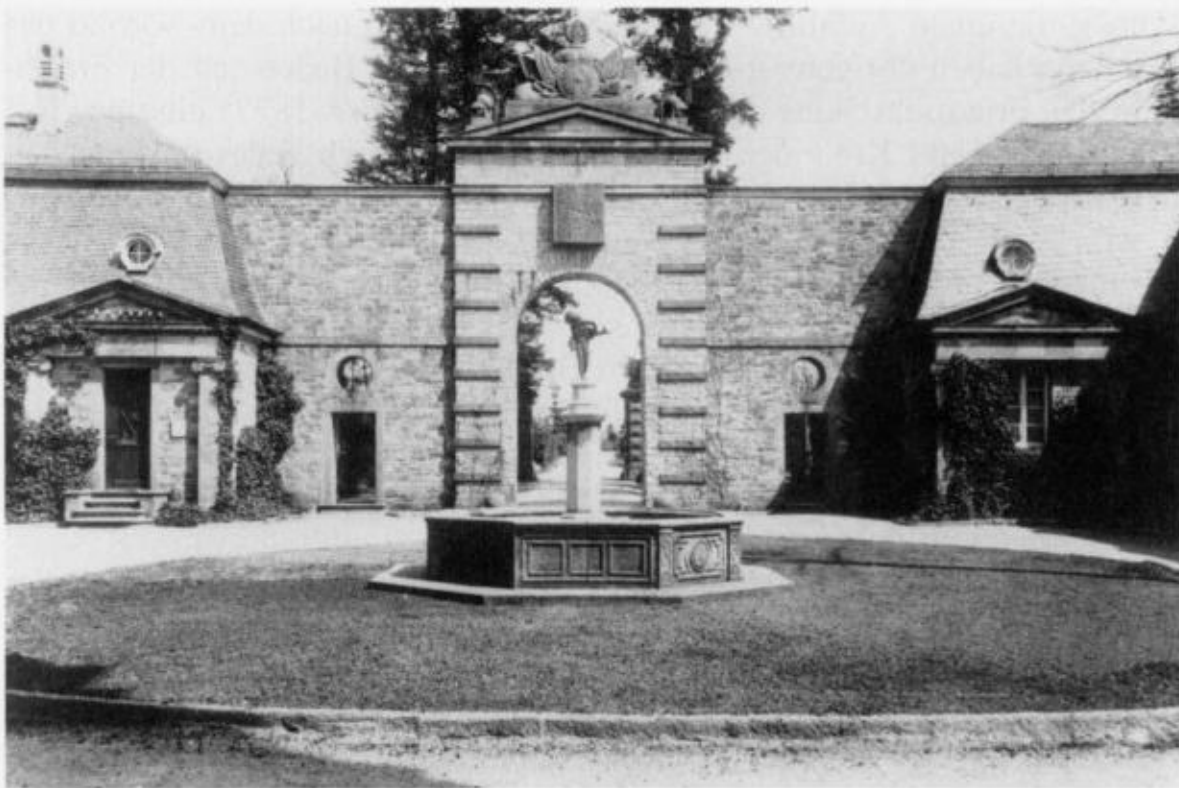
Auffällig ist, dass Kreis' Assistent Curt Rüschoff in seinen Erinnerungen keinen Hinweis auf Stupinigi gibt; er nennt vielmehr das von Balthasar Neumann entworfene Treppenhaus von Schloss Brühl als Vorbild für die Rotunde Bühlerhöhes.<sup>61</sup> Obwohl es keinerlei Verwandtschaft zwischen diesen beiden Bauten gibt, wurde Rüschoffs irreführender Vergleich, der zeigt, wie wenig Einblick er in die konzeptionelle Arbeit seines Chefs hatte, in der regionalgeschichtlichen Literatur immer wieder dankbar aufgegriffen.

### *Die Überarbeitung der Pläne durch Rüschoff und Woltmann*

Kreis bezeichnete Bühlerhöhe in der Rückschau 1952 als „eines seiner besten Werke“ und nahm dieses vollständig für sich in Anspruch, obwohl die Beteiligung von Rüschoff und Wortmann an der Ausführungsplanung unstrittig ist.<sup>62</sup> Auseinandersetzungen mit Herta Isenbart, über die sich Kreis noch in seinen letzten Lebensjahren wenig positiv äußerte,<sup>63</sup> führten dazu, dass er – wie bereits festgestellt – die Verantwortung für notwendige Umpfanungen seinen beiden Mitarbeitern übertrug. Wie Rüschoff einräumt, wurde das Projekt aber ganz im Sinne „meines von mir sehr verehrten Meisters Professor Kreis“<sup>64</sup> zu Ende geführt.<sup>65</sup>

Dennoch ist die Beteiligung Rüschoffs und Woltmanns an der Ausführungsplanung offensichtlich. Wolfgang Brönner schreibt den beiden Assistenten die gesamte Innenausstattung zu, wobei Rüschoff eine führende Rolle übernommen haben soll.<sup>66</sup> Auch für die Umpfanungen am Außenbau, die wegen der erwähnten Einsparmaßnahmen notwendig wurden, waren Rüschoff und Woltmann alleine verantwortlich. Von einer Einflussnahme Kreis' auf den Bau nach einer Besprechung mit der Bauherrin und seinen beiden Assistenten in Wiesbaden im Frühjahr 1913 ist jedenfalls in Rüschoffs Erinnerungen nichts zu lesen.<sup>67</sup> Herta Isenbart lehnte bei diesem Treffen den heute verschollenen, überarbeiteten Entwurf von Kreis ab, mit dem dieser den schwindenden Finanzmitteln der Bauherrin Rechnung trug. Die beiden Assistenten erarbeiteten daraufhin im Baubüro auf der Bühlerhöhe selbstständig ein eigenes reduziertes Konzept.

Die Raumaufteilung geht mit großer Wahrscheinlichkeit auf Kreis zurück. In seiner dem Bauantrag beigelegten Baubeschreibung skizziert er seine Vorstellungen von der Innenausstattung: „Die Ausstattung der Wohn- und Gesellschaftsräume soll eine vornehme sein mit teilweiser Vertäfelung, Stoffbespannung und Holzdecken etc.“<sup>68</sup>



*Tor zum Ehrenhof Bühlerhöhes vom Innenhof aus gesehen. Das Foto stammt vermutlich aus den 30er Jahren* *Foto: Stadtgeschichtlichen Institut Bühl*

Im Zentrum des Schlosses steht der zweigeschossige Saal, dessen Entwurf aus dem Jahr 1913 bei Rüschoff abgebildet ist.<sup>69</sup> Er besitzt einen kreisförmigen Grundriss und wird von 16 Nischen, die teilweise zu Fenstern und Türen erweitert sind, umgeben. Die Nischen werden von statisch bedeutungslosen Dreiviertelsäulen aus Lindenholz gerahmt. Die kannelierten toskanischen Säulen tragen einen Architrav, über dem sich eine umlaufende Empore erhebt. Analog zum Untergeschoss ist die Wand des Obergeschosses durch Pilaster gegliedert. Die Zwickel oberhalb der Bögen, die diese Pilaster tragen, sind reich mit Stuck verziert.

Beim Wandaufriß der Rotunde stand Stupinigi nur bedingt Pate. Zwar ist auch die Empfangshalle des Turiner Jagdschlusses zweigeschossig mit Empore, sie besitzt aber eine Kuppel, die von vier freistehenden Pfeilern getragen wird. Der zentrale Saal Bühlerhöhes hat aus rein praktischen Gründen eine Spiegeldecke, ansonsten wäre der Raum über der Rotunde im dritten Geschoss nicht nutzbar. Unübersehbar sind die Parallelen zwischen Bühlerhöhe und dem Pantheon in Rom, dem 118 bis 128 n. Chr. errichteten Vorbild aller abendländischen Kuppelbauten. Wie der Zentralraum des Offiziersgenesungsheims ist das Pantheon eine von Nischen umgebene Rotunde mit zweigeschossigem Wandaufriß und Säulen im Erdge-



schoss, die einen Architrav tragen.<sup>70</sup> Kuppelbauten nach dem Vorbild des Pantheon haben übrigens in der Region um Baden-Baden seit der Errichtung des Friedrichsbades durch Karl Dernfeld (1869–1877) eine gewisse Tradition.<sup>71</sup> Dass Kreis den Kuppelsaal des Friedrichsbades gekannt hat, darf vorausgesetzt werden.

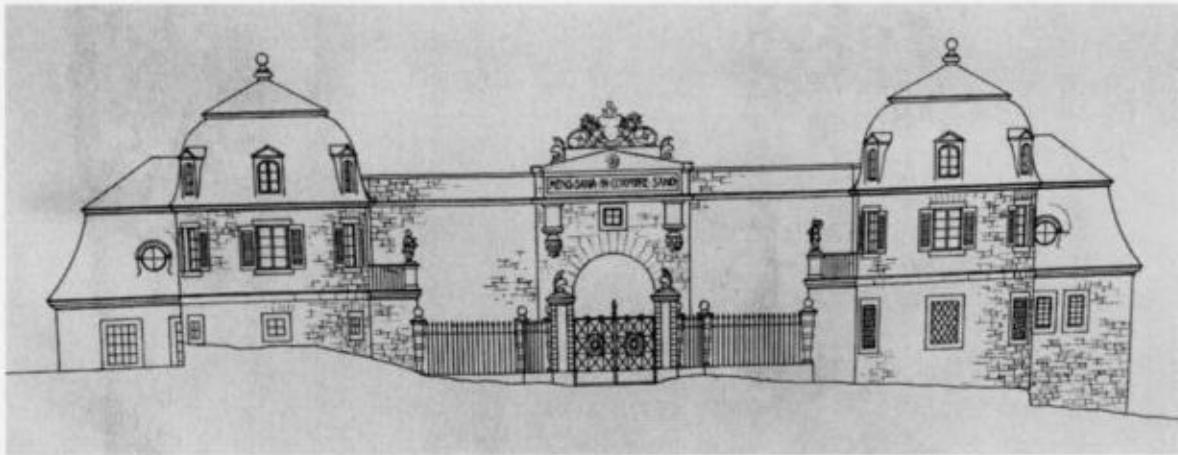
Von der Rotunde gelangt der Besucher auf die Terrasse mit Blick in die Rheinebene und in die beiden Flügel des Schlosses, in denen die Räume wie in Stupinigi aneinandergereiht sind. Allerdings gibt es einen entscheidenden Unterschied. Beiden Trakten Bühlerhöhes ist an der Bergseite jeweils ein Korridor vorgelagert, der Teil eines Gangs ist, der um den gesamten Ehrenhof führt. Außerdem ist der nordwestliche Flügel des Offiziersgenesungsheims, der zusätzlich Aufzug und Treppenhaus aufnimmt, um ein Drittel breiter als der andere Flügel.

Im nordwestlichen Flügel schließt an die Rotunde zunächst ein großer Saal an, der Wohnzwecken diente (heute so genannter Van-Dyk-Saal, früher Rote Diele genannt) und dessen Ausstattung Rüschoff entworfen hat.<sup>72</sup> Der rechteckige Raum besitzt eine stuckverzierte Kölner Decke, eine Wandvertäfelung aus Eichenholz und dem Eingang gegenüberliegend einen Kamin aus belgischem St. Anne-Marmor. Die westliche Langseite öffnet sich mit drei Fenstern in Richtung Rheinebene, die gegenüberliegende Wand mit ebenfalls drei Bögen zur Bibliothek. Diese besitzt eine gewölbte Stuckdecke und ist mit eingebauten Bücherschränken ausgestattet.

An Saal und Bibliothek schließen Speisezimmer (heute Bar) und das kleinere Spielzimmer (heute Nebenraum der Bar) an. Rüschoff und Woltmann gestalteten gemeinsam das Spielzimmer, das sich mit zwei Fensterachsen zum Rheintal öffnet. Dieses besaß ursprünglich eine Wandbespannung aus giftgrünem Baumwoll-Damast.<sup>73</sup> Das von Rüschoff entworfene Speisezimmer erhielt eine Wandvertäfelung aus Zitronenholz, die Decke Stuckverzierungen. Die nordwestlich an Speisezimmer und Spielzimmer anschließende Terrasse, deren gewölbter Bogengang zum Viadukt des Wilhelmsturms führte, wurde 1921 mit einem wenig geglückten eingeschossigen Gebäude mit Flachdach, das einen Speisesaal für den Kurhausbetrieb aufnahm, überbaut. Die vier Fensterachsen zur ehemaligen Terrasse wurden geschlossen bzw. durch Türen ersetzt.

Im Bereich zwischen Rotunde, Bibliothek und großem Saal befindet sich das repräsentative quadratische Treppenhaus mit einer Wendeltreppe aus Holz. Auf der anderen Seite der Rotunde entspricht dem großen Saal das Billardzimmer (heute Café), an das ursprünglich die Kasse und der eingeschossige Bäderflügel anschlossen. In den beiden oberen Geschossen des Schlosses befanden sich die Gästezimmer für die Offiziere, im zweiten Obergeschoss über der Rotunde außerdem ein weiterer Gesellschaftsraum. Arzträume, Küche, Büros und weitere Funktionsräume waren in den niedrigeren Trakten, die den Ehrenhof umgeben, untergebracht.





*Aufriss der Feldseite des Eingangsbereichs zum Ehrenhof Bühlerhöhes (Pläne Wilhelm-Kreis-Archiv, Blatt 16)*  
 Repro: Coenen

### *Bühlerhöhe als Schloss*

Als Offiziersgenesungsheim ist Bühlerhöhe prinzipiell ein Militärbau. Die Architektur des Hauses verdeutlicht aber die Sonderstellung dieses Bauwerks, das mit den typischen Militärbauten des Historismus nur wenig Gemeinsamkeiten hat,<sup>74</sup> sondern dem Typus des Schlosses entspricht.

Das Schloss als Denkmal für eine Person oder eine Familie ist eine typische Bauaufgabe des Historismus. Diese Gattung bezeichnet Heinz Biehn als „Denkmalschlösser der pathetischen Romantik“.<sup>75</sup> Zeitlich und wesensmäßig stehen diese Anlagen am Ende des Schlossbaus. Diesen Denkmalschlössern wird der Memorialcharakter als ursächliches Entstehungsmotiv zugestanden.

Vier Beispiele dieser Gattung seien stellvertretend genannt. Burg Hohenzollern, Stammsitz des preußischen Königshauses, ist von Anfang an, seit Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz 1819 die Burg besuchte, als Denkmal des Geschlechts angesehen und in diesem Sinne zwischen 1850 und 1867 durch August Stüler ausgebaut worden.<sup>76</sup> Dabei wurde die Burgruine des Mittelalters zum Ausgangspunkt genommen, aber weitgehend frei ausgebaut, da sie nun dem höheren Rang der Familie Rechnung tragen musste. Die bayrischen Königsschlösser Neuschwanstein (1868–1886 durch Eduard Riedel), Herrenchiemsee (1878–1885 durch Georg von Dollmann) und Linderhof (1869–1878 durch Georg von Dollmann) bezeichnet Biehn als „Denkmäler eines höchst persönlichen Majestätsbewußtseins“.<sup>77</sup> Darüber hinaus wurden in diese Bauten Reminiszenzen der verschiedensten Art integriert, die denkmalhaft die staufische Epoche und wagnerische Gedankenbilder (Neuschwanstein) und das vom Bauherrn Ludwig II. bewunderte Vorbild Ludwig XIV. (Herrenchiemsee und Linderhof) vor Augen führen.



*Schlossfassade Bühlerhöhes vom Innenhof aus gesehen. Das Foto entstand bald nach der Fertigstellung 1914*

*Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl*

Die Vorbildfunktion dieser denkmalhaften Schlösser für Bühlerhöhe ist unübersehbar. Die bürgerliche Herta Isenbart setzte ihrem verstorbenen Mann mit diesem in den Formen eines Schlosses errichteten Offiziersgenesungsheims ein Denkmal, wie es sonst nur von adeligen Bauherren geschaffen wurde. Herta Isenbart, die durch ihre jüdische Herkunft und die Scheidung die militärische Karriere ihres zweiten Ehemannes ruiniert hatte, blieb der Zutritt zu adeligen Kreisen trotz ihres beachtlichen Vermögens verwehrt. Mit Bühlerhöhe, das sich formal an Stupinigi – bis 1919 eines der Residenzschlösser der italienischen Könige – orientiert, formuliert die Bauherrin ihre hohen Ansprüche.

Auch Wilhelm Kreis, seit 1908 Professor im rheinischen Düsseldorf, war der Denkmalgedanke des Schlosses nicht fremd. Natürlich kannte er die bereits genannten denkmalhaften Schlösser der regierenden Fürstenhäuser in Deutschland, im Rheinland begegneten ihm aber auch die Schlösser des dort seit Jahrhunderten ansässigen Landadels, die im Laufe des Historismus auf eine ganz spezielle Weise ausgebaut wurden. Harald Herzog hat in seiner Kölner Dissertation den Begriff des „introvierten Bauens“ in die Kunstwissenschaft eingeführt.<sup>78</sup> Damit beschreibt er die umfangreichen Umbau- und Erweiterungsmaßnahmen an rheinischen Wasserbur-

*Aufriss des Schlossportals im  
Innenhof (Pläne Wilhelm-Kreis-  
Archiv, Blatt 9, Detail)  
Repro: Coenen*



gen während des 19. Jahrhunderts, bei denen Anregung und Vorbild vom Altbau ausgehen; auf diese Weise wurden die Schlösser zum Denkmal ihrer selbst. Neben den Umbauten mittelalterlicher Anlagen gibt es im Rheinland auch einige komplette Neuschöpfungen des 19. Jahrhunderts wie Schloss Ottenfeld bei Alsdorf, das 1878 von Karl Freiherr von Blanckart als Nachfolger eines Gutshofes erbaut wurde.<sup>79</sup>

Dem in Düsseldorf tätigen Wilhelm Kreis konnten die ungeheuer zahlreichen rheinischen Schlösser, die ihr heutiges Erscheinungsbild dem 19. Jahrhundert verdanken, nicht verborgen bleiben. Für den in seinem gesamten künstlerischen Schaffen einmaligen Auftrag, ein Schloss als Denkmal zu entwerfen, erhielt er von dieser Gattung wertvolle Anregungen.

Bühlerhöhe ist das einzige Schloss, das Wilhelm Kreis gebaut hat. Wolfgang Brönner zählt das Offiziersgenesungsheim zu den Wohnhäusern, die in seinem Gesamtwerk von untergeordneter Bedeutung sind,<sup>80</sup> weist aber darauf hin, dass der Architekt bis 1914 weitere schlossartige Gebäude errichtete. Unmittelbarer Vorläufer Bühlerhöhes ist das wesentlich kleinere Landhaus Siersdorff auf der Königsklinger Aue, einer Rheininsel bei Eltville. Das 1904 bis 1909 entstandene Gebäude erinnert an einen bei Paul Schultze-Naumburg abgebildeten Grundtypus für Schlösser,<sup>81</sup> dieser verwirklichte fast gleichzeitig mit Kreis 1907 in Solingen mit Schloss Hackhausen eine ähnliche Architektur. Beide Häuser orientieren sich am „maison de plaisance“ des 18. Jahrhunderts. Wie Bühlerhöhe hat Siersdorff zwei repräsentative, geometrisch angeordnete Fassaden unterschiedlichen Charakters, nämlich den Eingangsflügel mit einem risalitartigen Mittel-turm und die Rheinfront, der eine Terrasse vorgelagert ist.



*Ansicht der Rotunde Bühlerhöhes, vermutlich aus den 30er Jahren*

*Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl*

### *Bühlerhöhe als Denkmal*

Zu den charakteristischen Aufgaben der Architektur und Plastik im 19. Jahrhundert zählten Monumentalbau und Denkmal.<sup>82</sup> Wilhelm Kreis beherrschte wie kein anderer zwei Jahrzehnte kaiserzeitlicher Praxis des monumentalen Denkmalbaus. Mit ihm sind untrennbar die Bismarcktürme und Burschenschaftsdenkmäler verbunden, ebenso Grab- und Ehrenmäler, Gefallenen- und Kriegerdenkmäler und Walhallen.

Bühlerhöhe ist – wie bereits festgestellt – in seiner Gesamtheit ein Denkmalschloss für General Wilhelm Isenbart. Zwei Bauteile der Anlage, nämlich die Hoffassade des zentralen Rundturms und der Wilhelmsturm, sind formal und inhaltlich mit den Bismarcktürmen verwandt, die durch geometrische Einfachheit und ursprüngliche Formen bestimmt werden. Die Vorbildfunktion des Theoderichgrabmals und Castel del Montes wurde bereits erwähnt. Kreis' Bismarckdenkmäler in Hamburg (1902) und an der Odermündung bei Stettin (1912–1914) sind Beispiele für diesen Stil.

Der Wilhelmsturm des Offiziersgenesungsheims Bühlerhöhe ist ein eher schlichter Rundturm und steht damit für das Grundprinzip des Kreis'schen Denkmals. „Wilhelm Kreis – das ist der Turm“, schrieb ein zeitgenössischer Kritiker. „Die Masse des Volkes ist stets für den Turm. Das liegt ihr von altersher im Blut.“<sup>83</sup> Dass der Wilhelmsturm dem persönlichen Geden-





*Heutiger sogenannter Van-Dyk-Saal. Das Foto stammt vermutlich aus den 30er Jahren*  
*Foto: Stadtgeschichtliches Institut Bühl*

ken Wilhelm Isenbarts gewidmet ist, zeigte eine Inschrifttafel, die bereits um 1920 herausgebrochen wurde.<sup>84</sup> „Erbaut zum Gedächtnis von Wilhelm Isenbart, Generalmajor, im Jahre 1914“, lautete der Text.

Als ein komplexes Gebilde geometrischer Formen präsentiert sich die aus Kostengründen abgewandelt ausgeführte Hofseite des zentralen Schlossrundturms. Im ursprünglichen Plan verhalten sich das Portal und der darüber erwachsende Turm wie Kubus und Zylinder und erinnern damit an Kreis' preisgekrönter Entwurf für das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig von 1895.

### *Ausblick*

Der Historismus ist die Stilepoche, die die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und das 20. Jahrhundert bis 1918 bestimmte. Das Repräsentationsbedürfnis einer ganzen Epoche endete jäh mit dem Ersten Weltkrieg, der die gesellschaftlichen Bedingungen in Europa zutiefst erschütterte. Nach 1918 konnten die Architekten nicht dort weitermachen, wo sie vor dem Krieg aufgehört hatten. Die Moderne hatte begonnen.

Bühlerhöhe wurde während des Ersten Weltkriegs vollendet und ist ein Spätwerk des Historismus. Bauwerke dieser Art sind nach 1918 undenkbar. In seiner künstlerischen Aussagekraft und in seinen Dimensionen ist



*Entwurf des Treppenhauses  
Bühlerhöhes von 1912  
(aus Rüschoff, S. 25)*

das Schloss ein bemerkenswerter Vertreter seiner Zeit, der die gesellschaftlichen Ansprüche wie kaum ein anderes Gebäude in Baden versinnbildlicht. In der dem Bauantrag beigefügten Baubeschreibung nennt Wilhelm Kreis seinen mit diesem Werk verbundenen Anspruch: „Besonderer Wert ist bei der ganzen Anlage darauf gelegt, nicht allein für die Zwecke der Erholung der Offiziere ein geeignetes Heim zu schaffen, sondern auch für die Umgebung und Landschaft des Schwarzwaldes bei Bühl eine Sehenswürdigkeit und Zierde zu schaffen.“<sup>85</sup>

Nach dem Tod der Bauherrin Herta Isenbart wurde das Offiziersgenesungsheim 1920 an private Investoren verkauft und ab 1921 zu einem Kurhaus umgebaut.<sup>86</sup> Der Architekt Wilhelm Rutsch aus Freiburg plante einen durchlaufenden Balkon vor dem Obergeschoss der Talseite, jedes zweite Fenster wurde für diesen Zweck in eine Tür verwandelt. Die Gesamtwirkung der Schlossfassade wird dadurch anders akzentuiert. Über der Terrasse an der Nordseite, die den Zugang zum Wilhelmsturm ermöglichte, errichtete Rutsch den bereits erwähnten Speisesaal.

Die Geschäfte im Kurhaus entwickelten sich offensichtlich gut, denn bereits am 29. Mai 1925 stellten die Betreiber erneut einen Antrag auf Erweiterung.<sup>87</sup> Dieses Mal sollten die Bäderterrasse und der eingeschossige Bäderflügel an der Südseite mit einem dreigeschossigen Trakt überbaut werden. Der Entwurf, den erneut Wilhelm Rutsch lieferte, sah eine dreigeschossige Loggia an der Talseite vor. Dieses Vorhaben wurde durch eine Intervention des badischen Innenministeriums in Karlsruhe am 27. November 1925 gestoppt.<sup>88</sup> Der Anbau werde der hohen architektonischen Bedeutung des Altbaus nicht gerecht, heißt es in der Begründung. Auch Wilhelm

Kreis, inzwischen einer der bedeutendsten Architekten der Weimarer Republik, protestierte gegen das Projekt. In einem Brief an Landrat Billmeier kritisierte die Leitung des Kurhauses am 17. Mai 1926 das Verhalten von Kreis. „Über das Verhalten des Herrn Prof. Kreis als Architekt der Generalin Isenbart brauchen wir uns ja nicht zu äußern, es war ja ein öffentlicher Skandal“, heißt es in dem Schreiben.<sup>89</sup> „Künstlerische Begabung wollen wir Herrn Prof. Kreis nicht absprechen, im übrigen sind wir aber auch neuerdings wieder dringend davor gewarnt worden, seine Mitwirkung in Anspruch zu nehmen.“ Am 18. September legte das Kurhaus offiziell Beschwerde gegen die Ablehnung des Baugesuchs ein. Bühlerhöhe sei kein Kunstdenkmal, wie dies von staatlichen Stellen behauptet werde, heißt es in der Begründung. Am 17. Januar sah die Hotelleitung die Aussichtslosigkeit des Unternehmens ein und zog den Bauantrag zurück. Der entstellende Anbau wurde nicht ausgeführt. Am 10. August 1927 reichte Wilhelm Rutsch neue Baupläne ein, die – um die nutzbare Fläche Bühlerhöhes zu erweitern – dieses Mal den Ausbau des Dachgeschosses vorsahen. Bereits am 7. September 1927 wurde das Projekt genehmigt.

Die Reaktion der Behörden auf das entstellende Konzept der Kurhausbetreiber von 1925 zeigt, dass Bühlerhöhe bereits ein Jahrzehnt nach seiner Vollendung als Kunstdenkmal galt. Dieser Vorgang ist höchst ungewöhnlich und verdeutlicht, wie schnell das historisierende Schloss als Spätwerk einer Epoche den Menschen bewusst wurde.

Auch als Denkmal für Personen diente Bühlerhöhe seitdem immer wieder. An der Innenseite des Schlosstores sollte ursprünglich das kaiserliche Wappen eingelassen werden,<sup>90</sup> nach 1918 bestand hierfür kein Bedarf mehr. Stattdessen wurde anlässlich der 30-jährigen Tätigkeit von Professor Dr. Gerhard Stroomann als Chefarzt des Kurhauses an dieser Stelle eine Bronzetafel angebracht.<sup>91</sup> Schließlich erwarb der Industrielle Max Grundig 1986 das in wirtschaftliche Schwierigkeiten geratene Kurhaus und ließ es bis 1988 nach Plänen des Architekten Henner Hoos und des Innenarchitekten Jan Wichers zum Luxushotel ausbauen. Die Gedenktafel für Stroomann verschwand und wurde durch die Initialen und das Wappen des Bauherrn ersetzt.

#### Anmerkungen

- 1 Jonas, Klaus W.: Besuch auf der Bühlerhöhe. In: *Badische Heimat*, 63. Jahrgang, Heft 1 (1983), 257–263  
Schappeler-Honnef, Erika: Das Schloss im Bergwald: Bühlerhöhe. In: *Bühler Heimatgeschichte* 2 (1988), 41–56  
Die Geschichte der Bühlerhöhe 1913–1993, hrsg. vom Schlosshotel Bühlerhöhe, Bühl 1993  
Philipps, Werner: Schloss Bühlerhöhe. Die Schöpfung Herta Schottländers. In: *Heimatbuch Landkreis Rastatt* 1997, 177–184

- 2 Coenen, Ulrich: Die Baukunst der nördlichen Ortenau, Karlsruhe und Bühl 1993, 61–65  
Coenen, Ulrich: Bühl, Gudensberg-Gleichen 1998, 70
- 3 Coenen: Baukunst, 65
- 4 Cottino, Alberto: Stupinigi. The „Delight“ of the Savoys, Turin 1996
- 5 Schappeler-Honneff: 43
- 6 Philipps: 177
- 7 Schappeler-Honneff: 44
- 8 ebd., 45
- 9 ebd., 50
- 10 ebd., 47
- 11 Archiv des Schlosshotels Bühlerhöhe, Akte des Großherzoglichen Badischen Bezirksamtes Bühl, XVIII Medizinalwesen, 5 Krankenhäuser, Errichtung des Offiziersgenesungsheims durch Frau General Isenbart
- 12 Nerdinger, Winfrid: Wilhelm Kreis. Repräsentant der deutschen Architektur des 20. Jahrhunderts. In: Winfrid Nerdinger/Ekkehard Mai (Hrsg.): Wilhelm Kreis. Architekt zwischen Kaiserreich und Demokratie, München und Berlin 1994, 11
- 13 Thieme, Ulrich / Becker, Felix: Allgemeines Lexikon der bildender Künstler, hrsg. von Hans Vollmer, Bd. 21, Leipzig 1927, 485
- 14 Nerdinger: In Nerdinger/Mai, 14
- 15 Möller, Gisela: Wilhelm Kreis und die Düsseldorfer Kunstgewerbeschule. In: Nerdinger/Mai, 69
- 16 Wilhelm Kreis: Nachdruck der Ausgabe Berlin, Leipzig, Wien 1927, Nachwort zur Neuauflage von Achim Preiß, Berlin 1997
- 17 Mayer, Hans K. F. / Rehder, Gerhard: Wilhelm Kreis, Essen 1953
- 18 Gierschner, Sabina: Bauten und Planungen nach 1945. In: Nerdinger/Mai: 189–203
- 19 Rüschoff, Curt: Wie Bühlerhöhe gebaut wurde. Ein Beitrag zur Geschichte des Kurhauses Bühlerhöhe, Neuwied 1964
- 20 ebd., 12
- 21 ebd., 15
- 22 Archiv des Schlosshotels Bühlerhöhe, Akte des Großherzoglichen Badischen Bezirksamtes Bühl, XVIII Medizinalwesen, 5 Krankenhäuser, Errichtung des Offiziersgenesungsheims durch Frau General Isenbart
- 23 Wilhelm-Kreis-Archiv in der Burg Arntz, Leitung: Prof. Dr. Helmut Arntz, Lohfelder Straße 122, Bad Honnef, Brief von Prof. Wilhelm Kreis an Dr. Gerhard Stroomann vom 25. 8. 1952
- 24 Bühler Wochenblatt, Nr. 38, 12. März 1912
- 25 Philipps: 181
- 26 Rüschoff: 23
- 27 Philipps: 180
- 28 Rüschoff: 26–28
- 29 Archiv des Schlosshotels Bühlerhöhe, Akte des Großherzoglichen Badischen Bezirksamtes Bühl, XVIII Medizinalwesen, 5 Krankenhäuser, Errichtung des Offiziersgenesungsheims durch Frau General Isenbart
- 30 Acher- und Bühler Bote, Nr. 193, 24. Jnui 1913
- 31 Freundliche Auskunft von Herrn Prof. Dr. Helmut Arntz, Bad Honnef
- 32 Rüschoff: 27
- 33 Wilhelm-Kreis-Archiv, Brief von Prof. Wilhelm Kreis an Dr. Gerhard Stroomann vom 25.8.1952



- 34 Archiv des Schlosshotels Bühlerhöhe, Akte des Großherzoglichen Badischen Bezirksamtes Bühl, XVIII Medizinalwesen, 5 Krankenhäuser, Errichtung des Offiziersgenesungsheims durch Frau General Isenbart
- 35 Jonas: 261
- 36 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 3867
- 37 Kleinmanns, Joachim: Rheinische Aussichtstürme im 19. und 20. Jahrhundert, Phil. Diss. TH Aachen, Aachen 1985
- 38 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 201
- 39 von Buttlar, Adrian: Der Landschaftsgarten. Gartenkunst des Klassizismus und der Romantik, Köln 1989
- 40 Rüschoff: 43
- 41 Coenen, Ulrich: Architektonische Kostbarkeiten im Kreis Düren, 2. Aufl., Aachen 1989, 138
- 42 Schomann, Heinz: Piemont – Ligurien – Aostatal. Kunstdenkmäler und Museen = Reclams Kunstführer Italien Bd. 1, 2, Stuttgart 1982, 296
- 43 Keller, Harald (Hrsg.): Die Kunst des 18. Jahrhunderts = Propyläen Kunstgeschichte Bd. 10, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1984, 146
- 44 Die Ausnahmestellung dieser Grundrissgestalt erschließt sich beim Vergleich mit anderen bedeutenden barocken Schlossbauten. Vgl. hierzu: Hansmann, Wilfried: Baukunst des Barock, 2. Aufl., Köln 1983, 88–214
- 45 Keller: 148
- 46 Schomann: 299
- 47 Keller: 41
- 48 Die Entwurfspläne für Stupinigi befinden sich im Museum der Stadt Turin. Abbildungen bei Cottino, 12 und Keller, 147
- 49 Müller, Werner / Vogel, Gunther: DTV-Atlas zur Baukunst, Bd. 2, München 1982, 475
- 50 Nerdinger. In: Nerdinger/Mai, 14
- 51 Thieme / Becker, 485
- 52 ebd.
- 53 Wilhelm-Kreis-Archiv, Pläne für das Offiziers-Genesungsheim Kohlbergfelsen von 1912: Blatt 7 Längsschnitt durch Flügel am großen Wirtschaftshof, Blatt 9 Längsschnitt durch den großen Hof mit Ansicht des Haupteingangs, Blatt 10 Schnitt durch den kleinen Wirtschaftshof mit Blick gegen den Küchenbau, Blatt 11 Längsschnitt durch die beiden Höfe mit Blick gegen die nördlichen Hofbauten, Blatt 12 Hofansicht der Haupteinfahrt mit Schnitt durch die Portierwohnung und Arztflügel, Blatt 14 Hauptfront gegen Südwesten, Blatt 15 Ansicht des Arztflügels gegen Süden, Blatt 16 Ansicht der Haupteinfahrt, Blatt 17 Ansicht der nördlichen Hofbauten gegen den großen Wirtschaftshof, Blatt 18 Ansicht des Küchenflügels gegen Nordwesten, Blatt 20 Pförtnerhaus. (Die von mir angefertigten fotografischen Reproduktionen sämtlicher Pläne habe ich dem Stadtgeschichtlichen Institut in Bühl zur Verfügung gestellt.)
- 54 Die Akte des Großherzoglichen Bezirksamtes Bühl im Archiv des Schlosshotels Bühlerhöhe beinhaltet eine Auflistung aller 20 Pläne. Nicht erhalten sind zwei Lagepläne im Maßstab 1:1500 und 1:500 (Plan 1 und 2), Grundrisse der drei Hauptgeschosse und des Kellergeschosses (Plan 3–6), der Schnitt durch den großen Turm (Plan 8), der Schnitt durch die Haupteinfahrt (Plan 13) und der Entwurf für das Maschinenhaus (Plan 19)
- 55 Rüschoff: 40
- 56 ebd., Pläne Offiziersgenesungsheim Bühlerhöhe: 6 Talseite (1912), 11 Hauptportal im Innenhof (1912), 21 Innenansicht der Rotunde (1913), 25 Treppenhaus (1912)

- 57 vgl. Wolfgang Brönner, Die Wohnhäuser bis 1914. In: Nerdinger/Mai, 97–100
- 58 Wilhelm-Kreis-Archiv, Pläne für das Offiziers-Genesungsheim Kohlbergfelsen von 1912, Blatt 9 und Blatt 14
- 59 ebd., Blatt 12 und Blatt 16
- 60 Rüschoff: 42
- 61 ebd.: 18
- 62 Wilhelm-Kreis-Archiv, Brief von Prof. Wilhelm Kreis an Curt Rüschoff vom 24.8.1952
- 63 Arntz, Helmut: Der Patenonkel. In: Nerdinger/Mai, 220
- 64 Rüschoff: 12
- 65 ebd. 27
- 66 Brönner: In: Nerdinger/Mai, 97
- 67 Rüschoff: 27
- 68 Archiv des Schlosshotels Bühlerhöhe, Akte des Großherzoglichen Badischen Bezirksamtes Bühl, XVIII Medizinalwesen, 5 Krankenhäuser, Errichtung des Offiziersgenesungsheims durch Frau General Isenbart
- 69 Rüschoff, 21
- 70 Kähler, Heinz: Der römische Tempel. Raum und Landschaft, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1982, 31–53
- 71 Coenen, Ulrich: Baden in Baden-Baden. Von den römischen Anlagen zur modernen Caracallatherme. In: Die Ortenau 81 (2001), 189–228. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden
- 72 Rüschoff: 32
- 73 ebd.
- 74 vgl. Meynen, Henriette, Militärbauten: In: Trier, Eduard / Weyres, Willy (Hrsg.): Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd. 2, 107–117
- 75 Biehn, Heinz: Residenzen der Romantik, München 1970, 247–335
- 76 ebd., 280–288
- 77 ebd, 288
- 78 Herzog, Harald: Rheinische Schlossbauten im 19. Jahrhundert, Phil. Diss. Uni Köln, Köln 1981
- 79 Coenen, Ulrich: Architektonische Kostbarkeiten im Kreis Aachen, Aachen 1987, 12
- 80 Brönner: in: Nerdinger/Mai, 89
- 81 Schultze-Naumburg, Paul: Das Schloss = Kulturarbeiten, Teil 6, München 1910, 84
- 82 Mai, Eckehard: Die Denkmäler im Kaiserreich. In: Nerdinger/Mai, 29–43
- 83 Zitiert nach Brönner: in: Nerdinger/Mai, 33
- 84 Rüschoff: 36
- 85 Archiv des Schlosshotels Bühlerhöhe, Akte des Großherzoglichen Badischen Bezirksamtes Bühl, XVIII Medizinalwesen, 5 Krankenhäuser, Errichtung des Offiziersgenesungsheims durch Frau General Isenbart
- 86 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bau-Bühl 3867
- 87 ebd., Bau-Bühl 310
- 88 ebd.
- 89 ebd.
- 90 Rüschoff: 41
- 91 Gerhard Stroomann war von 1920 bis 1957 Chefarzt des Kurhauses Bühlerhöhe. Er beschreibt seine Arbeit in seiner Veröffentlichung: Aus meinem roten Tagebuch. Ein Leben als Arzt auf Bühlerhöhe, Frankfurt 1960

## Ökumene in Achern

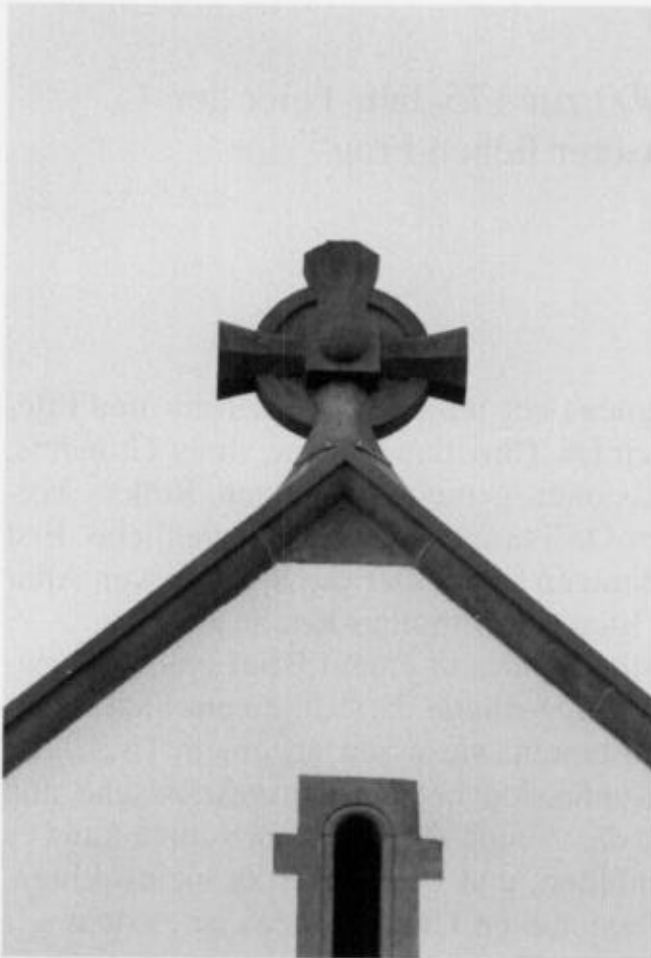
Vortrag am 13. September 2000 zur 175-Jahr-Feier der katholischen Pfarrkirche „Unserer lieben Frau“

*Gerhard Lötsch*

Die Geschichte der Acherner Ökumene begann 1842 in der Heil- und Pflgeanstalt Illenau. Nach dem Willen Dr. Christian Rollers, ihres Gründers, sollte deren Kirche beiden Konfessionen gemeinsam dienen. Rollers Vorgehen stieß beim Erzbischöflichen Ordinariat auf wenig Gegenliebe. Erst 1844, nach langwierigen Verhandlungen etwa über die Stellung von Altar und Kanzel, stimmte Freiburg der Illenauer Simultan-Kirche zu.

Am 25. März 1843 legte Christian Roller in einem Brief an die Regierung des Mittelrheinkreises seine Beweggründe dar: „In einem Saal schlafen bei uns Katholiken und Protestanten, sie essen an einem Tisch, der Wärter oder die Wärterin einer Konfession betet für protestantische und katholische Kranke das Tisch- und das Abend-Gebet; ja noch mehr kann es dem Kranken einer Konfession einfallen, und wir können es nicht wehren. Nicht eine Vermischung des konfessionellen Unterschiedes ist es, was wir wollen, derselbe wird durch den jeder Konfession eigentümlichen Religionsunterricht und Gottesdienst hinreichend festgehalten, nur verhüten möchten wir, dass man eine bereits vollendete, seit mehr als einem Jahr bestehende Kircheneinrichtung gänzlich herausreißt.“<sup>1</sup>

Erster evangelischer Pfarrer in der Illenau war Ernst Fink.<sup>2</sup> Er hatte nach dem Abitur sich an der katholisch-theologischen Fakultät in Freiburg eingeschrieben. Zeitlebens verehrte er den dort wirkenden großen Gelehrten Leonhard Hug.<sup>3</sup> Am 3. Advent 1842 feierte er im Festsaal der Illenau den ersten evangelischen Gottesdienst in der bis dahin rein katholischen Region,<sup>4</sup> am 19. Februar 1843 den ersten Gottesdienst in der Illenauer Kirche. Acht Jahre später erinnerte er sich: „Es war nach der Einweihung unserer Hauskirche für den evangelischen Gottesdienst. Da kam auch eine alte Frau, in den Sechzigern, der römisch-katholischen Kirche zugetan. Diese kam nun, reichte mir herzlich die Hand und wünschte mir Gottes Segen zu meinem Amte. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber es war mir, als ob in diesem Augenblick in der Person dieser Frau die Mutterkirche von Rom, die uns Evangelischen so manches mal gezürnt hat, mir selber mit segnendem Wort die Hand reichte. Ich habe diesen Eindruck in mir bewahrt, ich habe in den manchen Jahren auch von Gliedern der katholischen Kirche herzliche Liebe genossen und erwidert, und ich weiß, warum ich sage in meinem Glaubensbekenntnis: ich glaube Eine heilige allgemeine christliche Kirche“.<sup>5</sup>



*Keltisches Sonnenkreuz auf dem Giebel der evangelischen Christuskirche in Achern  
Aufnahme: Lötsch*

Katholischer Stadtpfarrer in Achern war seit 1834 Andreas Martin.<sup>6</sup> 1806, im Alter von 25 Jahren, hatte er nach dem Besuch des von Ignaz Heinrich von Wessenberg<sup>7</sup> geleiteten Priesterseminars in Meersburg<sup>8</sup> die Priesterweihe empfangen. Andreas Martin war „Wessenbergianer“. Sein Weg führte ihn 1828–1834 nach Grafenhausen, einem Dorf nördlich von Rust, unweit von Kappel am Rhein. Dort kam es 1830 zu Unruhen; ausgelöst durch die französische Juli-Revolution. Grafenhausen wurde durch „Parteiungen“ zerrissen.<sup>9</sup> Man kann davon ausgehen, dass an ihnen die aus dem Nachbardorf Kappel stammenden Gebrüder Richter beteiligt waren. 1834 verließ Andreas Martin um persönlicher Anfeindungen willen die Ried-Gemeinde und kam nach Achern.

Ein Jahr zuvor<sup>10</sup> hatte der aus Kappel stammende Bierbrauer Erhard Richter die Acherner „Fabrik“<sup>11</sup> übernommen und sie zu einem Zentrum anti-monarchischer und anti-klerikaler Agitation gemacht. Sein Verhältnis zu Andreas Martin war wohl schon von dessen Grafenhausener Zeit her getrübt. 1841 vermerkte der Acherner Pfarrer im Taufbuch: „Vor ungefähr drei Wochen wurde dem hiesigen Bierbrauer Richter ein Kind geboren,



wovon aber dem Pfarramts bisher nicht die mindeste Anzeige vom Vater gemacht worden.“ Am Sonntag, den 28. Dezember 1845, sprach „im Richter’schen Gasthaus“ der deutsch-katholische<sup>12</sup> Prediger Gottfried Scheibel.<sup>13</sup> Die anwesenden mehr als 40 Männer beschlossen, „einen Verein zu gründen, um sich mit den Grundsätzen des Deutschkatholizismus bekannt zu machen.“<sup>14</sup>

Anfeindungen erschütterten Andreas Martins Weitherzigkeit nicht. Für sie gab es viele Beispiele. – Als 1846/47 eine Hungersnot das Großherzogtum heimsuchte, richtete er eine Suppenküche für die Armen ein. Otto Hörth<sup>15</sup> berichtete: „Er war Vertrauensmann der ganzen Gemeinde. Manch einen sah ich betrübt und gedrückt in den Pfarrhof gehen und heiter und vergnügt heraus kommen. Auch die Protestanten fanden den Weg zum katholischen Stadtpfarrer.“<sup>16</sup> – Andreas Martin ließ am 26. November 1848 die Glocken für Robert Blum<sup>17</sup> läuten,<sup>18</sup> obwohl dieser Deutschkatholik geworden war. – Andreas Martin geleitete einen preußischen Soldaten, der sich im Pfarrhof das Leben nahm, zu Grab und trug am 19. April 1850 ins Sterbebuch der Pfarrei „Unserer lieben Frau“ ein: „Dahier gestorben ist (hat sich selbst erschossen) Johann Leisring, ev., 25 Jahre weniger 9 Tage, gebürtig zu Spandau, Regierungsbezirk Potsdam, Musketier der 8. Kompanie des 24. Preußischen Infanterie-Regiments. Begraben wurde er in Gegenwart des Unterzeichneten, am 21. April, früh 6 Uhr.“

Maßgebend für kirchliche Belange waren und blieben die dem Ministerium des Innern unterstellten Oberkirchenräte. Hermann von Vicari,<sup>19</sup> 1842 zum Erzbischof von Freiburg ernannt, widersetzte sich staatlicher Bevormundung. Als am 24. April 1852 Großherzog Leopold starb und der katholische Oberkirchenrat für den protestantischen Fürsten ein Seelenamt anordnete, genehmigte Hermann von Vikari den Priestern nur eine Predigtfeier. Zwischen Staat und Kirche kam es daraufhin zu offener Auseinandersetzung. Der Erzbischof exkommunizierte den Oberkirchenrat. Ernst Fink, dem am guten Einvernehmen zwischen den Konfessionen viel lag, war von Vikaris Vorgehen befremdet.<sup>20</sup> Am 16. Juli 1853 stellte der Erzbischof der großherzoglichen Regierung ein Ultimatum. Sein Hirtenbrief wurde an den Gendarmen vorbei den Gemeinden überbracht. Die Regierung sperrte das Gehalt der Pfarrer und ließ Hermann v. Vikari am 22. Mai 1854 verhaften. In ganz Baden verstummten Glocken und Orgeln.

Besonnene Menschen versuchten die gespannte Lage zu entschärfen und das Verhältnis des Großherzogtums zur katholischen Kirche durch eine Übereinkunft mit dem Vatikan zu regeln. Als die Nachricht von Konkordats-Verhandlungen durchs Land ging, entstand noch größere Unruhe. Am 22. April 1857 schrieb der sonst um religiösen Frieden so bemühte Christian Roller an Carl Ullmann,<sup>21</sup> den Direktor des Evangelischen Oberkirchenrats: „Ich kann überhaupt nicht begreifen, warum eine protestantische Regierung dem Papste Zugeständnisse machen mag. Für Baden und

für unseren Fürsten entsteht Gefahr, wenn der Großherzog in 2/3 seines Landes die Regierung mit einem fremden Potentaten teilen muss.“<sup>22</sup>

Ernst Fink war anderer Ansicht als sein Freund. Im selben Jahr 1857 schrieb er, man könne die Unterscheidungen zwischen katholisch und evangelisch zwar polemisch sehen, man könne aber auch das Gemeinchristliche anerkennen. Dann ergebe sich, „dass die römisch-katholische Auffassung doch nicht lediglich aus Irrtum und Abfall entstanden ist, und oft eine von uns nicht ganz gewürdigte, bei uns zurückgetretene Wahrheit vertritt und dass in unserem evangelisch-protestantischen Christentum und Kirchentum auch Mangel und Einseitigkeit sich findet. Die Konfirmanden sollen, müssen wissen, dass sie Christen sind mit anderen, dass sie auch mit den Katholiken zu Einer christlichen Kirche gehören“.<sup>23</sup>

Am 19. Oktober 1859 unterzeichneten Papst Pius IX. und am 5. Dezember des Jahres Großherzog Friedrich<sup>24</sup> eine „Konvention“. In Baden „erhob sich ein Sturm, wie ihn das Land seit 1848 nicht mehr erlebt hatte“.<sup>25</sup> Beide Kammern lehnten das Konkordat ab. Der katholischen Kirche begegnete offener Hass. Vorurteile, die man für überwunden hielt, lebten wieder auf. Großherzog Friedrich betonte am 7. April 1860 in der „Osterproklamation“, er werde dennoch den „Grundsatz der Selbständigkeit der katholischen Kirche in Ordnung ihrer Angelegenheiten“ zur Geltung bringen.<sup>26</sup> Neue Gesetzentwürfe seiner Regierung aber beharrten auf der staatlichen Oberhoheit. Der Kampf zwischen katholischer Kirche und dem badischen, später vor allem dem preußischen Staat, der sog. „Kulturkampf“, tobte bis in die achtziger Jahre. Er riss tiefe und noch lange offene Gräben auf – nicht nur zwischen staatlicher Gewalt und katholischer Kirche, sondern auch zwischen den Konfessionen.

Der „Wessenbergianer“ Andreas Martin stand dem „Ultramontanismus“<sup>27</sup> distanziert gegenüber. Als ihm zum 50-jährigen Priesterjubiläum am 30. Mai 1856 Großherzog Friedrich das „Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen“ verlieh,<sup>28</sup> sagte ein diesbezügliches Gutachten, der Acherner Stadtpfarrer habe an der Haltung des erzbischöflichen Stuhls „durchaus keine Freude“ gehabt,<sup>29</sup> sicher aber auch nicht am Vorgehen der badischen Regierung.

In der Zeit Martins und Finks wirkten drei katholische Priester in der Illenau: Xaver Klihr,<sup>30</sup> Franz Karl Weickum<sup>31</sup> und Ignaz Guth.<sup>32</sup> Zur Zeit des Letzteren unterrichtete ein Anonymus „im Namen sämtlicher Katholiken zu Illenau“ das Erzbischöfliche Ordinariat davon, dass Direktor Roller Illenau protestantisch machen wolle, „was ihm um so leichter wird, als unser katholischer Geistlicher nicht seine Pflicht tut“. Der vom Ordinariat um Auskunft ersuchte katholische Arzt Karl Hergt<sup>33</sup> antwortete am 20. September 1859:<sup>34</sup> „Ich glaube nicht, dass die gegen den Hochverdienten Direktor der Anstalt eingeflochtene Verleumdung einer Widerlegung bedarf. Ich kann aber nicht umhin hier auszusprechen, wie alle Angehörigen Ille-

naus, Katholiken und Protestanten, dem edlen Mann wie für seine väterliche Sorge besonders zu innigem Danken verpflichtet sind, dass von ihm die Religionspflege jeder der beiden Konfessionen mit gleicher liebevoller Sorgfalt gefordert und gefördert worden ist, seit Illenau besteht.“

Andreas Martin starb am 16. Dezember 1860. Auf seinem noch erhaltenen Grabstein stehen die Worte: „Gott und den Menschen war er lieb und sein Andenken bleibt im Segen.“<sup>35</sup> – Ernst Fink überlebte ihn um nur wenig mehr als zwei Jahre. Am 25. Juni 1863 brach er bei der täglichen Frühkonferenz tot zusammen. In den letzten Thesen einer schon 1848 verfassten, bis heute aber unbeachtet gebliebenen Arbeit mit dem Titel „Stellungen“ hinterließ er sein ökumenisches Vermächtnis:<sup>36</sup>

„These 94: Die eine Kirche mit all ihren Gliedern ist eins durch ihren Einen Herrn, der Einen Geist in alle Glieder gibt und Ein Recht allen verleiht an seinen Gnadenmitteln.

These 95: Der Kirchen Sonderungen und eigene Gestalten sind wandelbar und dem Irrtum unterworfen. Bleibend aber und untrüglich ist die Kirche in der Einheit.

These 96: Wenn die römisch-katholische Kirche die Ordnung, die evangelisch-protestantische die Freiheit darstellt, so haben beide nur so viel Wert, als sie Treue haben gegen den Herrn und unter sich.

These 97: Sei du auch treu, dem Bekenntnis deiner Kirche getreu; aber lass dir keinen Buchstaben, kein Bekenntniswort, kein Buch, kein Werk über Christum gehen. Sei es Augsburgische Konfession, sei es römischer Katechismus – kein Buch ist für dich gestorben.

These 98: Aus Tod und Verderben hat nur der Eine dich erkauft, da er für dich starb, zu seinem Eigentum, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Willst du Freiheit befördern, Ordnung gestalten – sei frei in der Ordnung dessen, der allein frei macht, sei getreu dem auf ewig, der dir getreu bleibt und die Treue lohnet.“

Die Andreas Martin folgenden katholischen Stadtpfarrer Sebastian Pfeiffer (1862–1892)<sup>37</sup> und Julius Krug (1894–1904)<sup>38</sup> hatten die ganze Last der durch den „Kulturkampf“ angerichteten Verheerung und Verhärtung zu tragen. – Pfeiffer vertrat kompromisslos die Linie des erzbischöflichen Ordinariats und die 1869/70 auf dem I. Vatikanischen Konzil dogmatisierte Lehre von der „Unfehlbarkeit des Papstes“. Otto Hörth berichtete: „Dekan Pfeiffer machte sofort nach seinem Einzug kein Kehl daraus, dass er die Gemeinde nicht bloß in der Religion, sondern auch in der Politik zu leiten gedenke. Das ließen sich jedoch die Acherner nicht gefallen. Als der Unfriede da war und auch wuchs, begab sich eine Deputation angesehenen Bürger in den Pfarrhof, um dem Dekan die Klagen und die Wünsche der Bürgerschaft vorzutragen.“

Sprecher der Deputation war der Schmiedemeister Ignaz Conrad.<sup>39</sup> Er legte Dekan Pfeiffer dar, welch gutes Verhältnis früher zwischen der



Gemeinde und dem Stadtpfarrer geherrscht habe, und erklärte, es sei der innigste Wunsch der ganzen Bürgerschaft, dass dieses Verhältnis sich fortsetze und ein dauerndes werde. Weiter erklärte er, die Bürgerschaft werde, wenn der Dekan sich innerhalb der Schranken seines religiös-kirchlichen Berufes halte, ihm alle Achtung und Verehrung zollen, sie lasse sich aber in Bezug auf ihr bürgerliches und politisches Verhalten keine Vorschriften machen. Tatsächlich zog Dekan Pfeiffer nach dieser Unterredung mildere Saiten auf, „aber der Riss war da und war nicht wieder zu heilen“.<sup>40</sup>

In Achern selbst entstand eine neue Situation, als für die wachsende Zahl der Evangelischen 1890 ein Vikar, 1892 ein Pfarrer als „Pastorationsgeistlicher“ bestellt wurden. Die Stadtgemeinde mit ihrer großen, wachsenden Diaspora wurde von der Anstaltsgemeinde getrennt. Unter den gegebenen vergifteten Umständen konnte in der Stadt Achern von ökumenischer Zusammenarbeit keine Rede sein. – Über den Pfeiffer folgenden Stadtpfarrer Julius Krug schrieb sein ehemaliger (1901–1904) Vikar Josef Schmitt: „Er war zu meiner Zeit mehr krank als gesund, hat viel gelitten unter dem Druck der Verhältnisse in Achern, die damals gar nicht erfreulich waren. Ich war sein Vikar bis zu seinem Tod am 6. September 1904, blieb dann noch einige Zeit als provisorischer Pfarrverweser. Unter den Folgen der Überanstrengung in Achern litt ich Jahre lang.“<sup>41</sup>

In der Illenau lösten sich evangelische wie katholische Pfarrer verhältnismäßig rasch ab.<sup>42</sup> Immer wieder betonten die Akten wie das „Tagebuch von Illenau“ den konfessionellen Frieden in der Heil- und Pflegeanstalt. Als „Pastorationsgeistlicher“ für die Evangelischen außerhalb der Anstalt kam 1903 Karl Spitzer nach Achern.<sup>43</sup> Zwei Jahre später wurde die „Diasporagenossenschaft“ zur Kirchengemeinde erhoben; Karl Spitzer erhielt den Titel „Stadtpfarrer“. Achern (ohne die Illenau) zählte damals 2924 katholische und 744 evangelische Einwohner. Zum evangelischen Kirchspiel gehörten neben Achern 17 weitere Orte, darunter auch Renchen.

Dem katholischen Stadtpfarrer Julius Krug folgte 1906 Dr. Chrysostomus Huck.<sup>44</sup> Er war noch keine zwei Jahre im Amt, als die rührige evangelische Gemeinde den Grundstein ihrer Kirche legte. Chrysostomus Huck überbrachte den Gruß der katholischen Gemeinde: „Unter Hochachtung fremder religiöser Überzeugung möge uns alle das Band jener Liebe umschlingen, die von Christus ausgeht, dem Sohn des lebendigen Gottes, dessen Namen der Neubau tragen soll. Ich schließe meine Wünsche in den Satz: Zur Ehre des lebendigen Gottes, zum Frieden und Trost aller Menschen, die wahrhaft guten Willens sind.“

Karl Spitzer war der (historisch falschen) Ansicht, der Protestantismus gehe auf die iro-schottische Mission zurück und sei demzufolge älter und authentischer als die katholische Kirche. Die keltischen Kreuze an den Giebeln der Christuskirche sind sichtbare Zeichen seiner Überzeugung. Die Frage, wieweit Karl Spitzer die eigentliche Aussage dieser Kreuze



sich zu eigen machte, muss ohne Antwort bleiben. Die irokeltischen Christen sahen in Christus die „innere geistige Sonne“ der Erde und wollten mit ihren Kreuzen zum Ausdruck bringen, „wie die Wesenskraft Christi als geistige Sonnenmitte im Erdenkreis der Schöpfung erstrahlt“.<sup>45</sup>

Karl Spitzer betonte den Unterschied (wie er ihn erkannte) zwischen römisch-katholischer und irisch-schottischer (und protestantischer) Weise christlichen Glaubens. Er legte seine Anschauung in einer „Festschrift“<sup>46</sup> zur Grundsteinlegung der evangelischen Christuskirche dar. Bonifatius<sup>47</sup> sei für den Glaubensgehorsam, dagegen seien die Iren für die Glaubensfreiheit eingetreten.<sup>48</sup> Spitzer erinnerte an das um 720 gegründete irische Kloster Honau<sup>49</sup> und den zweifelsohne von dort ausgehenden Einfluss auf weite Teile der Ortenau.<sup>50</sup> Er hätte auch das Acherner Klauskirchl erwähnen können, dessen Frühzeit sich im Dunkel der Geschichte verliert.<sup>51</sup> Der dem (jetzigen) Schiff<sup>52</sup> angebaute runde Turm kann durchaus als Rest einer ehemals irischen Anlage gedeutet werden.<sup>53</sup> Ein Kenner und Deuter irisch-christlicher Geschichte nannte die Rundtürme „typisch irisch“ und sagte – in Unkenntnis des Acherner Turms – sie hätten „in Europa nicht ihresgleichen“.<sup>54</sup>

Spitzer schloss seine an manchen Stellen polemische Schrift mit versöhnlichen Worten: „Achern hat im Gegensatz zu manch anderen Orten seit langem den Vorzug, dass die Glieder beider Kirchen bemüht sind, das religiöse Bekenntnis nicht als trennende Mauer anzusehen. Als Christen und als Deutsche betonen die Bewohner unserer Stadt das, was uns eint, und lassen das, was uns trennt, zurücktreten.“ Der katholische Stadtpfarrer Chrysostomus Huck aber, ausgewiesener Historiker, sagte in einer „kritischen Würdigung“, Inhalt und Grundrichtung von Spitzers „Werkchen“ seien „geradezu ein Hohn auf diese Versicherung“. Huck schloss mit den Worten: „Ich weiß mich frei von jeder konfessionellen Voreingenommenheit, was keiner meiner Bekannten in Zweifel zieht. Ich bin tolerant aus christlicher Liebe und aus Bildung; aber ich bin auch Hüter meiner Herde.“<sup>55</sup> Der Einweihung der Christuskirche im Jahr 1909 blieb er fern, sandte aber doch einen schriftlichen Gruß.

Nach den Erschütterungen des „Kulturkampfes“ lebten beide Konfessionen noch lange Zeit nebeneinander her. Der erste Weltkrieg riss das deutsche Reich in den Abgrund. Der „Kulturprotestantismus“ wurde an seinem Überlegenheitsgefühl irre. Nach der Abdankung des Großherzogs auch als Landesbischof war die evangelische Landeskirche ohne Oberhaupt – wiewohl nicht ohne das Haupt Jesus Christus. Karl Spitzer überdachte seine bisherige Überzeugung. „Bei uns streitet man sich in den Zeitungen, ob ein vom Großherzog ernannter Pfarrer noch das Recht habe, weiter zu amtieren, und macht damit die Landeskirche lächerlich. Auf katholischer Seite erklärt man einfach, dass die Revolution in das innerkirchliche Leben nicht eingreife und dass alles beim alten bleibe, dass deshalb

kein Priester von seinem Platz weiche. Dafür haben sie eben auch Bischöfe, die lediglich nach kirchlichen Gesichtspunkten die ihnen anvertraute Herde weiden.“<sup>56</sup>

Die dem Krieg folgende Not, Arbeits- und Hoffnungslosigkeit, der Zustrom deutschstämmiger Ausgewiesener aus dem Elsass, überforderte Karl Spitzers Kraft. Seine Gesundheit hielt den Anforderungen der großen Diasporagemeinde nicht mehr stand. 1925 verließen er und seine Familie die Stadt. Die evangelische Gemeinde lehnte einen von der Kirchenleitung zugewiesenen Pfarrer ab und forderte die Einsetzung von Hans Koch. Er hatte in seiner Zeit als Vikar vieler Menschen Herzen gewonnen und wurde nach langem Tauziehen evangelischer Stadtpfarrer in Achern. In den anhebenden weltanschaulichen Kämpfen bekannte er sich als „Deutscher Christ“. Mit Dr. Chrysostomus Huck, der doch politisch ganz anders dachte, fand er ein gutes Einvernehmen. Als jener am 14. Oktober 1931 sein 25-jähriges Priesterjubiläum feierte und der Gemeinderat ihn zum Ehrenbürger der Stadt Achern ernannte, würdigte die Presse „das gute harmonische Verhältnis, das zwischen den beiden Konfessionen herrscht“.<sup>57</sup>

Am 14. Oktober 1934 nahm Chrysostomus Huck Abschied von seiner Gemeinde, blieb aber in Achern wohnen. Nach Hitlers Machtergreifung überwachte ihn die Gestapo. In einem von ihr geöffneten Brief entdeckte sie den Satz: „Wir tragen Maulkörbe zu unserem eigenen Schutz“. Er reichte aus, um am 22. Dezember 1937 Huck aufgrund des „Heimtückegesetzes“<sup>58</sup> zu drei Monaten Gefängnis zu verurteilen. Die Strafe wurde ihm zwar durch eine Amnestie erlassen, doch der Gemeinderat erkannte ihm am 22. Februar 1938 die Ehrenbürgerwürde ab. Bürgermeister Richard Krämer<sup>59</sup> teilte ihm mit: „Im Benehmen mit dem Bezirksamt und dem Beauftragten der Partei und nach Anhörung der Ratsherren gebe ich Ihnen hiervon Kenntnis und ersuche Sie, die Ihnen seinerzeit ausgehändigte Ehrenbürgerurkunde zurückzugeben.“ Zum 80. Geburtstag am 21. Mai 1946 setzte der neue Gemeinderat den ehemaligen Stadtpfarrer wieder in seine Ehrenbürgerwürde ein. Anlässlich seines Todes sprach die Presse von ihm als „dem edlen Priester, dem anerkannten Wissenschaftler und unerschrockenen Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit, dem treuen Sohn unserer Heimat“.<sup>60</sup>

1935 wurde Dr. Edmund Jehle Nachfolger von Dr. Chrysostomus Huck.<sup>61</sup> – Im selben Jahr kam Herbert Wettmann als Nachfolger Hans Kochs in die von ideologischen Gegensätzen zerrissene Acherner evangelische Gemeinde. Wettmann gehörte der „Bekennenden Kirche“ an und war entschiedener Gegner der Nationalsozialisten.<sup>62</sup> Die Fronten verkehrten sich; nun stand der katholische Geistliche Hitlers Bewegung positiv gegenüber. In zunehmend kälter werdender Zeit gab es zwischen beiden Pfarrern wenig Gemeinsames mehr. Christen beider Konfessionen aber fanden in der Not des Krieges und der Nachkriegszeit näher zueinander. Herbert

Wettmann verließ Achern 1947. Seine Stelle als evangelischer Stadtpfarrer nahmen Walter Schmitthenner<sup>63</sup> und nach dessen frühem Tod 1968 Dieter Oloff<sup>64</sup> ein, bis dahin Vikar der Gemeinde. Katholischer Stadtpfarrer und Dekan war von 1961 bis 1982 Hugo Gehrig.<sup>65</sup> Jeder der Genannten setzte sich, seinen Gaben entsprechend, für den Brückenschlag zwischen den Konfessionen ein. Nach allem, was geschehen war, konnte man sich den Luxus innerchristlicher Kämpfe nicht mehr leisten. Schritt um Schritt kamen beide Gemeinden sich näher.

Der Verfasser, evangelischer Stadtpfarrer von 1977 bis 1995, erinnert sich an den gemeinsamen Weg mit dem katholischen Stadtpfarrer Michael Vollmer (1982–1993) und an gemeinsam gewagte Schritte. Jährliche Bibel-Wochen, zu denen sich beide Gemeinden abwechselnd im evangelischen oder im katholischen Gemeindehaus trafen, brachten den ökumenischen Durchbruch. „Das gemeinsame Hören schenkte uns ein neues, in dieser Art noch unbekanntes Wir-Bewusstsein.“ Jede Bibelwoche schloss mit dem Gottesdienst am „Welt-Gebetstag für die Einheit der Christen“, abwechselnd in der katholischen oder in der evangelischen Kirche begangen.

1985 reisten beide Gemeinden gemeinsam nach Rom. 1986 öffnete die katholische Gemeinde ihr Gemeindehaus für die CHRISTUSTRÄGER-Evangelisation. Frauen beider Gemeinden feiern seit vielen Jahren den „Weltgebetstag der Frauen“. In regelmäßigen Abständen treffen sich Pfarr- und Kirchengemeinderäte zu gemeinsamen Sitzungen. Die evangelische Gemeinde trat der Sozialstation „Prinz Bernhard von Baden“ bei. Seit einigen Jahren feiern beide Gemeinden mit ihren Pfarrern Nikolaus Böhler und Mathias Uhlig ein „Ökumenisches Sommerfest“. Ökumenisch auch sind die Gottesdienste am Tag Christi Himmelfahrt und neuerdings am Pfingstmontag, zum Geburtstag der Einen Heiligen christlichen Kirche.

Der christliche Glauben nahm in seinem Lauf durch Zeiten und Völker geschichtlich und kulturell bedingte Gestalten an. Es macht keinen Sinn, gewordene Unterschiede einzuebnen; es macht auch keinen Sinn, sie gegeneinander auszuspielen. Dem Miteinander und Füreinander der Christen ist am Besten gedient, wenn Katholiken mit Ernst katholisch bleiben (oder werden) und Evangelische mit gleichem Ernst evangelisch bleiben (oder werden) – und beide das tun im Geist gegenseitiger Achtung. Die Acherner Christen sind auf einem guten Weg.



## Anmerkungen

- 1 Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF), Signatur B 6/1
- 2 Fink, Ernst (1806–1863) wurde im Juni 1833 Pfarrverweser in Leutesheim. Eng arbeitete er mit dem Kinderhilfswerk des Konstanzer Generalvikars Ignaz v. Wessenberg zusammen. Mit Regine Jolberg gründete er 1840 den ersten badischen Kindergarten. 1842 bat ihn Christian Roller als Pfarrer in die Illenau zu kommen. Dort wirkte er mit ganzer Hingabe, auch als Seelsorger der über drei Amtsbezirke zerstreuten Evangelischen. 1863 brach er während einer der täglichen ärztlichen Besprechungen in der Illenau tot zusammen
- 3 Hug, Johann Leonhard (1765–1846) wurde 1791 Professor für orientalische Sprachen, hebräische Altertümer und Altes Testament an der Universität Freiburg. Später wurden ihm auch die neutestamentlichen Fächer zugeteilt. Als Lehrer hatte er großen Zuspruch. Oft konnten die Hörsäle die Studierenden nicht fassen. Sein Hauptwerk war die „Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments“ in zwei Bänden, 1808 in erster von vier Auflagen erschienen. Posthum setzte ihm Ernst Fink in seiner Schrift „Der bischöfliche Streit“ ein Denkmal: „Ich habe Hugs, des unvergleichlichen Lehrers und nachmaligen Domherrn, Lehre und Liebe genossen.“
- 4 Damals lebten in den drei Amtsbezirken Achern, Bühl und Oberkirch 156 Evangelische, in Achern selbst waren es 45. (Spitzer, Karl Ludwig: „Aus Acherns Vergangenheit“, Heidelberg 1908, 96)
- 5 „Blätter für innere Mission“ 45/1851 vom 8. 11.
- 6 Der sonst kirchenkritisch eingestellte Journalist Otto Hörth (Anm. 15) urteilte über Andreas Martin: „Er war ein echter Priester im religiösen Sinn dieses Wortes. Er predigte das Evangelium der Liebe und lebte danach. Sein schönster Lohn war, dass die Gemeinde, die ganze Gemeinde ohne Ausnahme ihn verehrte und liebte.“
- 7 Wessenberg, Ignaz Heinrich Freiherr v. (1774–1860) wurde 1800 Generalvikar des Bistums Konstanz. Ihm lag die Versöhnung der Kirche mit zeitgenössischer Kultur und Wissenschaft am Herzen. Er führte die Volkssprache in die Liturgie ein und hob das Versprechen katholischer Kindererziehung bei gemischten Ehen auf. Durch das Seminar Meersburg bildete er eine ganze Generation badischer Priester in seinem Sinne aus. Man nannte sie „Wessenbergianer“. Als ein päpstlicher Erlass 1827 das Bistum Konstanz aufhob, schlug der Klerus der Diözese ihn zum Erzbischof des neuen Erzbistums Freiburg vor. Sowohl die badische Regierung als der päpstliche Stuhl wollten diesem Vorschlag nicht zustimmen
- 8 Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF), Signatur A 1/1618
- 9 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), Signatur 76/5123: Schreiben des Katholischen Oberkirchenrats an das Ministerium des Innern vom 29. 4. 1856
- 10 Die Jahreszahl 1833 ergibt sich aus dem Taufeintrag eines Kindes seines Bruders Franz Josef, der Erhard Richter als Pate nennt mit dem Vermerk: „Bierbrauer aus Achern“
- 11 Die „Fabrik“ war ursprünglich eine Zuckerfabrik, die der Vater Josef Ignaz Peters, des nachmaligen Justizministers der badischen Revolutionsregierung, gründete. Später wurde aus ihr eine Brauerei mit Ausschank, die Peters Schwester erbte. Sie heiratete Franz Josef Richter, Advokat in Rastatt, den Bruder des Bierbrauers Erhard Richter. Nach ihrem frühen Tod kaufte dieser die „Fabrik“, die in den Revolutionsjahren 1848/49 den Namen „Republik“ erhielt. Nach Niederschlagung der Revolution erhielt sie den Namen „Hoffnung“, den sie heute noch trägt. Erhard Richter war schon vor Ausbruch der Revolution nach Amerika ausgewandert



- 12 Die im Oktober 1844 in Robert Blums „Sächsischen Vaterlandsblättern“ veröffentlichte Kritik des schlesischen Kaplans Johannes Ronge an der Trierer Wallfahrt zum Heiligen Rock löste eine vorrevolutionäre Massenbewegung aus, die sich „Deutschkatholizismus“ nannte. Nach einem Besuch Ronges in Baden im Oktober 1845 verbreitete sich der „Deutschkatholizismus“ auch in Baden
- 13 Scheibel, Gottfried war mit Struve, Gustav v. befreundet. Mit diesem floh er nach Amerika. Über seine Biographie ist wenig bekannt
- 14 Staatsarchiv Freiburg (STAF), Signatur B 685/2, Nr. 44
- 15 Hörth, Otto (1842–1835) war Sohn des Acherner Mesmers. Er studierte in Freiburg und München und wurde Journalist. 1872 holte ihn Leopold Sonnemann (1831–1909) an die „Frankfurter Zeitung“, das führende Organ der bürgerlichen (Links-)Demokraten. Wegen seiner kritischen Haltung zu Bismarcks Politik kam er mehrere Male vor Gericht
- 16 „Geistlicher Rat Andreas Martin, katholischer Stadtpfarrer in Achern“, biographischer Bericht von Otto Hörth, im Archiv der ev. Gemeinde. Das handschriftliche Manuskript im Heimat- und Sensenmuseum
- 17 Blum, Robert (1804–1848) war Stadtverordneter in Leipzig, Redakteur der „Sächsischen Vaterlandsblätter“, Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung. Seit 1845 machte er sich die deutschkatholische Bewegung zu eigen. 1848 wurde er in Wien standrechtlich erschossen, ungeachtet seiner Abgeordneten-Immunität
- 18 GLA 236/2248
- 19 Vicari, Hermann v. (1773–1868) verfolgte konsequent das Ziel, das die Würzburger Bischofskonferenz vom 14. 11. 1848 vorgab: die katholische Kirche von staatlicher Bevormundung zu befreien. Sein Vorgehen stieß auf den erbitterten Widerstand liberal gesinnter Badener
- 20 Fink, Ernst: „Der bischöfliche Streit. Sendschreiben an Herrn Regierungsrath und Stadtdirektor Burger in Freiburg“ (Karlsruhe 1853)
- 21 Ullmann, Carl (1796–1865) wurde als Professor in Heidelberg 1853 von Prinzregent Friedrich in den evangelischen Oberkirchenrat berufen und zum Prälaten, zum Vertreter der evangelischen Kirche in der I. Kammer, berufen. Sein ferneres Wirken stand im Schatten innerkirchlichen Streits zwischen Pietisten und Rationalisten
- 22 Rollers Brief an Ullmann befindet sich im „Nachlass Theodor Roller“ im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Signatur Q 2/9
- 23 Die Gedanken finden sich in einem Manuskript: „Wie sind die Unterscheidungslehren der römisch-katholischen und der evang.-protestantischen Kirche im Confirmanden-Unterrichte zu behandeln?“, in: Ehrenfeuchter, Friedrich: „Aus dem Nachlaß von Ernst Friedrich Fink“. Heidelberg 1866, 263
- 24 Friedrich v. Baden (1826–1907) wurde nach seines Vaters Leopold Tod 1852 zunächst Prinzregent, 1856 Großherzog. Zusammen mit seiner Frau Luise, der Tochter des späteren Kaisers Wilhelm I., gelang es ihm, das durch die Revolution und die ihr folgende Reaktion völlig verstörte badische Volk wieder mit der Monarchie auszusöhnen. In seiner fünfzigjährigen Regierungszeit wurde Baden zum „Musterländle“
- 25 Gall, Lothar: „Der „Liberalismus als regierende Partei. Das Großherzogtum Baden zwischen Restauration und Reichsgründung“ (Wiesbaden 1968), 94
- 26 Zu den ganzen Vorgängen vgl. Lauer, Hermann: „Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden“. (Freiburg 1908), 231 ff.
- 27 „Ultramontan“ – wörtlich: „von jenseits der Berge“ (gemeint sind die Alpen). So nannten die Gegner der Kurie alles, was aus Rom kam
- 28 GLA 76/5123: Verfügung des Großherzogs vom 21. 5. 1856

- 29 GLA 76/5123
- 30 Klihr, Xaver war 1844–1849 an der Illenau tätig. Sein tragisches Schicksal ist skizziert im ersten Buch des Verfassers, „Christian Roller und Ernst Fink. Die Anfänge von Illenau“. (Achern 1995)
- 31 Weickum, Franz Karl (1815–1896) konvertierte als Gymnasiast zum Katholizismus. Er wurde 1840 zum Priester geweiht, war von 1849–1852 katholischer Hausgeistlicher der Illenau. Er wurde 1886 Domdekan in Freiburg und einer der maßgeblichen Männer des Erzbistums
- 32 Guth, Ignaz wirkte von 1852–1864 in der Illenau
- 33 Hergt, Karl (1807–1890) war seit 1835 Arzt an Rollers Seite. Als Nachfolger Rollers wurde er 1878 Direktor der Illenau und wirkte dort bis zu seinem Tod am 23. 12. 1889. Hergt war gläubiger Katholik
- 34 Der diesbezügliche Schriftwechsel befindet sich in der Akte „Personalialia Ignaz Guth“ im EAF
- 35 Jesus Sirach 45,1
- 36 Das Manuskript der „Stellungen“ gehört zu dem Teil von Ernst Finks Nachlass, den der Verfasser in Heidelberg aufspürte und der sich jetzt im Landeskirchlichen Archiv Karlsruhe (LAK) befindet. – Die „Stellungen“ sind gedruckt bei Friedrich Ehrenfeuchter, „Aus dem Nachlaß von Ernst Friedrich Fink“. (Heidelberg 1866), 149–162
- 37 Pfeiffer, Johann Sebastian wurde 1812 als Kind einer Lehrerfamilie in Hilsbach bei Sinsheim geboren. 1836 wurde er zum Priester geweiht. 1850 erhielt er in Gerlachsheim seine erste Pfarrstelle. 1862 kam er nach Achern und blieb hier bis zu seinem Tod
- 38 Krug, Julius stammte aus einer Mingolsheimer Lehrerfamilie. Von seinen Eltern bekam er die Liebe zur Musik mit ins Leben. Er wurde am 4. 8. 1868 zum Priester geweiht. Nach verschiedenen Vikariaten trat er 1882 in Neckarhausen seine erste Pfarrstelle an. Seit 1894 bis zu seinem Tod 1904 wirkte er in Achern
- 39 Conrad, Ignaz war in jüngeren Jahren eines der Häupter der Acherner revolutionären Bewegung. Er verteilte über Ostern 1848 ein Flugblatt mit Auszügen aus Heckers Konstanzer Proklamation: „Ihr wißt zu kämpfen, zu siegen, zu sterben unter der Fahne der deutschen Republik!“ und wurde am 9. Juli 1848 zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt. – GLA 247/337
- 40 Am Ende des Artikels „Geistlicher Rat Andreas Martin, katholischer Stadtpfarrer in Achern“
- 41 Zitiert auf S. 33 in dem von Dr. Edmund Jehle herausgegebenen „Jahrbuch der Pfarrgemeinde Unserer lieben Frau 1940/41“
- 42 Die Ernst Fink folgenden evangelischen Pfarrer in der Illenau waren: Ströbe, Karl (1863–1877), Kayser, Konrad (1877–1882), Hafner, Georg (1882–1888) und Achtnich, Theodor (1888–1897). Pfarrer Friedrich Brandt war dann lange, von 1897–1927, Anstaltsgeistlicher. Ihm folgte bis zum Ende der Illenau Hans Trenkle. – Die Reihe der katholischen Geistlichen setzten fort: Behrle, Rudolf (1864–1873), Peter, Liborius (1873–1899), Alles, Michael (1900–1915) und Grumann, Anton (1915–1936). Letzterer wurde von den Nationalsozialisten wegen seiner Gegnerschaft zur Sterilisation seines Amtes enthoben. – Alle Genannten wirkten in der ökumenischen Illenauer Tradition
- 43 Spitzer, Karl (1874–1949) war nach seinem Weggang aus Achern Klinikpfarrer in Heidelberg
- 44 Huck, Johann Chrysostomus (1866–1947) stammte aus Weitenung. 1890 zum Priester geweiht, promovierte er 1896. Seine Hoffnung auf einen akademischen Lehrstuhl erfüllte sich nicht. 1906–1934 war er Pfarrer in Achern. Hier starb er 1947

- 45 Osterrieder, Markus: „Sonnenkreuz und Lebensbaum“. (Stuttgart 1995), 62 + 63
- 46 Spitzer, Karl Ludwig: „Aus Acherns Vergangenheit. Festschrift zur Grundsteinlegung der Evangel. Christuskirche“. (Heidelberg 1908), 107
- 47 Die 1908 noch längst nicht verklungene Stimmung des Kulturkampfes wurde laut in dem Satz: „Die Tat des Bonifatius, die Weltherrschaftsgedanken, also Politik, mit der Religion Jesu zu verquicken, hatte Jahrhunderte lange Kämpfe zur Folge, die heute noch nicht zum Abschluss gekommen sind.“ – („Aus Acherns Vergangenheit“), 11
- 48 Osterrieder, Markus: „Sonnenkreuz und Lebensbaum“, 46, Anm. 111: „Die proirische Auslegung erfolgte oft aus einseitig protestantischer Sicht.“
- 49 Die älteste urkundliche Erwähnung des Klosters Honau stammt aus dem Jahr 722. – Ebert, Immo: „Das Iren-Kloster Honau und seine Regel“ in Löwe, Heinz (Hg.): „Die Iren und Europa im früheren Mittelalter“. (Stuttgart 1922), Teilband 1, 219–238
- 50 Es mag sein, dass die „badische Liberalität“ zum Erbe der irischen Mission gehört. „Die irokeltische Geistesströmung betrachtete den einzelnen Menschen nicht als Untertanen, wollte ihm das neue Bekenntnis nicht *aufzwingen*, sondern ihn durch Wort und Tat, durch das Beispiel der eigenen Lebensführung, *überzeugen*.“ – Osterrieder, Markus: „Sonnenkreuz und Lebensbaum“, 46
- 51 Die Nikolauskapelle wurde in der „Gerichtsordnung zu Unterachern“ zum ersten Mal erwähnt: „Sant Niclausen capell“ (Ruppert, Ph.: „Kurze Geschichte der Stadt Achern“, Reprintausgabe Achern 1991), 143. Die Kapelle ist viel älter als ihr Name „St. Nikolaus“. „Da keine Urkunden über die früheste Zeit vorhanden sind, auch nicht über die Baugeschichte, kann man darüber nichts aussagen.“ (Schneider, Hugo: Manuskript im Heimat- und Sensenmuseum)
- 52 Bei Ausgrabungen in den Jahren 1973/74 stieß man auf die Grundmauern eines kleineren, älteren Sakralbaus
- 53 Schneider, Hugo schrieb, das Bauwerk falle vor allem auf „durch den Rundturm an der Nordwestecke, der an die schlanken hohen Rundtürme von mittelalterlichen irischen Klöstern erinnert“. (Manuskript zu einem Vortrag, jetzt im Heimat- und Sensenmuseum Achern)
- 54 Streit, Jakob: „Sonne und Kreuz. Irland zwischen Megalithkultur und frühem Christentum.“ (Stuttgart 1986), 97: „Zuoberst befinden sich immer vier Fensterluken, die nach den Himmelsrichtungen gehen. Zu den Gebetszeiten stiegen die Mönche täglich mehrmals die Leitertreppen hinauf, läuteten in alle vier Richtungen mit einer Handglocke, die sie zur Luke hinaushielten. Sie ließen so ein „akustisches Kreuz“ in die Landschaft tönen“
- 55 Huck, J. Chr.: „Erwiderung auf die Schrift des protestantischen Pfarrverwalters K. L. Spitzer. Eine kritische Würdigung.“ (Achern 1908), 58
- 56 Zeitungsausschnitt unbekannter Herkunft im 1. Band der ev. Gemeindechronik Achern, 74 + 75
- 57 Zeitungsausschnitt im Stadtarchiv Achern, Signatur S-F IV/4/2a
- 58 Am 13. 12. 1934 hatte der nationalsozialistische Staat das „Gesetz über heimtückische Angriffe auf Staat und Partei“, das „Heimtückegesetz“, erlassen. Es sah in seinem § 1 Geldstrafe oder Gefängnis vor für jeden, der „vorsätzlich eine unwahre oder gröblich entstellte Behauptung tatsächlicher Art aufstellt oder verbreitet, die geeignet ist, das Wohl des Reiches oder das Ansehen der Reichsregierung oder das der NSDAP oder ihrer Gliederungen schwer zu schädigen“
- 59 Rumpf, Andrea: „Bürgermeister Richard Krämer – 1. Amtsperiode 1933–1945“, in: „Acheraner Rückblicke Nr. 1/2001“, 53–61
- 60 Unterlagen im Stadtarchiv Achern und im Archiv der katholischen Gemeinde „Unserer lieben Frau“

- 61 Jehle, Dr. Edmund (1885–1972) stammte aus dem Hotzenwald. Er wurde 1910 zum Priester geweiht und promovierte 1922 zum Dr. phil. Er war bis 1960 Pfarrer in Achern. Die Stadt verlieh ihm am 8. 5. 1970 das Ehrenbürgerrecht
- 62 Wettmann, Herbert, zuletzt Dekan in Lörrach, ist heute als über 90-Jähriger in Freiburg noch literarisch tätig. Seine Erinnerungen an die Acherner Zeit befinden sich im Stadtarchiv Achern
- 63 Schmitthenner, Walter verzehrte sich in seinem Dienst. Er nahm sich besonders der Flüchtlinge aus dem Osten an. Sein letztes Werk war der Bau des Gemeindehauses in der Martinstraße
- 64 Oloff, Dieter wurde 1976 Dekan des Kirchenbezirks Kehl und ist heute als Oberkirchenrat für die Personalfragen der evangelischen Landeskirche zuständig
- 65 Gehrig, Hugo gründete die Sozialstation „Bernhard von Baden“, das Altenpflegeheim St. Franziskus und die Aktion „Essen auf Rädern“. Evangelische Christen sind an diesen Einrichtungen aktiv beteiligt



## Piaristen als Autoren

### Über ihre Bücher in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt

*Johannes Werner*

Habent sua fata libelli. Dass auch Bücher ihre Schicksale haben, hat sich, seit Terenz diesen Satz niederschrieb, immer wieder neu gezeigt. Wo kamen die Bücher, die einmal da waren, hin? Und wo kamen die, die da sind, her? Und wie, und wieso, kamen sie hierher?

Solche Fragen stellt sich jeder, der eine Bibliothek besucht. Wer die Historische Bibliothek der Stadt Rastatt besucht, weiß bald Bescheid. Denn das heutige Ludwig-Wilhelm-Gymnasium, in dem sie sich befindet, ist aus dem Großherzoglichen Lyzeum hervorgegangen, in dem das Piaristenkolleg von Rastatt und das Lyzeum, vormals Jesuitenkolleg von Baden-Baden aufgegangen sind – einschließlich ihrer jeweiligen Buchbestände; und denen der Jesuiten waren schon die ihrer elsässischen Mitbrüder zugewachsen, und die der baden-badischen Kapuziner kamen auch noch hinzu. (Und seither noch mehr.)<sup>1</sup>

Die zahlreichen Zuwächse überwucherten fast das, was die Piaristen selber schon gesammelt hatten. Sie, die ‚Patres Piarum Scholarum‘, waren von der Markgräfin Augusta Sibylla von Baden, einer geborenen Prinzessin von Sachsen-Lauenburg, an den Rastatter Hof gezogen worden, wo sie als Hofkapläne, Prinzenerzieher und Prediger dienten; doch schon bald dachte sie daran, ihnen auch die Schule anzuvertrauen, die sie in der aufblühenden Stadt gründen wollte. Und so kam es, nach längeren Verhandlungen, am 22. Juni 1715 zur so genannten ‚Fundatio Rastadiensis‘. In ihr verpflichtete sich die Markgräfin, für den Unterhalt von erst sechs, dann – nach erfolgtem Klosterbau – zwölf Patres aufzukommen, die dafür verschiedene geistliche und gottesdienstliche Aufgaben übernehmen sollten; vor allem aber oblag es ihnen, „die Jugend in denen Humanioribus, Music, Schreib- und Rechenkunst fleissig zu instruiren, und sobaldt der Vorhabende Closterbaw in seinen Standt zu bewohnen seyn wirdt, Ein, oder höchstens zwey Jahr darnach, die ganze Philosophiam zu tradiren“; aber auch, „die Jugend zu aller Gottesforcht, Andacht und Auferbaulichkeit (...) anzuweißen“ und ihr „mit einem Exemplarisch-geistlichen Lebenswandel vorzuleuchten“.<sup>2</sup>

Dies haben die Piaristen in Rastatt dann getan, solange sie bestanden; nach einigen anfänglichen Schwierigkeiten zwar, die mit der Verzögerung des versprochenen Baus, der knappen finanziellen Ausstattung, der großen Entfernung von der böhmischen Heimat und dem Rücktritt der regierenden



REGULIERTER GEISTLICHER.  
Armer der Mutter Gottes, von den gottseligen Schulen.

Piarist. Kupferstich aus: Pierre Helyot, Ausführliche Geschichte aller geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden für beyderley Geschlecht. Leipzig 1753–56

Markgräfin zusammenhängen. Aber ihr Sohn Ludwig Georg gab am 2. November 1736 der Stiftung eine neue, festere Form; und 1747 stand auch das Kolleggebäude fertig da. Ihm gerade gegenüber lag die Schloss- und Hofpfarrkirche zum Heiligen Kreuz, die den Piaristen „zu pflegung des gewöhnlichen und deren Instituto gemäßen gottesdiensts (...) eigenthumblich überlaßen“<sup>3</sup> wurde.

Eine Schule brauchte Bücher, und die neuen Lehrer brachten gleich schon welche mit; darunter solche, die etwa in Wien, Brünn, Prag, Nikolsburg, Leitomischl, Troppau, Turnau, Warschau, Buda gedruckt worden waren – und die von ihnen manchmal sogar selber geschrieben worden waren; denn wie ihre älteren und größeren Vettern, die Jesuiten, lehrten die Piaristen auch, indem sie schrieben. Schon der Gründungsrektor des Rastatter Kollegs, Martinus a S. Brunone, musste, als man ihn in Marsch setzte, um Aufschub bitten, weil er in Wien soeben sein neuestes, nämlich viertes Buch erscheinen ließ; ein späteres, letztes erschien dann schon in Rastatt. Auch Donatus a Transfiguratione Domini brachte einige seiner vielen Werke in Rastatt (und Karlsruhe) heraus; so auch Camillus a Praesentatione Beatae Virginis, der, wie seine Mitbrüder Basilius a S. Antonio und Joannes a S. Antonio, in Rastatt starb. Paulus a S. Ludovico, Silverius a S. Theresia und Zacharias a S. Elisabeth lehrten in Rastatt und hinterließen, in Form ihrer Bücher, ihre Spur.<sup>4</sup>



Joseph von Calasanza.  
Kupferstich als Frontispiz aus:  
Georg Michael a Jesu Maria,  
*Relatio brevis* (L127)

Und was war es, was sie schrieben? Es waren, zunächst einmal, Lehrbücher der Philosophie und der Theologie; der alten Sprachen; der Grammatik und der Rhetorik; auch der Mathematik. In ihnen spiegelt sich der Lehrplan ab, dem die Piaristenschulen folgten. Dann sind da die Bücher über Joseph a Matre Dei, oder Joseph von Calasanza, der die Piaristen 1597 in Rom gegründet hatte (zuerst als eine bloße Vereinigung, die 1617 zu einer Genossenschaft und 1621 zu einem Orden erhoben wurde); auch ihre Regeln liegen als Buch vor. Und Reden liegen vor, aus allerlei Anlässen kirchlicher und weltlicher Art; denn wenn in Rastatt ein Fest gefeiert und ein Festredner gesucht wurde, dann fand man ihn wenn nicht bei den Jesuiten, dann bei den Piaristen und nirgendwo sonst. Solche Reden wurden dann gedruckt und unter die Bücher eingereiht; und so auch andere, von anderswo, die notfalls als Muster dienen konnten. Auch schrieben die Piaristen – oft anonym – die Worte zu den Tönen, die die Hofkapelle an Festen erklingen ließ.<sup>5</sup>

Aber es sind auch Bücher da, die aus dem Rahmen fallen. Da ist etwa gleich das erste in der Liste, ‚Testis et doctor‘ genannt, mit dem Adolphus a S. Georgio, der es schrieb, die Juden ihres Irrtums überführen oder sie vielmehr davon überzeugen wollte, dass der Messias in Jesus schon ge-

ARITHMETICUS  
 PRACTICUS,  
 UTILITATI PUBLICÆ  
 OBLATUS  
 PER PATREM  
 LUCAM à S. EDMUNDO  
 è Clericis pauperibus Matris DEI  
 Scholarum Piarum,

Anno Computi Christiani 1697.



Titelseite von: Lucas à S. Edmundo,  
 Arithmeticus practicus (O68)

Alle Vorlagen:  
 Historische Bibliothek Rastatt

kommen sei. Daher ist der Text nicht nur in lateinischer, sondern auch in hebräischer Sprache (und Schrift!) gedruckt, und zwar 1709 in Wien.

Dann ist da eines namens ‚Clavis Aurea‘, das 1715 ebenfalls in Wien erschien und dessen Autor, Alphonsus a Jesu, den Geheimnissen der Sprache nachspüren wollte. Besteht nicht alles Gesprochene aus denselben Lauten, alles Geschriebene aus denselben Zeichen – nur in immer neuen, anderen Kombinationen? Wie viele Kombinationen kann man, beispielsweise, aus 5 Elementen bilden – etwa aus den 5 Buchstaben, aus denen das Wort ‚Pater‘ besteht? (Die Antwort, die die Mathematik gibt, heißt  $5! = 5 \times 4 \times 3 \times 2 \times 1$ .) Der Autor stellt alle möglichen Kombinationen dieser 5 Buchstaben (also 120) her und dar, und ebenso die der 6 des Wortes ‚Boreas‘ (schon 720), und stellt fest, dass viele von ihnen einen Sinn ergeben; wenn auch nicht immer im Lateinischen, dann doch im Hebräischen, Chaldäischen, Griechischen, im Italienischen, Spanischen, Katalanischen oder Deutschen, oder vielleicht in irgendeiner anderen Sprache. Schließlich wagt er sich an das Wort ‚Zopyrus‘, das 7 Buchstaben hat, und dessen Kombinationen, samt denen der Zahlenfolge 1234567, er allesamt an- und vorführt (jeweils 5.040)! Diese ‚Clavis Aurea‘ sollte sein ‚ein goldener



Schlüssel, der die Geheimnisse der Sprachen aufschließt'; aber was sie, im Anschluss an eine alte und große Tradition, aufschloss, war mehr. Sie zeigte, auf welche Weise die Vielzahl und Vielfalt dessen, was ist, entsteht.<sup>6</sup>

Dann ist da der ‚Cygni Iubilus‘, der ‚Schwanen-Jubel‘, den die Rastatter Piaristen anstimmten, als, im Jahre 1721, der Erbprinz Ludwig von Baden mit Anna Maria von Schwarzenberg vor den Traualtar trat; denn nun schien die landesherrliche Familie, und mit ihr das Land selber, weiterleben zu wollen. Die lateinischen Lob- und Preisgedichte, die dieses Werk enthält, zeichnen sich nicht nur durch ihren gelehrten Inhalt aus, sondern auch noch durch die Form, in der sie ihn inszenieren und instrumentieren. Da gibt es etwa Gedichte, die, wenn man die Zahlenwerte ihrer Zeilen oder Strophen errechnet, immer wieder 1721 ergeben; oder die am Anfang, am Ende oder in der Mitte die Namen der Brautleute, die ihrer Eltern oder einen auf sie bezüglichen Glückwunsch ergeben; oder die sich, Wort für Wort, von vorne nach hinten und von hinten nach vorne, auch von oben nach unten und von unten nach oben lesen lassen, wobei sich immer wieder ein neuer Sinn ergibt. Das Ganze gipfelt wohl in einem Text, dessen Titel und dessen Schlusszeile jeweils ein chronographisches 1721 ergeben; dessen übrige Zeilen am Anfang den Namen des Bräutigams und am Ende den der Braut bilden, beide von oben nach unten, nämlich seinen Namen normal und ihren spiegelverkehrt; und in dem durchweg die Silbe ‚cor‘ (in Wörtern wie ‚decor‘, ‚corpus‘, ‚corona‘ usw.) durch ein kleines rotes Herz ersetzt ist, wobei diese kleinen Herzen dann wieder ein großes bilden.<sup>7</sup>

Wiederum von lokalem Interesse ist das Buch des Camillus a Praesentatione Beatae Virginis, da es außer vier Schauspielen (Die vom sterbenden Welt-Heiland besiegte Hölle; Artaterxes Mnemnon; Aesopus; Childericus) eine ganze Reihe von Gedichten enthält, die den hiesigen hochfürstlichen Personen aus irgendwelchen Anlässen auf den Leib geschrieben wurden; und noch manches mehr.

\*

Am Anfang der folgenden Aufstellung stand der gedruckte Rastatter Katalog;<sup>8</sup> in ihm fallen die piaristischen Autoren schon durch ihre ‚attributiven‘ Ordensnamen auf, wie sie sonst nur die Karmeliter tragen. (Diese konnten aber, auch wenn sie nicht als solche ausgewiesen waren, meist leicht ausgeschieden werden, etwa wenn das Datum der Veröffentlichung vor dem der Gründung Calasanzas lag; andererseits war ein Buch über eben diesen Calasanza, oder über seine Gründung oder deren Regel, umstandslos einem Piaristen zuzuschreiben.)<sup>9</sup> Die weltlichen Namen der Piaristen wurden ergänzt,<sup>10</sup> die Vornamen in ihrer deutschen Form, die sich aus der lateinischen ergab; die Lebensdaten ebenfalls hinzugefügt.<sup>11</sup> Auch die Erscheinungsorte wurden unter ihren deutschen Namen angeführt. Die

langen Titel wurden sinngemäß gekürzt, und dann, pro Autor, nach dem Erscheinungsjahr geordnet, das, wenn es sich nicht dem Werk selber, sondern erst anderen Quellen entnehmen ließ, in Klammern steht. Überhaupt wurden die angeführten Werke vor Ort überprüft; diejenigen, die einer solchen Autopsie nicht unterzogen werden konnten, wurden durch ein + gekennzeichnet.<sup>12</sup> Die Zahl in runden Klammern, die jeden Eintrag beschließt, ist die Signatur des Rastatter Katalogs. (Einige, wenn auch wenige Werke – nämlich die gesammelten, bei Disputationen vorgebrachten Thesen – laufen unter dem Namen dessen, der dieser Disputation präsidierte. Aus solchen Sammlungen von Thesen, aber auch von Dissertationen ließen sich noch weitere Namen entnehmen; aus anderen Werken auch die von anderen Angehörigen des Ordens, die als Examinatoren, Zensoren usw. tätig waren.)

*Adolphus a S. Georgio (Georg Groll) \*1682*

- Testis et doctor. Wien 1709 (G3)
- Predig von dem Heiligen Francisco de Sales. Wien [1719] (Q44)

*Alessio della Concezione*

- Vita del ven. servo di Cristo P. Giuseppe della Madre di Dio. Wien 1712 (L5)

*Alphonsus a Jesu (Georg Günther) 1660–1739*

- Suada curiosa et fructuosa. Wien 1711 (B8)
- Clavis aurea vocum arcana reserans. Wien 1715 (Q3)
- Rhetorica ad mentem selectiorum authorum. Wien 1717 (B7)
- Doctrina periodis in orbem quadrandis. Wien 1717 (B7)

*Augustinus a div. Thoma Aquinate*

- Constitutiones clericorum regularium pauperum Matris Dei scholarum piarum. Wien [1718] (L18)

*Augustinus a S. Monica (Johann Georg Joseph Odrobina) 1674–1747*

- Resolutiones ex theologia morali de sacramentis ad mentem doctoris angelici. Brünn 1711 (Q44)

*Augustinus Thomas a S. Josepho (Thomas Sackl) 1641–1717*

- Metamorphosis geometrica proportionum vinculis. Wildberg 1690 (O3)
- Sylloge epistolarum mathematicarum varii argumenti. Alt-Prag 1713 (O4)

*Basilius a S. Antonio (Johann Anton Sigl) 1684–1754*

- Sententiae Scripturisticae. Znaim 1735 (Q35)

*Camillus a Praesentatione Beatae Virginis (Matthias Joseph Anton Hatzinger) 1705–1778*

- Sittliche Schau-Bühn-Spiele und vermischte Gedichte. Rastatt 1748 (F15)

*Conrad a S. Margaritha (Diel)*

- Lob- und Trauerrede bey dem Höchstseligen Hintritt des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Johann Dominik Albert [...] Fürsten zu Salm. Trier 1778 (Q\*1)

*Daniel a S. Francisco (Johann Podhorski oder Podgorsberg) 1677–1766*

- Iubilaeus sacerdos altissimi huius aerae sive manipulus quinquaginta cum problematum tum artificiorum matheseos. Wien 1726 (Q35)

*Donatus a Transfiguratione Domini (Johann Anton Franz Hoffmann) 1700–1783*

- Enchiridium philosophicum. Rastatt 1745 (J156)
- Introductio exegetica in philosophiae partem rationalem. Rastatt 1749 (J158)
- Introductio exegetica in partem philosophiae metaphysicam. Rastatt 1750 (J159)
- Introductio exegetica in partem philosophiae physicam. Karlsruhe 1751 (N131)
- Introductio in universam philosophiam. I–IV. Kempten 1754 (J157)
- Introductio exegetica in jurisprudentiam positivam humanam civilem et canonicam. I & II. Kaufbeuren 1755 (M113)
- Eloquentiae prosae et versae institutio tripartita. Kempten 1763 (B80)
- Jugend-Schul der Kleinen Jesu Christi, Bestehend in 18 Betrachtungen über die heiligmäßige Jugend des seligen Josephi Calasantii a Matre Dei. O.O., o.J. (L167)

*Eugenio di S. Silverio*

- Idea della vita del giovanetto in casa. Florenz 1717 (L248)

*Franciscus a S. Barbara (Franz Terczyk) 1672–1740*

- Oedipodiana sive Sphingis aenigmata. Troppau 1732 (E393)

*Franciscus Maria a S. Jo. Evangelista*

- Oratio in comitiis generalibus cler. reg. scholarum piarum habita 1748. Rom 1748 (E394)

*Georg Michael a Jesu Maria (Georg Nikhl) ca.1647–1697*

- Relatio brevis de vita et gestis Josephi a Matre Dei, olim Josephi Calasantii. Alt-Prag 1688 (L127)

*Germanus a S. A(da)lberto (Karl Jandik) 1695–1756*

- Dexter a excelsi praepotente VI in salutem Hiberniae et in D. Patricii [...]. Alt-Prag 1735 (Q35)

- Sacer ignis flammante zelo apostolicarum virtutum D. Patricii. Prag 1737 (Q35)

*Godefridus a S. Gregorio (Johann Joseph Wagner) ca. 1693–1767*

- Tag und Nacht des Edlen Marggraftums Mähren, an dem Hohen Fest-Tag deren zweyen Heiligen Mährischen Aposteln Cyrilli und Methudii. Wien 1738 (Q35)

*Guido ab Angelis (Johann Anton Nücht) 1709–1789*

- Documenta spiritualia ex epistolis S. Josephi Calasanctii a Matre Dei [...] excerpta et ex idiomate italico latine reddita. Nikolsburg 1772 (K210)

*Jaroslaus a S. Alexio (Leopold Capeller) 1705–1759*

- Philosophia historica-dogmatica. I–III. Posen 1746 (J332)

*Joannes a S. Antonio (Anton Ignaz Walprecht) 1692–1747*

- Examinatus philosophus Thomista ex physica generali. Leitomischl 1725 (J338)
- Examinatus philosophus Thomista ex physica speciali et metaphysica. Rötz [1725] (J339)
- Examinatus philosophus Thomista ex logica majore. Leitomischl 1725 (J336)
- Examinatus philosophus Thomista ex logica minore. Rötz 1728 (J337)

*Joannes Chrysostomus a S. Paulo*

- Hexaameron metris expressum. Rom 1705 (E374)

*Joannes Damascenus a Matre Dei*

- Erymanthus in helicone sylva christiano-politica. Warschau 1713 (E376)
- Zodiacus caeli sarmatici in palmari solea soli eucaristico musarum officio collectus. Warschau 1715 (E378)
- Viennis memorabili turcarum obsidione felicissimo Leopoldi I imperio insigni Joannis III victoria [...] gloriosa. Warschau 1717 (E377)

*Lucas a S. Edmundo (Johann Jakob Möscher) ca. 1651–1701*

- Arithmeticus practicus, utilitati publicae oblatus. Turnau 1697 (O68)

*Martinus a S. Brunone (Johann Georg Jakob Schubart) 1662–1733*

- Barbitum L chordarum quinque partitum. Carmina e lyricorum praxi continue deducta. Wien 1715 (E415) +
- Creutz-Erhöhung. Rastatt [1717] (Q\*1&Q\*7)
- (*anon.*) Huldigungs-Fest der Zeit, welches an dem höchst-Glück- und Freud-seeligen Geburts-Tag der Durchleuchtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Francisca Sibylla Augusta [...] von Dero Hoch-Fürstl. Hoff-Capelle [...] gefeyret worden. Rastatt 1718 (Q\*7& Q\*13)



- (anon.) Meleagers Gelübd-mässiges Ehren-Feuer-Opffer zur Versöhnung Dianae, welches [...] zu unterthänigster Befröhlichung des Höchst-Glück- und Freud-seeligen Geburts-Tages Ihro Hoch-Fürstl. Durchleucht etc. etc. Herrn, Herrn Ludwig Georg Bernard Simpert [...] begangen worden. Rastatt [1718] (Q\*13)
- (anon.) Erkandte und bereuete Undanckbarkeit Philenae gegen ihren Erlöser Soteriastes. Denen mitleydend- und Andachts-vollen Anmuthungen der Durchleuchtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Franciscae Sibyllae Augustae [...] gewiedmet und auff öffentlicher Schau-Bühne unterthänigst vorgestellet von der zu Rastadt Studirenden Schul-Jugend *Scholarum Piarum*. Rastatt [1719]<sup>13</sup> (Q44)
- (anon.) Vergnügte Ehe-Liebe in Hochbeglücktester Wiederkunfft Ancaeus zu seiner Ehe-Verlobten Alcathe. Rastatt 1721 [?] (Q\*7&Q\*13)<sup>14</sup>
- (Hrsg.) Valerius Maximus, Dictorum factorumque memorabilium libri novem. Rastatt 1722 (E331) +

*Paulinus a S. Josepho (Joseph Petrovitz) 1737–1784*

- Orationes habitae in archigymnasio Romanae sapientiae. Buda 1746 (E431)
- Orationes XXIII habitae in archigymnasio Romanae sapientiae. Ulm 1756 (E432)

*Paulus a S. Ludovico (Johannes Wirholtz) 1685–1753*

- Camillus sine pugna victor versu sceniambico cabalistico expressus. Wien 1723 (E433)

*Petrus a S. Joseph*

- Idea philosophiae moralis. Ed. III. Paris 1672 (J511)

*Remigius a S. Erasmo (Anton Maschat) 1692–1747*

- Summulae disputatae. Rötzt [1724] (J549)
- Reflexiones philosophicae in universam rationalem philosophiam. Wildberg [1724] (J548)
- Reflexiones philosophiae in logicam et metaphysicam Aristotelis. I & II. Wildberg [1724] (J547&J549)

*und Ubaldus a S. Cajetano (Giraldi)*

- Institutiones canonicae. I & II. Rom 1757 (M255)
- Institutiones juris civilis et canonici. Augsburg 1761 (M\*117)

*und Joannes a S. Antonio (siehe oben)*

- Resolutiones Quaestionum amplius DC in utroque jure controversarum, collectae per *Donatum Hofmann*. I & II. Augsburg 1762 (M256)

*Ricardus a S. Augustino*

- Laqueus contritus seu Falsa columnia vera confutata responsione. Lyon 1736 (K340)

*Silverius a S. Theresa (Martin Leopold Seyer) 1687–1706*

- (Übers.) Kurz verfasste Lebens-Geschichte des Seligen Diener Gottes Josephi Calasantii a Matre Dei. Kempten 1760 (L167)

*Urbanus di S. Paolo (Tosetti)*

- Compendio storico della vita di S. Giuseppe Calasanzio. Rom 1767 (L284)

*Vincentius a S. Philippo Nerio*

- Compendio historico-cronologico dell vita del ven. Padre Guiseppe Calasanzio. Florenz 1735 (L72)

*Victorinus a S. Cruce (Adalbert Gezvina) 1672–1730 und Gelasius a S. Catharina (Johann Felix Dobner) 1719–1790*

- (Hrsg.) Wenceslaus Hagek a Liboczan, Annales Bohemorum I–III. Prag 1763–1765 (P238)

*Zacharias a S. Elisabeth (Christian Schubert) 1701–1780*

- Elementa jurisprudentiae theologicae. Wien 1745 (M448)

*Unbekannte Autoren:*

- Fabius moriens, Christus moriens. Allegorica Tragaedia. Piis affectibus celsissimi principis ac domini, Domini Gualteri Xaverii Sacri Romani Imperii Principis de Dietrichstein in Nicolspurg [...] consecratae a *Rhetorica & Poësi Gymnasii Nicolspurgensis Scholarum Piarum*. Wien 1718 (Q44)
- Cygni iubilus demissae aggratulationis, id est versus epithalamicus a Rastadiensi arena literaria inibi noviter aperta poëtico literarum ludo concinnatus [...] anno quo serenissimis neo-sponsis aggratulabantur *Scholae Piae Rastadienses*. Rastatt [1721]<sup>15</sup> (Q\*7&Q\*25)
- Kurzer Bericht von der Drey-tägigen erfreulichsten Feyere einer höchst-gewünschten Selig-Sprechung des Seligen Beichtigers und treuen Diener Gottes Josephi Calasantii a Matre Dei [...] in Hoch-Fürstlich-Marggraf-Baadischer Hof-Kirche zu Heil. Creuz in Rastatt. [Rastatt] 1741 (Q\*13)
- Saeculum gaudiose exultans sive annus saecularis ab introducto in Germaniam Scholarum Piarum instituto. Leitomischl 1731 (Q\*25)<sup>16</sup>
- Miles in bello sive Thomas de Aquino [...] Litomislii apud Scholas Pias [...] celebratus *ab uno e Scholis Piis Professo*. Leitomischl 1735 (Q\*25)
- Lapis philosophicus ad ecclesiae Romanae subsidium Dominicanae familiae pretium orbis literati solatium in angelico doctore S. Thomae Aquinate [...] in ecclesia Clericorum Regularium Scholarum Piarum Litomisslii solemnibus encomiis celebratus *a quodam e Scholis Piis Professo*. Leitomischl 1736 (Q\*25)

- Laus a Deo sancto Thomae Aquinati [...] in ecclesia Clericorum Regularium Pauperum Matris Dei Scholarum Piarum alia laudatione celebrata oratore *quodam e Scholis Piiis Professo*. Leitomischl 1764 (Q\*25)
- Unio virtutum ordine literarum ex nomine Sigismundus a Collonitz deprompta (Q\*25)<sup>17</sup>

\*

Es war ein Zufall, dass diese Bücher nach Rastatt gelangten, d.h. in die erste (und lange auch die einzige) Niederlassung auf reichsdeutschem Boden; oder dass sie dort erst entstanden. Und es war wiederum ein Zufall, dass sie dort erhalten blieben – vielleicht nur noch dort; denn die Kollegien der böhmischen Provinz, zu der Rastatt anfangs gehörte, gingen unter, und ihre Bücher wohl mit ihnen.<sup>18</sup> Habent sua fata libelli.<sup>19</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. Weber, Max: Geschichte des Gymnasiums (1. Teil). In: Humanitas. 150 Jahre Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt. Rastatt, 1958, 13–54; Großkinsky, August: Das Rastatter Piaristenkolleg als Vorläufer des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums. In: Fundatio Rastadiensis. Festschrift. Rastatt, 1967, 9–21; Heid, Hans: Geschichte der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium. Ein Begleitbuch. Rastatt, 1991; Sühl-Strohmenger, Wilfried: Die Historische Bibliothek der Stadt Rastatt. Ihr Stellenwert unter den deutschen, insbesondere den baden-württembergischen Schulbibliotheken (= Vortragsreihe der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium, Bd. 4). Rastatt, 1991. – Die Geschichte des Rastatter Kollegs wird wiederum beschrieben in einem (vom Verf. verantworteten) Beitrag zu einem Handbuch, das vom Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen herausgegeben wird; dieser Beitrag kann unter [www.uni-tuebingen.de/IfGL](http://www.uni-tuebingen.de/IfGL) schon eingesehen werden
- 2 GLA Karlsruhe 220/1061
- 3 Ebd.
- 4 Eigentlich sind noch die zu nennen, die in Rastatt lehrten, ohne dass ihre Bücher daselbst noch zu finden wären: etwa Medardus a S. Procopio (Johann Paul Carl Spaninger), Burchardus a S. Mansueto (Anton Joseph Wolff), Remigius a S. Ludovico (Wilhelm Ludwig L.B. von Nordeck zu Rabenau), Hubertus a S. Venatio (Franz Karl Ignaz Fuchs). – Vgl. Werner, Johannes: Mobilität. Zur Personalpolitik der Piaristen, zum Beispiel in Rastatt. In: Badische Heimat 1/1993, 117–125. Den dort geäußerten Vorschlag, auf die piaristischen Schriften, die sich in Rastatt erhalten haben, „in anderem Zusammenhang zurückzukommen“ (124 [Anm. 19]), löst der Verf. hier nun endlich ein
- 5 Vgl. zuletzt: Häfner, Klaus; Caspar, Johann; Fischer, Ferdinand und die Rastatter Hofkapelle. Ein Kapitel südwestdeutscher Musikgeschichte im Zeitalter des Barock. In: Barock in Baden-Württemberg. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution (= Ausstellungskatalog). Bd. 2 (= Aufsätze). Karlsruhe, 1981, 213–232; Heid, Hans/Weiß, Karlheinz: Die Musikalien der Historischen Lehrerbibliothek

- des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt (= Ausstellungskatalog). Rastatt, 1988; Thomsen-Fürst, Rüdiger: Studien zur Musikgeschichte Rastatts im 18. Jahrhundert (= Stadtgeschichtliche Reihe Bd.2). Frankfurt a.M., 1996
- 6 Vgl. Werner, Johannes: Etwas über Anagramme. In: Aus dem Antiquariat 10 (1998), 714–717
  - 7 Das lateinische ‚cor‘ heißt, für sich als Wort genommen, ‚Herz‘. – Vgl. Werner, Johannes: Kunst-Stücke. Über eine ganz zu Unrecht unbekannte Hochzeitsdichtung der Piaristen von Rastatt. In: Die Ortenau 73 (1993), 579–588; ders., Cygni Iubilus. Ein unbekanntes Epithalamium der Piaristen von Rastatt. In: Wolfenbütteler Barock-Nachrichten 2 (1995), 123–128. – Die nachfolgend genannten Werke des Daniel a S. Francisco und des Paulus a S. Ludovico stellen ähnliche Kunststücke dar
  - 8 Katalog der Lehrerbibliothek des Grossherzogl. Gymnasiums zu Rastatt. Rastatt, 1898
  - 9 Als Karmeliter erwiesen sich etwa Alexius a S. Aquilino (G6), Honoratus a S. Maria (L\*35) und Philippus a Ss. Trinitate (J514)
  - 10 Seit dem 18. Jahrhundert fügten viele von ihnen den alten Familiennamen an zweiter Stelle, vor dem ‚Attribut‘, wieder ein
  - 11 Vgl. Endl, Friedrich: Das Wirken der Piaristen deutscher Provinz in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung vom Jahre 1631–1725, mit besonderer Berücksichtigung Mährens, des Stammlandes der deutschen Provinz. In: Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens 11 (1907), 117–162; Biba, Otto: Der Piaristenorden in Österreich. Seine Bedeutung für bildende Kunst, Musik und Theater im 17. und 18. Jahrhundert. Eisenstadt, 1975; Fischer, Karl A.F.: Verzeichnis der Piaristen der deutschen und böhmischen Ordensprovinz. *Catalogus generalis provinciae Germanicae et Bohemicae ordinis scholarum piarum* (= Veröffentlichungen des Collegium Carolinum Bd. 47). München, 1985
  - 12 Fischer hat die Titel, die er in seiner (insgesamt verdienstvollen) Arbeit nennt, nicht einer solchen Autopsie unterzogen, sondern sie, gelegentlich mit Fehlern, aus zwei älteren Arbeiten übernommen: Horányi, Alexius, *Scriptores Scholarum Piarum*. 2 Bde. Buda, 1803; Viñas, Thomas: *Index bio-bibliographicus CC RR PP Matris Dei Scholarum Piarum*. 3 Bde., Rom, 1908–1911
  - 13 Der Obertitel enthält ein Chronogramm
  - 14 In seinem Nachwort meint der Autor, dass er nun auch noch unterschreiben dürfe, und es folgen die ineinander verschlungenen Buchstaben MASB – Martinus a S. Brunone
  - 15 Der Titel erstreckt sich über zwei Seiten und enthält sechs Chronogramme, alle auf dasselbe Jahr
  - 16 Der Titel enthält ein Chronogramm auf das angegebene Jahr, in dem die Piaristen zu Recht feierten: denn 1631 waren sie durch den Bischof von Olmütz, Kardinal Franz Fürst von Dietrichstein, nach Nikolsburg (und damit erstmals in das deutsche Sprachgebiet) berufen worden
  - 17 Ein Kunststück der schon bekannten Art, aber ohne Angabe von Autor, Ort und Jahr. Das handschriftliche Inhaltsverzeichnis auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels gibt an: „*Gratulatio Scholarum Piarum Eminentissimo Cardinali de Kollonitz*“
  - 18 Die Kollegien der rheinischen oder rheinisch-schwäbischen Provinz, die sich im Anschluss an Rastatt gebildet hatte, waren schon vorher untergegangen; vgl. z.B. Seibrich, Wolfgang: Das Piaristengymnasium in Kirn. In: 225 Jahre Piaristenkolleg/25 Jahre Neues Gymnasium Kirn. Kirn, 1991, 30–48 (zur Bibliothek vgl. 39 u. 46 [Anm.127])
  - 19 Der Verf. möchte an dieser Stelle der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt, d.h. Herrn Hans Heid und Frau Anke Strohmeier, für ihr Entgegenkommen sehr herzlich danken



## Leutesheim und Regine Jolberg

### Die Geschichte einer Beziehung

Gerhard Lötsch<sup>1</sup>

Auf viele Jahrzehnte hinaus trübte, ja vergiftete ein 1925 geschriebenes Lebensbild die Erinnerung an das Verhältnis Regine Jolbergs<sup>2</sup> zu Leutesheim, dem Ort ihres ersten Wirkens. „Sie hatte die Kinder des Dorfes neun Jahre lang in reinster Liebe gepflegt. Den Eltern hatte das nicht das Geringste gekostet. Die selbstlose Frau hatte das, ohne ein Wort darüber zu verlieren, alles freiwillig und umsonst getan. Sie hatte alle Kinder in jeder Weise beschenkt und erfreut und ihre ganze Lebenskraft sowie die ihrer Kinder der Gemeinde gewidmet. In jeder Not war das Haus der Mutter Jolberg eine Zufluchtsstätte für jedermann in der Gemeinde, und nun hinausgejagt!“<sup>3</sup> Die Beziehung zwischen Regine Jolberg und Leutesheim lässt sich auf diesen einfachen Nenner jedoch nicht bringen. Das Studium der Quellen ergibt ein anderes, ein sehr eigenartiges und komplexes Bild.

Am 23. Juli 1833 versetzte der Evangelische Oberkirchenrat<sup>4</sup> den Pfarrkandidaten Ernst Fink<sup>5</sup> als Pfarrverweser nach Leutesheim im Hanauerland. Am folgenden Sonntag, den 28. Juli, wurde er der Gemeinde vorgestellt. In seiner Predigt zu Mt. 28, 16–20 sagte der damals 27-Jährige: „Der Glaube muss lebendig sein. Wir müssen das Wort auch *tun*. Denn mit der Tat kann man am besten lehren, durch das Leben und den Wandel kann man am besten den Geist Christi zeigen und verbreiten.“<sup>6</sup>

In der zwei Jahre später angefertigten „Statistik für 1835“ zählte Fink 135 Familien, darunter 268 Kinder unter 14 Jahren und 477 Erwachsene, zusammen 745 Seelen.

Sein besonderes Augenmerk galt von Anfang an den Kindern, deren Eltern hart um das Leben und oft auch nur um das Überleben ihrer Familien arbeiten mussten. Leutesheim war kein reiches Dorf, die „Kompetenz“<sup>7</sup> des Pfarrers betrug 676 Gulden im Jahr<sup>8</sup> und war die niedrigste im ganzen Hanauerland.<sup>9</sup> Etwa die Hälfte der Vergütung bestand aus Sachleistungen: Weizen, Korn, Gerste, Hafer und Holz; dazu die Nutzung von Pfarrhaus und Garten. Die Bareinnahmen bestanden größtenteils aus „gnädigen Zulagen“, zum kleineren Teil aus Gebühren für Amtshandlungen und Urkunden.

Als Pfarrer war Ernst Fink großherzoglicher Beamter und damit Vertreter der Obrigkeit. Mit großem Einsatz mühte er sich um die Moral des Dorfes. Fast täglich notierte er in Stichworten seine Gespräche mit alten und jungen Menschen.<sup>10</sup> Besonders bekümmerte ihn die „nächtliche Schwärmerie der ledigen Jugend“ und der daraus resultierende geringe Gottes-

dienstbesuch. Fink wandte sich deshalb an Dekan Leichtlen<sup>11</sup> von Rheinbischofsheim. Der antwortete am 7. Dezember 1833:

„Das Unwesen, das Sie beklagen, ist allgemein verbreitet, und gehört seit ungefähr 30 Jahren<sup>12</sup> zur Tagesordnung, obgleich es eine höchst traurige Nacht-Unordnung ist.“ Leichtlen ließ Fink wissen, dass er in dieser Angelegenheit von den Behörden keine Unterstützung zu erwarten habe. „Ans Amt sich zu wenden, rate ich Ihnen nicht, verehrter Freund! Lassen Sie überhaupt nur den Staat und seine Hilfe aus dem Spiel, beschränken Sie sich auf die Waffen des Geistes, die Ihnen ja in so reichem Maße zu Gebote stehen, suchen Sie nach und nach durch Belehrung und väterliche Mahnung zu bessern, was sich bessern lässt und denken Sie: auch des Heilands und seiner Apostel gewaltige Worte konnten nicht alle Wege eben machen.“<sup>13</sup>

Ernst Fink lebte sich rasch in die Geschichte und damit in die Seele des Dorfes ein. 1834, im Bericht zur „Kirchen- und Schulvisitation“, sprach er den Gliedern der Gemeinde „eine natürliche Heiterkeit des Gemüts und rastloser Fleiß in den Berufsgeschäften“ zu. Er betonte, „dass die Gemeinde, durch die Bemühungen des gegenwärtigen Bürgermeisters namentlich, schuldenfrei geworden ist, was bei dem großen Drucke, der in den Kriegsjahren von Freund und Feind auf dieser Gegend lag, viel sagen will“.<sup>14</sup> Er fasste zusammen: „Überhaupt, wenn man bedenkt, wie in der Zeit der Revolution die Gemeinde aufwuchs die Männer zum Teil unter fremde Heere gesteckt wurden, Kriegsvolk aller Art hier hausend und oft monatelang kein Gottesdienst. Wegen des mangelnden Christentums kann sie mehr beklagt als angeklagt werden, zumal da von Seiten der Kirche nur wenig für sie geschah.“<sup>15</sup>

Kraft Amtes war Fink örtlicher Schulinspektor. Die Frage „Wie oft der Pfarrer die Schulen visitiere und womit er sich da beschäftige“,<sup>16</sup> beantwortete er bei der „Kirchen- und Schulvisitation“ am 22. Oktober 1834 so: „Die Schule besuche ich wöchentlich, mit wenigen Ausnahmen zweimal, und beschäftige mich daselbst mit Nachsehen und Nachhelfen beim Schreiben und Lesen, besonders der Kleineren.“ Der Lehrer Wilhelm Gockel war am 29. März 1832 nach Leutesheim gekommen<sup>17</sup> und versah neben dem Schuldienst auch den eines Messners und Organisten. Der damals 41-Jährige hatte durchschnittlich 136 Kinder zu unterrichten.<sup>18</sup> Seine „Kompetenz“ betrug 175 Gulden, darin eingerechnet Wohnung, Garten und Naturalien, dazu das „Schulgeld“ in Höhe von 1 Gulden für jedes Kind; insgesamt also etwa 300 Gulden im Jahr. Wilhelm Gockel führte, wie viele seiner Kollegen, ein hartes Leben. Das heiter anmutende Lied vom „armen Dorfschulmeisterlein“ war bitterer Ernst. Wen wundert es, dass wenige Jahre später viele Lehrer sich auf die Seite der Revolutionäre schlugen?

Bis zum Ende seiner Leutesheimer Zeit trat Ernst Fink für Wilhelm Gockel ein. Am 22. Juli 1840 befürwortete er des Lehrers Gesuch um „Ver-

besserung seiner Besoldung“: „Für die Erfüllung der darin vorgetragenen Bitte spricht 1) die starke Familie des Bittstellers, welche zu erhalten bei der Teuerung hiesiger Gegend allerdings mit einer Besoldung von 315 Gulden kaum möglich ist (monatlich 26 fl für dermalen 9 Personen); 2) seine langjährige Dienstzeit, worin er, obwohl der älteren Generation der Lehrer angehörig, doch nicht ohne Erfolg gearbeitet hat. Die Art und Weise der Unterstützung hat er billig höherer Einsicht überlassen. Traurig wäre es, wenn gar keine Hilfe sich finden sollte. Noch trauriger ist, dass bei uns dem Schullehrer die Bitte endlich soll einzig übrig sein: man möge ihn als ausgedienten Soldaten anderswie versorgen. Darum wünscht der Unterzeichnete auch zum Vorteil unserer Schule hier, deren Hebung durch einen von schweren Nahrungssorgen bekümmerten Mann nicht geschehen kann, demselben eine geneigte Erhörung.“<sup>19</sup>

Doch zurück in die ersten Jahre von Finks Wirken. 1831 hatte Ignaz Freiherr von Wessenberg<sup>20</sup> einen „Verein zur Rettung verwaarloster<sup>21</sup> Kinder“ ins Leben gerufen. Am 29. August 1833 erschien seine Schrift: „Einladung zur Gründung von Rettungsanstalten für verwaerloste Kinder“. Am 9. Mai 1834 gründete Ernst Fink den „Hilfsverein zur Versorgung verwaerloster Kinder im Bezirk Rheinbischofsheim“. Am 1. Juli 1834 veröffentlichte Wessenberg ein „Gutachten über Anstalten zur Rettung verwaerloster Kinder“. Ein Exemplar dieser Schrift versah der Leutesheimer Pfarrer mit Anmerkungen.<sup>22</sup> „Durch Geldbeischüsse von Seiten des Staates wird das Unternehmen auch Staatssache, kommt unter dessen leitende Aufsicht. Der Staat hat schon genug zu tun, warum ihm eine neue Last auflegen? Ein Unternehmen, das durch Beharrlichkeit und Liebe soll gefördert werden, gewinnt nichts, wenn es in die Hände und den Geschäftsgang von Behörden eingeschoben wird. Menschen muss man suchen, nicht Behörden!“

Am 13. Januar 1836 meldete Ernst Fink dem Zentralverein die Lebensumstände von neun armen Leutesheimer Kindern. „Weitere Kinder wage ich nicht zu melden, obwohl es nicht fehlt an fast ebenso bedürftigen. Was noch die Leute betrifft, die geneigt wären, ein Kind aufzunehmen, habe ich noch keine gefunden.“<sup>23</sup> Wenige Tage später, am 17. Januar 1836, übergab Fink der Gemeinde seine „Aufforderung zur Rettung verwaerloster Kinder“. Zwei Wochen später, am 8. Februar 1836, zeigte er an, vier Familien seien bereit, ein Kind in Pflege zu nehmen. 1835/36 wurden drei, 1836/37 sechs, 1837/38 sieben und 1839/40 neun Kinder in Familienerziehung untergebracht. Fink verließ sich auf freiwillige Spenden. Der Erfolg gab ihm Recht. „Der kleine Zweigverein Rheinbischofsheim hatte mit seinen verschwindend geringen Mitteln 1838 bereits ebensoviel Kinder in Familien untergebracht, wie der Konstanzer und der Zentralverein zusammen.“<sup>24</sup>

Am 25. August 1835 schloss Ernst Fink den Bund der Ehe mit der Pfarrerstochter Friederike Eichhorn.<sup>25</sup> Die jungen Leute erwogen, eine



„Kleinkinderschule“ einzurichten. Aber Bedenken, dadurch in elterliche Rechte einzugreifen, ließen den Plan auf die lange Bank geraten. Im Frühjahr 1839 kehrten Clara Winter,<sup>26</sup> die Schwester von Ernst Finks Heidelberger Freund Carl Winter, und deren Freundin Regine Jolberg auf der Fahrt nach Straßburg im Leutesheimer Pfarrhaus ein. Thema langer Gespräche war die „Volksbildung“, von der Regine Jolberg sagte, sie sei „eine der vielen sogenannten hohen Ideen, die mich beseelten“.<sup>27</sup> Ihr wurde klar, dass niemand das „Volk“ würde heben können, der nicht bereit wäre, von den Höhen der Ideen hinabzusteigen in die Niederungen der Wirklichkeit.

Die Gespräche im Freundeskreis bewogen Ernst und Friederike Fink, ihr lange aufgeschobenes Vorhaben einer „Kleinkinderschule“ in die Tat umzusetzen. Deren Beginn kündigte Fink im August 1839, zur Erntezeit, von der Kanzel herab an. Wider allen Erwartens war das Echo im Dorf groß. „Bald wurden alle Kinder im Pfarrhof abgeliefert, oft schon am frühen Morgen, und am Mittag so zeitig, dass die gutherzigen Pfarrleute kaum mehr Zeit fanden, ihre Mahlzeiten einzunehmen.“<sup>28</sup> Doch dann ging die Arbeit über Friederikes Kraft; sie war schwanger geworden.

Als Regine Jolberg von der Bedrängnis der Freunde hörte, beschloss sie, „in das nette, Straßburg gegenüber am Rhein, gelegene Leutesheim zu ziehen und mit den Freunden Fink gemeinsam zu arbeiten“. Ihr Vater wollte sich mit solchem Plan nicht abfinden. Ihn peinigte die Vorstellung, seine Enkelinen in einem Dorf zu wissen, „das sich damals nicht einmal auf einer guten Karte von Baden vorfand und von dem er nichts erfahren konnte, als dass dort viel Hanf gebaut werde, dessen Zubereitung die Luft verpeste.“<sup>29</sup> Regine Jolberg setzte ihren Willen durch. Ernst und Friederike Fink versprachen, bei der Beschaffung von Wohnung und Einrichtung zu helfen. Als aber am Abend des 1. August 1840 ihr Reisewagen in Leutesheim einfuhr, hatten die Pfarrleute erst am selben Tag die Nachricht ihrer bevorstehenden Ankunft erhalten.<sup>30</sup> „Einige Tage wohnten wir alle im Pfarrhaus, da unsere künftige Wohnung erst war angestrichen worden.“<sup>31</sup> „Wir alle“, das waren Regine Jolberg, ihre beiden Töchter, die Pflögetochter und eine Gehilfin, insgesamt fünf Personen. Die „lieben, gütigen Pfarrleute“ halfen „mit Rat und Tat“, nicht anders die Mutter der Pfarrerin, die als Stütze ihrer hochschwangeren Tochter in Leutesheim weilte.

Als wenige Tage später das gemietete Häuschen am östlichen Ende des Dorfes bezugsfertig war, hatten nicht alle darin Platz. „Ein Teil wohnte im Pfarrhaus.“ Nicht ohne Mühe fügten sich Regine Jolberg und die Ihren dem Gemeindeleben ein, das bestimmt wurde von der 100-Jahr-Feier der Kirche am 7. August. Ernst Fink stellte seine große Studierstube als Kinderschule zur Verfügung und begnügte sich mit einem anstoßenden Kämmerchen, „wo er natürlich durch das durch einander wogende kleine Volk keine große Ruhe zum Studieren hatte“.



Merkwürdig wenig, fast gar nicht, sprechen die Biographen von Friederike Fink.<sup>32</sup> Sie konnte bei dem Getümmel im Pfarrhaus und darum herum sicher auch keine Ruhe finden. Ihr Mann hatte für seine Frau wenig Zeit. Zu allem, was ihm oblag, übernahm er den Unterricht für Regine Jolbergs Kinder. Am 9. September genas Friederike Fink einer Tochter, die, sieben Wochen alt, am 23. Oktober starb. Es ist nicht anders denkbar, als dass diese Vorgänge tief in das persönliche und das Eheleben der Pfarrfrau einschnitten.

Das unvorhergesehene Kommen Regine Jolbergs, ihr bestimmendes Auftreten, lassen einen Charakterzug erkennen, den sie selbst später sehr kritisch sah: ihren starken Willen. Was sie sich vornahm, das musste geschehen. Ernst und Friederike Fink waren darauf bedacht, in gutem Einvernehmen mit den Eltern zu handeln. Regine Jolberg aber handelte so, wie sie es für richtig befand. „Da die Kinder ja nach dem jetzigen Zeitgeist in der Erziehung meistens die Hauptstimme haben, so müssen wir nur die Kinder anziehen, die Eltern müssen schon folgen.“<sup>33</sup>

Martin Gottlieb Wilhelm Brandt,<sup>34</sup> Regine Jolbergs Schwiegersohn und spätere Biograph,<sup>35</sup> nannte die beiden Jahre gemeinsamen Wirkens mit Ernst und Friederike Fink „eine lieblich stille, wenn auch mit Arbeits-Last wie -Lust und manchem Scherz durchwobene Zeit“.<sup>36</sup> Finks „auf den Boden der Wahrheit gegründete vermittelnde<sup>37</sup> Stellung, bei der ihm Schroffheit und schneidende Schärfe fremd und zuwider waren, wussten der Freundin das zu geben, was ihr gerade jetzt Not tat.“ Im Frühjahr 1842 baten Dr. Christian Roller und seine Frau Christiane<sup>38</sup> die Leutesheimer Pfarrersleute um ihre Hilfe beim inneren Aufbau der Heil- und Pflegeanstalt Illenau.<sup>39</sup> Nach reiflichem Überlegen sagten sie zu.

Die für den 4. Dezember 1842 vorgesehene Visitation der Gemeinde Leutesheim fiel zusammen mit dem Abschied der Pfarrersleute aus dem Dorf. Ernst Finks Bericht gab Rechenschaft über neun ebenso schöne wie schwere Jahre. Nach dem letzten Gottesdienst in der übervollen Kirche traf sich die Visitationskommission mit dem Kirchengemeinderat im Pfarrhaus. Das Protokoll hielt in einem letzten Absatz fest: „Am Schluss der Besprechung gibt der K.G. Rat in Bezug auf Pfr. Fink seine Erklärung dahin ab, dass sie ihm das beste Zeugnis geben müssten und dass sie ihm nie genug danken könnten für das, was er an ihnen getan.“<sup>40</sup>

Finks und seiner Frau Abschied kam überraschend. Regine Jolberg hielt fest: „Es war nie sein Plan noch Wunsch, so bald zu scheiden von dem Ort, an dem er zwar einen harten Boden für seine Wirksamkeit gefunden, aber doch viel Segen verbreitete. Nun waren alle Umstände so gekommen, dass wir es als den Willen Gottes ansehen mussten, und damit ist alles gesagt.“<sup>41</sup> Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als hätten sich Ernst und Friederike Fink aus dem Bann der starken Persönlichkeit Regine Jolbergs lösen, ja retten wollen. Am Mittwoch, den 7. Dezember 1842, hielt

sie im Tagebuch fest: „Morgens um 8 Uhr verließen uns die Freunde – und wir sind allein. So ist nun eine ernste Zeit für uns angetreten und wir harren der Dinge, die da kommen sollen. Die erste Periode unseres hiesigen Aufenthaltes ist nun zu Ende, und es scheint, als wolle alles neu werden. Bleibe nur, DU Herr und Heiland, bei den Deinen, alsdann ertragen wir jeden Wechsel.“<sup>42</sup>

Regine Jolberg schloss sich der Gemeinde, oder zumindest einem „Teil der Gemeinde“, enger an. Abends kamen Frauen mit Spinnrädern in ihr Häuschen. Der neue Pfarrer aber, Friedrich Heinrich Lammert,<sup>43</sup> ein konvertierter katholischer Priester, blieb ihr fremd. Er hatte wenig Verständnis für die Kinderschule und gar keines für den darüber hinaus gehenden Plan einer „Pflanzschule junger Lehrerinnen“.

Regine Jolberg teilte ihre Gedanken Karl Mann mit, dem Herausgeber des christlichen Wochenblatts „Das Reich Gottes“.<sup>44</sup> Er veröffentlichte sie am 18. und 25. Mai unter der Überschrift „Ein Wort der Liebe über Kleinkinderschulen“ und ergänzte sie am 4. August durch einen „Aufruf an das Landvolk und seine Freunde“. Am 8. Oktober 1844 wurde in Leutesheim ein geeignetes Haus gekauft. Niemand fragte, ob das kleine Dorf der richtige Ort sei für so hochfliegende Pläne. Am 15. November baten Fink, Mann und andere Freunde Regine Jolbergs im „Reich Gottes“ um „Beiträge für dieses Unternehmen“ und um „Anmeldung tauglicher Personen“. Nirgendwo ist davon die Rede, dass Regine Jolberg das Einvernehmen mit der Gemeinde suchte. Wieder tritt der ihr eigentümliche Charakterzug hervor, ihre „fast männliche Energie“.<sup>45</sup> Alles musste so geschehen, wie sie es wollte.

Karl Mann bewarb sich um die wieder frei gewordene Pfarrstelle in Leutesheim. „Da ich nun für solche Kinderanstalten besondere Vorliebe habe und vielleicht im Stande wäre, zum Gedeihen dieses Unternehmens etwas beizutragen, so würde ich es sicher als eine besondere Gnade ansehen, wenn bei der Besetzung dieser Stelle auf mich Rücksicht genommen werden könnte.“<sup>46</sup> Am 29. Oktober 1845 übernahm er das Amt des Pfarrers von Leutesheim, war aber weder willens noch fähig, in der Spur von Ernst Fink zu vermitteln und auszugleichen. Für ihn gab es nur Gute oder Böse. Die ursprünglich positive Haltung des Dorfes zu Regine Jolberg und ihrem Werk veränderte sich zum Negativen und zwar „auffallend rasch“.<sup>47</sup> Die Umstellung der Kinderschule in eine Lehranstalt führte zu Irritationen. „Die Kinder schlossen sich nicht so leicht an die stets wechselnden Seelen an, und dies machte uns vielen Kummer.“<sup>48</sup>

Die nach der Hungersnot 1846 einsetzende radikale politische Opposition gegen den Großherzog, fand in Karl Mann einen ebenso radikalen Verteidiger hergebrachter Ordnung.<sup>49</sup> Am 30. Dezember 1847 teilte Dekan Dieffenbach dem Oberkirchenrat mit: „Was den Frieden der Gemeinde betrifft, so ist er keineswegs so tief, als Mann zu glauben scheint, auch geschieht vom Pfarramte Leutesheim manches, was eben nicht geeignet ist,

das bisher gegen Pfarrer Mann eingeschlagene freundliche Benehmen fester zu begründen.“<sup>50</sup> Am 11. Mai 1848 nannte Karl Mann im „Reich Gottes“ die Anhänger Heckers „betörte Menschen“, „Knechte des Verderbens“, „Ruchlose“, „verblendete Brüder“, „Aufrührer und Schreier“, oder ganz einfach: „Böse“.<sup>51</sup> Seine Überzeugung blieb den Leutesheimern nicht verborgen.

In der Karwoche 1949 kam es zum Eklat. „Mutter“ Jolberg, wie Regine seit Gründung der Lehranstalt sich nennen ließ, und ihre „Schwestern“ genannten Schülerinnen übten mit den Kindern für die Nachmittags-Gottesdienste von Palmsonntag bis Karfreitag eine kurze Liturgie ein. „An den Hauptstellen der Leidensgeschichte, die der Herr Pfarrer erzählte“, sollte sie gesprochen und gesungen werden. „Je mehr diese stille Leidensfeier die empfänglichen Herzen rührte, um so mehr empörten sich die Anderen. So geschah es, als am grünen Donnerstag die Bänkchen in die Kirche getragen werden sollten, dass die jungen Burschen den Schwestern den Weg verstellten, und sich ein solcher Empörungsgeist kund tat, dass Pfr. Mann es für besser hielt, um der heiligen Zeit willen stille zu sein.“<sup>52</sup>

Am 7. April 1849 meldete Karl Mann den Vorfall an das Großherzogliche Bezirksamt: „Seit der Unterzeichnete sein hiesiges Amt bekleidet – 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahre – suchte er jederzeit Hand in Hand zu gehen mit der bürgerlichen Obrigkeit, zog den Bürgermeister so oft als möglich nicht nur in Schul-, sondern auch zu kirchlichen Beratungen und alles ging selbst in den unruhigsten Zeiten in Frieden und Einigkeit hin. Da auf einmal fängt derselbe an, am verflossenen heiligen Palmsonntag in das kirchliche Amt einzugreifen und duldet am heil. Gründonnerstag einen förmlichen gewaltsamen Eingriff in dasselbe. Die Veränderung seines Wesens kann man sich nicht anders erklären, als dass hier die Errichtung eines radikalen Lesevereins<sup>53</sup> mitgewirkt hat, welcher ohne bei der Schulbehörde auch nur angefragt zu haben, seit einiger Zeit seine Zusammenkünfte an Abenden in der Schulstube hält, was schwerlich gesetzlich erlaubt sein dürfte. – Großherzogliches Bezirksamt wolle den hiesigen Bürgermeister Zimmer auf das Ernstlichste in die Schranken seines Amtes verweisen.“<sup>54</sup>

Am 20. April 1849 erließ der Oberkirchenrat einen Bescheid, der sich für einen Verweis gegen den Bürgermeister aussprach. Er „müsse aber auch gegen Pfr. Mann die Erwartung aussprechen, dass er nun selbst einsehe, welche Auftritte und üblen Folgen für die Ruhe und den Frieden einer Gemeinde herbeigeführt werden, wenn die bisherige Ordnung der gottesdienstlichen Feier verlassen und Einrichtungen eingeführt werden sollen, die wenigstens einem Teil der Gemeindeangehörigen Anstoß erregen und man fordere ihn darum väterlich auf, künftig solche Neuerungen zu unterlassen und hinsichtlich der Form der Gottesdienste die Vorschriften der Unionsurkunde genau zu beachten, da Zeit und Umstände auch an sich guten Absichten schlimme Folgen bereiten können“.<sup>55</sup>



In Leutesheim erlosch die „Teilnahme an der stillen Pflege der Kinder“. Es gab keine Stille mehr. Regine Jolberg hielt fest: „Nur ein kleines Häuflein getreuer Eltern und Kinder blieb zu unserem Trost.“<sup>56</sup> Für Sonntag, den 13. Mai 1849, lud der Landeskongress der badischen Volksvereine zur Landesvolksversammlung nach Offenburg. Mehr als 30 000 Menschen strömten zusammen. „Auf großen Leiterwagen, zum Teil sechsspännig mit prächtigen Pferden fahrend, kamen die Mannen aus dem sogenannten Hannauer Ländel, kräftige, frohe Burschen und Männer in ihrem unvergleichlichen Kostüm, in der Sommer wie Winter gleichmäßig getragenen Pelzkappe, in roter Weste, weißer Jacke und schwarzen Hosen.“<sup>57</sup> Unter ihnen waren auch viele Leutesheimer, an ihrer Spitze Bürgermeister Mathias Zimmer. Spät am Abend kehrten sie zurück, sicher nicht mehr ganz nüchtern. Mit Drohungen fuhren sie an Regine Jolbergs Anstalt vorbei.<sup>58</sup>

Die Revolution brach aus. Der Großherzog verließ Karlsruhe. Am Mittwoch, den 16. Mai überbrachte der Ortsbote den Befehl, alle Ortsfremden hätten sich binnen 24 Stunden aus Leutesheim zu entfernen. Auf Regine Jolbergs Einwand, Großherzog und Staatsministerium hätten die Anstalt genehmigt, antwortete der Bürgermeister, das gehe ihn nichts an. Es gebe keinen Großherzog mehr und auch kein Staatsministerium. „Ich bestellte sogleich zwei Wagen auf 1 Uhr Mittags. Mittlerweile war es im Dorf bekannt geworden, der Hof füllte sich mit Müttern und Kindern. Es war ein überwältigender Augenblick, als ich zum letzten mal unter ihnen stand, noch einmal mit ihnen betete, sie ermahnte, nicht zu vergessen, was wir sie gelehrt. Die Kinder wussten nicht, wie ihnen geschah und sahen uns stumm und verduzt an; die Mütter weinten. Der Hof war ganz voll von Menschen. Niemand konnte es glauben oder begreifen, dass wir fort müssten, aber es musste doch sein, denn niemand rührte sich für uns.“<sup>59</sup>

Sophie Jacky,<sup>60</sup> eine aus Königfeld stammende Schwester, hielt fest: „Wie froh war ich, als ich die teure Mutter Jolberg bei deren Besuch hier kennen lernte, die mich mit sich nach Leutesheim nahm, wo sie eine Bildungsanstalt für Kleinkinderlehrerinnen errichtet hatte. Hier konnte ich in jeder Weise viel lernen und verlebte eine schöne Zeit daselbst. Aber es brauste der Sturm der Revolution daher. Den 16. Mai wurde die Anstalt vertrieben. Es ist nicht zu sagen, was die Leute uns alles androhten. Kleine Kinder konnten zu uns in der Schule sagen: ‚Was wollt ihr denn, ihr werdet ja erschossen!‘ Und als wir in Kork in den Dampfwagen stiegen, sagte eine gut gekleidete Dame: ‚Da sollte man mit der Kanone hinein schießen.‘ Es durfte uns aber kein Übel begegnen, nicht einmal Furcht überkam uns. Bei einer glaubensstarken Wirtin fanden wir, 16 Personen an Zahl, Aufnahme, und blieb die Anstalt dort, bis sie nach Nonnenweier verpflanzt wurde.“<sup>61</sup>

Nach Niederschlagung der Revolution wurde Bürgermeister Zimmer seines Amtes enthoben.<sup>62</sup> In einer Akte des Bezirksamtes Rheinbischofsheim ist zu lesen: „Geschehen den 17. Juli 1851. Es erscheinen heute Alt-



bürgermeister Mathias Zimmer, seine Ehefrau Maria geb. Hummel, sein Sohn Johannes und seine Tochter Barbara und tragen vor: Wir sind gekommen, nach Amerika auszuwandern und erbitten uns hierzu unter den gesetzlichen Formen die Staatsgenehmigung erteilen zu wollen. Man hat dieselben auf die Folgen ihres Entschlusses und auf die möglichen Gefahren bei der Ausführung desselben aufmerksam gemacht, worauf dieselben erklären: Wir müssten immerhin bei unserem Vorsatz bleiben und bitten, die Liquidation in möglichster Bälde vorzunehmen.“<sup>63</sup>

Martin Gottlieb Wilhelm Brandt überlieferte einen undatierten Tagebuch-Eintrag, in dem Regine Jolberg sich selbstkritisch zu ihrem willensstarken Charakter äußerte: „Ich fühle mich gedrungen, hier ein Bekenntnis abzulegen. Ich war damals noch nicht stille genug, sonst hätte ich die Sprache meines Gottes besser verstanden. Als ich von Stuttgart nach Leutesheim ziehen wollte, hatte ich die Zustimmung meines Vaters nur mit Widerwillen erhalten – und mögen seine Gründe noch so fremd gewesen sein, es war seine Liebe, die mich abhalten wollte, aber ich wollte sie nicht verstehen und in Stille warten. Auch noch bei der Gründung der Anstalt hatte mir ein erfahrener Freund abgeraten, dahin die Anstalt zu legen, aber der Herr hatte es mir verborgen und hat mich später selbst von da wieder weg getan und zwar in unverkennbarer Weise seines Willens. – O wie oft glauben wir alle Zeichen des göttlichen Willens zu haben – und nur eine schwache, innere, kaum vernehmbare Stimme sagt: Nein! Aber was *wir* wollen, überwiegt die leise Sprache des heiligen Geistes – und wie viel muss der Herr über uns ergehen lassen, bis wir sie verstehen lernen!“<sup>64</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Manuskript eines am 23. 1. 2002 in Leutesheim gehaltenen Vortrags
- 2 Jolberg, Regine (1800–1870) war das dritte von neun Kindern ihrer Eltern David und Sarah Zimmern in Heidelberg. Ihr Vater war Bankier und Vorsteher der dortigen israelitischen Gemeinde. 1924 verlor sie ihren ersten Mann. Zwei Jahre später ließ sie sich mit ihren beiden Töchtern taufen. Dr. Jolberg, ihr zweiter Mann, starb 1829 nach nur einjähriger Ehe. Regine Jolberg nahm ein mutterloses Mädchen als Pflegetochter und drittes Kind in ihr Leben auf. „Die vielen Irr- und Umwege meines Lebens führten endlich in den stillen Hafen der Arbeit am Reiche Gottes.“
- 3 Ziegler, Wilhelm: Mutter Jolberg und die Väter des Nonnenweierer Werkes, Karlsruhe 1925, 100
- 4 Der „Evangelische Oberkirchenrat“ war damals nicht eine selbständige Behörde, sondern eine Sektion, eine Unterabteilung des Ministeriums des Innern
- 5 Fink, Ernst (1806–1863) war von 1842 bis zu seinem Tod evangelischer Geistlicher der Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Achern. – Über sein Leben und Wirken informieren die beiden Bücher: Lötsch, Gerhard; Roller, Christian und Fink, Ernst: Die Anfänge von Illenau, Achern 1996 – und Lötsch, Gerhard: Von der Menschenwürde zum Lebensunwert. Die Geschichte der Illenau von 1842–1940, Achern 2002

- 6 Ehrenfeuchter, Friedrich: Aus dem Nachlass von Ernst Friedrich Fink, Heidelberg 1866, 293 ff.
- 7 „Kompetenz“ = „das, was einem zusteht“ (aus dem lat.)
- 8 Eintrag im „Dekretenbuch“ für 1834. Zitiert von Schäfer, Hans „Leutesheim und seine Pfarrer seit der Reformation“, in: „Leutesheim, ein Dorf im Hanauerland“ (Hg. Kirchengemeinde Leutesheim) 1990, 181
- 9 Zum Vergleich: die für Kork betrug 1400 fl, die für Rheinbischofsheim 1114 fl, die für Linx 959 fl
- 10 Archiv der ev. Kirchengemeinde Leutesheim
- 11 Leichtlen, Christof Magnus war seit 1816 Pfarrer in Linx, zugleich seit 1833 Dekan des Kirchenbezirks Rheinbischofsheim. 1839 verließ er das Hanauerland und wurde Pfarrer in Opfingen
- 12 „Seit 30 Jahren“ – seit 1803 der „Reichsdeputationshauptschluss“ das rechtsrheinische Hanauerland dem durch Napoleon geschaffenen Kurfürstentum Baden zusprach
- 13 Archiv der Ev. Kirchengemeinde Leutesheim, AZ 30 (Band 1) „Die Gottesdienste – Sonntagsheiligung betreffend“
- 14 Fink spielte an auf die französischen Revolutionskriege 1793–1801 und auf die napoleonischen Kriege 1804–1815. „Unser Hanauerland musste Unbeschreibliches leiden“, schrieb Johannes Beinert, „Geschichte des Hanauerlandes“, Kehl 1909, 341. – Im Jahr 1800 hatte das arme Leutesheim schon 13 681 Gulden Schulden. – Beinert a. a. O., 342
- 15 Aus der Antwort auf die Frage 24 der „Instruction“: „a) Welche herrschende Fehler und Sünden sich in der Gemeinde zeigen? Und b) ob schon und mit welchem Erfolg denselben entgegen gearbeitet worden? (c) in welchen guten Eigenschaften sich die Gemeinde auszeichne?“
- 16 Es handelt sich um die achte der bei der Kirchenvisitation „an den Pfarrer allein“ zu stellenden Fragen. – Aus der am 18. 7. 1826 vom Ministerium des Innern / Evangelische Kirchensektion erlassenen „Instruction für die Visitationen der evangelischen Kirchen und Schulen im Großherzogthum Baden“
- 17 STAF B 713/8, Nr. 883
- 18 Diese und die folgenden Angaben sind enthalten im Protokoll einer Beratung am 13.1.1836 „über die Besoldung des hiesigen Schuldienstes“. An ihr nahmen teil, Schulvorstand, Gemeinderat und Bürgerausschuss der Gemeinde Leutesheim „mit Bezug des Lehrers“. – STAF B 713/8 Nr. 886
- 19 GLA 235/22543: „Leutesheim. Den evang. Schuldienst daselbst. Pars II.“
- 20 Wessenberg, Freiherr von, Ignaz (1774–1860) wurde 1800 zum Generalvikar des Bistums Konstanz ernannt. Ihm lag die Versöhnung von Kultur und Wissenschaft mit der Religion am Herzen. Obgleich 1827 ein päpstlicher Erlass das Bistum Konstanz auflöste, blieb Wessenberg bis zu seinem Tod ein Mann von hohem Ansehen und großem Einfluss
- 21 „verwahrlost“ besagte so viel wie „im Stich gelassen“, „los von aller Verwahrung“, „unverwahrt“
- 22 Im Archiv der ev. Kirchengemeinde Leutesheim
- 23 Akte „Die verschiedenen Zweige der kirchlichen Amtstätigkeit. Verein zur Rettung verwahrloster Kinder“ im Archiv der Ev. Kirchengemeinde Leutesheim
- 24 Aland, K.: „Wessenberg und die Konstanzer Rettungsanstalt“, in: ZGO 96 (1948), 468, Anm. 65 und S. 465, Anm. 72
- 25 Eichhorn, Friederike war die Tochter eines schon 1814 verstorbenen Pfarrers in Kembach im jetzt badischen Frankenland. Der Bruder ihres Vaters, Johann Albrecht Friedrich Eichhorn (1779–1856), war von 1840–1849 preußischer Kultusminister

- 26 Winter, Clara (1812–1868) und Carl (1806–1870) waren Kinder des Heidelberger Buchhändlers und Bürgermeisters Christian Friedrich Winter (1773–1858), der nach der Revolution des Hochverrats angeklagt, am 9. 12. 1850 aber frei gesprochen wurde
- 27 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, ihr Leben und Wirken, 2. Hälfte, Barmen 1872, 9
- 28 Kayser, Karl; Fink, Ernst D., weiland evangelischer Hausgeistlicher in der Heilanstalt Illenau, in: „Monatsschrift für Innere Mission“ 27 (1907), 111 ff. – Ihm, einem Sohn des Illenauer Seelsorgers Konrad Kayser (1848–1929), übereignete Ernst Finks Witwe Friederike viele von ihrem Mann hinterlassene Manuskripte. Sie müssen als verschollen gelten
- 29 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, erste Hälfte, Barmen 1872, 187
- 30 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, zweite Hälfte, 11
- 31 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, zweite Hälfte, 12
- 32 Das gilt für die Jolberg-Biographien von Brandt und Ziegler, wie für die Fink-Biographie von Ehrenfeuchter
- 33 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, zweite Hälfte, 24
- 34 Brandt, Martin Gottlieb Wilhelm (1818–1876) verlebte Kindheit und Jugend in seiner Geburtsstadt Wernigerode. 1842 kam er als Lehrer an die Anstalt für arme Kinder auf dem Neuhof bei Straßburg und wurde von dort aus bekannt mit der Arbeit Ernst Finks und Regine Jolbergs. 1848 heiratete er deren älteste Tochter Mathilde. Den größten Teil seines Lebens wirkte er als Direktor der höheren Töchterschule in Saarbrücken
- 35 Die Tagebücher, aus denen Brandt in seiner Jolberg-Biographie zitiert, sind nicht mehr vorhanden. Wahrscheinlich wurden sie vernichtet. Vielleicht enthielten sie kritische und selbstkritische Passagen, die nicht in das Heiligen-Bild passten, das Brandt zeichnete
- 36 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, zweite Hälfte, 26
- 37 Das Wort „vermittelnde“ ist bei Brandt gesperrt gedruckt, also besonders betont
- 38 Lötsch, Gerhard; Roller, Christian; Fink, Ernst: Die Anfänge von Illenau, Achern 1996
- 39 Ein Teil des diesbezüglichen, herzlichen Briefwechsels zwischen Christiane Roller und Friederike Fink befindet sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Nachlass Theodor Roller, Bestand Q 2/9
- 40 GLA 435/1351
- 41 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, zweite Hälfte, 25 + 26
- 42 Diese Sätze stammen aus dem einzig noch erhaltenen Teil des Tagebuchs. Er befindet sich im Archiv des Mutterhauses Nonnenweier
- 43 Lammert, Friedrich Heinrich (1805–1874) war von 1842–1845 Pfarrer von Leutesheim. Hans Schäfer (a. a. O. 182) nennt ihn eine „etwas zwielichtige Persönlichkeit“. Aus seinem Leben ist nicht viel bekannt. Auch seine Zeit in Leutesheim ist kaum erforscht. Als Pfarrer von Kirchen im Markgräflerland machte er keinen Hehl aus seiner Sympathie für die Sache der badischen Revolution. Sein „Fall“ wurde aber nach deren Niederschlagung nicht weiter verfolgt
- 44 Die erste Nummer der vierseitigen Wochenschrift „Das Reich Gottes. Christliches Volksblatt für das Rheinland“ erschien am 6. 1. 1844. Karl Mann, der kompromisslos einen Pietismus nicht nur christlicher Tat, sondern bekenntnismäßiger Bindung vertrat, war bis an seinen Tod Schriftleiter des von ihm gegründeten Blattes. Er war, wie immer man zur Weise seines Glaubens steht, einer der großen Impulsgeber der evangelisch-protestantischen Landeskirche
- 45 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, zweite Hälfte, 76
- 46 GLA 76/5090: Personalakte Karl Mann

- 47 Ertz, Michael: Karl Mann (1806–1869), ein Zeuge der Erweckung in Baden, in: Die Erweckung in Baden im 19. Jahrhundert, Hg. Schwinge, Gerhard, Karlsruhe 1990, 127
- 48 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, zweite Hälfte, 106
- 49 Ertz, Michael a. a. O., 128: „Man darf wohl sagen, dass Pfarrer Karl Mann – und mit ihm auch andere Vertreter der badischen Erweckung jener Jahre – auf der Seite der bestehenden Herrschaft standen und das Revolutionsgeschehen im Großherzogtum Baden verurteilten.“
- 50 Die Zitate in diesem Abschnitt aus Karl Manns Personalakte, GLA 76/5090
- 51 „Reich Gottes“, Nr. 20/1848, 78: „Klageruf über den Aufruhr!“
- 52 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, zweite Hälfte, 115
- 53 Die landauf, landab gegründeten „Lesevereine“ trugen viel zur regierungskritischen, schließlich revolutionären Stimmung bei. Im alemannischen Raum las man die in Freiburg erscheinende *Oberrheinische Zeitung*“ und die Konstanzer „*Seeblätter*“
- 54 GLA 76/5090
- 55 GLA 76/5090
- 56 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, zweite Hälfte, 106
- 57 Scheffel, Josef Viktor v., in seiner Schilderung der Volksversammlung, zitiert bei Franz X. Vollmer, Offenburg 1848/49, Karlsruhe 1997, 169
- 58 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, zweite Hälfte, 116
- 59 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, zweite Hälfte, 118
- 60 Sophie Jackys (1824–1889) Vater war Arzt der 1806 gegründeten Brüdergemeinde Königsfeld. Er starb schon 1815; die Mutter blieb mit vier unmündigen Kindern zurück. Nach ihrer Lehrzeit bei Mutter Jolberg war sie zunächst Kinderlehrerin in Holland, unterrichtete zwei Jahre lang in Herrnhut und ging dann als Frau Wilhelm Horlachers zum Missionsdienst nach Labrador. Sie starb in Königsfeld
- 61 Sophie Jackys handgeschriebener „Lebenslauf“ befindet sich im Archiv der Brüdergemeinde zu Königsfeld
- 62 GLA 229/25976
- 63 STAF B 713/8, Nr. 883
- 64 Brandt, M. G. W.: Mutter Jolberg, zweiter Teil, 46



## Bock – Christmann – Fronmatte

### Rechtsverhältnisse in Sinzheimer Flurnamen

*Ernst Schneider*

In der Sinzheimer Überlieferung erscheinen vereinzelt zwei Häusernamen mit Rechtscharakter: das Haus *zum Bock* und das Gefängnis *die Katze*. Zunächst das Haus zum Bock: ‚Die Heimbürgen geben 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gulden zins zu sanct lucien tag vom Gerichthuse genannt zum Bock by der Lynnden‘ 1510/f. 53 r. Dieses Haus war das Gerichtshaus, in dem die Heimbürgen des Amtes Sinzheim zu ihren Sitzungen zusammenkamen. Heimbürge, mhd. heimbürge m. ‚Gemeindevorsteher‘, ist der Inhaber eines (ländlichen) Gemeindeamts, dessen näherer Inhalt von Fall zu Fall zu bestimmen war. (Bad.Wb. 2, S. 603). Für die Nutzung mussten die Heimbürgen einen bestimmten Zins zahlen, und zwar auf ‚sanct lucien tag‘, 13. Dezember, ein Tag, der im Volksglauben nicht unbedeutend war. Das Gerichtshaus stand bei der Linde, mitten im Ort. Diese Linde wird immer wieder erwähnt: ‚bey der Linden uff dem Bühel vor der Kirchen‘ 1575 II/f. 171 v; ‚bey der Linden vorm Rathaus‘ 1654/f. 313 v. Der Bestand dieses Gerichtshauses lässt auch eine Verbindung zur *Büttelmatte* zu. Diese bei der Hilsmatte gelegene Wiese war dem Büttel zur Nutzung überlassen. Büttel ist der Gerichtsbote, der Gerichts- oder Amtsdieners, später der Ortsdiener.

Bock, das männliche Tier von Ziegen, auch von Rehen (Rehbock), Schafen, ist häufig übertragen auf bockartig Aussehendes, auf Gestell und Geräte meist aus Holz. Im Volksglauben spielt er eine beträchtliche Rolle, ist in zahlreiche Redewendungen, Vergleiche, auch auf den Menschen bezogen, in Kinderspiele eingegangen. Bock hat Anteil an der Namengebung. (Vgl. Bad.Wb. 1, S. 276. – Schwäb.Wb. 1, Sp. 1242–1245. – Schweiz.Id. 4, Sp. 1122–1127). Der Hausname *zum Bock* hat seinen Ursprung in Jagdtrophäen, die als Schmuck am Haus angebracht wurden. Namengebend war auch der Name des Hausbewohners, dessen Eigentümlichkeiten. So geht der Freiburger Hausname *zum roten Böcklin* auf das Geschlecht Böcklin zurück. Von Einfluss war auch die Heraldik; das Hauswappen (Horn) wurde zur Hauskennzeichnung (vgl. allgemein Grohne S. 16, 38, 74).

Wo ein Gerichtshaus vorhanden war und Recht gesprochen wurde, ist ein Gefängnis auch bescheidenster Art zu erwarten. Mehrmals begegnet in der Sinzheimer Überlieferung das *Katze* genannte Ortsgefängnis: ‚uff die gefenckhnus die Katz genannt‘ 1615 I/f. 3 v; ‚uff die gefängnus die Katz genannt‘ 1668 II/f. 3 v. Gefängnis, weiblich, bedeutet ‚Gefangennahme, Gefangenschaft‘, während das sächliche Geschlecht den ‚Ort des Gefangenseins‘ bezeichnet. (Bad.Wb. 2, S. 318 f. – Schwäb.Wb. 3, Sp. 154). Un-

ser Gefängnisname *Katze* reiht sich ein in die lange Liste von Synonymen für Gefängnis, die im Deutschen Rechtswörterbuch 3. Bd., Sp. 1415–1417 aufgeführt sind.

Die Katze, ihre natürlichen Eigenschaften werden oft bildlich übertragen auf menschliches Leben und Treiben, auf Volksglauben, auf Recht, auf Sachen. In der Namengebung erscheint die Katze in verschiedener Bedeutung. Zu diesen zahlreichen bildlichen Übertragungen gehört das Vorkommen von Katze als Hausname, als Gefängnisname. In Konstanz wird 1352 ‚ad domum zer Katzun‘ genannt. Ferner gab es in Konstanz das bereits 1424 erwähnte Gesellschaftshaus *zur Katze*, nach dem die *Katzgasse* benannt ist. *Katze* ist Name des Stadtgefängnisses in Neuenburg, ebenso in Stuttgart. (Bad.Wb. 3, S. 87 f. – Schwäb.Wb. 4, Sp. 275. – Schweiz.Id. 3, Sp. 582 ff.). In Durlach wurden 1713 mehrere wegen Diebstahls von Eichenstämmen mit einer Geldstrafe belegt und ‚noch darzu in die Katz gesetzt‘. Üblicher war in Durlach das Setzen in das Salz oder in den Turm. (Schneider, Durlacher Volksleben 1500–1800, S. 180, 231, Anmerkung 104). Vgl. Ortsgefängnis in Bad.Wb. 4, S. 144.

Einfriedigungen spielen im Rechtsleben einer Gemeinde eine beträchtliche Rolle. Vor allem Besitz- und Nutzungsrechte mussten durch Einfriedigungen gekennzeichnet werden. Abgrenzungen waren auch bedingt durch das System der Dreifelderwirtschaft, durch verschieden genutztes Gelände, zum Schutz der Wild- oder Weidetiere. Einfriedigungen werden bezeichnet durch *Hag*, *Hecke*, *Zaun*, *Stangen/Stecken*.

Ahd. mhd. hac, -ges m.n., Plural hage, hege, heger, bedeutet ‚Dornesträuch, Gebüsch; Einfriedigung, eingefriedeter Ort, Wald‘. (Lexer 1, Sp. 1136). Hag ist zunächst die lebendige Hecke, dann auch der künstliche Zaun aus Pfählen und Stangen. (Bad.Wb. 2, S. 527. – Schwäb.Wb. 3, Sp. 1028 ff.). *Erlenhag* (‚am Erlin hag‘ 1575 II/f. 221 r; ‚am Örlin Hag‘ 1652/f. 184d v; ‚im Erlen Haag anjezt Rohr Acker genannt‘ 1785/f. 158 v) bezeichnet eine Einfriedigung vom Erlenbosch gegen den Rohracker hin. Nach dieser Lage lässt sich Erlenhag als Klammerform aus Erlen(bosch)hag erklären. Nach den älteren Belegen, mhd. erlîn, gerundet örlin, bedeutet der Name ‚Hag aus Erlenholz‘. – In den Steinbacher Lochungsprotokollen ist mitunter *Weidenhag* erwähnt: ‚an dem Weydenhag‘ 1652; ‚an der Schiffung bey dem Weidenhag‘ 1786. Nach dem Vorkommen von Weide-Flurnamen ist an eine aus Weidenbüschen (mhd. wîde) bestehende Einfriedigung anzuknüpfen. – Bei Vormberg erstreckt sich der *Wehrhag* bei der Dorfstraße und beim Mürbelacker: ‚uff den werhag‘ 1479 II/f. 54 v; ‚am Werhag genannt der Würbel ackher‘ 1575 I/f. 13 r; ‚fornen auf die gemain Dorffstraß, und hinden auf dem Wehrhag‘ 1627 V. 1. Wehrhag ist ein zum Schutz vor Feind, Wild, also im umfassenden Sinn erstellter Hag. Da auch Wehrhagbach vorkommt, war wohl ein Schutzwehr am Wasser Benennungsanlass. – *Wildhag*, amtlicher Flurname, ist eine Einfriedigung um ein

Wildrevier: ‚im Bleißackher zwischen dem wildhaag‘ 1575 II/f. 114 v; ‚uf den wüldthaag‘ 1654/f. 354 r; ‚Am Wildhag‘ 1867. Danach ist der *Wildhagweg* benannt: ‚beim Bildstöckel am Wildhag Weg‘ 1813. – Ähnliche Bedeutung hat der Leiberstunger *Wolf(s)hag*: ‚Matten am Wolfs Hag‘ 1654 L/f. 61 v; ‚Wolfhag‘ 1866 L. Er war zum Schutz vor Wölfen oder zur Wolfsjagd errichtet. – *Zwischen den Hägen* (,1/2 J. zwischen den Hägen ist Bosch, einseit neben dem alten Zihl‘ 1668 I/f. 101 r) ist Lagebezeichnung gegen den Wald Fremersberg. – *Hegmatte* (‚genannt die Hegmatte‘ 1476 II. 13.; ‚in der Hegmatten‘ 1652/f. 184k r; ‚in der Hegmatt‘ 1747 I/S. 93), ahd. hegi f., mhd. hege ‚Gehege, Einzäunung‘, kann als Sonderland oder als Klammerform aus Heg(mühlen)matte erklärt werden. Der Leiberstunger *Haggarten* (‚ackher der Haggarten genannt‘ 1654 L/f. 10 r) betont die besondere Einfriedigung des Gartens.

*Hecke*, ahd. hegga, mhd. hecke, hegge f. ‚Hecke, Wildzaun‘, näherhin ‚Umzäunung aus dornigen Sträuchern, Gebüsch, Wald‘ (Lexer 1, Sp. 1201 – Bad.Wb. 2, S. 590) wurde namenbildend in *Klosterhecke* (‚uff der Höhe von alters des Closters Heckhen genannt‘ 1668 I/f. 143 v), bei Winden gelegen und auf früheren Besitz des Klosters Lichtentalweisend. – Vereinzelt ist *Wiedhecke* (‚die Wiedheck‘ 1787, 1804) belegt, zu mhd. wîde ‚Weidenbaum, Salix‘. – *Heckenstück* (‚im Heckhen Stückh‘ 1754 L/S. 238) bezeichnet einen mit einer Hecke eingefassten Acker auf Gemarkung Leiberstung.

*Zaun*, ahd. mhd. zûn, zoun m. ‚Hecke, Gehege, Zaun, Umzäunung‘, nhd. mit der Unterscheidung lebendiger und toter Zaun. (Lexer 3, Sp. 1174. – Schwäb.Wb. 6, Sp. 1062 ff.). *Brettsteckenzaun* (‚1 J. bei dem brettsteckhen Zaun‘ 1575 I/f. 18 r; ‚1 J. im Brettsteckenzaun, so vor diesem in der Angewandt genannt worden‘ 1652/f. 184c v; ‚bey der Stangen oder im Brettsteckhenzaun‘ 1654/f. 412 r) gibt die Beschaffenheit dieser Umzäunung an. Nach dem Beleg von 1654 heißt dieses Gelände auch *Stangen* (siehe unten). – An Kartung grenzendes Ackerland führt die Lagebezeichnung *Hinter den Zäunen*: ‚hinder den zein‘ 1452 XII.6.; ‚hinder den zünen zu karttung‘ 1495 XI.23.; ‚hinnder den Zeunen‘ 1581 XI.18.; ‚hinnder den Zeünen zue Kharttung‘ 1627 V.1.; ‚ackher hinder den zeinen ist jezo ein garten mit Bäumen besezt‘ 1668 II/f. 40 r; ‚hinter den Zainen genannt‘ 1738/f. 55 v; ‚1 Viertel Acker hinter den Zäunen‘ 1785/f. 32 r; ‚Hinter den Zäunen‘ 1867. Die Belege weisen vereinzelt ü (Umlaut von mhd. û) auf, überwiegend diphthongierte Formen eu, eü, entrundet ei, ai.

Die Lage von *Stangen* ist in dem obigen Beleg von 1654 mit *Brettsteckenzaun* identisch. Der Bezug zu einer Einfriedigung geht auch aus dem folgenden Beleg von 1813 hervor, wonach sich diese Einzäunung in der Nähe des größten Durchlasses befand: ‚im Weyerfeldt bey denen Stangen‘ 1775 II/f. 35 v; ‚im Weierfeldt bei den Stangen oder am weitesten Thor‘ 1813. Danach benannt ist der *Stangenweg*: ‚einseit die Trockenbösch ... ziehen auf den stangen weg‘ 1775 II/f. 35 r.



*Stecken*, ahd. *stekko*, mhd. *stecke* m. ‚Stab, Pfosten, Stecken‘ (Lexer 2, Sp. 1156) kann in *Steckenbrüchlein* (‚uff das Stöckhen Brüchlin‘ 1615 II/f. 10a r; ‚im Stecken Brüchel‘ 1784/f. 226 r; ‚Im Steckenbrüchle‘ 1867) und *Steckenmatte* (‚uff den Wehrhag an der steckenmatten‘ 1652/f. 184c v; ‚In/Hinter der Steckenmatt‘ 1867), aneinander grenzendes Gelände, vorliegen.

Eingefriedigte Grundstücke, Sonderfluren werden im Sinzheimer Namentgut überwiegend durch *Beunde* bezeichnet. *Beunde*, ahd. *biunt(a)*, mhd. *biunt(e)*, *biunde* f., später *beunte*, *beune* erklärt Lexer 1, Sp. 289 als ‚freies, besonderem Anbau vorbehaltenes und eingehegtes Grundstück, Gehege‘. Bad.Wb. 1, S. 178 f. erläutert *Beunde* als ‚ursprünglich eingezäuntes Gemüsefeld u. dgl., dem Flurzwang entzogenes, nicht zu weit vom Haus entferntes, privates Grundstück‘. Grundbedeutung ist ‚eingezäuntes Stück Land‘. *Beunden* genießen Sonderrecht, sind aus der Dreifelderwirtschaft herausgenommen, um eine gesteigerte Nutzung solcher dorfnaher, im Allmendbereich gelegener Flurteile zu erreichen. (Bader, Gartenrecht, S. 264).

*Beunde* ist als Flurname in vielfachen Formen und Bedeutungsvarianten stark verbreitet. In der Ortenau ist *Beunde* häufigste Bezeichnung für Sonderland, für eingefriedigte Grundstücke (vgl. Schneider, Zum Flurnamen *Beunde*, S. 139–153). *Beunde* kommt nicht nur als Name, auch als Appellativ (Gattungswort) vor. Dazu einige Beispiele: ‚von einer bünde zu Kartunge an der Serren‘ 1432 VI. 12.; ‚hofreyte und bünd aneinander im schelmling‘ 1510/f. 53 v; ‚im Bomgart hinden an der Binin‘ 1575 II/f. 209 r; ‚von 1 J. acker ist ein beschlossene Bühn, unten am Dorf‘ 1750/f. 3 v. ‚Beschlossen‘ weist zusätzlich auf die Einzäunung. Als Flurname erscheint *Beunde* allein stehend, ist näher bestimmt durch die Zugehörigkeit im Allgemeinen, bezeichnet durch die Namen der Nutzungsberechtigten, durch die zugehörigen Höfe, durch kirchliches Nutzungsrecht, durch die Lage benachbarter Flurnamen. Benennungen nach Bepflanzung, Gestalt sind mit wenigen Beispielen vertreten. Gegeben wird eine Namensauswahl. Zunächst Beispiele mit Familiennamen als bestimmenden Namenglieder: ‚uff hanns bonen binin‘ 1575 II/f. 217 r; ‚uff der grempin bünde‘ 1452 XII. 6.; ‚in des Hettlersbühn‘ 1747 I/S. 255; ‚Hanns Lauterers binin‘ 1575 II/f. 219 v; ‚1 J. in des Mayers Bühn‘ 1738/f. 59 v; ‚des Michels Binin‘ 1654/f. 411 r.; ‚an der Schuler Bien auf der Bürtung‘ 1785/f. 84 r. Nach der Lage oder Zugehörigkeit zu Höfen oder Ortsteilen sind benannt: ‚im Müllhofer Veldt, einseit der Müllhofer Bine‘ 1668 I/f. 28 r.; ‚in der Müllhöfner Bühn‘ 1776/f. 34 r, zum Ortsteil Müllhofen – ‚hinten an den Häusern, in der Lizlungner Bühnd‘ 1786/f. 246 v; zu Litzlung – ‚ $\frac{1}{2}$  J. ackhers hinder der scholbini stoßt mit dem obern orth uff den scholhoff‘ 1652/f. 184i r.; ‚In der Schollbühnd‘ 1867, zum Schol(l)hof gehörig. Benennungen nach kirchlichem Besitz oder Nutzungsrecht; ‚in der friemeß Binin‘ 1654/f. 298 r; ‚in der Früh Meß Bühn hinder dem Gottes Acker‘ 1775 I/S. 16, zur



Frühmesspfründe gehörig – ‚die Gottesackerbühn‘ 1785/f. 96 v – Leibersung: ‚im dorffgarthen ... oben uffs heiligen binli‘ 1667 L/f. 286 r. Lagebezeichnungen nach benachbarten Flurnamen: ‚das Kreüth bühnle genannt‘ 1747 II/f. 27 r, zu Gereut, gerodetes Land – ‚in der Hilsmatter Bühn‘ 1785/f. 79 v; zu Hilsmatte, in verschiedenen Formen überliefert, Hilse, Hülse f. ist die Stechpalme – ‚aus dem Neumatt-Bühndel‘ 1786/f. 219 v, zu Neu(en)matte – ‚in der Rachmanns Seebühn‘ 1785/f. 170 r. Auch Sommer bezeichnet die Lage: ‚acker in der Sommerpini‘ 1604/f. 14 r; ‚In der Sommerbühnd‘ 1867. Die Bepflanzung wurde namengebend ‚in der Erbiß Beinen‘ 1588/f. 203 v; ‚in der Erbsen Bühn‘ 1776/f. 34 v und ‚im Krautbühnle genannt‘ 1775 I/S. 8. Zu nennen ist noch ‚1 J. ackers genannt die grossen Büne neben dem Bach im Dorff gelegen‘ 1559/f. 21 v.

*Garten*, ahd. *garto*, mhd. *garte* m. erläutert Schweiz.Id. 2, Sp. 433 ‚mit Zaun, Hag, Weidengeflecht eingefangener Platz, auch im offenen Felde, worin man Flachs, Hanf, Kartoffeln zieht, wodurch er sich vom Ackerland unterscheidet, Pflanzland‘. Wesentlich ist die Einzäunung. Von der ursprünglichen Bedeutung ‚Zaun‘ wurde *Garten* weiter entwickelt zum eingezäunten Raum, sei es im Dorf, zu Haus und Hof gehörig, eine Einheit, die Hofstatt bildend, oder als Flurteil. (Bader, *Gartenrecht*, S. 252–273).

Das Grundwort *Garten* ist näher bestimmt nach dem Besitzer oder Nutznießer, nach (früherem) Anbau, nach der Lage. Vorkommen nach dem Besitzer oder Nutzungsberechtigten: ‚Hauß und Garten im Dorff Sinzheim, der Eckards Gatten genannt‘ 1785/f. 118 v, bereits 1510 wird Wolf Eckhart von der Altenburg genannt – ‚gertlin genannt Gerhusen gertlin‘ 1495 XI. 23.; ‚genannt gerungs gertlin‘ 1527/f. 2 v; ‚im Gerhauser Gartlin‘ 1581 XI. 18.; ‚ain Gärtlin genannt Gerhaus Gärtlin‘ 1627 V. 1.; ‚genannt Göhrings gärtlen‘ 1750/f. 4 r, unsichere Überlieferung, vielleicht zusammenhängend mit folgendem Beleg von 1384: ‚Heintzo dictus Schultheiß filius quondam Cüntzonis dicti Graue et Gerhusa eius uxor de Umbwege‘ – ‚bey des glasers (gläasers) gärtel‘ 1668 I/f. 86 v; ‚auf der Eckmatt, das Glasers gärtlein genannt‘ 1775 I/S. 20.

Benennungen nach dem Anbau: ‚matten ligent in dem boum garten zü kartung und heysset der boumgart‘ 1452 XII. 6.; ‚1 J. ackers im Bomgarten‘ 1479 II/f. 64 r; ‚1 J. ackhers im Bomgart hinden an der Binin‘ 1575 II/f. 209 r; ‚Im Baumgarten‘ 1867 – ‚hinter dem Weingarten‘ 1775 I/S. 22; ‚Im Weingarten‘ 1867; ‚an der weingart matt‘ 1668 I/f. 134 v. Lagebezeichnungen: ‚1 J. am Marbach Gärtel‘ 1668 I/f. 114 v, an den Markbach im Bereich Winden grenzend – ‚Schleifgarten‘ 1867, bei der Schleife gelegen – ‚uff den Trottgarten‘ 1479 II/f. 64 v; ‚uff den drottgarten‘ 1510/f. 66 r, zu Trotte ‚Weinpresse‘ – ‚1 J. ackers in dem nydder garten‘ 1479 II/f. 63 r; ‚1 Gern ackher im Nidern garten‘ 1575 II/f. 206 v; ‚im Nieder Garten‘ 1785/f. 33 v. *Speckgarten*, bei Kartung und bei der Tiefenau genannt, kann auf die speckige Bodenbeschaffenheit zurückgehen oder nach der Lage an

einer Specke benannt sein: ‚an dem speck garten zů kartung‘ 1452 XII. 6.; ‚genannt der Spöckgartt‘ 1581 XI. 18.; ‚1 J. ackher zue Dieffenaw genannt der Speckhgart‘ 1627 V. 1.; ‚im Spöckgärtle‘ 1786/f. 224 v. Specke f., ahd. speckia, mhd. specke, ist ein aus Reisigbündeln (Speckwellen) oder Prügeln gebauter Weg oder Damm, auch eine Knüppelbrücke, durch sumpfiges Gelände führend. (Lexer 2, Sp. 1073 f. – Bach II § 393). Speck(e) – Flurnamen sind im Sinzheimer Namengut reichlich vertreten.

In den Einfriedigungen des Dorfes, der Dreifelderwirtschaft, der Weideflächen, befanden sich Durchlässe, die namenbildend werden konnten. Im Gewann *Be(e)rweg* befand sich das *Be(e)rweger Thor* (‚uff das Bührweeger Thor stoßend‘ 1677/f. 31 r). Mit Thor ist wohl das oft vorkommende Falltor gemeint, ein von selbst zufallendes Holztor in einer Einfriedigung. Bei der Sandklems war das *Bürtunger Thor* erstellt: ‚am Bürtunger Thor auf der Sand Klems‘ 1785/f. 86 v. Nach der Größe oder Entfernung benannt ist *Weitestes Thor* (‚im Weiherfeld bei den Stangen oder am weitesten Thor‘ 1813).

*Serre* f., entlehnt aus mittellateinisch – romanisch *serra*, hat die Bedeutung ‚Schloss, Verschluss, das hölzerne Tor im Dorfzaun (gewöhnlich Falltor)‘. Auf Gemarkung Sinzheim ist *Serre* als Bezeichnung eines Durchlasses an verschiedenen Stellen belegt: ‚von einer bünde zu kartunge an der Serren‘ 1432 VI. 12.; ‚acker am breitten louch, bym Brücklin, an der Serren‘ 1551/f. 5 v; ‚von einer matten lyt by der serren‘ 1502 XII. 2.; ‚in bruchmatten bey der Serren‘ 1567; ‚Hanns Ernsten witib vor der Seren‘ 1677/f. 35 r.

Grenzlinien, Grenzsteine werden bezeichnet durch *Mark*, *Ziel*, *Saum*, *Lach(e)*. *Mark* f., mhd. marke, march, erscheint in *Markbach* (‚uff die Markbach‘ 1577 IX. 14., ‚Markbächle‘ 1867), an der Gemarkungsgrenze Sinzheim – Oos verlaufender Bach. Nach ihm ist das *Markbachgärtlein* benannt. – *Ziel* erscheint in *Altes Ziel* (‚gelegen am Querling, einseit am alten Zihl‘ 1668 I/f. 119 r), eine an den Wald Fremersberg grenzende Wiese. Nach dieser Lage kann an mhd. *zil n.* ‚Ziel, Grenze‘ oder mhd. *zīl m.n.* ‚als Zaun dienendes Gesträuch, natürlicher Zaun‘ angeknüpft werden. (Lexer 3, Sp. 1113).

Häufigste Bezeichnung für Grenzlinien ist im Sinzheimer Namengut *Saum*, überwiegend als Grundwort vorkommend, meist durch einen Flurnamen näher bestimmt. Ahd. mhd. *soum m.* ‚Naht‘, bedeutet in der Namengebung ‚(Wald-, Ufer-)Rand, Grenzlinie, Grenzstreifen‘. Oft ist ein begraster Längsstreifen zwischen und vor Landstücken gemeint, der zugleich eine Grenze bildet. (Lexer 2, Sp. 1060 – Schwäb.Wb. 5, Sp. 622 – Keinath S. 89, 114). Nach der Überlieferung der *Saum* – Flurnamen ist mhd. *ou* vor Nasal bis 1600 zu *o* monophthongiert. Nach 1600 ist die Lautung *au* beständig. Nur vereinzelt finden sich Formen mit erhaltenem *ou*. Lediglich in der Quelle von 1526 sind nur *au*-Belege feststellbar. (Zu den Mundartformen vgl. Schlager S. 51 f.).

*Saum* (,uff den Som' 1575 I/f. 180 r; ,1 J. am Saum' 1785/f. 106 v; ,Am Saum' 1867), ohne Zusatz, bezeichnet nach dem Plan von 1867 Ackerland, das sich am Saumgraben und den angrenzenden Wiesen entlang zieht. Danach sind Saumacker und Saumgraben benannt. Auf Leiberstunger Gemarkung heißt lang gestrecktes Wald- und Wiesenland *Saum* (,neben dem Leiberstunger walddt, der Saum genannt' 1754 L/S. 339; ,Saum' 1866 L). Durch Flurnamen, meist Wiesen bezeichnend, ist *Saum* näher bestimmt: ,uff den Bleiß Som' 1575 II/f. 190 v, zu Bleiß, Blais, ahd. bleizza f. ,unbewachsene Stelle im Feld oder Wiese' – ,uff den Bruchmatten Som' 1575 II/f. 180 r; ,auf den bruechmatt Saum' 1747 I/S. 23, begrenzt die Bruchmatten zum Großen Bruch – ,über den Birtung weg biß an Holzmattsaum' 1479 I/f. 10 r; ,unten der Holzmattensaum' 1776/f. 36 r, gegen die Bürtung verlaufender Streifen – ,an Langmat Saum' 1526/f. 13 v; ,uf den Langmat Som' 1575 II/f. 182 v; ,auff den Lang Matten Saum' 1747 I/S. 141 – ,die plumpmatt ... uff den plumpmatt saum' 1479 II/f. 59 r; ,am Plumpmat Som' 1575 II/f. 227 r – ,Stockecher saum' 1479 II/f. 56 r; ,stöckicher saum' 1510/f. 58 r; ,uff den Stöckicher saum' 1668 I/f. 9 v, zu Stöckig n., zu Kollektivsuffix ahd. – ahi mit wechselnden Formen, bezeichnet gerodetes Gelände – ,uff den strütsaum' 1479 II/f. 59 r; ,uf den strutsom' 1510/f. 69 r, zu ahd. struot f. ,Sumpf, später Gebüsch, besonders sumpfige, nasse Gegend' – ,an Dieffenouwer Saum' 1526/f. 11 v. Aus Leiberstung sei angeführt: ,im Rintschelsaum' 1654 L/f. 8 r; ,im Rinschlingssaum/Rinschelsaum' 1654 L/f. 17 r; ,auf den Rinschlingsaum' 1715 VIII. 10. L; ,oben der Rindschling Saum' 1754 L/S. 243; begrenzt das Ackerland Rinschling. Rin(t)schel-Formen lassen anknüpfen an mhd. rinsel n., rintzel ,rivulus' (Lexer 2, Sp. 453); inlautendes *s* nach Nasal wurde zu (t)sch, unbetontes *e* wurde synkopiert, später auftretendes Diminutivsuffix -(e)ling zeigt Wandel von *n* > *ng*. (Vgl. Schlager S. 56 f.).

Gestalt und Größe wurden namengebend in: ,uff den Krumen saum' 1526/f. 10 v; ,uff den khrumen saum' 1558 V. 3. – Leiberstung: ,oben uff den Breiten saum, unden uff den Schmalen saum' 1654 L/f. 10 r; ,Breit-saum' 1866 L. Eine Grenzlinie zwischen dem Halberstunger Unteren Feld und dem Großen Bruch heißt *Schlagsaum* (,uff den Schlagsaumb' 1677/f. 25 v; ,das Halberstunger untere Feld genannt ... oben auf den Schlagsaum' 1786/f. 31 r). *Schlag* m. ist im Sinne von Schranke, Einfriedigung zu verstehen. – Der *Rötzensaum* (,in der Brunn Matt ... oben der Rötzen Saum' 1786/f. 60 r; ,Rötzensaum' 1867) begrenzt eine oder mehrere Rötzen, Wassergruben zum Einlegen und Mürbemachen von Hanf und Flachs, die auf dem Plan von 1867 als Hanfrozen ausgewiesen sind.

*Lache* – Flurnamen lassen sich in der Sinzheimer Überlieferung deutlich nach ihrer Herkunft und Bedeutung unterscheiden. *Lache* in der Bedeutung ,Pfüte, Wasseransammlung' ist durchweg weiblichen Geschlechts mit erhaltenem Tonvokal *a*. *Lache* in der Bedeutung ,Grenzzei-



chen, Grenzstein' ist männlichen oder neutralen Geschlechts mit verschiedenen bezeichneter Dehnung des Tonvokals. Ahd. *lâh* m., mhd. *lâche*, *lâchene* f. bedeutet ‚Einschnitt in den Grenzbaum oder -stein, Grenzzeichen‘ (Lexer 1, Sp. 180 f.). Bad.Wb. 3, S. 343 führt *Lach(e)* an, meist m., vereinzelt f. n. Die Bedeutung ist ‚Grenzstein zwischen Einzelbesitz, auch der Gemarkung, auch Grenze des Hofes, des Feldes‘ (vgl. Schwäb.Wb. 4, Sp. 904 f.). Belege:

‚hinder dem Loch, inn der Bünne, stoßen mit einem End uf den Lochgraben‘ 1675/f. 74 v; ‚auf der bürdung, hinderm lauch, einseits dem lauchgraben‘ 1750/f. 20 v; ‚uff der Bürtung ... unden uff den Lachgraben‘ 1575 II/f. 201 r; ‚der Loochgraben‘ 1776/f. 33 r; ‚Hinterm Lochgraben‘ 1867 – ‚im breyten lache‘ 1479 II/f. 67 v; ‚im breitenlauch‘ 1510/f. 57 v; ‚im breitenlauch‘ 1575 II/f. 164 v; ‚im Breitenlach‘ 1575 I/f. 9 v; ‚im Breitenlauch‘ 1615 II/f. 21 r; ‚im Breidtlloch‘ 1668 I/f. 13 r; ‚im Breiten Lauch‘ 1668 II/f. 24 v; ‚im Braithenlauch oder sog. Dauben acker‘ 1750/f. 16 v; ‚am Beerweeg beym breitenlauch‘ 1785/f. 169 v; ‚Am Breitloch‘ 1867 – ‚im kyrlach‘ 1488 IV. 12.; ‚auf das Kürchlach‘ 1575 I/f. 17 v; ‚im Kirlach‘ 1575 II/f. 217 v; ‚im kirrlach‘ 1652/f. 184 d v; ‚im Kerrlach‘ 1785/f. 79 v; ‚In der Kirrlach‘ 1867. Grundwort ist *Lach(e)* n., amtlich f.; erstes Namen-glied ist *Kirch(e)*, überwiegend mit Schwund von *ch*, vereinzelt mit Senkung von *i* > *e* und Rundung von *i* > *ü*.

Ahd. *â* wird verschieden bezeichnet. Nach den Belegen ist *a* am häufigsten. Teilweise ist *a* in derselben Quelle zu *au* diphthongiert (vgl. Belege von 1575 II, 1785). Diphthongierung von *a* > *au* ist häufig. Verdampfung des Langvokals *a* > *o* (*oo*) ist nur in wenigen Fällen eingetreten.

Herrschaftlicher Besitz heißt allgemein *Herrenacker* (‚sog. Herrenacker‘ 1750/f. 4 v), wird genauer angegeben in *Dalbergsmatte* (‚uf Dalbergsmatt‘ 1575 I/f. 18 v) und in *Junkermatte* (‚im Kartunger bruch ... stossen unden uff Junckher Philips (gestrichen und ersetzt durch: Eberhardt) von Talberg matt, oben uff den Kirchpfad‘ 1575 II/f. 192 v; ‚Auf der Junkermatt‘ 1867), Besitz der Herren von Dalberg. *Rustmatte* (‚in der Rustmatten‘ 1526/f. 9 r) kann auf Lehengut der Herren von Rust weisen, die in Stollhofen Besitz hatten.

Bildungen mit *Fron*, mhd. *vrôn* ‚was dem Herrn (geistlich oder weltlich) gehört, herrschaftlich‘, bezeichnen Gelände, das dem Kloster Lichtental gehörte. Mit dem *Fronhof* (‚Closter Lichtenthal. Hoffguth der Frohnd hoff genannt‘ 1738/f. 74 r) dieses Klosters hängen zusammen: *Frongasse* (‚neben der Frongaß gelegen, unden uff die Zehendgass‘ 1668 I/f. 116 r), *Fronhofsacker* (‚im dorff Winden gelegen, einseit neben des Fronhoffs Ackher‘ 1668 I/f. 81 r), *Fronmatte* (‚uf die Frohnmatt‘ 1668 I/f. 101 v; ‚auf der Frohnmatt, vorhin die Winckel matt genannt‘ 1776/f. 34 v; ‚Auf der Frohnmatt‘ 1867). *Bann* bezeichnet Stellen, die zeitweise oder dauernd gebannt, d. h. der allgemeinen Nutzung entzogen sind. Zu nennen ist der bei Schif-



tung gelegene *Bannwald* (‚bey der Schüfftung zwischen dem Banwaldt und dem Bruechgraben‘ 1654/f. 341 v) mit dem *Bannwaldgraben*.

*Allmend(e)*, mhd. *almeinde*, *almende* f., bedeutet ‚was allen gemein ist‘, bezeichnet ursprünglich das Land, das in gemeinschaftlicher Nutzung der Dorfgemeinschaft stand und vor allem der Holzgewinnung und der Viehweide diente, nahm aber in Anpassung an die Rechtswirklichkeit die Bedeutung ‚der Gemeinde gehöriges, verschieden genutztes Land‘ an. (Schmidt-Wiegand S. 618 f. – Bad.Wb. 1, S. 33. – Schwäb.Wb. 1, Sp. 142–144). Neben *Allmend(e)* (‚an die almend‘ 1452 XII. 6.; ‚uff die Allmeindt‘ 1575 II/f. 174 v) kommen zahlreiche Bildungen mit verschiedenen Grundwörtern vor: *Allmend-acker*, *-bach*, *-bruch*, *-brunnen*, *-furt*, *-saum*, *-speck(e)*, *-weg*, *-weiher*. *Gemeiner Weg* (‚am gemeynen weg der in das dorff gät‘ 1510/f. 57 v; ‚uf den gemainen weg‘ 1526/f. 4 v) drückt ebenfalls die allgemeine Benützbarkeit aus.

Die Geländedenutzung bildete früher einen Teil der Besoldung für öffentliche Dienstleistungen. Dem *Bannwart* ‚Feldhüter, Flurschütz‘ war zur Nutznießung ein Acker überlassen, der nach dem folgenden Beleg von 1652 (‚in einer Binin‘) eingefriedigtes Sonderland in Ortsnähe bildete. Belege: ‚genannt des banwartes acker‘ 1453 IV. 25.; ‚1 J. ackhers im Bannwartts ackher in einer Binin im Sintzenheimer Bann gelegen‘ 1652/f. 184m r; ‚Im Bammertsacker‘ 1867. ‚Bammert‘ ist Mundartform. (Bad.Wb. 1, S. 115). Nochmals zu nennen ist die *Büttelmatte* (‚2 tagwon matten genannt büttel matt in kartunger bruch‘ 1510/f. 61 v; ‚uf der Hültzmatten einseit der Püttelmatten‘ 1575 I/f. 18 v), die dem Büttel, dem Gerichtsboten, zur Nutzung überlassen war.

*Streitacker* und *Streitmatte*, nebeneinander liegende Geländeteile im Bereich Winden, weisen auf Streitigkeiten, die um dieses Gelände geführt wurden. Belege: ‚heißt der Streit ackher, einseit neben der Streitmatt‘ 1668 I/f. 93 r; ‚die Streitmatt‘ 1786/f. 41 r.

Die Leiberstunger *Wandelmatte* (‚Leiberstunger Wandel Matten‘ 1754 L/S. 508; ‚in der Wandel Matt‘ 1812 L/f. 90 r) ist eine Wiese, die von zwei Berechtigten abwechselnd ein um das andere Jahr benützt wird (Keinath, S. 151).

Personen- und Familiennamen, auch Berufsbezeichnungen kommen in der Flurnamengebung häufig vor. Sie beziehen sich meist auf Besitzer und Besitzverhältnisse, auf Nutzungsrechte. Der Anteil dieser Namensgruppe ist bei den einzelnen Grundwörtern verschieden stark. Dies hängt mit der Häufigkeit der Grundwörter zusammen, auch mit dem Nutzungsgrad und der Parzellierung von landwirtschaftlich genutztem Gelände. Neben Bildungen mit Personennamen + Grundwort kommen Bezeichnungen mit dem bloßen Personen- oder Familiennamen vor allem im Rebbau vor. Hierzu zählen: ‚reben im Christmann zue Sinzheimb‘ 1675/f. 106 r; ‚Reeben, die mittlere Altenburg oder Christmann genannt‘ 1775 II/f. 57 r; ‚Im Christ-

mann<sup>4</sup> 1867 – ‚Reben vorhero im grammer anjetzo im Syr Bronnen genannt<sup>4</sup> 1738/f. 50r – ‚in dem Hietzler<sup>4</sup> 1440 VIII. 3.; ‚Reben im Hitzler<sup>4</sup> 1495 XI. 23.; ‚im Hetzler<sup>4</sup> 1627 V. 1.; ‚an dem Hüzler gelegen<sup>4</sup> 1668 I/f. 121 v; ‚Reeben im Hitzler<sup>4</sup> 1738/f. 74 v; ‚Am Hitzler<sup>4</sup> 1867 – ‚Reben im Holzler<sup>4</sup> 1581 XI. 18. – ‚reben genannt von alter her der kamerer<sup>4</sup> 1527/f. 5r – ‚Reeben in dem Kölbel<sup>4</sup> 1775 II/f. 59 r – ‚reben heißt der meder<sup>4</sup> 1495 XI. 23.; ‚Reben im Meder ... stoßt oben uff das Mäder gäßlin<sup>4</sup> 1526/f. 9r; ‚Reben im Meder<sup>4</sup> 1785/f. 75r; ‚Im Metter<sup>4</sup> 1867. Auch anders genutztes Gelände kann durch den bloßen Personennamen gekennzeichnet werden: *Lang(en)hans* (‚2 J. Acker im Langenhanssen<sup>4</sup> 1786/f. 38r; ‚Im Langhans<sup>4</sup> 1867), Ackerland bei der Duttenhurst, *Langmärtel* (‚Im Langmärtel<sup>4</sup> 1867), zu Martin, Wiese bei Winden am Markbach.

Personen- oder Familiennamen verbinden sich, wie dargestellt, häufig mit den Grundwörtern Beunde/Bünt und Garten. Auch Acker- und Grasland werden öfter durch Personennamen näher bestimmt, so *Duttenacker* (‚beim Dutten Ackher<sup>4</sup> 1575 II/f. 208 v; ‚am Dutten Ackher<sup>4</sup> 1652/f. 184c r; ‚im Duttenackher, jezo im Khueweeg<sup>4</sup> 1668 II/f. 11 v), *Kromersacker* (‚des Kromers Ackher zue Sinzheimb, bey dem Dattenbronnen<sup>4</sup> 1675/f. 74r; ‚im Kirlach, vorhin des Crommers Acker genannt<sup>4</sup> 1776/f. 31 v), *Kunzenäckerle* (1867), bei Winden, *Siegenacker* (‚im Sigenackher<sup>4</sup> 1654/f. 402 v), vgl. Siegen-halde, -matte. Grasland wird durch *Matte* bezeichnet, nicht nur in der Namengebung, auch als Gattungswort. Sinzheim zählt zum *Matte*-Areal. Durch Personennamen näher bestimmt ist *Matte* in *Bergermatte* (‚in der Bergermatt<sup>4</sup> 1775 I/S. 12; ‚In der Bergermatt<sup>4</sup> 1867), im Bereich Vormberg, *Luxenmatte* (‚die Luxenmatt genannt<sup>4</sup> 1668 I/f. 121 v), zum Personennamen Lukas, *Sieg(en)matte* (‚uff sigenmatt<sup>4</sup> 1479 II/f. 65 r; ‚uff die Sigematt<sup>4</sup> 1575 II/f. 211 r; ‚In der Siegmatt<sup>4</sup> 1867), bei Ebenung, zum Personennamen Si(e)g(en), *Zeubers-/Zeunersmatte* (‚uff Zeubers matt<sup>4</sup> 1479 II/f. 65 v; ‚uff den Zeuners matten<sup>4</sup> 1575 II/f. 213 v; ‚in den Zeuners Matten<sup>4</sup> 1615 II/f. 16 r), *Zofersmatte* (‚uff der Zofersmatt<sup>4</sup> 1510/f. 64 r; ‚uff der Zöfers matten<sup>4</sup> 1575 II/f. 204 v).

Angefügt werden weitere Namenbeispiele mit anderen Grundwörtern: Fremersberg, Anknüpfung an den Personennamen Fregin-mār möglich (Bad.Wb. 2, S. 237), Mannenberg, zum Personennamen Manno, Bernhardsbrunnen, Scherersfurt, Heilmannshurst neben Heilmannslache, Rachmannssee, Hettlersweiher. *Geigersbühl*, amtlicher Name, ist ein bemerkenswertes Beispiel für die Bedeutung historischer Namenformen zur Namendeutung. Zunächst die Belege: ‚reben gelegen im gyr buhel<sup>4</sup> 1453 IV. 25.; ‚am Girbuhel<sup>4</sup> 1479 II/f. 55 v; ‚am gyerbühel<sup>4</sup> 1575 II/f. 181 r; ‚im Geyr bühell<sup>4</sup> 1575 I/f. 15 v; ‚am Gürbühel<sup>4</sup> 1654/f. 327 r; ‚im Gürbühl<sup>4</sup> 1720/f. 92 v; ‚Reben am Geigerbühl<sup>4</sup> 1785/f. 71 r; ‚Am Geigersbühl<sup>4</sup> 1867. Dieses Gelände war bereits im 15. Jahrhundert Rebbaugebiet. Grundwort ist *Bühl*, ahd. buhil, mhd. bühel m. ‚Hügel, Erhebung<sup>4</sup>, öfter vorkommend.

Das erste Namenglied ist nach der Tradierung ahd. mhd. *gîr* m., Geier, meist jeder große Raubvogel. Mhd. *î* wird in der Überlieferung durch *i* oder *y* bezeichnet. Diphthongierte Formen haben sich, abgesehen vom Beleg von 1575, erst spät durchgesetzt. Neben *i/y*-Formen treten Bildungen mit Rundung *i > ü* auf. Seit Ende des 18. Jahrhunderts werden *ei*-Belege häufiger, allerdings gleichzeitig mit Einschub von *g*. In der amtlichen Form *Geigersbühl* hatte der Namensschreiber wohl nicht mehr den Geier im Sinn.

Starker Anteil an Personennamen ist auch bei Hofnamen zu beobachten. In der Sinzheimer Überlieferung kommen im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Benennungen von Hofgütern vor. Sie tragen teilweise über sehr lange Zeit auch bei Besitzwechsel denselben Namen; teils sind es die Namen der Hofinhaber, teils die Eigentümer. Adelsgeschlechter überwiegen. Die Namengebung der Höfe und ihr geschichtlicher Hintergrund ist einer gesonderten Darstellung vorbehalten.

#### *Benützte Quellen*

Ausgewertet wurden Urkunden und besonders Lagerbücher (Beraine) des Generallandesarchivs in Karlsruhe (= GLA). Berücksichtigt wurden auch Leiberstunger Namensvorkommen, deren Quellen mit L. bezeichnet sind. Ferner wurden aus dem Gemeindearchiv Steinbach einzelne Quellen verwertet. Jahreszahlen in Anführungs- und Schlusszeichen bezeichnen Kopien, nicht Originale.

#### Übersicht:

|               |                                |
|---------------|--------------------------------|
| „1384“        | GLA 67/Nr. 82, f. 292 r        |
| 1432 VI. 12.  | GLA 44/Convolut 375 (v. Röder) |
| 1440 VIII. 3. | GLA 44/Convolut 376 (v. Röder) |
| 1452 XII. 6.  | GLA 37/Convolut 147            |
| 1453 IV. 25.  | GLA 37/Convolut 235            |
| 1476 II. 13.  | GLA 44/Convolut 378 (v. Röder) |
| 1479 I        | GLA 66/Nr. 8269                |
| 1479 II       | GLA 66/Nr. 8273                |
| 1488 IV. 12.  | GLA 37/Convolut 235            |
| 1495 XI. 23.  | GLA 44/Convolut 378 (v. Röder) |
| 1502 XII. 2.  | GLA 44/Convolut 379 (v. Röder) |
| 1510          | GLA 66/Nr. 8270                |
| 1526          | GLA 66/Nr. 8084                |
| 1527          | GLA 66/Nr. 8086                |
| 1551          | GLA 66/Nr. 8087                |
| 1558 V. 3.    | GLA 37/Convolut 147            |
| 1559          | GLA 66/Nr. 8088                |
| 1567          | GLA 37/Convolut 235            |
| 1575 I        | GLA 66/Nr. 8083                |
| 1575 II       | GLA 66/Nr. 8271                |
| 1577 IX. 14.  | GLA 37/Convolut 235            |
| 1581 XI. 18.  | GLA 44/Aschmann                |

|                   |                                                             |
|-------------------|-------------------------------------------------------------|
| 1604              | GLA 66/Nr. 8090                                             |
| 1615 I            | GLA 66/Nr. 8388                                             |
| 1615 II           | GLA 66/Nr. 8391                                             |
| 1627 V. 1.        | GLA 44/v. Hauthumb                                          |
| 1652              | GLA 66/Nr. 8276                                             |
| 1654              | GLA 66/Nr. 8279                                             |
| 1654 L.           | GLA 66/Nr. 5020, 5021                                       |
| 1667 L.           | GLA 66/Nr. 9176                                             |
| 1668 I            | GLA 66/Nr. 8091                                             |
| 1668 II           | GLA 66/Nr. 8389                                             |
| 1675              | GLA 66/Nr. 8281                                             |
| 1677              | GLA 66/Nr. 8092                                             |
| 1715 VIII. 10. L. | GLA 37/Convolut 152                                         |
| 1720              | GLA 66/Nr. 8283                                             |
| 1738              | GLA 66/Nr. 8284                                             |
| 1747 I            | GLA 66/Nr. 8093                                             |
| 1747 II           | GLA 66/Nr. 8094                                             |
| 1750              | GLA 66/Nr. 8095                                             |
| 1754 L.           | GLA 66/Nr. 5024                                             |
| 1775 I            | GLA 66/Nr. 8097                                             |
| 1775 II           | GLA 66/Nr. 8098                                             |
| 1776              | GLA 66/Nr. 8287                                             |
| 1784              | GLA 66/Nr. 1454                                             |
| 1785              | GLA 66/Nr. 8289                                             |
| 1786              | GLA 66/Nr. 8100                                             |
| 1787              | Gemeindearchiv Steinbach, Faszikel 38 (Waldabteilungen)     |
| 1802, 1804        | Gemeindearchiv Steinbach, Faszikel 38, 39 (Waldabteilungen) |
| 1812 L.           | GLA 66/Nr. 5026                                             |
| 1813              | GLA 391/Faszikel 36698                                      |
| 1866 L.           | Gemarkungsplan Leiberstung. Maßstab: 1 : 10 000             |
| 1867              | Gemarkungsplan Sinzheim. Maßstab: 1 : 10 000                |
| Lochungen         | Gemeindearchiv Steinbach. Lochungsbücher 1649–1786          |

### *Schriftenverzeichnis*

- Bach, Adolf: Deutsche Namenkunde. Band II, 1 und 2: Die deutschen Ortsnamen. Heidelberg 1953 f.
- Bader, Karl Siegfried: Gartenrecht. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. Bd. 75 (1958), 252–273
- Bad.Wb.: Badisches Wörterbuch. Begonnen von Ernst Ochs. Weitergeführt von Karl Friedrich Müller, Gerhard W. Baur. Bearbeitet (ab 4. Bd.) von Rudolf Post. Lahr/Schwarzwald 1925–1999, München (ab 2000)
- Grohne, Ernst: Die Hausnamen und Hauszeichen. Ihre Geschichte, Verbreitung und Einwirkung auf die Bildung der Familien- und Gassennamen. Göttingen 1912
- Keinath, Walther: Orts- und Flurnamen in Württemberg. Stuttgart 1951
- Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 3 Bände. Stuttgart 1979. Reprographischer Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1872–1878



- Schlager, Friedrich: Die Mundarten im fränkisch-alemannischen Grenzgebiet Badens. Bühl/Baden 1931
- Schmidt-Wiegand: Recht und Aberrecht in Flurnamen. In: Gießener Flurnamen-Kolloquium 1. bis 4. Oktober 1984. Herausgegeben von Rudolf Schützeichel. Heidelberg 1985, 600–620
- Schneider, Ernst: Zum Flurnamen ‚Beunde‘. In: Die Ortenau 53 (1973), 139–154
- Schneider, Ernst: Durlacher Volksleben 1500–1800. Volkskundliches aus archivalischen Quellen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der ehemaligen Stadt Durlach. Karlsruhe 1980. (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Band 5)
- Schwäb.Wb.: Schwäbisches Wörterbuch. Bearbeitet von Hermann Fischer. Zu Ende geführt von Wilhelm Pfeleiderer. 7 Bände, Tübingen 1904–1936
- Schweiz.Id.: Schweizerisches Idiotikon; Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler. 14 Bände und Registerband. Frauenfeld 1891–1990

### *Abkürzungen*

- ahd. = althochdeutsch  
mhd. = mittelhochdeutsch  
nhd. = neuhochdeutsch  
m. = Maskulinum  
f. = Femininum  
n. = Neutrum  
J. = Juchart (Ackermaß)  
GLA = Generallandesarchiv Karlsruhe



## Affental und Eisental

### Zwei seltsame Ortsnamen der Ortenau

*Suso Gartner*

Die Namen der beiden heute zur Stadt Bühl gehörigen Orte haben schon manche Feder in Bewegung gesetzt. Die Deutungen und etymologischen Erklärungen schienen auf den ersten Blick leicht und durchsichtig. Wie Altschweier zu alt und Neuweier zu neu, wurde Eisental zu Eisen gestellt. Mit einem Affen, obwohl auf dem Etikett des weithin bekannten Weines zu finden, wollte man Affental allerdings nicht in Verbindung bringen und wick auf AVE-tal aus. Schließlich besaßen ja auch die Zisterzienserinnen vom Kloster Lichtental dort die größten Weingüter und weshalb sollte das Ave-Maria-Läuten der dortigen Kapelle nicht Grund genug für eine derartige Herleitung sein?<sup>1</sup>

Indes halten diese Vermutungen weder sprachgeschichtlichen noch historischen Nachprüfungen stand. Um eine fundierte Herleitung zu erhalten, sollte man in der Regel von den ältesten urkundlichen Belegen ausgehen und die mundartliche Lautung zu Hilfe nehmen. Da zeigt sich dann auch schnell, dass weder Altschweier noch Neuweier etwas mit den beiden heute im Bestimmungswort befindlichen Adjektiven alt und neu zu tun haben.<sup>2</sup>

Der Name des beliebten Affentaler Rotweins hat in weinseliger Laune manch dichterische Erklärungsversuche des Ortsnamens hervorgebracht:<sup>3</sup>

*Als Kaiser Probus aus dem Römerlande  
Einst kehrte ein im grünen Tal der Oos,  
Da dachte er: Es ist fürwahr 'ne Schande:  
Kein Wein wächst hier, und doch ist riesengroß  
Mein Durst! – Flugs ging es an ein Pflanzen, an ein Setzen,  
Vom frühen Morgen bis zum Abendschein,  
Und balde wuchs – o wonniges Ergötzen –  
Am Bergeshang der rote Feuerwein.*

*Und Kaiser Probus zu des Weines Lobe  
Sang manch ein Lied mit froher Melodei,  
Trank manchen Becher bis zur Nagelprobe  
Und fühlte immer größern Durst dabei.  
Da sahen seine Affen, und nicht minder  
Bekamen sie ein heißes Durstgefühl.  
Sie sofften heimlich wie die Bürstenbinder  
Und machten dann der dummen Streiche viel.*



Weinetikett mit Lichtentaler  
Wappen der Äbtissin Maria  
Margaretha Loys

*Da kam herbei der Diebesrichter;  
Der schlug das Raubgesindel windelweich.  
Die Affen schnitten fürchterlich Gesichter  
Und schrien laut bei jedem wehen Streich.  
Dann aber floh'n mit Zittern und mit Beben  
Sie in ein Tal am dunkeln Schwarzwaldrand.  
Und pflanzten dort die mitgenomm'nen Reben.  
Drum wird das Tal auch Affental genannt.*

Die nüchterne historische Realität weist für das Jahr 1320 eine Pfründstiftung auf. Richter und Geschworene der Stadt Steinbach, als Vertreter ihrer Gemeinde, übereigneten damals vor dem Straßburger Hofgericht Zinsen und Gülten für den Altar *Unserer-Lieben-Frau* in Steinbach. In der Güterbeschreibung der Urkunde werden u.a. auch einige Weinerträge aus Steinbach, Altschweier und Affental aufgeführt. Darunter ein Ohm von den Reben eines Heinrich genannt Affental („super vineis Heinrici dicti affental“).<sup>4</sup> Auch spätere Dokumente enthalten diese Schreibung.<sup>5</sup> Ein von anderer Seite ins Spiel gebrachtes Offental ist m.W. weder in der Mundart noch in den Urkunden zu finden.<sup>6</sup> Man muss also wohl oder übel mit dem Bestimmungswort AFFO vorlieb nehmen.





Alte Aufnahme des Gasthauses Auerhahn mit der Kapelle im Hintergrund.  
 Stadtgeschichtl. Institut Bühl

Ob das Kloster Lichtental schon bei seiner Gründung mit Weingütern in Affental ausgestattet war, ist fraglich. Die Urkunde von 1245 enthält nichts davon. Auch muss man sich wohl von der Vorstellung verabschieden, dass Kultivierung und Rebbau auf die adeligen Nonnen zurückzuführen sind.<sup>7</sup>

Jedenfalls hatte das Kloster im 14. Jahrhundert in Affental einen eigenen Klosterhof und umfangreiche Rebgüter, die später als Erblehen verliehen wurden. In einer Urkunde von 1465 ist von zwei Fuder Affentaler Wein die Rede. Johann Retzer, Oberschaffner zu Lichtental und später Bürgermeister zu Baden, besaß Mitte des 17. Jahrhunderts verschiedene Rebgüter. Sein Rebbhof wurde 1656/57 an Markgräfin Magdalena für 700 Gulden verkauft. Auch Markgräfin Franziska Sybilla erwarb 1709 zwei Rebhöfe. Schließlich kaufte die Badische Landesherrschaft 1789/90 weitere Reben auf der dortigen Gemarkung hinzu. Damals (1778) wohnten in Affental 220 Personen, die sich hauptsächlich vom Rebbau ernährten. Der kleine Ort gehörte zum Kirchspiel und Gerichtsstab Steinbach und bildete 1654 mit Müllenbach und Eisental ein Heimbürgertum. Die St. Bartholomäuskapelle wurde von der Gemeinde 1754 errichtet.<sup>8</sup>

Der Affentaler Wein wurde im 17. Jahrhundert und wohl auch schon früher weithin geschätzt. Angeblich soll er bereits 1330 im Tagebuch des Geheimschreibers des Herzogs Werner von Urslingen gerühmt und mit



*Blick auf Eisental. Alte Aufnahme. Stadtgeschichtl. Institut Bühl*

dem Malvasier gleichgestellt worden sein.<sup>9</sup> Jedenfalls schrieb 1644 Abt Georg Gaisser aus St. Georgen in sein Tagebuch: „Rubrum vinum oppido bonum ex Simiarum valle degusto“ (Ich koste einen guten roten Stadtwein aus Affental). Ein Jahr später wurden seinem Diener, den er mit der Herbeiführung eines Fuders Affentaler beauftragt hatte, von den französisch-schwedischen Truppen Pferd, Fuhrwerk und Wein abgenommen.<sup>10</sup>

Was nun das Bestimmungswort des Ortsnamens anbelangt, so muss man es, wie es schon Förstemann in seinem Altdeutschen Namenbuch und nach ihm Ernst Ochs in seinem Badischen Wörterbuch getan hatten, von einem Personennamen Affo ableiten, der möglicherweise als Kurzform zu einem zweigliedrigen germanischen Namen<sup>11</sup> (vgl. Offo zu Immolf, etc.) oder aber als Übername gedient haben mag.<sup>12</sup>

Althochdeutsch affo „Affe“, lat. simia, kommt schon in den althochdeutschen Glossen vor und hat Entsprechungen in fast allen germanischen Sprachen.<sup>13</sup> Das Tier wurde im Mittelalter als Haustier z.B. von Karl dem Großen und Friedrich II. oder zur Schaustellung gehalten. Der Affe galt als Symbol des Bösen, des Lasters, des Nachahmungstriebes und der Heuchelei.<sup>14</sup>

Die Mittelhochdeutschen Wörterbücher von Benecke-Müller-Zarncke und Lexer belegen neben Affenberg auch Affental.<sup>15</sup> Der Name Affental

taucht zudem auch als Bezeichnung eines Walddistrikts bei Eichstätt im 10. Jahrhundert auf und eine weibliche Form des Personennamens Affa bzw. Effin steht im Reichenauer Verbrüderungsbuch.<sup>16</sup>

Als Fazit scheint mir, was auch immer im Einzelnen der Anlass für die Benennung gewesen sein mag, eine Herleitung von einem Personennamen bislang am überzeugendsten.

Der Name des Bühler Stadtteils Eisental hat nichts mit Eisen ahd. und mundartlich isen zu tun. Ursprünglich heißt die Siedlung Einsidel, wie man einer Urkunde von 1468 entnehmen kann. In diesem Jahr verkaufen Heinrich Weck und seine Frau Gertrud, gesessen zu „Einsidel“, einen Zins-ertrag an die Neuweierer Kirche und verpfänden dabei u.a. Matten in der Horbach (heute Horrenbacher Hof). Schon in der obigen Urkunde von 1320 werden die Reben eines Ybecher von Einsiedel an den Eichgeren genannt. Dieser Flurname taucht in einem Dokument von 1535 wieder auf. Dort ist von einem Kestenwald im Eichgeren „bey Einsethal“ die Rede. Aus diesem Einsetal wurde nach dem Schwund des n vor s Eisetal und dann Eisental.

Das Wort stammt aus althochdeutsch einsidilio und gehört zu sedal Sitz. Es bezeichnet einzeln stehende Gebäude und Höfe. Deren Bewohner heißen, besonders in religiösen Bezügen, Einsiedler. Aus diesem einzeln stehenden Hof hat sich allmählich die Talsiedlung entwickelt.

Um 1746 gab es in Eisental 40, in Affental 30 und in Müllenbach 30 Bürger, alle waren Rebleute. Dem Ort wurden im 18. Jahrhundert nach einigen Auseinandersetzungen Affental und Müllenbach als Amtssitz zugeordnet.

Wer mit diesen zugegebenermaßen trockenen Ortsnamendeutungen nichts anzufangen weiß, mag zum Schluss ein Glas Affentaler in die Hand nehmen und in folgendes Lied einstimmen:

*Ein kühler Klosterkeller stand  
Vor Zeiten in dem Tal,  
Das Ave klang ins weite Land  
Vom Berg im Abendstrahl.  
Vom Ave stammt das Avetal?  
Ein andrer glaube das!  
Ich denke ans Schlaraffental,  
Und schütte voll mein Glas!<sup>17</sup>*

*Anmerkungen*

- 1 Tourismusinformation der IHK Nordschwarzwald; Tourist-Info Bühl 1998
- 2 Gartner, S.: Die Ortsnamen der nördlichen Ortenau, in: Die Ortenau 62 (1982), 319 und 335
- 3 Aus der Zeitschrift: Der Schwarzwald, Illustrierte Zeitschrift zur Hebung des Fremdenverkehrs, XIV. Jg. Nr. 15; zitiert nach Fr. A. Hoch, Zur Geschichte des Weinbaus in Mittelbaden, Bühl (Baden), 1905, 59 f.
- 4 GLA Karlsruhe 35/Konv. 29; ZGO 7, 368. – Abbildung der Urkunde von 1320, in: Chronik Affental, hrsg. E. Haitz, 2001. – Dort auch die Artikel von A. Greule, Affental in alter Zeit das „Tal des Affo“ und des Verfassers
- 5 Belege von 1320 bis 1537 in: S. Gartner, Kloster Schwarzach (Rheinmünster). Zu Geschichte und Sprachgeschichte der nördlichen Ortenau. Diss. Freiburg i.Br., Bühl 1979, 68 f.
- 6 Die Ortenau (80) 2000, 66, Anm. 5
- 7 Andermann, K.: Zur Besitz- und Wirtschaftsgeschichte Lichtenthals während des Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenthal, hrsg. H. Siebenmorgen, Sigmaringen 1995, 121
- 8 Belege aus dem GLA Karlsruhe Abt. 37/ Konv. 2; Nr. 8–21; 229/23812–23832
- 9 Hoch, Fr. A.: Zur Geschichte des Weinbaus in Mittelbaden, 54 mit Verweis auf ZGO XXV, 424 und Mone, Quellensammlung III, 266
- 10 Mone: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 2, Karlsruhe 1854, 445, 447 und 470
- 11 Greule, A.: Affental in alter Zeit das „Tal des Affo“, in: Chronik Affental, 10
- 12 Förstemann, E.: Altdeutsches Namenbuch, Bd. 2, München 1967, 11 f. – E. Ochs, Badisches Wörterbuch, Bd. 1, Lahr 1925, 1940, 25
- 13 Althochdeutsches Glossenwörterbuch, hrsg. John C. Wells, Heidelberg 1990, 15; Albert L. Lloyd u. Otto Springer, Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen, Göttingen 1988, Bd. 1, Sp. 58
- 14 Lexikon des Mittelalters, 1980, Bd. 1, Sp. 194 f.
- 15 Benecke, G. F., Müller, W., Zarncke, F.: Mittelhochdeutsches Wörterbuch I, Stuttgart 1990, 10; Matthias Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, Stuttgart 1992, Bd. 1, 24
- 16 MGH Libri memoriales NS I, Hannover 1979, 116, 132
- 17 Hoch, 59



## Neue Erkenntnisse über den südlichen Grenzverlauf der Ettenheimer Waldmark von „926“

Gerhard Finkbeiner

1976 veröffentlichte Hubert Kewitz im Jahrbuch „Die Ortenau“ einen regionalgeschichtlich äußerst wertvollen, wegweisenden Aufsatz über die Grenzbeschreibung der Ettenheimer Waldmark von „926“.<sup>1</sup>

„*Terminalia silvulae*“, so beginnt die alte Beschreibung der Ettenheimer Waldmark.<sup>2</sup> Die Schrift gehört in einen Überlieferungskomplex aus der Frühgeschichte des Klosters Ettenheimmünster, angehängt an die auf 926 datierte Notitia Burchards I. über eine Streitbeilegung mit dem St.-Margarethen-Stift in Waldkirch.

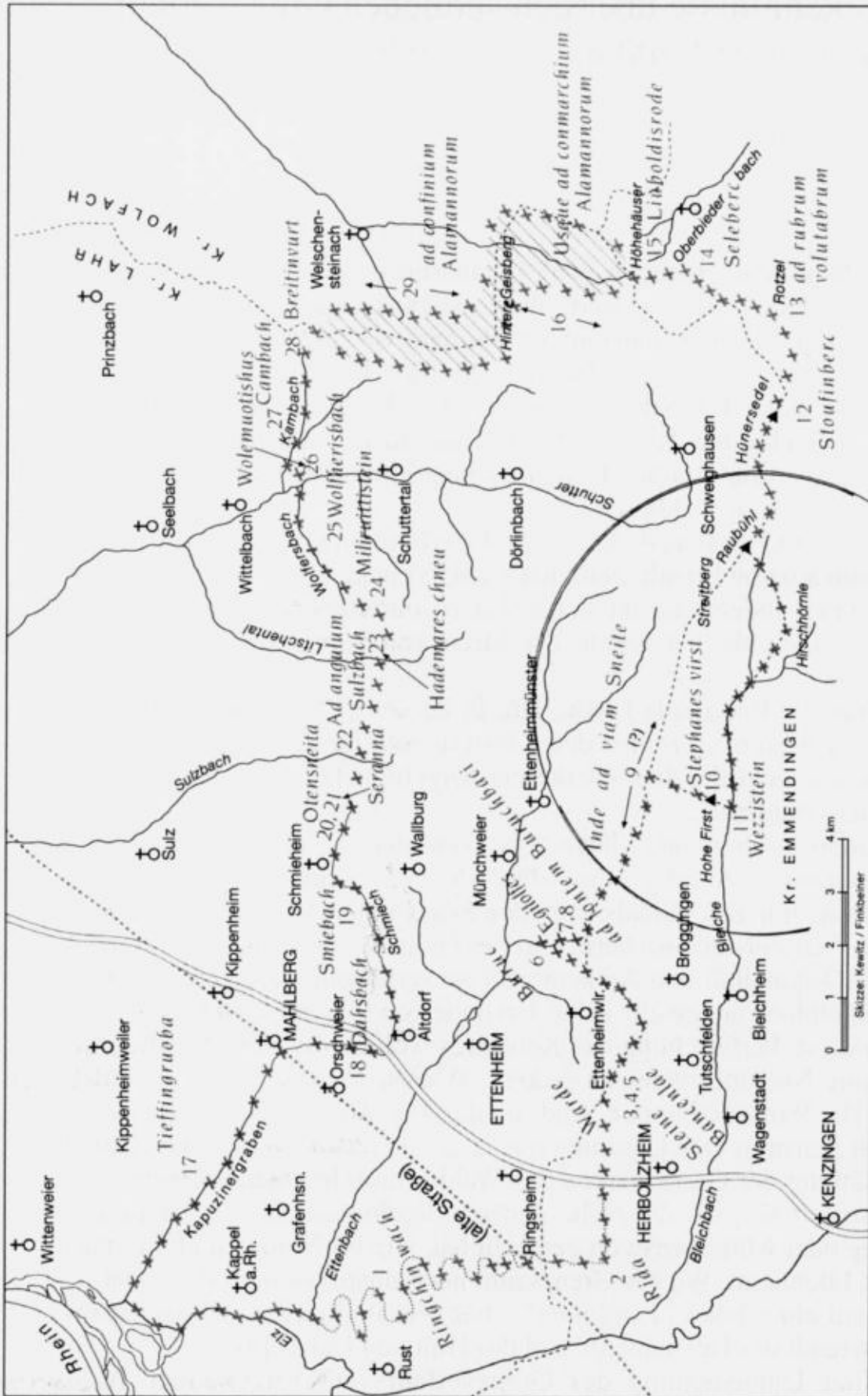
Waldkircher Gotteshausleute, so die Überlieferung, waren gewaltsam in die Besitzungen von Ettenheimmünster eingedrungen, schädigten die dortigen Bewohner, indem sie auf deren Gütern unreife Früchte ernteten und mitnahmen. Geschlichtet wurde der Streit von Burchard I., Herzog von Alemannien.

Die Urkunde Burchards I. von 926, in der zu „*Chincihdorof*“ (Kinzigdorf) über den Streit zwischen den Klöstern entschieden wird, ist im Kern echt – jedoch nicht die dieser Urkunde beigefügte Grenzbeschreibung der Ettenheimer Waldmark.

Die Grenzbeschreibung dürfte erst von den Mönchen des Klosters Ettenheimmünster Anfang oder Mitte des 12. Jahrhunderts angefertigt worden sein, um die damals von den Straßburger Bischöfen bedrohten Rechte des Klosters abzusichern. Um der Grenzbeschreibung der Ettenheimer Mark Originalität und Authentizität zu verleihen, wurde die Beschreibung dann einfach an die alte echte Urkunde von 926 angehängt.

Durch diese Verfälschung des Kontextes wollten die Mönche ihren Besitz und ihre Nutzungsrechte an Äckern, Wiesen, Wäldern und Weiden absichern. Die Wohnsiedlungen sind in die Beschreibung eingeschlossen, aber nicht genannt. Der Gesamtbereich, auf den es ankommt, wird durch die Aufzählung der Grenzmarken des Waldes umschrieben. Solche Grenzmarken sind nötig, wo die Nähe anderer Siedlungen ihre Feststellungen notwendig oder wünschenswert gemacht hat, wie im Norden und im Süden der Mark Ettenheim. Wo der Grenzsaum noch unaufgeteilt war, genügt der Hinweis auf ein solches „*confinium*“ – wie hier im inneren Gebirge im Osten, im Bereich des Hessenbergs und des Hinteren Geisbergs.<sup>3</sup>

In seiner Untersuchung des Grenzverlaufs der Ettenheimer Waldmark gelingt es Kewitz erstmals, die in der Grenzbeschreibung genann-



Die Grundlage der graphischen Darstellung des Grenzverlaufs der Ettenheimer Waldmark von „926“ ist eine bisher unveröffentlichte Handzeichnung von Hubert Kewitz. Aus Anlass dieser Veröffentlichung wurde die Skizze um die neuen Erkenntnisse über den südlichen Grenzverlauf der Ettenheimer Waldmark erweitert.

ten topographischen Bezeichnungen zu lokalisieren, Gewinn-, Siedlungs- und Eigennamen sprachwissenschaftlich zu analysieren und zu interpretieren.

Auf Mutmaßungen ist Kewitz jedoch bei der Beschreibung des Grenzverlaufs auf der Wasserscheide zwischen dem Unditz- und Bleichtal angewiesen.

Die „*via Sneite*“, der Grenzweg, der über den Dreispitz, das Herbolzheimer Höfle zum Streitberg und Hünersedel verläuft, „*muss zwischen Streitberg und Hünersedel nach Osten ausgebogen sein*“, so die Vermutung des Autors.

Weder gelingt es Kewitz, den flachen Höhenrücken „Streitberg“ als „*Stephanes virst*“ zu deuten, noch kann er die genaue Lage der Grenzmarke „*Wezzistein*“ nachweisen.

#### Vom „*Stephanes virst*“ zum „*Wezzistein*“ und „*Stoufinberc*“

Wie schon Josef Rest<sup>4</sup> sucht auch Kewitz den „*Stephanes virst*“ im Bereich des Streitbergs. Jedoch auf der Streitberganhöhe gibt es keinen „First“, keine steile Bergkuppe. Der „*Stephanes virst*“ ist vielmehr mit dem 467 m hohen „Hohe First“ auf der Gemarkung Herbolzheim zu identifizieren.

Die Grenzlinie verlässt die „*via Sneite*“ in Höhe des heutigen Herbolzheimer Höfles, führt über den „Hohe First“, hinunter zum „*Wezzistein*“, zu dem heutigen Forsthaus „Muckental“ auf der Wetzsteinmatte.

Nach dem Rotulus Sanpetrinus (Freib. Diöz. Arch. 14, 1882) besaß das auf dem Schwarzwald gelegene Kloster St. Peter Anfang des 12. Jahrhunderts im Bleichtal, „*apud Bleicha ac Wezzisteina*“, ein Hofgut.

Von dieser Grenzmarke „*Wezzistein*“, dem Eckpunkt der Ettenheimer Waldmark unten im Bleichtal, verläuft die Grenze der Bleich entlang, verlässt am Talschluss den Flusslauf und zieht in gerader Richtung hinauf zum „Hirschhörnle“.

Dieses markante Sandstein-Felsmassiv ist mit mehreren Kreuzen markiert. Bemerkenswert ist die Gruppierung von drei (Krücken-)Kreuzen an einem Felsblock, die sich als Dreiergruppe auf Sandsteinfindlingen auf dem gesamten Bergrücken entlang der Gemarkung Kenzingen/Waldgemarkung Streitberg bis hinauf zu dem Dreimärker Schweighausen/Streitberg/Kenzingen von 1582 mehrfach wiederholt.

Von diesem Dreimärker zieht sich dann die Markgrenze weiter hinauf auf den 507 m hohen Raubühl. Dokumentiert wird dieser Grenzverlauf über den Raubühl wieder durch Findlinge mit drei (Krücken-)Kreuzen.

Vom Raubühl, den einst eine Klosterburg dominierte und noch im 16. Jahrhundert als „Burgberg“ bezeichnet wird, zieht die Grenzmarklinie dann hinauf zum „*Stoufinberc*“, zum Hünersedel.



*Das „Hirschhörnle“, markiert mit drei (Krücken-)Kreuzen, ist ein markantes Sandstein-Felsmassiv im oberen Bleichtal (Foto: Gerhard Finkbeiner)*



*Gemarkungsstein Streitberg/Kenzingen von 1837; daneben ein alter (Wald-) Markstein mit drei (Krücken-)Kreuzen (Foto: Gerhard Finkbeiner)*





*Neben dem Dreimärker Schweighausen/Streitberg/Kenzingen von 1582 steht ein alter (Wald-)Markstein mit drei (Krücken-)Kreuzen (Foto: Gerhard Finkbeiner)*



*Frei gelegter (Wald-)Markstein mit drei (Krücken-)Kreuzen auf der Grenzlinie hinauf zum Raubühl; darunter ein neuer Gemarkungsstein, die Gemarkungsgrenze Schweighausen/Kenzingen dokumentierend (Foto: Gerhard Finkbeiner)*



*Frei gelegter (Wald-)Markstein mit drei (Krücken-)Kreuzen auf der Grenzlinie hinauf zum Raubühl (Foto: Gerhard Finkbeiner)*



*Gemarkungsstein auf dem „Höhenplatz“ am Hessenberg mit dem Wappen des Fürstenberger Adlers und dem Abtsstab auf der der ehemaligen Herrschaft des Klosters Ettenheimmünster zugewandten Seite. Der Grenzstein markiert jenen Grenzsaubereich, der in der Ettenheimer Waldmark-Beschreibung von „926“ als „confinium Alamannorum“ bezeichnet wird. Fotografiert wurde der Gemarkungsstein 1935 zu einer Zeit, als der Hessenberg noch nicht bewaldet war, sondern als Bergweide genutzt wurde (Bildnachweis: Gerhard Finkbeiner)*

Der Grenzsaubereich „*conmarchium Alamannorum*“ dürfte im Zuge des fortschreitenden Siedlungsausbaus im 14. und 15. Jahrhundert durch die Setzung eines „Dreimärkers“ auf der Hessenberganhöhe (715 Meter) zu einem konkreten Grenzpunkt geworden sein. Dieser alte „Dreimärker“, dessen Fuß als Sandsteinstumpf im Waldboden noch sichtbar ist, hat als Grenzmarke immer noch Gültigkeit.

Der Dreieckstein symbolisiert den Verlauf der alten Gaugrenze zwischen der (M)Ortenau und dem Breisgau sowie die einstige Grenze zwischen dem Bistum Straßburg und Bistum Konstanz, aber auch die ehemalige Herrschaftsgrenze zwischen dem Fürstbistum Straßburg (Kloster Ettenheimmünster mit der Siedlung Schweighausen), der Herrschaft Fürstenberg (Siedlung Hofstetten) und Vorderösterreich (Siedlung Biederbach).

Seit 1992 „ersetzt“ – auf Initiative von Kurt Klein aus Hausach/Kinzigtal – eine mannshohe Dreieckssäule den historischen Grenzpunkt und weist mit ihrem Wappenschmuck auf die jüngste Kreis- und Gemeindeform in den Jahren 1973/74 hin. Hofstetten, Biederbach und Schuttertal sind als Angrenzer mit ihrem jeweiligen Gemeindegewappen, der Ortenaukreis und der Landkreis Emmendingen mit ihren Kreiswappen auf dem neuen „Dreimärker“ dokumentiert

(Foto: Gerhard Finkbeiner)



Vom Hünersedel läuft die Grenze der Waldmark auf dem Höhenrücken entlang in Richtung Rotzeleck („*rubrum volutabrum*“) und Höhehäuser („*Liuboldisrode*“) und erreicht auf dem Hessenbergrücken dann die Ostgrenze des „*conmarchium Alamannorum*“ beziehungsweise „*confinium Alamannorum*“, eine Grenzmarkbezeichnung, die die Historiker seit hundert Jahren zu zahlreichen stammesgeschichtlichen Erklärungsversuchen verführt hat – ohne jedoch letztlich eine endgültige Antwort dafür zu finden, ob die Grenzbezeichnung mit dem Stammesnamen der Alemannen eine ethnische oder allein eine rechtliche und politische Bedeutung hatte.<sup>5</sup>

### *Schlussbetrachtung*

Die nördliche und südliche Grenzbeschreibung der Waldmark Ettenheim endet am „confinium Alamannorum“ bzw. am „conmarchium Alamannorum“. Vermutlich sind die beiden Grenzbezeichnungen synonym zu verstehen und beziehen sich auf denselben Grenzpunkt, nämlich auf den Standort des heutigen Dreimärkers auf dem Hessenberg.

Dieser Grenzpunkt ist zweifellos historisch von herausragender Bedeutung. Denn genau an diesem topographischen Punkt endete die von Norden nach Süden verlaufende Ostgrenze der einstigen alemannisch-fränkischen Gaugrafschaft „Mortenua“: Badener Höhe – Hornisgrinde – Kniebis – Brandenkopf – Fischerbach/Waldsteiner Tal – Kinzigtalgrenzpunkt „Schwiggerstein“ – Büchereck – Landwassereck – Finsterkapf – Heidburg – Hessenberg.

Bei dem Dreimärker auf dem Hessenberg geht dann die Ostgrenze in die Südgrenze über und zieht über den Hünersedel gegen die Bleich, den alten Grenzfluss zwischen der Ortenau und dem Breisgau.

Der Grenzverlauf der Ettenheimer Waldmark vom „Wezzistein“ an der Bleich bis zum Dreimärker auf dem Hessenberg war also identisch mit der Südgrenze der einstigen Gaugrafschaft Mortenua und der Grenze zwischen den Bistümern Straßburg und Konstanz im Bereich des mittleren Schwarzwalds.

### *Quellen und Anmerkungen*

- 1 Kewitz, Hubert: Terminalia silvulae. Die Ettenheimer Grenzbeschreibung von „926“, in: Die Ortenau 56 (1976), 158–172
- 2 GLA: Kopialbuch Kl. Ettenheimmünster, Nr. 346, fol. 191
- 3 Finkbeiner, Gerhard: Grenzstreitigkeiten im 16. Jahrhundert zwischen Fürstenberg und der Abtei Ettenheimmünster – Einigung über den Verlauf der Landesgrenze zwischen dem fürstenbergischen Gebiet der Herrschaft im Kinzigtal und der fürstbischöflich-straßburgischen Herrschaft im Hinteren Geisberg, in: Die Ortenau (81) 2001, 119–127
- 4 Rest, Prof. Dr. Josef: Vom „Alemannorum“, von der Mark Ettenheim und dem Ettenheimer Genossenschaftswald, in: Der Lichtgang, Blätter für „Heimat und Volksleben“, Freiburg i. Breisgau (9), Sept. 1957, 7. Jahrg.
- 5 Maurer, Helmut: Confinium Alamannorum – Über Wesen und Bedeutung hochmittelalterlicher Stammesgrenzen, 150–161, in: Historische Forschungen für Walter Schlesinger, herausgegeben von Helmut Beumann, Böhlau Verlag Köln, 1974

An der Grenzerforschungsbegehung vom Bleichtal zum Raubühl am Fronleichnamstag 2001 waren – außer dem Autor dieses Beitrags – beteiligt die Herren: Reinhold Hämmerle, Herbolzheim, Bernd Keller, Emmendingen, und Dr. Gernot Kreutz, Zell-Weierbach



## Der Freskenzyklus im Prälatenturm des ehemaligen Klosters Gengenbach

*Bernhard Wink*

### *Einleitung*

Die Wandgemälde des Freskenzyklus<sup>1</sup> sind der bemerkenswerteste und wertvollste Teil der barocken Ausstattung des ursprünglich mittelalterlichen Befestigungsturms<sup>1</sup> im Prälatengarten der ehemaligen Benediktinerabtei Gengenbach, heute im Besitz der katholischen Kirchengemeinde. Ihre Einzigartigkeit besteht darin, dass sie keine Wanddekorationen darstellen, sondern Gemälde als eigenständige Bildwerke, die ihrerseits wiederum von einem Dekorationssystem umrahmt sind. In ihrer Art sind sie keine übliche Wandmalerei im kirchlichen Sinne, so z. B. Gemälde einer Altarnische oder einer Heiligen- bzw. Kreuzwegdarstellung, aber auch keine heraldische oder allegorische Wandmalerei, z. B. eine Wappen- oder Kartuschenmalerei. Vergleichbar sind sie dagegen mit Wandbildern, wie man sie in manchen Palästen und Villen Italiens findet, mit landschaftlicher Darstellung von Natur, Architektur und menschlichen Gestalten, vedutenartig in Überschau mit relativ kleinen Figuren und im Hochformat ausgeführt.<sup>2</sup> Gegenüber den häufig anzutreffenden Wandgestaltungen mit Vertäfelungen, Tapeten- oder Stoffbespannungen und aufgehängten Leinwandbildern besitzen sie eine ganz eigene Qualität. Ihr Vorhandensein zeugt vom kulturellen Niveau und der Weltläufigkeit des Bauherrn.

### *Entstehungszeit*

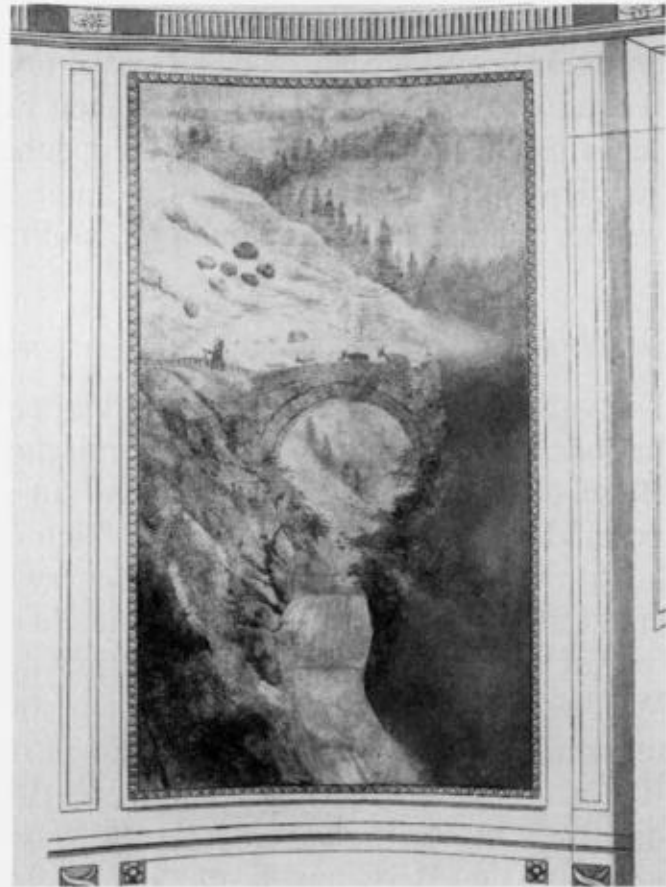
Entstanden ist der Freskenzyklus wohl während der Amtszeit von Abt Benedikt Rischer 1743–1763,<sup>3</sup> der sich nach vollendetem Wiederaufbau des Klosters im hinteren Bereich des Klostergartens aus einem mittelalterlichen Rondell der nutzlos gewordenen Befestigungsanlage ein persönliches Refugium im Sinne eines Tusculums<sup>4</sup> schuf. Dieser Teil des Klostergartens erscheint auf dem Plan der Klosteranlage, welcher 1803 zur Zeit der Säkularisierung angefertigt wurde, als „englische Anlage“ und wurde bekannt als „Prälatengarten“. Der Wiederaufbau des Klosters nach dem Brand 1689 begann im Stil des süddeutschen Kirchenbarocks der Vorarlberger Schule mit der Berufung des Architekten Franz Beer (in Gengenbach 1695–1702) und seines Baumeisters Johann Jakob Rischer, ebenfalls aus Vorarlberg und Vater des Franz Joseph Rischer, der dann unter dem Namen „Benedictus“ zum Abt gewählt wurde. Johann Jakob Rischer wird auch der Ausbau des Prälatenturms zugeschrieben. Es fand im Laufe des 18. Jahr-



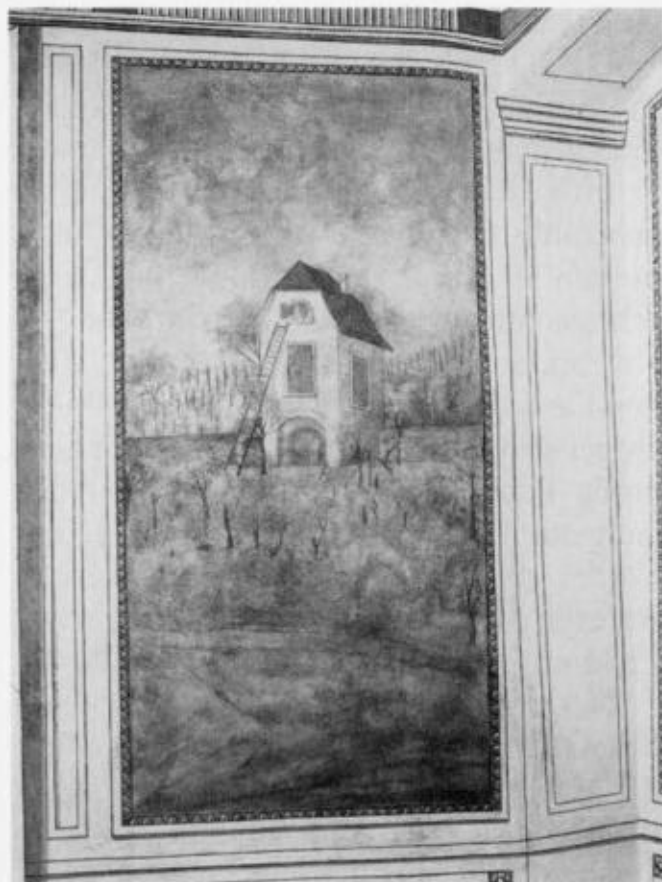
*Abb. 1:  
Erstes Bild im Waldesinnern*



*Abb. 2:  
Zweites Bild mit Turmgebäude*



*Abb. 3:  
Drittes Bild mit der Schlucht*



*Abb. 4:  
Viertes Bild mit dem Haus in den  
Weinbergen*

hunderts durch die Berufung immer neuer Künstlergenerationen eine Stilentwicklung zum Spätstil des Rokoko und zu frühklassizistischen Elementen aus dem Louis-XVI-Stil des nahen Frankreich statt. Interessant in dieser Hinsicht sind das stuckierte Treppenhaus des Klostergebäudes, welches zeitgleich mit dem Prälatenturm unter Abt Benedikt Rischer ausgebaut wurde, und natürlich die Malereien im Prälatenturm.<sup>5</sup>

### *Beschreibung der Gemälde*

Die vier erhaltenen und nun konservierten und restaurierten Wandgemälde<sup>6</sup> befinden sich zwischen den Fensternischen im nordöstlichen und südlichen Bereich des ersten Obergeschosses, mit einer Gesamtfläche des Originalbestandes von ca. 20 qm einschließlich des Dekorationssystems. Alle vier hochformatigen Gemälde mit Maßen zwischen 82–109 cm x 171–175 cm sind Landschaftsdarstellungen aus leicht erhöhter Sichtperspektive.

Auf zwei der Bilder befindet sich der Betrachter in Innensicht eines Waldes mit Laub- und Nadelbäumen sowie Pappeln im Hintergrund. Ein umrahmender Vordergrund mit weit in den Himmel gezogenen seitlichen Bäumen schafft einen bühnenartigen Bildaufbau. Beim dritten Bild fällt der Blick in eine tiefe Schlucht mit Wasserfall, oberhalb davon ein steiniger Hang und Bergkuppen mit Nadelwald, perspektivisch jedoch nicht eindeutig konstruiert. Das vierte Bild zeigt die Kulturlandschaft eines mit Nutzbäumen und Reben bepflanzten Hanges.

Das Thema des ersten Waldbildes ist die romantische Darstellung einer Turmruine, zu der über eine Brücke im Mittelgrund ein Mann und eine Frau gelangen. Der Mann deutet mit erhobenem Arm auf die Ruine (Abb. 11).

Im zweiten Waldbild befindet sich auf einer Lichtung ein Architekturensemble mit einem Turmgebäude und drei weiteren darum gruppierten Häusern. Das Turmgebäude hat ein großes Eingangstor im Erdgeschoss, im Obergeschoss ein rundbogiges Fenster mit Balkon und darauf ein runder Turmaufsatz mit Zinnen. Dieser ist im Gegensatz zum mit feinen Gesimsen und Quaderung detailliert ausgeführten Unterbau etwas flächiger gemalt. Die Häuser haben schlichte Pyramid- bzw. Walmdächer und große Fenster. Ein Haus rechts vor dem Turmgebäude besitzt eine Eingangstür und ein Glockentürmchen in Art eines Pförtnerhäuschens. Im Vordergrund steht neben einem Zaunstück die Rückenfigur eines degenbewehrten Mannes in zeittypischer Tracht bzw. Uniform. Über die Wiese der Lichtung springt ein Wildschwein (Abb. 5 und 12).

Der Protagonist des dritten Bildes mit der Schluchtsituation ist ein Mönch in Kutte, der über eine rundbogige Brücke im Mittelgrund eine Ziegenherde mit vermutlich fünf Ziegen führt (Abb. 6 und 7). Unter der Brücke tost der Bach, oberhalb drohen große Felsbrocken, die den Hang hinabzurollen scheinen.





*Abb. 5:  
Das Wildschwein im zweiten Bild*



*Abb. 6:  
Der Mönch im dritten Bild*

Das vierte Bild zeigt im Mittelgrund zentral ein stark perspektivisch konstruiertes mehrgeschossiges Haus mit einem Mansarddach mit Schopf, seitlich eine über die gesamte Bildbreite verlaufende niedrige Mauer, dahinter einen Rebhang. Das Haus besitzt im Erdgeschoss eine breite Toreinfahrt, im Obergeschoss auf jeder Seite ein großes Fenster, verschlossen mit



*Abb. 7:  
Eine der Ziegen im dritten Bild*

Jalousieläden, und im Giebel ein rundes Fenster, dessen Laden geöffnet ist. An das Fenster angelehnt steht eine Leiter, aus dem Fenster flattert der Vorhang. Ob eine menschliche Figur die Leiter hinaufsteigt, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen (Abb. 10).

Die Gesamtkomposition der Bilder ist in ihrem szenischen Aufbau sehr zeittypisch, bereichsweise jedoch etwas schematisch und in der perspektivischen Konstruktion ungeschickt. Die dunkelbraune Zeichnung überwiegt über die farbliche und plastische Modellierung der Dinge und ist sehr detailliert und sorgfältig in der Ausführung. Anzunehmen ist, dass den Bildern Vorlagenmaterial zugrunde liegt, welches entweder aus dem klösterlichen Bereich oder aus verbreiteten zeitgenössischen Stichreproduktionen anderer Gemäldezyklen stammt.

### *Beschreibung des Dekorationssystems*

Die Gemälde sind eingerahmt mit einem schmalen scheinarchitektonischen Rahmen aus einem einfachen Blattstab (Schuppenstab), seitlich davon angeordnet sind pilasterartige Felderungen. In einer Architravzone oberhalb der Wandgemälde und Fensternischen befinden sich illusionistische Maleereien mit Festoni (Abb. 8) aus Blättern und Blüten sowie Vasen (Abb. 9) im Wechsel. Diese sind eingerahmt durch scheinarchitektonische Elemente aus doppelt angeordneten Voluten entsprechend den Wandpilastern der Gemäldezone. Der Architrav ist unten begrenzt durch ein profiliertes Gesims mit Pfeifenstab, welcher entsprechend der Anordnung der Voluten mit vierblättrigen Rosetten skandiert ist. Oben zur Decke hin verläuft ein mehrfach gestaffeltes Gesims mit Blattstab. In der Sockelzone unterhalb der Gemälde und unterhalb eines durchlaufenden Sims sind Felderungen mit Eckrosetten und fünfblättrigen Blüten, die in Verbindung mit den Wandpilastern der Gemäldezone durch abgesetzte Sockelfelder mit gedrehtem Helixband und weiteren fünfblättrigen Blüten flankiert sind.

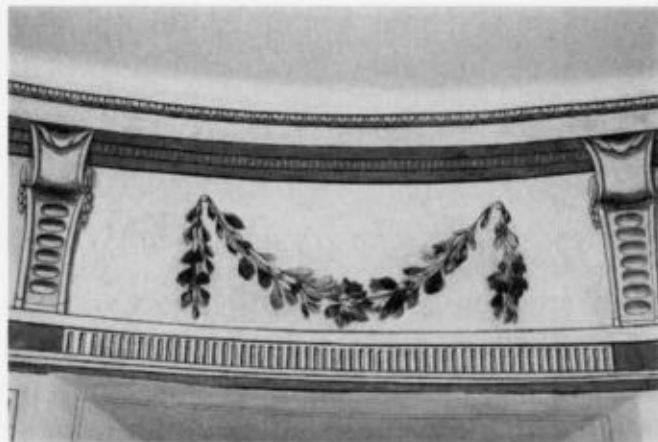


Abb. 8:  
Festone

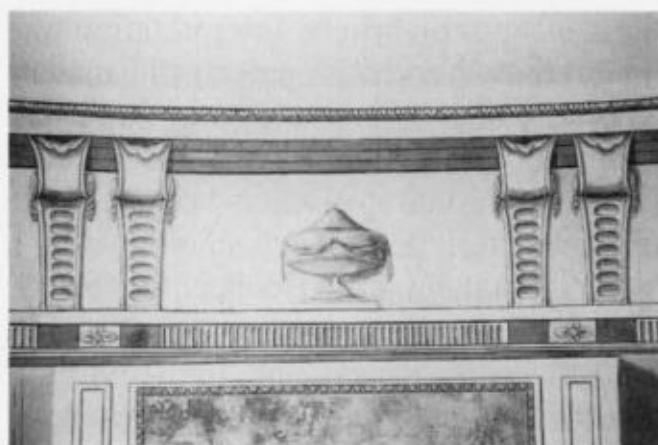


Abb. 9:  
Vase

Die Dekorationsmalerei ist ausgeführt mit feiner dunkler Linienführung (so genannte „Ritzer“) in unterschiedlichen Strichstärken entsprechend der Schattenbildung sowie mit ockerfarbenem Schattenton auf gebrochen weißem Hintergrund. Die imaginäre Lichtquelle befindet sich durchgängig oben links.

### *Mehrschichtige Interpretationsebenen*

Als Ausblick auf mögliche ikonologische Interpretationsansätze kann gesagt werden, dass über eine primäre Betrachtung der Bilder als lokale Landschaftsdarstellungen der hiesigen Umgebung hinaus Ansätze für eine transzendente Bedeutungsebene vorliegen. Diese ist in der möglicherweise archetypischen Darstellung der Situationen zu suchen und kann auch eine symbolische und emblematisch-hermetische Bedeutung haben. Es besteht allerdings die Frage, inwieweit diese symbolischen Bilder im Sinne einer freien Interpretation variiert wurden, da es schwierig ist, „wörtlich“ zitierte Emblemata für die Darstellungen zu finden. Zum Beispiel ist das Haus mit verschlossenen Fensterläden (im vierten Wandbild) durchaus ein Motiv mit einer gewissen Bedeutungsgeschichte.<sup>7</sup> Die ans offene Fenster im Dachge-

schoss angelehnte Leiter ist dagegen entweder in ihrer Bedeutung sehr spezifisch oder aber eine freie Interpretation mit einem eher leicht-sinnigen Inhalt.

### *Kunstgeschichtliche Forschung und restauratorische Untersuchung*

Bisher waren keine schriftlichen Quellen aufzufinden. Name und Herkunft des Künstlers sowie das Datum der Ausführung sind uns unbekannt. Die archivarische Aufarbeitung der Quellen wie auch die Eingliederung des Werkes in die örtlichen und zeitlichen Parameter der Kunstgeschichte muss der kunstgeschichtlichen Forschung überlassen werden. Voraussetzung für die kunstgeschichtliche Interpretation und die Erfassung stilistischer Merkmale eines Werkes ist jedoch die materielle Wiederherstellung durch den Restaurator. Die Restaurierung fand vom April 2000 bis September 2001 statt und wurde durch den Verfasser durchgeführt. Hierbei wurde das Objekt einer restauratorischen Voruntersuchung unterzogen, die das Ziel hatte, die materiellen Gegebenheiten möglichst vollständig zu erfassen. Die Untersuchungen und Beobachtungen während der Bearbeitung konnten weitere wertvolle Hinweise für die ikonographische Analyse geben. Während der Reinigungs- und Freilegungsarbeiten der Malschicht wurde der Bildinhalt wieder ablesbar und es konnten neue Bildelemente entdeckt werden.<sup>8</sup> Die naturwissenschaftliche Analyse von Pigmenten und Bindemitteln ergab wichtige Hinweise auf die Entstehungszeit. Für die Kunstgeschichte unabdingbar sind Informationen, welche aus der Materialität des Werkes Rückschlüsse auf Veränderungen durch Ausbesserungen und bewusste Übermalungen oder Hinzufügungen erlauben. Kaum ein Kunstwerk besteht ausschließlich aus dem Originalzustand der Entstehungszeit. Im Wandel der Funktion und Nutzung sowie der immer neuen Interpretation und Wertung entstehen Veränderungen am Kunstwerk, die seine Geschichte ausmachen.

### *Naturwissenschaftliche Untersuchungsergebnisse*

Die Wandgemälde sind in einer Fresko-Secco-Mischtechnik ausgeführt. Dabei wurde die Hintergrundfarbigkeit freskal (auf den nassen Putz), die Gegenständlichkeit mit Kalk bzw. die dunkle Detailzeichnung vermutlich organisch gebunden (tierischer Leim, Kasein- bzw. Glutinleim) appliziert. Gerade die dunkle Detailzeichnung wurde somit durch den eingetretenen massiven Feuchtigkeitsschaden<sup>9</sup> stark reduziert. Dadurch fehlen uns ein Großteil der Bildinformation, so zum Beispiel im vierten Bild ein Großteil der dunkelbraun gezeichneten Obstbäume und Reben sowie eine vermutlich die Leiter hinaufsteigende menschliche Gestalt (Abb. 10).<sup>10</sup>



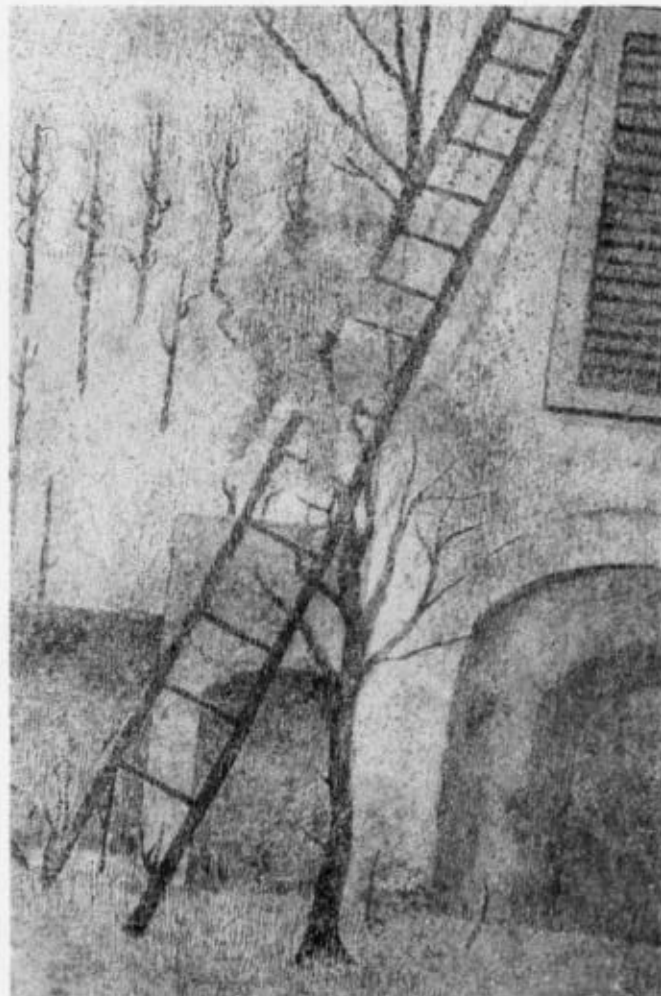
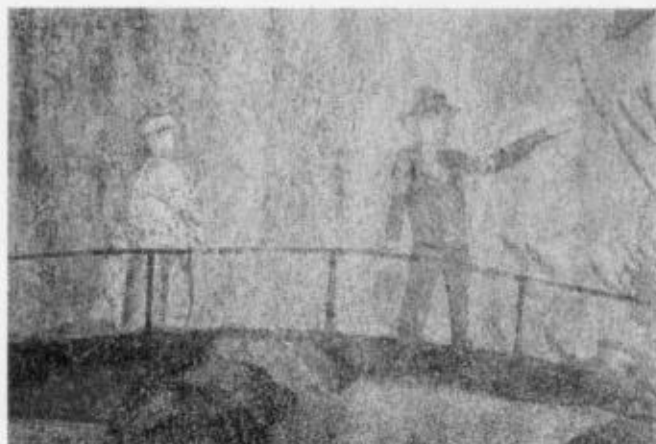


Abb. 10:  
*Menschliche Gestalt auf der  
Leiter*

Die umliegenden Dekorationen sind in Secco-Technik (auf den trockenen Putz) gemalt, vermutlich in unterschiedlichen Anteilen mineralisch und organisch gebunden (Kalk-Kaseinmalerei).

Von besonderem Interesse war die Art des Blaupigments, welches in den Himmeln der Bilder verwendet wurde. Die Untersuchung einer entnommenen Probe unter dem Röntgendiffraktometer erlaubte aufgrund der Röntgenamorphie des blauen Pigments den Rückschluss, dass es sich bei diesem um blau gefärbtes Glas handelt. Solches wurde unter dem Namen „Smalte“ als typisches Pigment für die Wandmalerei vor allem im 17. und 18. Jahrhundert verwendet.<sup>11</sup> Hergestellt wurde es durch Oxidation/Rösten von Kobalterz. Durch Zusammenschmelzen mit Quarz und Alkali entstand dann das blau gefärbte Glas, welches zur Verwendung als Pigment relativ grob gemahlen wurde. Je nach Reinheit des Minerals erhielt man eine tiefblau-rötliche bis hellblaue Färbung. Seit dem 19. Jahrhundert wurde dieses Pigment durch chemisch hergestelltes Kobaltblau ersetzt.

Die Verwendung von Smalte als Blaupigment kann auch als Beleg für die Entstehung der Wandgemälde beim Umbau des Turms 1743–53 gewer-



*Abb. 11:  
Spaziergänger im ersten Bild*

tet werden. Abt Benedikt Rischer, in dessen Amtszeit der Prälatenturm 1743–53 ausgebaut wurde, setzte die frühindustrielle Tätigkeit seiner Vorgänger fort und gründete zu der bereits bestehenden Glasfabrik die Blaufarben bzw. Smalte-Fabrik in Nordrach-Kolonie.

#### *Makroskopische Untersuchungsergebnisse*

Im Gegensatz zu den mikroskopischen und naturwissenschaftlichen Analysen beziehen sich makroskopische Untersuchungen auf Beobachtungen mit optischen Hilfsmitteln geringer Vergrößerung bzw. Makrofotografien. Hierbei werden Art und Konsistenz des Farbauftrags untersucht. Tatsächlich wurden dadurch im Gemäldebereich aufgrund maltechnischer Details in der Ausführung unterschiedliche Bildebenen festgestellt.

Ausgangspunkt der Untersuchungen waren die im Bereich des Dekorationssystems vorliegenden Ausbesserungen. Vermutlich wurden geschädigte Bereiche der Dekoration flächig übermalt, um sie „aufzufrischen“. Auf den neu ausgeführten Anstrich mit Kalk-Kaseinfarbe wurden die Linien dann wieder nachgezogen. Durch den natürlichen Verfall der Kalk-Kaseintünche wurden im Laufe der Zeit die stärker gebundenen Fragmente der originalen Linienführung sichtbar, sodass nun fragmentarisch verdoppelte Linien beobachtbar sind.

Innerhalb der Bilder fallen pastos ausgeführte Details mit vermutlich temperagebundenem Malmittel auf. Diese sind oft auch stilistisch abweichende Bildelemente und können, trotz starker Reduktion der Farbschicht durch Oberflächenschäden, als Übermalungen oder Ausbesserungen interpretiert werden. Alle hinzugefügten Elemente befinden sich isoliert und in ihrer Ausdehnung begrenzt auf der zwar reduzierten, aber relativ homogenen originalen Malschicht.

Diese Übermalungen und Ausbesserungen wurden vermutlich in einer zweiten Nutzungsphase des Turms nach 1753 aufgebracht. Der Turm war



Abb. 12:  
Rückenfigur im zweiten Bild

im Laufe des 19. Jahrhunderts ein beliebtes Ausflugsziel in der ehemals klösterlichen Gartenanlage. Man kann vermuten, dass die Zusätze aus dieser Zeit stammen.<sup>12</sup>

### *Übermalungen und Ausbesserungen*

Die Eingriffe in die gemalte Substanz der Wandbilder stellen nicht nur einen Versuch der Ausbesserung entstandener Schäden, sondern auch eine Interpretation und Umformung der Bilder im Sinne einer mehr vergangenheitsorientierten Romantik dar. Für die kunstgeschichtliche Erfassung und Einordnung ist daher eine möglichst genaue Identifikation der nach der Entstehungszeit hinzugefügten Bildelemente wichtig.<sup>13</sup>

Flächig ausgebessert, wovon heute wiederum nur noch Fragmente erhalten sind, wurden die smalte-blauen Himmelsflächen. Im dritten Bild mit der Darstellung der Schluchtsituation wurde dabei noch eine weitere bewipfelte Bergkuppe hinzugefügt.

Als weitere wesentliche Übermalungen lassen sich die beiden Spaziergänger auf der Brücke im Wald des ersten Bildes identifizieren (Abb. 11).

Im Falle der weiblichen Figur kaum noch sichtbar, sind sie jedoch auch stilistisch im Vergleich mit der differenziert dargestellten Rückenfigur im zweiten Bild (Abb. 12) als Zusätze erkennbar. Eventuell stellen sie eine Übermalung präexistenter Figuren dar. Auch der runde Turmaufsatz mit Zinnen auf dem Torgebäude des zweiten Bildes ist stilistisch klar von der detaillierten Ausführung der Architekturgruppe unterscheidbar. Die Figur des Mönches im dritten Bild wurde in Gesicht und Händen pastos deckend übermalt. Weitere jedoch geringfügige Ausbesserungen befinden sich z.B. im unteren Bereich des dritten Bildes am Steilufer links. Im vierten Wandbild konnten außer der Übermalung der Himmelsfläche keine Übermalungen festgestellt werden.

### *Offene Fragen*

Durch die Unterscheidung der Bildebene der Entstehungszeit einerseits und der Bildebene der Übermalungen andererseits kann so mancher stilistische Bruch erklärt werden. Es bleiben jedoch die meisten Fragen offen, da eine vollständige Erfassung aufgrund der sehr reduzierten Substanz sowohl des Originals als auch der Übermalungen nicht möglich ist. So manches Detail, was aufgrund seiner schlichten und profanen Wirkung die primäre illustrative Bedeutungsebene der Wandbilder unterstützte, ist jedoch als spätere Hinzufügung entlarvt worden. So kann den Bildern eine ihnen eigene, in der Entstehungszeit begründete weiterführende Bedeutung nicht abgesprochen werden. Es erscheint daher sinnvoll, sich dem Gemäldezyklus in der abschließenden Bewertung der Darstellung und Funktion mit einer gewissen Vorsicht und Offenheit zu nähern.

### *Anmerkungen*

- 1 In der Nische neben dem Turm befindet sich eine Inschrifttafel mit folgendem Text: „Anno Domini 1384 XII Calendas Maij inceptus est circuitus huius civitatis“ = „Im Jahre des Herrn 1384, am 12. Mai, wurde mit der Ummauerung dieser Stadt begonnen.“
- 2 Im Italien des 18. Jahrhunderts begegnet man vielen Beispielen landschaftlicher Wandbilder in Art des „vedutismo scenografico“, so in der Villa Pompei Carlotti in Ilasi/Verona (Tommaso Porta, 1765), der Villa del Poggio Imperiale in Florenz (umgebaut Ende 18. Jahrhundert), aber auch schon früher, z. B. im Spiegelsaal des Gartenpalasts der Gonzaga in Sabbioneta/Mantova (erbaut 1578–88) mit vier Jagd- und Landschaftsszenen (kunstgeschichtlich noch ungeklärter Thematik)
- 3 Am Eingang zur Grottenkapelle im Erdgeschoss des Turms befindet sich innen über der Türe das Monogramm von Abt Benedikt Rischer, ausgeführt als Einlegearbeit mit den hellen so genannten „Löskindeln“ und dunklen blauschwarzen Kobalterzbrocken bzw. Kobaltglasschmelze. Ein weiteres Monogramm befindet sich am schmiedeeisernen Gitter des Balkons des Belvedere im 3. Obergeschoss des Turms
- 4 Tusculum, lateinisch: Lieblingsaufenthalt (nach der altrömischen Stadt Tusculum)



- 5 Die Wandgemälde des Freskenzyklus befinden sich im I. Obergeschoss. Auch im II. Obergeschoss werden ehemalige Wandfresken vermutet, von denen jedoch keine Befunde mehr gemacht werden konnten. Im Kuppelraum des III. Obergeschosses wurden blaue Farbfragmente einer ehemaligen gemalten Himmelskuppel festgestellt. In der Grottenkapelle des Erdgeschosses befindet sich eine gut erhaltene Rosettenmalerei mit dem Auge Gottes in der Deckenmitte, sowie im Randbereich der Decke fragmentarisch vegetale Malerei. Vergleiche auch meine Ausführungen zum restaurierten Prälatenturm. In: Gengenbacher Blätter 2001, 11–13 und Osterpfarrbrief Gengenbach 2002, 5–7
- 6 Die Wandmalereien wurden gereinigt und konservatorisch behandelt. Zur Integration der Fehlstellen sowie Bereichen mit stark reduzierter Farbschicht, wurde eine Retusche in so genannter *Tratteggio*-Technik (Strichretusche) angewendet. Diese Art der Retusche hat den Vorteil, dass sie aus der Nähe eine Unterscheidung zwischen Originalbestand und Retusche ermöglicht, aus der Entfernung normaler Bildbetrachtung jedoch einen geschlossenen Eindruck vermittelt. Die Retusche ist durch ihre offene Struktur transparent bezüglich weiterer Untersuchungen kunsthistorischer und technischer Art an den Gemälden. Alle restauratorischen und handwerklichen Maßnahmen seit 1995 wurden in einem ausführlichen Bericht dokumentiert, welcher im Pfarrarchiv Gengenbach hinterlegt ist
- 7 Zwei Beispiele aus historischen Emblemataverzeichnissen mit Stichvorlagen und Begleittext sind (übersetzt aus dem Lateinischen): „Auch vom Haus hält man überall die Winde durch verriegelte Türen und geschlossene Fenster ab. Die Ohren und die Augen aber sind es, die man dem Satan überall als verschlossene Türen entgegensetzen sollte.“ (Theodorus Beza, *Icones...Emblemata vocant*, 1580); oder auch (übersetzt aus dem Spanischen): „Äußerliche Tugend: Ein übler und gemeiner Mensch erbaute einige Wohnhäuser dem Brauche nach und schrieb über ihre Türen: Böses hat keinen Einlaß. Diogenes, der solches sah, bemerkte: Wo tritt der Herr ins Haus? – Ein Heuchler ist, wer das verbirgt, was er noch nicht gezeigt hat.“ (Hernando de Soto, *Emblemas*, 1599); beide in: Henkel, Arthur und Schöne, Albrecht: *Emblemata, Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*. Stuttgart 1967
- 8 Angrenzend an die noch vorhandene, ehemals als Abort genutzte Wandnische auf der Südseite des Raumes wurde ein Malereifragment mit der Darstellung eines scheinarchitektonischen Fensters in einer illusionistischen Nischenkonstruktion freigelegt. Die Nischenkonstruktion setzte sich ursprünglich auf einer die Abortnische verbergenden Türe (Blindtüre) fort. Die gesamte Situation wurde im Zuge der Restaurierung des Raumes anhand der Befunde rekonstruiert
- 9 Hauptsächliche Schadensquellen bezüglich der Wandgemälde waren die starke Durchfeuchtung des Mauerwerks aufgrund der defekten Dachkonstruktion, sowie mechanische Einwirkungen und deren Ausbesserung. Die hohe Feuchtebelastung führte einerseits zu dem Schadensbild des Bindemittelabbaus in der Malschicht, was hohen Substanzverlust im Gemäldebereich, aber auch im umliegenden Dekorationssystem bedeutete. Andererseits bewirkte der kontinuierliche Feuchtigkeitseintrag partiell die Bildung einer Patina aus Oxalaten sowie Sinterschichten aus Kalksinter und vermutlich Gips auf Gemälden und Dekorationen, was durch eine Verbräunung und Aufsättigung des Farbeindrucks sowie oberflächliche weißliche Schleier sichtbar wurde. Die durch mechanische Einwirkungen entstandenen Putzausbrüche wurden teilweise auf die Applikation von Gegenständen an der Wand zurückgeführt. Die Ausbesserungen aus zement- und gipshaltigem Mörtel waren aufgrund ihres Salzgehalts schädlich für die Wandmalereien

- 10 In der Zeichnung einzelner Details konnten durch die Strichretusche Farbfragmente verbunden werden, was einer behutsamen Rekonstruktion entspricht. Wo keine Fragmente als Hinweis auf den Linienverlauf vorlagen, wurde neutral retuschiert. Im Falle unklarer Farbfragmente, welche auf einen eventuellen Linienverlauf bzw. Gestaltbildung (z. B. die menschliche Figur auf der Leiter) hindeuten, wurde versucht, diese Fragmente untertonig (heller und grauer) zu verbinden, um diese Spuren deutlich ablesbar zu lassen und nicht durch eine Neutralretusche zu verschleiern
- 11 Die angetroffenen braun-violetten Verfärbungen stellen eine typische Form der Pigmentalteration unter Feuchtigkeitseinwirkung bei vorliegenden Bleiverbindungen, entweder als Weißpigment oder als Komponente eines organischen Bindemittels dar. Es ist bekannt, dass der typische Alterationsprozess durch das blaue Smaltepigment katalysiert wird. Dies belegt, dass das blaue Smaltepigment „secco“ in Temperatechnik appliziert wurde, was von der für dieses Pigment üblichen freskalen Anwendungstechnik abweicht
- 12 Nach der Quellenlage wurde 1861 ein Kostenvoranschlag für die Restaurierung des Turmes erstellt, die jedoch nicht zur Ausführung kam. In einem Schreiben des katholischen Stiftungsrates in Gengenbach wurde die Restaurierung erneut um 1900 beantragt
- 13 Nach der Entstehungszeit der Gemälde ausgeführte Ausbesserungen, Übermalungen und Zusätze wurden in gleicher Weise retuschiert wie der vermutliche Originalbestand. In der Retusche wurden diese Bildebenen nicht unterschieden. Im Falle von Übermalungen im modifizierten Farbton (z. B. Himmel) wurde der Umgebungsfarbton der Fehlstelle verwendet, im Zweifelsfalle tendenziell der ausgebesserte (ältere) Farbton bevorzugt. Im Bereich der inhaltlichen Modifikation (3. Bild: Himmel mit bewaldeter Bergkuppe übermalt) wurde neutral retuschiert, um beide Versionen einsehbar zu lassen

## Prälitenturm in Gengenbach – Ein wieder erstandenes Kleinod der Klostergeschichte

*Gerold Glatz*

Bei der Erweiterung der Stadtbefestigung 1384 (Mauerinschrift neben dem Turm) wurde ein Verteidigungsrondeau eingebaut. Im 30-jährigen Krieg zerstörten die Schweden 1643 diese Anlage. Der Reichsabt Benedikt Rischer (1743–1763) hat dieses Rondeau von seinem Vater Johann Jakob Rischer, der Zimmermann und Baumeister war und unter dem bekannten Baumeister Franz Beer den barocken Wiederaufbau des Klosters und der Kirche mitgestaltet hat, wieder errichten lassen. Es sollte ein Sommersitz werden, wobei die Anlage mit einem 4. Stockwerk etwa um 1750 als Turm gestaltet wurde.

Der kunstinteressierte Abt hatte die Innengestaltung im damaligen Barock ausmalen lassen. Die Fresken sind in dem beliebten italienischen Stil gestaltet worden, doch haben wir über den Maler keinerlei Anhaltspunkte.



*Prälitenturm nach der Restaurierung*

*Aufn. Wink*



*Großer Wasserschaden*

*Aufn. Lucia Grün*

### *Der angetroffene Zustand*

Nach dem Tod des Abtes war keine Nutzung des Turmes mehr festzustellen. Viele Jahrzehnte schlummerte der Turm vor sich hin und war dem Verfall preisgegeben. Verschiedene Jugendgruppen und die NSDAP waren in den Räumen heimisch geworden. Die Renovierungen befassten sich hauptsächlich mit dem Dach. Zuletzt als Landstreicherunterkunft verkam der Turm mit seiner wertvollen Inneneinrichtung immer mehr. Die Lamperien wurden als Feuerholz verwendet, die Gemälde wurden verschmiert und beschädigt.

Der hohe Wert dieses Turmes wurde 1993 wieder entdeckt und bei einer Begehung durch die Stadt Gengenbach, dem Eigentümer, die kath. Kirche und der Bürgerlichen Fördergemeinschaft zur Erhaltung historischer Baudenkmäler Folgendes beschlossen: Der Turm mit seiner wertvollen Inneneinrichtung und seiner Geschichte muss erhalten bleiben. Die Renovierung wurde der Bürgerlichen Fördergemeinschaft e.V. übertragen.

### *Bestandsaufnahme*

Nun galt es zuerst eine fachlich fundierte Bestandsaufnahme durchzuführen. Sie wurde an die handwerkliche Restauratorin Lucia Grün vergeben.





*Grottenkapelle im Erdgeschoss  
Aufn. Wink*

Nach dem ersten Überblick wurde klar, welche große verantwortungsvolle Arbeit anstand. Es sollte aber noch schlimmer kommen, denn nach dem Beginn unter dem Vorsitzenden Julius Roschach 1995 zeigte sich, dass alle Balken an den Auflagen gefault waren. Es war unumgänglich, sämtliche Balken zuerst zu ersetzen, damit die Restauration überhaupt einen Sinn hat.

Eine neue Kostenrechnung musste aufgestellt werden, bevor mit den weiteren Arbeiten begonnen werden konnte. Nach einem Vorstandswechsel begann Gerold Glatz mit der Innenrestauration, die 1997 begonnen wurde.

### *Die künstlerische Restauration*

Es war ein glücklicher Zufall, dass zu dieser Zeit sich ein Gengenbacher Restaurator, Bernhard Wink, der nach seinen Lehr- und Wanderjahren in Deutschland und Italien, sich in seiner Heimatstadt selbständig machen wollte und wir auf ihn aufmerksam gemacht wurden. Nach einem Gespräch, an dem er seine Vorstellungen über die Restauration darlegte,



*Landschaftszimmer mit Wandgemälden*

*Aufn. Wink*



*Vasenzimmer mit barocken Vasen von Peter Schwab*

*Aufn. Wink*

*Himmelskuppel im Belvedere**Aufn. Wink*

wurde ihm die Arbeit am ganzen Turm übertragen. Mit fachlich fundiertem Feingefühl wurde die Arbeit angegangen. Oberster Grundsatz war immer, Restaurieren und nicht neu gestalten. Nach dem Säubern der Bilder zeigten sich noch einige Schönheiten, die von unkundiger Hand übertüncht waren. Es war sehr schwer, den Bildern wieder den alten Glanz und die Spannung zu verleihen, die sie einmal hatten. Restaurator Wink hat es meisterhaft verstanden, dem Prälatenturm seine ehemalige barocke Ausstrahlung wiederzugeben.

### *Die handwerksbezogene Restaurierung*

Viele Dinge verlangten neben dem Restaurator die Kunst der Handwerker. Hier hat die alte Handwerkerstadt Gengenbach gezeigt, dass sie dieses Prädikat zu Recht führt. Es war eine Freude mitzuerleben, wie die Handwerker zu ihrem fachlichen Können noch die geistige Mitarbeit aus Liebe zu diesem Projekt eingebracht haben. Die ererbte Tradition hat unter Beweis gestellt, dass auch in der heutigen Zeit noch eine barocke Arbeit machbar ist.

### *Schlüsselübergabe*

Am 5. August 2001 konnte nach 6-jähriger Bauzeit an den Hausherrn, Stadtpfarrer Udo Hildenbrand, der Schlüssel des renovierten Turmes übergeben werden. Zu der Finanzierung sei gesagt, der Bürgerliche Förderverein zur Erhaltung historischer Denkmäler hat für dieses Objekt einen Betrag von DM 321 557,70 ausgegeben, der sich aus Zuschüssen des Landesdenkmalamtes, der Denkmalstiftung, der Stadt Gengenbach, der kath. Pfarrgemeinde und vielen Spenden aus Vereinen und privat zusammensetzt. Die Spendensumme allein betrug DM 192 557,70, die zeigt, wie die Bürger hinter dieser Restaurierung standen.



## Scharfrichter in der Ortenau – Spurensuche im 17. und 18. Jahrhundert

Die „Hohe Gerichtsbarkeit“ und deren ausführendes „Organ“,  
der Scharfrichter

*Klaus G. Kaufmann*

### *Zeitzeugen*

Stumme Zeitzeugen, wie die Galgen bei Triberg und in Lahr, Richtschwerter in Achern, Gengenbach und Triberg, früher auch in Memprechtshofen, Gewannbezeichnungen, wie Galgenbühl in Haslach, Galgenbosch in Bühl, Schindanger in Kork oder Galgengrün in Wolfach, das Stöckerhaus oder Meisterhus in Hausach, das Henkerhüsli in Lahr oder das Scharfrichterhaus in Ettenheim, um nur eine Auswahl zu nennen, auch Kirchenbucheintragungen und Ratsprotokolle weisen auf einen Berufsstand hin, den es in der heutigen Zeit in Deutschland gottlob nicht



*Zeitgenössische Scharfrichter-  
darstellung mit Knechten, 16. Jh.  
– Repro Kaufmann*



*Hinrichtungsszene, Deckenrelief  
in der Schlosskapelle im Schloss  
Heiligenberg –  
Repro Wilts, Donaueschingen*

mehr gibt, den Scharfrichter, Henker oder Nachrichter, lateinisch *carnifex* (wörtlich übersetzt: Fleischmacher) oder *iugulus*, d. h. Halsabschneider, auch Züchtiger genannt.

Der erste geschichtlich fassbare Scharfrichter ist 1276 im Augsburger Stadtbuch benannt, wobei dieser noch im Auftrag eines Privatmannes die Hinrichtung vollzog.<sup>1</sup> In der Mitte des 13. Jahrhunderts dürfte die Professionalisierung der Scharfrichter zu suchen sein. Davor mussten, je nach Region, der jüngste Ehemann, der jüngste Ratsherr, ein Schöffe, verurteilte Verbrecher oder viel früher die Geschädigten selbst Hand anlegen. Im Vollzug der Blutrache taten dies auch Herrscher und Könige.<sup>2</sup> Damals gab es noch kein geschriebenes oder öffentliches Recht, das Allgemeinverbindlichkeit genoss. Wohl gab es, um einige Rechtssammlungen zu nennen, den *Sachsenspiegel* (um 1230), eine private Sammlung des Ritters Repkow, den *Schwabenspiegel* (1275) oder die *Brandenburgische Halsgerichtsordnung*, die gewisse Rechtsnormen beinhalteten. Größere Verbreitung fand erst die „*Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl V.*“ (1532), die sog. *Carolina* (*Constitutio Criminalis Carolina* – CCC). In dieser wird die Tortur (Folter) zur Wahrheitsfindung allgemein eingeführt, da ja ohne Geständnis niemand verurteilt werden durfte. Dies führte leider dazu, dass Geständnisse im wahrsten Sinne (Daumenschrauben, Spanische Stiefel) erpresst wurden und viele Unschuldige, vor allen Dingen bei den Hexenprozessen den Tod fanden. Zahlreiche der nachmalig mit dem Tode bedrohten Taten konnten in der Frühzeit auch mit Geldbußen gesühnt werden.

In der Ortenau wird für Kork ein *Wilhelmus carnifex*, also ein Scharfrichter, in einem Ortenauer Güterverzeichnis der Abtei St. Stephan in Straßburg aus der Zeit um 1300 bis 1350 genannt.<sup>3</sup>

Ursprünglich war die „Hohe Gerichtsbarkeit“ königliches Recht, das dieser seinen Grafen, also den Vertretern des Königs, mit der Herrschaft über ein Territorium verlieh (Blutbann). Diese übertrugen die Aufgaben der Verwaltung, wie der Gerichtsbarkeit ihren Beamten, den Amtleuten, welche die Grafen dann auch in „Malefizdingen“ vertraten. Ausführendes Organ war der Scharfrichter mit seinen Knechten.

### *Herrschaften mit Hochgerichtsbarkeit*

Ganz oder teilweise lagen folgende Herrschaften, die die Hochgerichtsbarkeit innehatten, im Bereich des Historischen Vereins für Mittelbaden, der ja die Grenzen der historischen Ortenau überschreitet: Die Markgrafschaft Baden-Baden, das Hochstift Straßburg, das Fürstentum Fürstenberg, die vorderösterreichische Herrschaft Triberg, die württembergische Herrschaft Hornberg, die Landvogtei Ortenau, die Herrschaften Hanau-Lichtenberg, Geroldseck, Lahr-Mahlberg, die Reichsstädte Offenburg, Gengenbach, Zell (die kleinste freie Reichsstadt im Reich), das freie Reichstal Harmersbach und schließlich die Reichsritterschaft Ortenau.<sup>4</sup>

### *Wohnsitze von Scharfrichtern, deren Lebensumstände und Erwerbsgrundlagen*

Wenn sich auch nicht in jeder Stadt oder Gemeinde der genaue Standort der Scharfrichterbehausung nachweisen lässt, so sind doch folgende Orte als ehemalige Scharfrichterwohnsitze bekannt: Achern, Baden-Baden, Etenheim, Gengenbach, Griesheim, Hausach, Hornberg, Kippenheim, Kork, Lahr, Memprechtshofen, Oberkirch, Offenburg, Renchen, Seelbach(?), Stollhofen und Triberg.

Meist wohnten sie außerhalb, vor den Mauern, was sich auf ihre „Infamie“ (Unberührbarkeit) ebenso beziehen kann, wie auf ihre Tätigkeit als Abdecker (Schinder, Wasen- oder Kleemeister). Es dürfte allgemein bekannt sein, dass Scharfrichter und auch andere Berufe einem besonderen Verhaltenscodex unterworfen waren. Dieser war nicht überall und zu allen Zeiten gleich. Wie Scharfrichter galten auch Badstuber, Barbieri, Aderlasser, Zöllner, Müller, Spielleute, Schäfer, Hirten, sogar Chirurgen (hier sind natürlich nicht die Chirurgen heutiger Qualifikation, sondern die damaligen Handwerkschirurgen gemeint) zeitweise als „unehrlich“, was aber nicht heutiger Auffassung mit diebisch oder lügnerisch gleich gesetzt werden darf. Es bedeutet vereinfacht, man besaß in der Ständegesellschaft ein minderes Maß an Ehre, war von Bekleidung öffentlicher Ämter ausge-



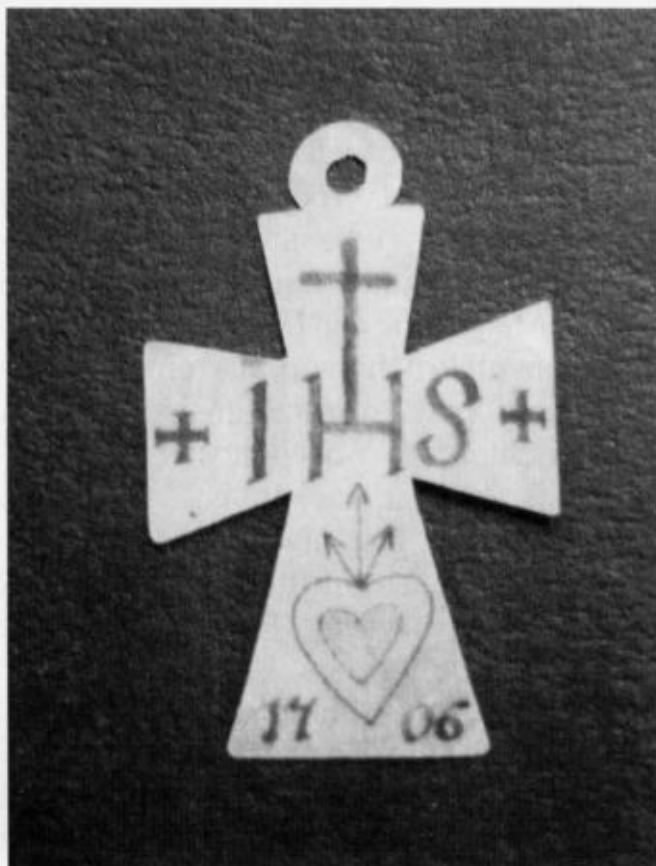
*Das Scharfrichterhaus in Ettenheim – Foto Kaufmann*

schlossen. Allein die Berührung mit den „verfemten“ Personen und deren Gerätschaften machte „unehrlich“ und schloss von der menschlichen Gesellschaft aus.

Aber es scheint auch nicht überall so heiß gegessen wie gekocht worden zu sein. Dies zeigt sich bei der Ehefrau Anna Maria des protestantischen Scharfrichters Heidenreich in Teningen 1672, die bei der Nottaufe eines Kindes des Forst- und Fronschreibers, mit dem Vogt Rieß und der Markgräfin Elisabetha Eusebia (zwar in Abwesenheit) Patin war. Selbst der Pfarrer Schlotterbeck ehelichte 1765 die Tochter Katharina Juditha des Scharfrichters Georg Friedrich Frank von Teningen.<sup>5</sup> Es waren vorwiegend die Zünfte, die darauf achteten, dass der Umgang mit dem Scharfrichter gemieden wurde. Dennoch war der Umgang mit dem Scharfrichter in vielen Bereichen unvermeidlich, wie später noch erläutert werden wird.

Bei der Entwicklung des Scharfrichterberufes bezogen diese zunächst ihre Einkünfte aus der „peinlichen Befragung“ und der Hinrichtung. Aus dem Jahr 1630 liegt eine Bestallung mit Gebührenliste für den Scharfrichter von Hausach vor.<sup>6</sup> Aufgrund mehrerer Ursachen (Bevölkerungsschwund im Dreißigjährigen Krieg, sich ändernde Rechtsprechung, Kriege, Seuchen und Inflation) genügte das damit erworbene Geld nicht mehr, um sich und seine Familie zu ernähren. Teils aus diesen Gründen wurden ihm





*Amulett aus gegerbter Menschenhaut, Süddeutschland 1706  
Sensenmuseum Achern –  
Foto Kaufmann*

weitere Aufgaben übertragen: Die Schinderei oder Abdeckerei (Aufgaben, die heutzutage Tierkörperverwertungsanstalten übernehmen), d. h., er hatte gefallenes (krepirtes) Vieh abzudecken und zu verdolben (vergraben), wobei er diese Tätigkeit wegen der damit verbundenen schweren Ehrenbuße eher seinen Gehilfen, den Schinderknechten überließ. Dazu hatte er in der Nähe seiner Behausung ein Grundstück, den Schindanger oder auch Wasen. Die Bauer mussten ihm das krepirtes Vieh zuführen oder er musste es abholen. Da dies Geld kostete oder die Häute beim Scharfrichter verblieben, kam es zwangsläufig auch zu Kontakten und natürlich auch Reibereien. Die Abdeckerei war sicher ein Grund, warum die Mitbürger den Scharfrichter lieber vor den Stadtmauern sahen, wobei auch dies nicht der einzige Grund war.

Wie sich herausstellte, gab es weitere Erwerbsquellen: In Gengenbach und anderen Orten reinigte er mit seinen Knechten „das heimlich Gemach“, also die Abortgruben,<sup>7</sup> in Straßburg war er Spielaufsicht bei einem noch nicht genau identifizierten Spiel, dem Scholdern, vermutlich eine Art Kegeln, und er war dort Bordellwirt. All dies ging nicht ohne Kontakte mit der Bevölkerung ab. In herrschaftlichem Auftrag zog er deren Jagdhunde auf. Dazu wurde, wie in Hausach, extra ein Hundezwinger errichtet. Doch damit waren seine Nebenerwerbsquellen keineswegs erschöpft: Er betätigte

sich als Heilkundiger für Mensch und Vieh, er vertrieb Amulette aus Menschenhaut, er verkaufte ausgelassenes Menschenfett an die Apotheker. Er war gefragt in der Tier- und Seuchenmedizin, in der Humanmedizin trat er in Konkurrenz zu den studierten Medizinern, was bald die Obrigkeit auf den Plan rief. Sie verbot ihm „das Herummedizinieren“ an Einheimischen<sup>8</sup> (Fremde durfte er behandeln!), oder sie ließen ihn erst nach erfolglosen Versuchen der studierten Konkurrenz zum Zuge kommen.

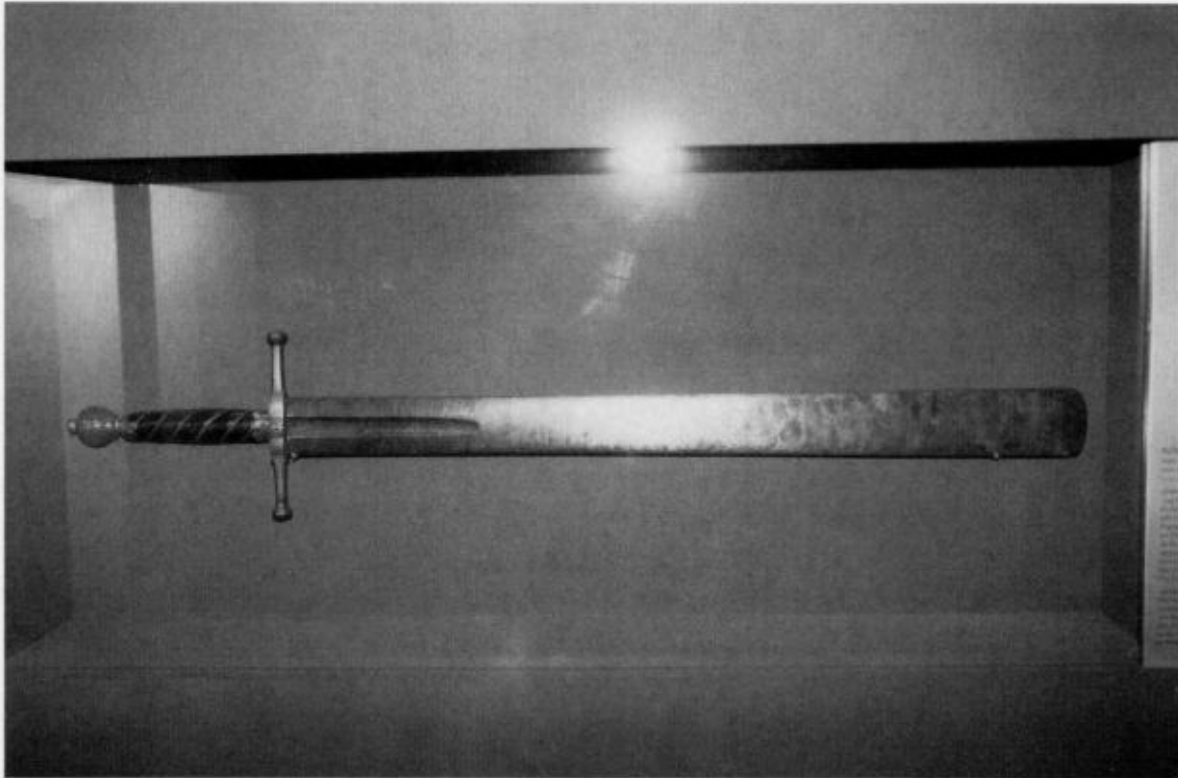
Allerdings war der Umgang mit der Magie auch für einen Scharfrichter nicht ungefährlich, wie aus einer Begebenheit in Memptrechtshofen aus dem Jahre 1612 zu erfahren ist: Dort hatte Meister Matthias Burckhardt, Scharfrichter und Wasenmeister, sich mit der Anklage der Hexerei auseinanderzusetzen. Er war schon 22 Jahre im Amt. Wohl vor 16 Jahren hatte er jetzigen Sträflingen, als sie noch Buben waren, auf deren Begehren, ihnen etwas zu geben, was für Hauen und Stechen gut sei, also unverwundbar mache, wohl um seine Ruhe zu haben, ein Tüchlein mit eingebundenem Brot und Salz gegeben. Er machte ihnen zur Auflage, diese nie zu öffnen, da sonst die Kunst hinfällig sei. Er hatte sich auch nicht gescheut, dies seinen Brüdern und Freunden zu erzählen. Allerdings hatte dieser harmlose Spaß den Herren Räten in der Kanzlei zu Buchsweiler eher wie Hexerei ausgesehen. Wohl aufgrund der Intervention seiner Verwandten, allesamt Scharfrichter aus der Umgebung, die bereit waren, mehrere 1000 Taler als Kaution zu leisten, da er, „ein blöder Mann mit allerlei Leibsschwachheiten, vornehmlich der Gicht beladen und im Gefängnis schweren gesundheitlichen Schaden nehmen möge“, haben die Herren Räte ihn zur unverzüglichen Zahlung von 1000 Gulden an den Grafen verurteilt, wobei sie weitere Bedenken wegen seines Alters und seiner Blödigkeit zurückgestellt haben.<sup>9</sup>

Manche Scharfrichter schrieben ihre medizinischen Erkenntnisse sogar in Büchern nieder, wie u. a. 1666 der Grafenhausener Scharfrichter Michel Meyer sein „Symbadisches Arzeneybuch for Mensch und fisch, aufgesetzt for Noth fahl fom dogtor Freymann Scharfrichter Meyer“<sup>10</sup> oder „Nachrichters nütliches und aufrichtiges Pferd oder Roß-Arzeney-Buch“ des Tübinger Scharfrichters Johannes Deigentesch.<sup>11</sup>

Dass Scharfrichter sich auch unternehmerisch betätigten, lässt sich zumindest an einem Fall in der Ortenau nachweisen. Der Lahrer Scharfrichter Georg Friedrich Frank (Franck) (\* Straßburg 17. 10. 1738, † Lahr 27. 12. 1798) ist 1784 Mitbegründer einer Fayencefabrik in Dautenstein (Gemeinde Seelbach bei Lahr).<sup>12</sup>

### *Die Auswirkungen der „Unehrllichkeit“*

Woher die „Unehrllichkeit“ kam, hat man bis heute nicht endgültig erklären können. Man nimmt an, dass in früher Zeit der Tod oder das rituelle Töten



*Richtschwert des Hausacher Scharfrichters Johann Anton Seidel von 1739  
 (\* 29. 2. 1712 Oberndorf/Neckar; † 1. 8. 1749 Hausach) Franziskanermuseum  
 in Villingen – Foto Kaufmann*

mit einem Tabu belegt war und dass derjenige, der von Berufs wegen tötete, in den Bannkreis der Infamie geriet. Wieso dann andere Berufsgruppen auch „unehrlich“ wurden, lässt sich ebenfalls nicht mit Bestimmtheit sagen. An folgenden Beispielen sollen die Folgen der „Unehrllichkeit“ aufgezeigt werden: In den Amtsprotokollen Wolfachs aus dem Jahre 1641 findet sich die Klage der „gesambten Meister des Weberhandwerks wider ihren Zunftmeister“, dass dieser nicht nur den Delinquenten bewache und mit ihm die Henkersmahlzeit einnehme, dem Scharfrichter zur Hand gehe, im Blut „herumb tatschet“ und außerdem Garn aufkaufe und webe, „also damit das Handwerk verstümpele“. Das Oberamt verfügte, dass besagter Zunftmeister sein Amt niederlege und nachdem die Zeit des sich in Ausbildung befindlichen Knappen aus sei, diesen entlassen solle und keinen weiteren mehr aufnehmen dürfe.<sup>13</sup>

Selbst 1794, als in Gengenbach die letzte öffentliche Hinrichtung mit dem Schwert stattfand, hatte diese wegen dieser Infamie ein Nachspiel: „Die ehrbare Schneiderzunft“ verklagte ihren Mitmeister, dass er sich „aus Muthwillen bei der Hinrichtung ... an den Galgen gelehnt habe“. Dies machte den Schneidermeister natürlich unehrlich und seine Zunftgenossen

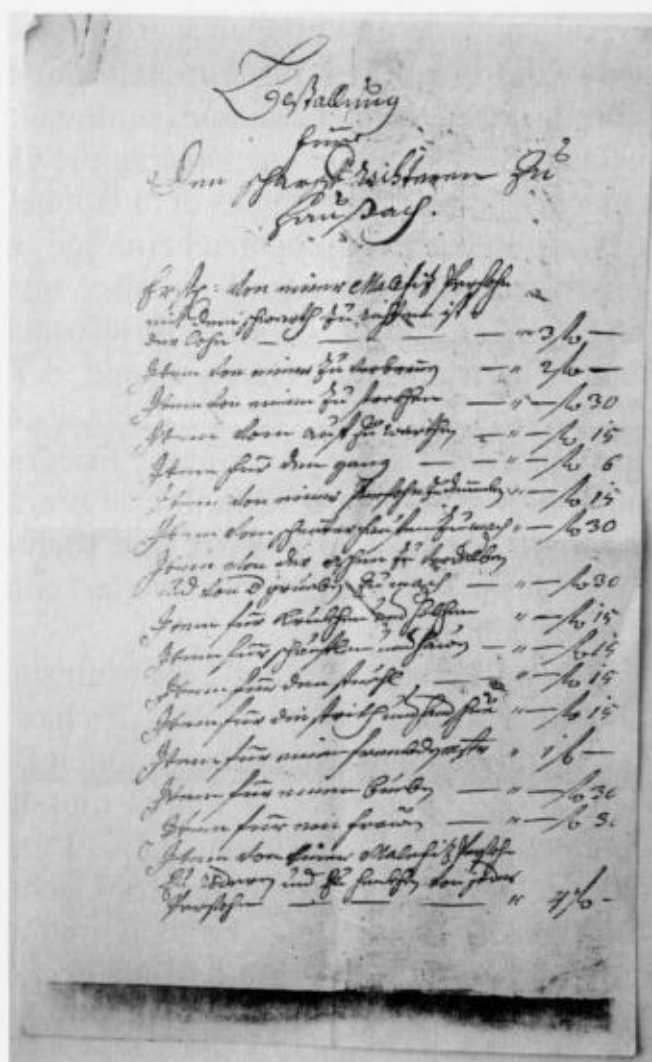


*Galgen bei Triberg,  
1721 errichtet –  
Foto Kaufmann*

lehnten den Umgang mit ihm ab. Der Schneidermeister aber, wollte sich von seiner Zunft nicht strafen lassen; er erklärte „der Galgen seye von ehrlichen Leuten gebaut worden, und er könne also auch dieser eingebildeten Infamie wegen nicht gestraft werden“. (Eine schon damals weise Einsicht!) Doch der Rat der Stadt verurteilte ihn „wegen unziemenden Betragens“ zu 5 Schillingen Strafe, hob aber die Infamie „von Obrigkeitwegen“ wieder auf und die Zunft musste ihn wieder „als einen ehrlichen Meister ansehen“. <sup>14</sup>

Ganz auffällig war das Problem der Infamie bei der Errichtung eines Hochgerichts, dem Galgen. Nach dem Motto „Die Unehrllichkeit aller ist die Unehrllichkeit keines“ mussten alle bei der Errichtung eines neuen Galgens mitarbeiten. Unter Anführung des Schultheißen oder Amtmanns mit klingendem Spiel, in Begleitung von Rat, Zünften, Handwerkern und der gesamten Bevölkerung wurde der neue Galgen von den Handwerkern errichtet. Fehlte jemand, so wurde ihm ein Nagel aufgehoben, den er nachträglich einschlagen musste, so dass niemand einem anderen Unehre vorwerfen konnte.





Bestallungsurkunde des  
Hausacher Scharfrichters von  
1630 (vermutlich:  
Matthäus Burkhardt) –  
Foto Kaufmann

### Verwandtschaftliche und soziale Beziehungen

Die zuvor betrachtete „Unehrllichkeit“ hatte natürlich auch Konsequenzen im Umgang des Scharfrichters und seiner Familie mit ihren Mitmenschen. Da der Kontakt mit dem Scharfrichter und seinen Gerätschaften „unehrlich“ machte, blieben seine sozialen Kontakte auf den „unehrlichen“ Personenkreis beschränkt, d. h., die Männer und Frauen waren bei ihren Heiraten wieder auf Scharfrichterabkömmlinge angewiesen. Dies führte mit zunehmender Professionalisierung des Scharfrichterberufes zumindest schon im 16. Jahrhundert zur Ausbildung ganzer Scharfrichterdynastien. Für den Bereich der Ortenau in alphabetischer Reihenfolge ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Bengel, Burkhardt, Bürk (Birk), Braun, Frank, Gentner (Günter), Großholtz, Holtzmann, Lohr (Lohry), Mengis, Möckhle, Neuer (Neyer, Näher), Ostertag, Reichle (Reichlin), Rein (Rhein, Rain), Ritter, Röhrlin (Röhrle), Ruf (Ruoff, Ruef), Seidel (Seidler), Spengler, Steinmaier (Steinmeyer), Vollmar (Vollmer, Vollmayer). Da die Familiennamen, auch ande-

res, oft so niedergeschrieben worden sind, wie es phonetisch wahrgenommen wurde, gibt es für ein und dieselbe Person die verschiedensten Schreibweisen. Manche dieser Familien kommen aus der Schweiz, manche aus dem Elsass, bei den meisten ist die Quellenlage zumindest vor 1600 so schlecht, dass sie einfach aus dem Dunkel der Geschichte auftauchen.<sup>15</sup>

Nachfolgende Kirchenbucheinträge mögen die Verflechtung hiesiger Scharfrichterfamilien deutlich machen: Georg Friedrich Rein (\*2.11.1681, † 23.12.1734, carnifex in Hausach: 1708–1734), Sohn des Philipp Rein, Scharfrichter in Hausach und der Anna Maria Burkhardt ∞ 28.6.1708, Maria Barbara Lohr, die Tochter des Gengenbacher Scharfrichters.<sup>16</sup> Paten bei der Geburt des Georg Friedrich waren Matthias Ostertag und Anna Maria Großholz. Matthias Ostertag, Scharfrichter in Renchen ∞ 11.8.1670 Anna Maria Rein, die Tochter des Hausacher Scharfrichters Michel Rein.<sup>17</sup> Wie man unschwer erkennen kann – alles Namen, die „vorbelastet“ sind.

In der Literatur, die die Lebensumstände der Scharfrichter beschreibt, kann man lesen, dass der Scharfrichter im Wirtshaus einen besonderen Platz hatte, nur aus einem bestimmten Becher trinken durfte, dass er sein Vieh auf eine extra Weide führen musste, ja, dass er in der Kirche einen separaten Platz einzunehmen hatte. Dass er dies nicht immer tat, ist an folgendem Vorfall zu ersehen: „1651 geht die Klage, dass der Scharfrichter von Hausach communiziert und mit anderen ehrlichen Leuten, gehet; wenn man zu trinken gibt, trinkt er mit anderen us einem Glas; Herr Pfarrer wird dewegen um Remedierung ersucht. In der Kirch soll er einen besonderen stuel haben.“<sup>18</sup>

### *Die Bestallung und das Meisterstück*

Bislang haben wir uns fast ausschließlich mit dem sozialen Umfeld des Scharfrichters befasst, seine eigentliche Tätigkeit ist aber die Durchführung der vom Gericht verhängten Exekutionen, das Hängen, Rädern, Köpfen oder das Durchführen der Ehrenstrafen (Pranger, Trille, Halsgeige usw.), das Ausstäupen und Brandmarken nicht zu vergessen. Dazu musste auch der Scharfrichter eine Lehre machen, in der Regel bei seinem Vater oder einem verwandten oder befreundeten Meister. Bevor er eine Anstellung bei einer Stadt oder einer Herrschaft erhielt, musste er ein Meisterstück nachweisen. Dies war in aller Regel das Enthaupten durch das Schwert mit einem Streich. Ein Fehlhieb galt als Kunstfehler („Putzen“ im Scharfrichterjargon) und führte zur Verweigerung der Entlohnung. In frühen Zeiten hat man darauf den Scharfrichter gelyncht, weil es eine nicht durch das Gerichtsurteil verhängte Verschärfung bedeutete, aber er bekam auch Beifall, wenn eine Hinrichtung kunstgerecht gelang. Wohl schon im 16. Jahrhundert wurde vom Stadtknecht vor jeder Hinrichtung der Scharf-

richterfrieden ausgerufen: „Auf befehl des H. Bluetrichters befehle ich, das wann dem Scharfrichter seine Kunst mißlingen würde, solle sich bey leib und leben Straf kheiner undstehen, sich an ihme zu vergreifen, sondern er Meister solle frey Ein- und Austritt haben“.<sup>19</sup> Dass die Exekution etliche Geschicklichkeit und Nervenstärke bedurfte, zeigt eine Begebenheit aus dem Jahre 1761. Bei der Hinrichtung des wegen Wilddieberei und Raubmords verurteilten vulgo Weyer-Jörgle aus dem Peterstal, hat nach dem Bericht des Oberamtmannes Dornblüth aus Wolfach, der Donaueschinger Meistersohn, Johann Baptist Seidel sein Meisterstück machen sollen, ist aber mit seinem Hieb wohl zu hoch bei dem Kinn herausgekommen. Dass dies ihm die Bevölkerung nicht vergaß, wird fast 30 Jahre später deutlich, als eine Kindsmörderin aus St. Roman ebenfalls mit dem Schwert gerichtet werden sollte. Jacob Seidel, der Sohn des obigen Seidel, wollte an ihr sein Meisterstück machen. Doch die Obrigkeit befürchtete wegen des großen Anhangs einen Aufruhr und holte den Triberger Scharfrichter Johann Georg Steinmayer, der vor über 8000 Personen die Hinrichtung kunstgerecht vollzog, und empfahl, das Meisterstück an einem Landvaganten zu machen, der weniger Rückhalt in der Bevölkerung habe.<sup>20</sup>

### *Die Hinrichtung und der Umtrunk*

Die Hinrichtung fand bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts unter freiem Himmel statt. Es war dies ein großes Ereignis, zu dem Tausende von Zuschauern strömten. Die Taschendiebe hatten Hochkonjunktur. Das öffentliche Schauspiel war zur Abschreckung und zur Erziehung gedacht, bekam aber Volksfestcharakter. An die Hinrichtung schloss sich der Umtrunk der Herren Richter und Herren Räte, sowie der Geistlichkeit an. So kam es vor, da dies auf Kosten des hingerichteten Delinquenten geschah, dass man mehr verspeiste und vertrank als der arme Sünder besaß und die Kosten die herrschaftliche Kasse belasteten, wie dies 1686 in Triberg bei der Hinrichtung eines sodomitischen Hirtenjungen geschah. Die vorderösterreichische Kameralregierung zu Waldshut rügte dies energisch.<sup>21</sup> Aber nicht nur dort kam es dieses Brauches wegen zu Verstimmungen. Auch die Scharfrichter luden ihre „nachbarlichen Meister“ danach zum Umtrunk ein und oft wurde, wie ein Hüfänger Scharfrichter beklagte, für den Umtrunk mehr ausgegeben als die Hinrichtung für den Scharfrichter einbrachte, so dass er dabei ja einen Verlust machte.<sup>22</sup>

Ganz andere Gründe hatte der Lahrer Pfarrer Caroli, der anlässlich der am 7. September 1655 stattgefundenen Hinrichtung einer Frau und eines Mannes wegen Hexerei, die Sitte der Malefikantenmahlzeit in der so genannten Malefikantenpredikt am 12. September 1655 als groben Unfug an den Pranger stellte. Er hatte die „armen Sünder“ während ihrer Haftzeit mit zwei weiteren Seelsorgern betreut. Monatelang beschäftigte diese Pre-





*Steinsäule eines dreischläfrigen (dreistempligen) Galgens vor dem Storchenturm in Lahr – Foto Kaufmann*

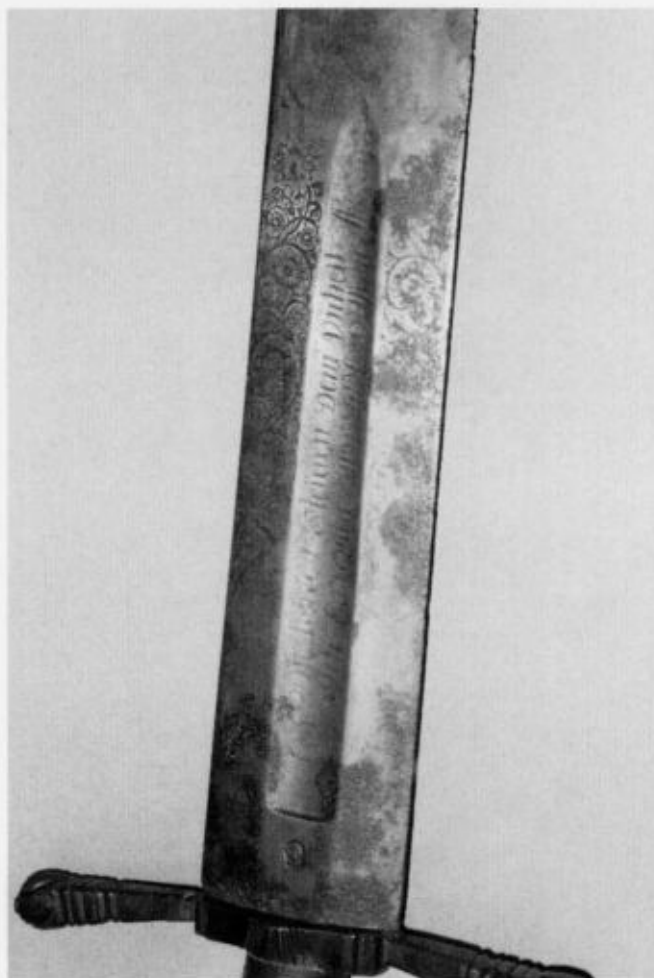




*Grabstein des vorletzten  
Gengenbacher Scharfrichters  
Johannes Ritter –  
Foto Kaufmann*

digd die Amtsstuben in Lahr und Idstein. Die Angelegenheit hat eine moralische und eine juristische Seite. Der Pfarrer hatte moniert, dass nach der Exekution, mit meinen Worten, zu viel gefressen und gesoffen wurde, dass die Beamten schon während der Beratungen unter Alkohol standen, wo doch ein Trauertag angemessener gewesen wäre. Da der Mann sein Geständnis vor der Verurteilung widerrufen hatte, hätte er nach geltendem Recht nicht verurteilt werden dürfen. Pfarrer Caroli hatte in seiner Predigt den Text gehabt: Lukas 10,23,24 „Selig sind die Augen, die sehen, was ihr sehet.“ Er hat wohl in seiner Predigt gesagt, dass „... sonderlich bei solch traurigen Fällen, da man doch zweifeln muß, ob dem einen oder anderen Recht oder Unrecht geschehen sei ...“.

Nachdem die Herren Beamten sich auf die Füße getreten fühlten wegen vermeintlicher Urteilsschelte, der Graf Johann sich als Tyrann hingestellt fühlte, gingen Briefe zwischen Lahr und Idstein hin und her. „Kurz vor Weihnachten, am 21. Dezember 1655 gingen zwei Erlasse nach Lahr, der eine an die Beamten: Sie sollen Versöhnlichkeit beweisen, sich in Amtsführung und Wandel so verhalten, dass der Graf und Pfarrer keine Ursache zum eifern habe, den Pfarrer nicht zu beeinträchtigen ...



*Schwertspruch auf dem Gengenbacher Richtschwert:  
„Die Herren steuren Dem Unheil –  
Ich exequire Ihr Endt Urtheil“ –  
Foto Kaufmann*

Der Pfarrer bekam die Weisung, sich mit den Beamten zu vertragen, damit dadurch gute Disziplin bei der Bürgerschaft erhalten und alle Confusion und Ärgernis verhütet werde. Er habe sich mit den Beamten zu versöhnen, wie es sich für einen Theologen von selbst verstehe, „... auch auf der Kanzel und sonsten aller theologischen Moderation und Bescheidenheit zu befleißigen und sich aller Zanksucht und Privateifers zu enthalten, damit die Gemeinde vielmehr erbaut als geärgert und Ihre hochfürstl. Gnaden zu keinem anderen veranlaßt werde.“<sup>23</sup> Trotzdem hat der Pfarrer in beiden Seiten, der moralischen, wie der juristischen meines Erachtens Recht gehabt.

Wie wir sehen gibt es auch schon kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg kritische Denkansätze über Hexenverfolgung, Hinrichtung und deren äußere Umstände.

### *Schwertsprüche*

Über das Selbstverständnis der Scharfrichter geben am ehesten deren eingravierten und eintauschierten Sprüche auf ihren Richtschwerten Aus-

kunft: „Ihr Herren steuern dem Unheil, ich exequiere ihr Endsurtheil“ und auf der anderen Seite „Wenn ich das Schwert thue aufheben, wünsch ich dem Sünder das ewige Leben.“

Diese Sprüche finden sich auf dem Scharfrichterschwert der Großholtz in Membrechtshofen, der Seidel aus Hausach, ebenso auf dem der beiden letzten Scharfrichter von Gengenbach, Ritter und Ruf.

Auf anderen kann man lesen: „O Herr, nimm diesen armen Sünder in dein Reich, damit er kann selig werden durch einen glücklichen Streich.“ Viel Humor beweist ein anderer: „Wer etwas findet, eh’ es verloren, und kauft, bevor es feil wird, der stirbt, bevor er krank wird.“

Kein Schwertspruch, aber ein rührender Abschied steht auf dem Grabstein des vorletzten Gengenbacher Scharfrichters Jo(h)annes Ritter, Sohn des Rottweiler Scharfrichters Heinrich Ritter,<sup>24</sup> der noch auf dem Gengenbacher Friedhof zu bewundern ist:

HIER UNDEN IN DEM GRAB – DA LIEGT WAS ICH GELIEBET HAB – MEIN HOFFNUNG TROST UND LEBEN – WO GOTT MIR HAT ZU HILF GEGEBEN – LIEGT IETZUND IN DER ERDEN – KANN MEINER AUCH NICHT MEHR WERDEN – ZUM ZEICHEN MEINER TREY – SETZ ICH DAS KREIZ HERBEI – GOTT WOLLT DIE RUHE IHME GEBEN UND AUCH DAS SELIG LEBEN – AMEN – DEN 27. BRACHMONATH IST GOTTSELIG ENTSCHLAFEN – DER EHRSAME JOANNES RITTER – GEWESTER SCHARFRICHTER IN GENGENBACH – 1767

Mit dem Übergang an Baden im Jahre 1803 haben die meisten Scharfrichter ihr Amt verloren, viele haben danach als Abdecker weitergearbeitet, reich ist davon wohl keiner geworden.

#### Anmerkungen

- 1 Schild, Wolfgang: Scharfrichter. In: Justiz in alter Zeit, Band VI c der Schriftenreihe des Mittelalterlichen Kriminalmuseums Rothenburg ob der Tauber, 280
- 2 Glenzdorf, J./Treichel, F.: Henker, Schinder, Arme Sünder, Bd. I. und II. Bad Münster a. Deister, 1970, 15
- 3 Gartner, Suso: Ruedelin daz ist ein velname, Ortenauer Güterverzeichnis der Abtei St. Stephan, Straßburg, in: Die Ortenau 2000, 125
- 4 Siebert, H. Dietrich: Die Territorien der Ortenau, in: Offenburg und die Ortenau, 1935, 79 ff.
- 5 Schmölz-Häberlein, Michaela: Scharfrichter und Delinquenten in der frühen Neuzeit, S’Eige zeige, Jahrbuch des Landkreises Emmendingen, 11/1996, 25
- 6 Original im Archiv des Ortsteils Staufen der Gemeinde Grafenhausen/Hochschwarzwald
- 7 Kast, Augustin: Die Gengenbacher Scharfrichterverordnungen von 1775, in: Die Ortenau 1949, 20 ff.
- 8 Bischoff, E.: Chronik von Hausach, Maschinenschrift 1969, 162

- 9 Laupe, Ludwig: Der Scharfrichter und Wasenmeister zu Membrechtshofen, in: Die Ortenau 1986, 247 ff.
- 10 Häßler, Franz: Aus einer alten Truhe, Mein Heimatland, Heft 3 u. 4, 1931, 81 ff.
- 11 Tübingen bei Johann Georg Cotta, 1760
- 12 Glenzdorf, J. / Treichel, F.: Henker, Schinder, Arme Sünder, Bd. I u. II, Bad Münster am Deister, 1970, 49, 309
- 13 Disch, Franz: Chronik von Wolfach, Wolfach 1920, 81 ff.
- 14 wie Anm. 7
- 15 Nicht veröffentlichte Recherchen des Autors
- 16 Maier, Fritz: Hausach, Unveröffentlichte Kirchenbuchauszüge aus Hausach, Oberwolfach und Wolfach
- 17 Kuby, Alfred H.: Scharfrichter Ostertag und Rein in Renchen, Genealogie Heft 1, 1979, 428
- 18 wie Anm. 8
- 19 wie Anm. 8
- 20 Kaltenbach, Konrad: Ein Malefizgericht mit Hinrichtung in Triberg, Geschichte der Stadt Triberg, 1964, 413 ff.
- 21 wie Anm. 20
- 22 Vetter, August: Ortschronik von Hüfingen, 1984, 214  
Moog, Gustav: Der Scharfrichter, Die Heimat 6/1934, 19
- 23 Ludwig, Adolf: Die Malefikantenpredigt, in: Die Ortenau 1930, 107 ff.
- 24 Kirchenbuch der Pfarrei St. Marien Gengenbach



## Zur Geschichte der Lahrer Nachrichter und Wasenmeisterei

*Helmuth Lehmann*

Im Jahr 1985 kaufte der Lahrer Turnverein das so genannte „Henkerhiisli“ in Lahr und baute es um. Durch den Umbau wurde das kleine Wohnhaus der Familie Vinther mit dem großen Gewölbekeller grundlegend verändert. Ein Wappenbild dieser Familie aus dem Jahre 1561 ist heute noch über dem Tor zum Gewölbekeller zu sehen. Das kleine Haus dient heute dem Lahrer Turnverein als Geschäftsstelle, das Obergeschoss als Versammlungsraum und das schöne Kellergewölbe ist der Jugend vorbehalten. Das „Henkerhiisli“ soll einst der Lahrer Scharfrichterfamilie als Wohnung gedient haben.

Zur Einführung: Die am Oberrhein bekannteste Scharfrichterfamilie war die Familie Großholtz.

Cunrat Großholtz war der Erste seines Namens, seit 1473 Scharfrichter in Zürich. Sein Enkel Heinrich, von 1516 bis 1531 ebenfalls Scharfrichter in Zürich, fiel in der Schlacht bei Kappel/Schweiz am 11. Oktober 1531, zusammen mit Huldreich Zwingli, dem Schweizer Reformator, und dessen Freund Diebold von Hohengeroldseck im Kampf gegen die fünf katholischen Landkantone.<sup>1</sup>

Die meisten männlichen Nachkommen dieser Familien deckten den Bedarf an Scharfrichtern am Oberrhein. Sie waren tätig in Schaffhausen, Winterthur, Mühlhausen, Stuttgart, Wiehre, einem Ortsteil von Freiburg/Breisgau, Kippenheim, Straßburg, Membrechtshofen, Kehl, Kork, Offenburg, Baden-Baden und Durlach, um nur einige Orte zu nennen.

Die weiblichen Nachkommen heirateten in den meisten Fällen ebenfalls in Scharfrichterfamilien.

Alle in der Ortenau noch lebenden Menschen mit dem Namen Großholtz stammen aus diesem Familienkreis.

Das wichtigste Handwerkszeug des Nachrichters war das Richtschwert. Das Richtschwert wurde mit beiden Händen geführt, man nennt es deshalb einen Zweihänder. Die gleichmäßig breiten, im Durchschnitt 85 cm langen Klingen waren beidseitig geschliffen und an der Spitze abgerundet oder gerade abgeschnitten. Neben dem Markenzeichen des Waffenschmiedes waren meist der Name des Besitzers, auch oft bildliche Darstellungen, aber zumeist Sinnsprüche eingraviert, in denen der Nachrichter redend auftritt. So ist zum Beispiel das Richtschwert der Familie Großholtz aus Membrechtshofen erhalten. Im oberen Drittel der Klinge ist auf der einen Seite eingraviert:



Das „Henkerhäusli“ in der Gerichsstraße vor dem Umbau durch den Turnverein  
Lahr; gezeichnet von Herbert Jäger 1975

Brücke zur Heimat Nr. 24 / 1975



*Siegel der Lahrer Scharfrichterfamilie Frank*

*Vorlage und Aufnahme GLA Karlsruhe, Sign. 236 / 8971*

*Ihr Herrn Steuren Dem Unheil  
Ich Exekutiere Ihr Urteil*

Auf der anderen Seite:

*Wan ich das Schwert Tue Aufheben  
Wuensche Ich Dem Suender Das Ewig Leben<sup>2</sup>*

Eine Dienstkleidung wurde dem Scharfrichter nicht überall vorgeschrieben. Eine ständige Berufs- und Zwangskleidung hat es nicht gegeben. Den mit einer Kapuze arbeitenden Henker gibt es nur im Film. 1788 wurde in Schwyz der Scharfrichter Großholz gebeten, bei der Taufe als Pate nicht mit schwarzem Umhang und mit Degen zu erscheinen, sondern im roten

Mantel und einem Hirschfänger. In Basel z.B. war ein schwarzweißer Mantel vorgeschrieben.

Der Lahrer Scharfrichter Friedrich Frank ist auf seinem Siegel dargestellt mit Kniebundhosen, einer vorne offenen Jacke mit Schwalbenschwänzen bis unter die Knie, darüber trägt er einen Umhang, der fast bis zum Boden reicht. Den Kopf bedeckt ein dreispitziger Hut. In gewichtiger, breitbeiniger Stellung hält er rechtens das auf dem Boden stehende Richtschwert, während er seine linke Hand in die Hüfte stemmt.

Die Gerichtsbarkeit in Lahr wurde bereits 1278 von den Geroldseckern den Bürgern nach dem „Freiburger Recht“ zugestanden. Man hat durch diesen Vertrag ein altes adliges Standesvorrecht den bürgerlichen Schichten übertragen. Über die Arbeit des städtischen Hochgerichts liegt im Lahrer Archiv ein Gutachten des Hofrates Rauh aus Karlsruhe vor.<sup>3</sup>

Für Hinrichtungen sind bis heute nur einige Erwähnungen bekannt. „Die Meissenheimer Chronik“ berichtet: *„Anno 1582. Am Freitag, den 9. März hat man Claus Bubenhofer von Dundenheim, so das Dorf angesteckt, zu Lhar bey dem Hochgericht verbrannt. Da er dann greuliche marter gelitten, wie er wol verdient.“*

*„Anno 1611. Mittwoch, den 10. Juli ist zu Lhar Hans Meyer, Burger von Altenheim, mit dem schwert gericht worden. War ein Roßdieb.“*

*„Anno 1620. Den 16. November ist Jacob Keck von Ottenheim, der Stefflerin Sohn, zu Lhar enthaupt und verbrent worden, wegen er mit einer Stuten zu thun gehabt, die auch zugleich in 4 stück zerhawen und mit im verbrent ist worden.“*

*„Anno Domini 1621. Im Juli ist der neue steinern Galgen zu Lhar gemacht und Freytag, den 27. Julii ein dieb darangehenckt worden.“*

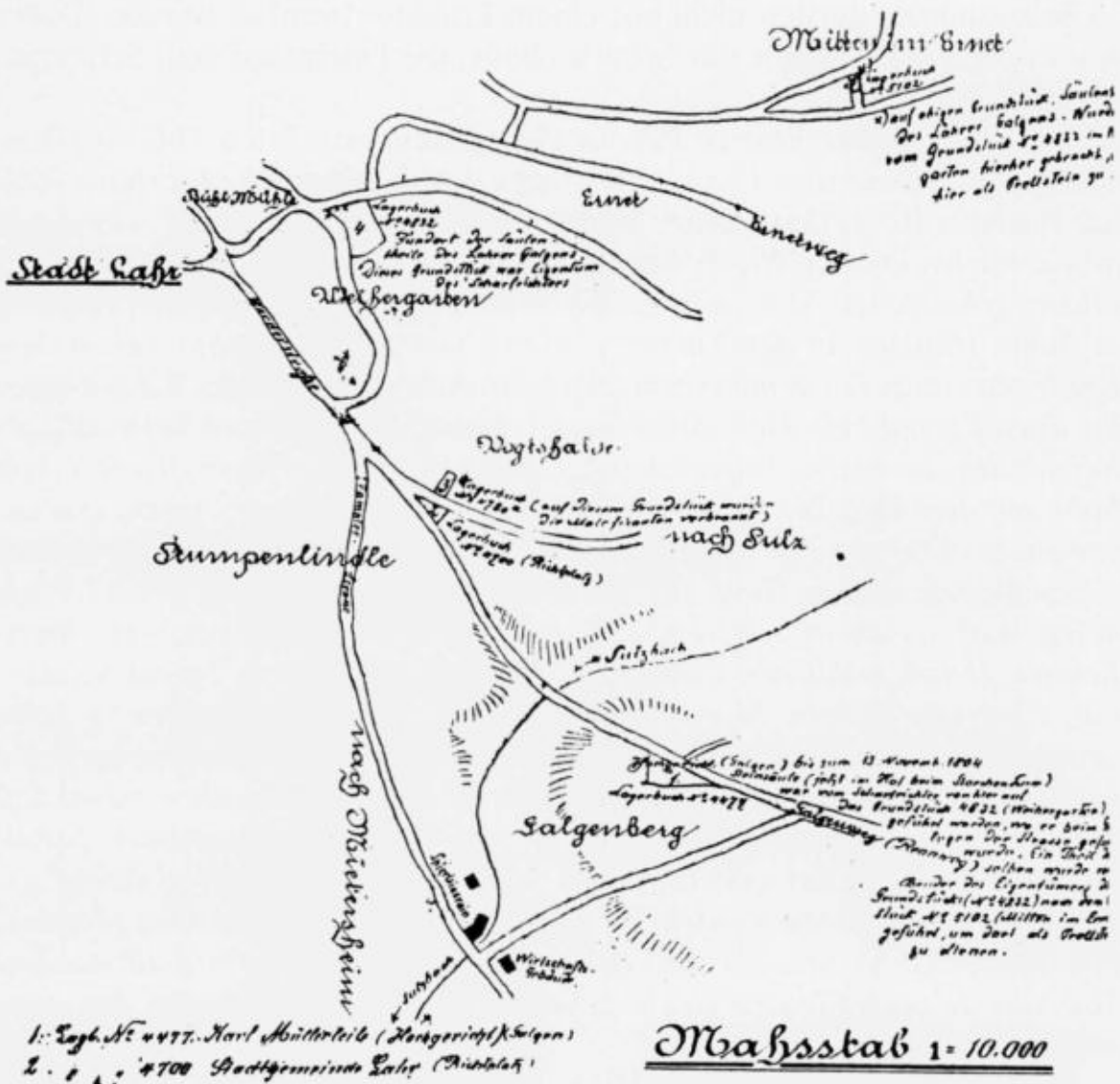
*„Anno Christi 1630. Uff Donnerstag, den 25. Februarii sindt zu Lhar two Personen mit dem schwertt gericht worden wegen Ehebruch, nemlich Adam N., der nidermüller zu Hugsweyr, und eines schneiders fraw daselbsten.“*

*„Anno Christi 1631. Auff Mittwoch, den 6. Juli ist Beyer, von Altenheim bürtig, zu Lhar bei dem galgen geradbrecht und armselich zerstoßen worden. Hat 3 mordt gethan und sonst vil Pferdt neben anderen sachen gestolen. Damalen ist auch Barbara Bubenhofferin von Altenheim, weil sie ein Venefica (Giftmischerin) oder Hexin, daselbsten decollirt und der Körper zu Pulver und aschen verbrant worden.“<sup>4</sup>*

Besonders bekannt geworden sind zwei Hexenverbrennungen im Jahr 1655 in Lahr. Altenheim gehörte zur Herrschaft Lahr, dadurch war der Lahrer Scharfrichter für diesen Ort zuständig.

Ins Altenheimer Kirchenbuch hat der damalige Pfarrer Johann Heinrich Büttner geschrieben: *„Freitags, 7. September anno 1655 sind zu Lahr beim Stumpenlindle mit dem Schwert gerichtet worden und ihr Körper mit feuer verbrandt: Georg Wälde, Leinenweber von Lahr, ein Mann von 61 Jahren,*





Handgezeichneter Lageplan der Lahrer Hochgerichte aus dem Besitz der Familie Robert Müllerleile in Lahr  
 Brücke zur Heimat Nr. 25 /1976

wol beredt und dazu in Worten gar bescheidenlich und Gottsförchtig, mir sonderlich von 24 Jaren hero wol bekannt und wol geneigt, mit dem ich neben anderen Leuten vielmal gessen und getrunken habe. Darnach Regina N. des Michaels Zierlins Bürger zu Hugsweier Eheweib. Ist geschehen wegen verübten Ehebruchs, Mordthaten, getriebener Zauberei und Vermischungen mit dem Teufel usw. Georg ist 22 Wochen und Regina 6 Wochen und 3 Tag gefangen gelegen.“

Der damalige Pfarrer Karoli hatte in einer Predigt in der Lahrer Stiftskirche die Malefikantenmahlzeit nach der Exekution des Blätter Georg durch die beteiligten Beamten angeprangert und dadurch einen umfangreichen Schriftverkehr mit der Lahrer Herrschaft ausgelöst.<sup>5</sup>

Selbstmörder durften nicht auf einem Friedhof beerdigt werden. Daher war es auch die Aufgabe des Scharfrichters, die Leiche auf dem Schindanger zu begraben.

Der Altenheimer Pfarrer Johann Georg Büttner schrieb 1660 ins Kirchenbuch: *„Horrendus Casus. Dienstags den 7. Hornung (Februar) 1660 hat Barbara B., weiland Jacob W. sel. Gewesener Bürgers und Schneiders allhie, nachgelassene Wittib, bürtig von Schutterwaldt, welche im Jar 1645 alhero geheirathet. Sich aufs Einleben des Teuffels und lauterer Bosheit, in ihrem Häuslin, in der Kuchen – gleich vor der Stubenthür neben dem Herde, an einem Drom mit einem Strick erhenckt und erwürget. Sie hat unter ihr ligend gehabt ein klein Stübelin. Ist darauff am Mittwoch hernach aufs Befehl des Junckern Amptmanns zu Lohr, durch den Scharfrichter von Lohr, mit dem Hencker Schwert der Strick am Drom abgeschnitten, und zuvor ein Sechssömig Faß unter sie gestelet, daß sie alsbald ins Faß gefallen, zugeschlagen, und im Hauß stehenblieben biß uff den Montag den 13. Hornung. Auff welchem Tag der Pfarrherr, Schultheiß, Heimbürger, Jacob Reutter, Henrich Büttner, Catharina Hirsterin als Hebam, Maria Schwingin, Christina Weißin, Maria Kellerin durch den Amptschreiber zu Lahr, verhöret, der Fürstlich Markgräfliche Oberkeitliche Bescheid vorgelesen, und endlich durch samtliche Gerichtspersohnen und erkandt worden, daß der erhenckte Leib durch den Scharfrichter auff den offentlichen Schelmenwasen sol geführt und begraben werden. Welches auch alsobald geschehen und vollzogen worden. Ist ein bößes zänkisches Weiblein gewesen. Ihre Mutter ist zu Schutterwald beim galgen öffentlich verbrandt worden. Man hat sie auch für eine Hexin gehalten. Behüte der liebe Gott für einen solchen Todt.“*<sup>6</sup>

Eine der letzten öffentlichen Hinrichtungen in Baden fand 1854 in Gengenbach statt.

Der Scharfrichter Müller aus Ladenburg enthauptete zwei Mörder auf der Kinzigwiese mit dem Schwert. Der Sohn und der Knecht ermordeten einen Großbauern, um in den Besitz des Hofes zu kommen. Viele Lahrer wanderten über den Berg, um sich dieses Schauspiel anzusehen. Nach Augenzeugenberichten stürzten einige Weiber auf das Schafott, um sich etwas Blut von den Geköpften zu verschaffen, da dieses nach einem alten Volksglauben ein gutes Mittel sei gegen die „fallende Krankheit“ (Epilepsie).<sup>7</sup>

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gingen die Todesstrafen stark zurück und mit der Gründung des Großherzogtums Baden wurde das Rechtswesen unter staatliche Obhut genommen.

Durch die Aufklärung und die Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation durch Napoleon hat das mittelalterliche Denken in unserem Land ein Ende gefunden.

Das hat sich auch auf die Berufsgruppe der Nachrichter und Wasenmeister ausgewirkt. Ein Beispiel zeigt die Nachrichterfamilie Frank in

Lahr; auch ihr war es möglich, aus der sozialen Unterschicht in die Oberschicht der Stadt Lahr aufzusteigen.

Der erste überlieferte Name eines Lahrer Scharfrichters war Johann Georg Heidenreich.

Sein Vater Georg Heidenreich, Scharfrichter in Straßburg, ab 1595 in Teningen, stammt aus Wildau in Litauen. Er war in erster Ehe mit der Ottilie Braun aus Pforzheim und in zweiter Ehe mit der Wasenmeistertochter Anna Maria Halter aus Straßburg verheiratet. Er hatte zehn Kinder, von denen neun in Teningen geboren wurden. Drei Kinder stammten aus erster und sieben Kinder aus zweiter Ehe. Davon sind vier im Kindesalter verstorben. Seine drei Söhne übernahmen alle den Beruf des Scharfrichters.

Die Söhne waren:

Georg Adolph, geb. am 31.3.1609 in Teningen. Er war 1625 als Scharfrichter der Herrschaft Baden-Durlach-Hachberg in Teningen und von 1643 bis 1665 in Haagen/Amt Rötteln für die Landgrafschaft Sausenberg, den Herrschaften Rötteln und Badenweiler tätig. Er starb in Haagen am 9.11.1680.

Johann Georg, geb. am 1.11.1612 in Teningen, war von 1650 bis 1653 Scharfrichter in Lahr, später in Mühlheim/Markgräflerland für die Herrschaft Badenweiler tätig, ebenso in Colmar/Elsass, wo er am 25. August 1679 verstarb.

Georg Friedrich, geb. am 17.3.1622 in Teningen. Er war 1643 Scharfrichter in Altkirch, später in Teningen und war der Vater des zweiten nachweisbaren Lahrer Scharfrichters Georg Heidenreich, geboren in Altkirch/Elsass 1646, gestorben in Lahr am 3. April 1713. Er heiratete am 1. Mai 1671 in Teningen die Scharfrichtertochter Maria Magdalena Ostertag, geboren um 1652, gestorben am 18. Februar 1705 in Lahr.

In zweiter Ehe heiratete Georg Heidenreich am 21. Juni 1706 die katholische Scharfrichtertochter Anna Maria Itinger (Itting) aus Maßmünster im Elsass.

Aus zweiter Ehe stammen Georg Friedrich, geb. in Lahr am 7.3.1708, Anna Maria, geb. in Lahr am 25.1.1712.

Die Paten dieser Kinder waren: Mathias Zanckel, Bürgermeister in Lahr; Johann Vieser, Ratsfreund und Bauersmann; Johann Christoph Bresler, Nachrichten in Straßburg; Frau Christina Volmar; Anna Maria Magdalena Burckhardt; Johann Michael Burkhardts Witwe, Nachrichten in Straßburg.

Georg Heidenreich übernahm mit 23 Jahren im Jahr 1669 das Scharfrichteramt in Lahr. Nach 44 Jahren Dienst in Lahr schrieb er am 24. März 1713 von seinem Krankenbett an die Herrschaft in Baden-Durlach mit der Bitte, „das ihm übertragene Erblehen im Falle seines Todes“ auf seine Frau zu übertragen, damit sie mit zwei unmündigen Kindern nicht in Armut falle. Anna Maria Itinger sei bei der Verheiratung zum evangelischen Glau-



ben übergetreten und daher bei ihren Eltern nicht mehr wohl gelitten und könnte zu anderen Gedanken genötigt werden. Seine Mitarbeiter seien erfahrene Leute und außerdem sei seine Frau „eine junge Weibsperson“, die nochmals heiraten könnte.

Georg Heidenreich unterschreibt: Unterthänigst gehorsamster Knecht, Georg Heidenreich, bestellter Scharfrichter in der Herrschaft Lahr<sup>8</sup>

Dem obigen Brief lag ein Leumundszeugnis des Stadt- und Landschreibers Vinther bei, in dem er schrieb: „*das der Supplicando (Bittsteller) in 44 Jahren seiner Dienstzeit sich nichts zu schulden kommen ließ und daß sein Eheweib einen guten Wandel hat und falls ihr Mann zum sterben kommen sollte, sie bald einen guten Hausrath erlangen würde.*“<sup>9</sup>

Am 6. April 1713 schrieb der Stadt- und Landschreiber Philipp Moritz Vinther erneut an die Markgräfliche Verwaltung nach Durlach. Er wies nochmals auf die Bitte des totkranken Georg Heidenreich hin und teilte mit: „*Nun ist der selbe am jüngst abgewichenen Samstag von dieser Welt abgeschieden und also solche Stelle, baldigst zu ersetzen die Notdurft erfordert, vacandt worden, und hat sich deßen Wittib bereits unter dem versuchen, biß zu ihrer anderweitigen Verheurathung, tauglich gesund zu halten.*“ Er wies darauf hin, dass die lang anhaltende hochschädliche Kriegszeit große Verluste und Ungemach der Familie gebracht hätte und bat nochmals um gnädigste Disposition für die Witwe und ihre unmündigen Kinder.<sup>10</sup>

Der Markgräfliche Hofrath bat den Stadt- und Landschreiber Vinther um eine Abschrift des Testamentes zur Feststellung des Vermögens und ob daraus Ansprüche des Hauses Nassau möglich sind.<sup>11</sup> Vinther teilte dem Hofrath mit, dass das Vermögen nicht über 120 Gulden beträgt und auf Grund des schwachen Dienstes nicht für eine Abgabe angesetzt werden kann.<sup>12</sup>

Der markgräfliche Hofrath möchte am 14. Juli 1713 die amtliche Anerkennung nicht aussprechen ohne Einbeziehung des Hauses Nassau. Die Abgaben aus Einnahmen und Gefällen sollten anderen Fürstentümern und Landen angeglichen und zusammen mit dem Hause Nassau festgelegt werden.<sup>13</sup>

Am 11. September 1713 heiratete der am 17. November 1687 geborene Johann Michael Burkhard die Witwe des Georg Heidenreich. Sein Vater, Jacob Burckhard, war um 1705 bis 1715 Scharfrichter in Kippenheim, vordem in Offenburg.

Johann Michael Burkhard hat sich nach seiner Heirat sofort um die Scharfrichterstelle in Lahr beworben.

Durch Krankheit war es ihm nicht möglich, das Bewerbungsschreiben persönlich nach Durlach zur Unterschrift zu bringen. Der „Schirmjud“ Mänlin aus Durlach hat sich bereit erklärt, gegen ein Präsent die Unterschrift in Durlach für ihn zu besorgen. Burkhard hat damit gegen eine Ver-



ordnung verstoßen. Mänlin erhielt kein Präsent und hat darauf den Scharfrichter Burkhard beim Durlacher Hof angeklagt, dass er eine Anordnung übertreten hätte. Der Hofrath in Carolsburg (Durlach) ordnete am 12. April 1714 an, dass 80 Gulden als Strafe zu bezahlen sind. Der Rathsfreund Philipp Moritz Vinther soll diesen Betrag gegen Quittung einziehen und dem Markgräflichen Fiscus zuführen, vorher müssen aber dem Jud Mänlin 20 Albus ausbezahlt werden. Außerdem wurde festgestellt, dass ein solches Unternehmen der vorgegebenen Verordnung zuwider läuft. Es war den Bürgern jeglicher Handel mit Juden bei Strafe verboten.<sup>14</sup>

Johann Michael Burckhard schrieb darauf an den Durlacher Hof, dass er beim Juden Emanuel Mithlinger gegen eine Schuldverschreibung die 80 Gulden erhalten kann, aber dadurch immer mehr in die Armut gestoßen wird, und er bat fußfällig um Erlass dieser Strafe, was vom Durlacher Hof abgelehnt wurde.<sup>15</sup>

In den Jahren von 1701 bis September 1714 im „Spanischen Erbfolgekrieg“ war wieder die Ortenau besonders betroffen. Im September 1713 lag das Gros der französischen Armee unter dem Befehl von Marschall Claude Louis Hector Herzog von Villars zwischen Dinglingen und Niederschopfheim.

Durch das Fouragieren (Essen und Futter beschaffen für Menschen und Tiere) der Armee war das Land total verarmt und die Ställe waren leer. Die Einnahmen für den Scharfrichter und Wasenmeister sanken auf Null. Johann Michael Burckhard versuchte in einem Schreiben an den Hof in Durlach, seinen Zustand mit der Auszahlung eines Wartegeldes und durch Lieferung von Naturalien zu verbessern.<sup>16</sup> Nach Rückfrage beim Stadt- und Landschreiber Vinther wurde festgestellt, dass ein Wartegeld und ein Zuschuss in Naturalien bisher in Lahr nicht üblich waren und wurden deshalb abgelehnt.<sup>17</sup>

Im Jahr 1720 beklagte sich Johann Michael Burckhard, dass er bisher in der Stadt und Herrschaft Lahr die krepiereten Tiere gegen einen angemessenen Betrag durch seine Leute abgedeckt hat. Seit einiger Zeit gehen die Bürger und Untertanen dazu über, ihre alten, unbrauchbaren Pferde nicht durch ihn abzuhäuten und begraben zu lassen. In vielen Fällen wird das krepierete Vieh liegen gelassen oder an fremde liederliche Abdecker verkauft. Er hätte dadurch großen Schaden, da er eigene Leute und Pferde unterhält und von der Herrschaft keine Besoldung bekommt.<sup>18</sup>

Wie es schien, war Johann Michael Burckhard mit seinem Amt in der Herrschaft Lahr unzufrieden und hatte sich wieder der Herrschaft Mahlberg zugewendet, für die er sich nach dem Tod seines Vaters am 7. Februar 1717 kaum interessiert hat. Burckhard war nach seiner Verheiratung und nach der Übernahme des Lahrer Dienstes zum evangelischen Glauben übergetreten. Nachdem er sich um das Mahlberger Scharfrichteramt bewarb, ist er wieder mehr der „päpstlichen Religion zugetan“. Amtmann

von Dungen bat die Herrschaft des Markgrafen Carl in Durlach, Johann Michael Burckhard aus dem Lahrer Scharfrichterdienst zu entlassen und das Erblehen neu zu vergeben an den Scharfrichter Frank in Teningen für dessen Sohn.<sup>19</sup>

In dieser Zeit muss seine Ehefrau Anna Maria Iting (Itinger), verwitwete Heidenreich, gestorben sein. Er hatte mit ihr drei Kinder: Maria Ursula, geb. am 29.3.1714 in Lahr, Maria Magdalena, geb. am 20.8.1716 in Lahr, Johann Michael, geb. am 19.1.1719 in Lahr.

Johann Michael Burckhard ging nach dem Tod seiner Frau eine zweite Ehe ein mit der Scharfrichtertochter Anna Maria Ostertag aus Maßmünster. Diese Ehe blieb kinderlos. Anna Maria Ostertag starb bereits am 1.3.1725 im Alter von 43 Jahren in Lahr. Die beiden Stiefkinder Georg Friedrich und Anna Maria Heidenreich lebten weiter in dieser Familie.

Rath- und Oberamtmann von Dungen und Rath- und Landschreiber Krieg der Herrschaft Lahr baten am 23. September 1720 den Markgrafen Carl in Karlsruhe um eine Versteigerung der unbesetzten Scharfrichterstelle in Lahr. Interessenten sind die Scharfrichter Frank in Teningen und Großholz in Straßburg. Nach Rücksprache hatte der Scharfrichter Großholz sein Interesse zurückgezogen. Die Übernahme des Scharfrichterdienstes in Lahr war erschwert durch das Majorat auf das Erblehen in der Familie Heidenreich. Scharfrichter Frank hatte das Erblehen für seinen Sohn für hundert Thaler gesteigert. Man war außerdem der Meinung, dass der Sohn Georg Heidenreichs Georg Friedrich nicht ohne Steigerung das Erblehen übernehmen könne.<sup>20</sup>

Johann Michael Burkhard wehrte sich gegen dieses Ansinnen. Er schrieb, dass er bei der Übernahme bereits 86 Thaler bezahlt habe und er wies auch darauf hin, dass seine Vorfahren 50 Jahre und sein Großvater allein 40 Jahre den Scharfrichterdienst ohne Klagen der Herrschaft geleistet hatte. Er bat darum, den Scharfrichterdienst in Lahr so lange stehen zu lassen, bis sein 14-jähriger Stiefsohn Georg Friedrich Heidenreich das Amt übernehmen könne. Außerdem wurde erwähnt, dass Georg Friedrich in der „Evangelisch lutherischen Religion erzogen worden sei was man mithin gutheißen kann vor Gott und der Welt und dadurch auch hoffen kann um gnädigste Erhörung“.<sup>21</sup>

Am 10. August 1725 schrieb Georg Friedrich Heidenreich an seinen Herrn, den Markgrafen zu Baden und Hochberg, Landgraf zu Saussenberg, Graf zu Sponheim und Eberstein, Herr zu Rötteln, Badenweiler, Lahr und Mahlberg e.C. nach Karlsruhe. Heidenreich nahm Bezug auf den Briefwechsel aus dem Jahr 1720. Er schrieb, dass sein Stiefvater Johann Michael Burckhard den Scharfrichter- und Wasenmeisterdienst einige Jahre gehabt hätte und vorher sein leiblicher Vater Georg (Friedrich) Heidenreich 40 Jahre versehen hätte. Er wies darauf hin, dass ihm das Majorat gnädigst überlassen wurde und dass er inzwischen in einem Stand ist, den Dienst

selbständig zu übernehmen. Auch ist er willens zu heiraten, und da er den Scharfrichter- und Wasenmeisterdienst wirklich antreten möchte, bittet er darum, „mit aller appertinenty als Majorat ihm diese profession gnädigst zu bestätigen“.<sup>22</sup>

Freiherr von Dungern bestätigte in einem Beibrief die Aussagen des Georg Friedrich Heidenreich und seinen Willen zur Verheiratung, „daher wäre ihm zur beförderung seines Glücks die untertänigst suchende Bestätigung wegen des würcklichen Antritts um künftige profession wohl zu gönnen“.<sup>23</sup>

Diese Bitte wurde auch vom Schultheiß, Bürgermeister und Rath der Stadt Lahr in einem Schreiben vom 20. September 1725 bestätigt.<sup>24</sup>

Nach Rückfrage aus Carlsruhe teilte die Stadt Lahr mit, dass Johann Michael Burckhardt nach dem Tode seiner Frau sich seines Dienstes in Lahr entzogen habe und nach Kippenheim in die badische Herrschaft Mahlberg gezogen sei. Man bat darum, die Stelle mit Georg Friedrich Heidenreich zu besetzen, der wie die „jeweiligen Nachrichten in einem der hiesigen Statt gehörigen Haus wohnt“.<sup>25</sup>

Im Brief an das Oberamt Lahr ordnete die Markgräfliche Verwaltung an, dass der fürstliche Beschluss, Georg Friedrich Heidenreich als Nachrichten und Wasenmeister einzuführen, umgesetzt und publiziert und Johann Michael Burckhardt aus seinem Dienst entlassen werde.<sup>26</sup>

Dies war wohl die letzte Amtshandlung der Markgrafen von Baden-Durlach in dieser Sache, denn im Jahr 1725 übernimmt Nassau-Saarbrücken die Herrschaft Lahr.

Nachdem sich Georg Friedrich Heidenreich seines Dienstes sicher war, heiratete er am 31. Januar 1726 in Lahr die etwa um 1690 geborene Scharfrichtertochter Maria Magdalena Frank. Das erste Kind Georg Friedrich war vorehelich. Es wurde am 9.11.1724 in Lahr geboren und starb mit drei Jahren am 26.1.1727 in Lahr.

Weitere Kinder waren: Johann Georg, geb. 30.12.1727 in Lahr, Georg Friedrich, geb. 30.9.1729, gest. 10.8.1739 in Lahr, August Heinrich, geb. 8.12.1730, gest. 8.11.1731 in Lahr.

Die Paten der Kinder waren: Daniel Hetzel der Rotgerber; Simon Kammerer der Rotgerber und Anna Maria Leopardi, die Ehefrau des Rotgerbers Johann Jacob Caroli; Georg Heinrich Maurer der Schneider; Caspar August Bucherer der Handelsmann; Maria Catharina, die Ehefrau Daniel Hetzels und Anna Maria, die Ehefrau des Simon Kammerer.

Vermutlich zog der Sohn Johann Georg im erwachsenen Alter aus Lahr fort.

Johann Michael Burckhardt war mit der Einsetzung seines Stiefsohnes in das Lahrer Nachrichten- und Wasenmeistersamt nicht einverstanden und schrieb an die neue Herrschaft Nassau-Saarbrücken in Idstein. Er schrieb, dass sein Großvater (Melchior Burckhardt) das Lahrer Scharfrichteramt



viele Jahre besessen hatte und altershalber abgegeben habe an Georg (Friedrich) Heidenreich und nach dessen Ableben am 3. April 1713 von seinem Bruder, der jetzt das Scharfrichteramt in der benachbarten Baden-Badischen Herrschaft Mahlberg ausübt, viele Jahre ohne Klage verwaltet wurde.

Burckhardt schrieb, dass er nicht verstehe, dass die Herrschaft Durlach dem jungen Heidenreich das Erblehen aus Gründen der Majorität zugesprochen hat, da er dasselbe ebenso für sich in Anspruch nehmen könnte. Außerdem wäre sein Stiefsohn kaum für dieses Amt geeignet, da sein liederliches Wesen, privat und gegenüber der Obrigkeit, sich trotz seiner Ermahnungen nicht bessere. „Seine desolate Haushaltungsführung und sein Lebenswandel rufen einen großen Widerwillen und Ärgernis hervor.“ Auch die Anzahl der steigenden Schulden zeigten keine Besserung seiner Lebensverhältnisse.<sup>27</sup>

Ob Johann Michael Burckhardt über seinen Stiefsohn die Wahrheit sagte, oder ob er den Verlust des Scharfrichter- und Wasenmeister-Erblehens nicht verschmerzen konnte, bleibt offen.

In einem weiteren Schreiben teilte er der Admodiations Cammer<sup>28</sup> der Herrschaft Nassau-Saarbrücken mit, dass er bisher für neun Jahre Dienst 300 Gulden und jährlich 20 Gulden Wasenzins zusammen 480 Gulden bezahlt hätte, er wäre jedoch entschlossen, für ein dauerhaftes Erblehen 800 Gulden zu bezahlen und zwar die erste Rate von 400 Gulden bei Abschluss des Vertrages und die zweite Rate nach Ablauf eines Jahres.<sup>29</sup>

Landschreiber Meyer schlug in seinem Bericht vor, dem Inhaber des Lahrer Scharfrichterdienstes diese Conditions vorzulegen. Falls er auch dieses Mal nicht darauf eingehen werde, sollte man die Stelle auf vier Jahre an den Straßburger Scharfrichter Frank vergeben. Frank hätte die Hoffnung, dass er nach Verstreichen dieses Zeitraumes das Erblehen billig und ohne Steigerung erhalten könne. Meyer stellte fest, dass es sich bei dem Bewerber Frank um einen „sehr wohl bemittelnden Mann“ handeln würde und die Herrschaft gut beraten wäre, wenn sie den Straßburger Scharfrichter Johann Georg Frank mit diesem Amt belehen würden.<sup>30</sup>

Im Mai 1727 legte Landschreiber Meyer der Hochfürstlichen Admodiations-Kammer einen weiteren „unterthänig gehorsamster Bericht“ vor. Er schrieb, dass der hiesige Scharfrichter Heidenreich bei ihm vorgeschrieben hätte und ihm mitgeteilt hätte, dass er das Amt zu den von Frank vorgeschlagenen Konditionen „auf neun Jahre lang gegen ohnfehlbar und richtige Erlegung von 100 Gulden und 15 Gulden jährlich zu übernehmen bereit ist“. Heidenreich bat die Kammer über den Amtschreiber Meyer, sein Angebot „zu agreieren (für gut befinden), gnädig und hochgeneigt geruhen, so Bitte ich mir die angedungene Ratifikation und zugleich den Bestands-Brief Gehorsamst aus, und verharre übrigens, so lang ein Tropfen Blut in mir Wallen wird, mit Veneration (Verehrung)“.<sup>31</sup>



Außerdem bat Georg Friedrich Heydenreich die Kammer um Nachlieferung des ihm zustehenden Wagen Heus, das ihm durch die Änderung der Herrschaft seit 1725 nicht mehr geliefert wurde.<sup>32</sup>

Die Herrschaft Nassau-Saarbrücken hatte sich trotz den Angeboten der Scharfrichter Burkhardt in Kippenheim und Frank aus Straßburg für den Inhaber des Lahrer Scharfrichter- und Wasenmeisterdienstes Georg Friedrich Heidenreich ausgesprochen und dem Landschreiber die Anweisung erteilt, ein Konzept zu erstellen für einen neunjährigen Dienstvertrag.<sup>33</sup>

Der Vertrag wurde festgelegt auf neun Jahre vom 1. Januar 1727 bis Ende des Jahres 1735.

1. Für den Bestand müssen einmalig Hundert Gulden in guter Reichswährung an die Hochfürstliche Admodiations-Kammer bezahlt werden.
2. Jährlich sofort zahlbar 15 Gulden Wasenzins, in vierteljährlichen Raten mit drei Gulden, sieben Schilling und sechs Pfennigen die an die hiesige Landschreiberei zu zahlen sind.

Die Herrschaft forderte von Heidenreich, dass die Abgaben pünktlich bezahlt werden und dass er sich einer „Christlichen Lebensart“ befleißigt. Werden diese Punkte nicht eingehalten, fühlte man sich nicht mehr an den Vertrag gebunden und das Amt kann ihm sofort entzogen werden.

### *Gebühren-Ordnung*

Die Gebühren für Executionen wurden alten Rechnungen der Nassauischen Herrschaft aus den Jahren 1630, 1631 bis 1664 entnommen.

*Von folgenden Executionen zu thun, belohnet werden:*

|                                                                                                               |               |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------|
| <i>So jemand durch das Schwerdt vom Leben zum Todt gerichtet würd</i>                                         | 5 Gulden      |
| <i>Den enthaubteten auf den Kirchhof zu liefern</i>                                                           | 5 Gulden      |
| <i>Vor den Strick und Handschnür</i>                                                                          | 5 Gulden      |
| <i>Mit dem Strang zu richten</i>                                                                              | 5 Gulden      |
| <i>Eine Persohn zu rädern vor die Herzstöße</i>                                                               | 4 Gulden      |
| <i>von den Glieder und .....</i>                                                                              | 4 Gulden      |
| <i>Den Cörper aufs Rad zubinden und auszurichten</i>                                                          | 4 Gulden      |
| <i>für die Bande und Handschuhe</i>                                                                           | – 5 Schilling |
| <i>mit Ruthenaufzustreichen</i>                                                                               | – 5 Schilling |
| <i>an den Pranger stellen</i>                                                                                 | – 5 Schilling |
| <i>Einer mit der Folter zu terrieren</i>                                                                      | – 5 Schilling |
| <i>zu torquieren</i>                                                                                          | – 5 Schilling |
| <i>Wann die Folter angemacht und wieder abgethan wird ohne daß die Execution einen Fortgang gewinnt, auch</i> | – 5 Schilling |

*Wann in der Statt ein Stück Pferd oder Rindvieh  
 crepiert, vor das ausführen* 3 Schilling, 4 Pfennig  
*Von Kälbern, Schwein und dergleichen halbsoviel,  
 oder nach proportion*  
*Die Häute aber von Pferden und Rind mehr  
 gebühret den irrigen gehöret denen das Vieh  
 gewesen, welche ihro ohne mitgeld zuzustellen ist.*  
*Wenn auf dem Dorf ..... mehr crepiert,  
 ist vor das Hinwegthun die Häuthe des Nachrichters.*

*Wann ein abgängiges Vieh so auf den waßen gehörig, soll in des Nachrich-  
 ters Hof geliefert und für das zuführen Ihm 2 Schilling gegeben: mithin sel-  
 biges von dem Waßenmeister alsbald uf die S.v. Schlurthe abgethan und  
 nicht von den Unterthanen wie öfters geschehen, anderwärts hin verkauft  
 oder zum außhauen geschlachtet werden, damit durch die gleiche unsaubere  
 Arbeit keine Krankheiten unter Menschen entstehen.*

*Von denen S. V. Secretenauszuführen, bleibt es wie dem bißherigen gehabt.*

*Welche Vorbeschriebenen accordspunkte Eurer Hochfürstlichen admodio-  
 tions Cammer zur ferneren beliebiger ..... und ratification hiermit gehor-  
 sambßt überreichen*

Lahr, den 27. Juni 1727

*Unterthänig Gehorsambster*

*Meyer*

Eine Abschrift des Dienstvertrages an Heidenreich ist nicht vorhanden. Er bestätigte Anfang August, dass er den „*unterm 1. ten jüngst abgewichenen Monaths Juli gesiegelt und aus dahiesiger Landschreiberei mir Communicirten*“. Er bemängelte an dem Vertrag, dass in diesem Vertrag der ihm jährlich zustehende Wagen mit Besoldungs-Heu nicht aufgeführt wurde. Bereits sein Vater hätte unter Nassau, ebenso unter der Markgräfllich Durlacher Herrschaft, dieses Besoldungs-Heu zugestanden bekommen. Er hatte vor Vertragsabschluss an die Herrschaft geschrieben und die Heulieferungen für die Jahre 1725 bis 1727 angemahnt. Außerdem hätten seine Vorfahren nur 11 Gulden Wasenzins jährlich bezahlt. Auch bei den jeweiligen Executionen seien sie ansehnlicher bezahlt worden. Er bat ganz unterthänigst und gehorsambst aus den oben genannten Motiven ihm zumindes- tens für das Jahr 1726 und die weiteren Jahre einen Wagen Besoldungs-Heu zu liefern.<sup>34</sup>

Im September 1728 wendete er sich erneut an die Herrschaft und erklärte, dass er für das Jahr 1726 Heu und Holz erhalten hätte, für das Jahr 1727 nur das Holz und für das Jahr 1728 vom Landschreiber Meyer und Oberförster Guth auf seine Anfrage erklärt bekommen habe, dass sie ihm nichts geben würden, er möge sich an die Herrschaft wenden. Er bat die Herrschaft „gnädigst zu willfahren und an den Landschreiber den hinlänglichen Befehl ergehen zu lassen“, ihm das ausstehende Heu und Holz nachzuliefern.<sup>35</sup>

Landschreiber Meyer gab am 4. Februar 1734 erneut einen Bericht über den Stand der Lahrer Scharfrichter- und Wasenmeisterei ab. Er berichtete, dass der derzeitige Erbbeständer Heidenreich und seine Frau ein liederlichen Leben führen und dadurch zahlungsunfähig geworden sind. Seit drei Jahren würden die Abgaben nicht mehr entrichtet. Vor einigen Tagen hätte sich der Markgräflich-Baden-Durlacher Scharfrichter der Herrschaft Hachberg aus Teningen gemeldet und mitgeteilt, dass sein zeitlich festgelegtes Amt ausgelaufen sei und er das Amt in Lahr als Erbbestand übernehmen würde. Er sei bereit, die Abgabe an den Lehensherrn sofort mit 200 Gulden samt den 15 Gulden Cammertax und die jährliche Abgabe von 10 Gulden zu übernehmen. Er ist auch bereit, dem bisherigen Erbbeständer die bereits hinterlegten 100 Gulden zurückzuzahlen und den rückständigen Erbzins sofort abzutragen. Meyer merkt an, dass man dem Bewerber ein gutes „attestati“ ausstellen könnte und dass er außerdem sehr vermögend sei. Meyer schlägt der Herrschaft vor, Johann Georg Frank das Scharfrichter- und Wasenmeistersamt zu übergeben und ihm den Erblehenbrief sofort auszustellen.<sup>36</sup>

Im Jahr 1728 starb Graf Friedrich Ludwig aus der Linie Nassau-Saarbrücken und die Herrschaft Lahr fiel an die Linie Nassau-Usingen. Vorläufig wurde Lahr von seiner Witwe Charlotte Amalie regiert. In ihrem Namen wurde der Erblehenbrief für Johann Georg Frank am 18. Februar in Usingen ausgestellt und unterschrieben:

*Von Gottes Gnaden Wir Charlotte Amalie*

*Verwittibt und gebohrne Fürstin zu Nassau, Gräffin zu Saarbrücken, Saarwerden, Katzenelnbogen, Vianden und Dietz, Frau zu Lahr, Wißbaden, Idstein und Beilstein*

*Vormünderin und Regentin*

*Thun hiemit kund und bekennen, Nach deme der bißherige Erbbeständer der Scharfrichter und Wasenmeister Ambts Unserer Herrschaft Lahr und eingehl. Orten Georg Friedrich Heydenreich in so große Schuldenlast eingerathen, daß wegen seines Vermögens ein rechtlicher Concursus Creditorum entstanden, und Er Erbbeständer nicht nur den jährlichen Canonen von 3 en Jahren her ohnabgetragen stehen lassen; sondern auch sonst allenthalben ersagten Erblehens sich gantz unfähig und von selbst*

Verlustig gemacht. Wasmaßen wir also in Vormundschaft nahmen Unserer Pfliegbefohlenen Beiden freundlich geliebten Söhnen und Prinzen Lbd. Lbd.; Johann Georg Frank aus Straßburg bürdig und dessen Eheweib Maria Elisabeth Frankin gebohrene Großholtzin bthanes Scharfrichter und Waaßenmeister Ambt ersagten unserer Herrschaft Lahr und eingehörl. Orten in Kraft dieser anderweit erblich verliehen haben; dergestalten und als daß Sie und ihre Eheliche Leibes Erben absteigender Linie bei wohl gedachter Scharfrichter als Waaßen Meister Ambt bißherigen Gebrauch und observans nach vorstehen und verwalten, oder vorstehen und verwalten lassen sollen insonderheit aber die in Rechtenerhandt und ihm aufgegebenwerdende **Executiones** ordnungsmäßig und behörig vollziehen oder woll-Ziehen lassen sollen, dargegen wir ihnen Erbbeständern außer früher Wohnung welche die Stadt Lahr dem unfürderlichen Herkommen nach aus ihren Mitteln in behörigen Standt zu unterhalten hat, wie nicht weniger außer dem Genuß der zu diesem Ambt vor langen Zeiten hergehörigen Güther auch über dieses Jährl. zu genießen habenden Einen Waagen Heu, vier Claffter Brennholz wie auch nebst die gewöhnlichen personal freiheit nachfolgende Executions Gebühr hiermit verordnen und

1. Bey Aufwartung bey einem Examine Einen Gulden
2. Vom würcklichen aufziehen der Folter von jeder Persohn Einen Gulden 15 Albus
3. Von einer Persohn an den Pranger zu stellen und des Landes zu verweißen Drei Gulden
4. Von einer Persohn an den Pranger zu stellen und zu fustigiren Fünf Gulden
5. Eine Persohn zu Brandmarquen Einen Gulden
6. Vor Naaß und Ohren abschneiden für jede Persohn Einen Gulden
7. Vor die Leiter ans Hochgericht zu schlagen wann der Malefican pardonniert würde Fünf Gulden
8. Eine Persohn mit dem Strang hinrichten Sieben Gulden 15 Albus
9. Vor Abnehmung eines Hingerichteten vom Hochgericht Drey Gulden
10. Vor Zuckung des Schwerdts wann der Malefican begnadiget wird Fünf Gulden
11. Vor würckliche Hinrichtung einer Persohn durchs Schwerdt Neun Gulden
12. Vor eine Persohn welche sich selbst das Leben genommen hinaus zu schleifen Sieben Gulden 15 Albus
13. Mit glüenden Zangen eine Persohn zu pftzen Einen Gulden
14. Vor mit Radbrechen von jeder Persohn Zehn Gulden
15. Einen Malefican lebendig zu verbrennen Zehn Gulden
16. Vors Viertheilen von einer jeden Persohn Fünfzehn Gulden
17. So einer eine **bestialität** begangen hätte der Thäter aber entwichen und das vieh zu verbrennen oder zu vergraben Drey Gulden



*Bey etwaigen extraordinairten Executions Vorfälle solle Ihnen nach rechtlicher Erbandtnuß die Zahlung angedeyen.*

*Von allen Todtes Executionen vor die gewöhnliche Mahlzeit auf jede Persohn so darzu gehörig nach Befinden Einen Gulden oder Höchstens einen Gulden 10 Albus*

*Wie unser Erbbeständer vor bthan Ihnen in gnaden ertheilen Erbleyhe auf einmahl in ohngekannter Summa und zwar sofort bey aushändigung dieses Erblehen Briefs pro Laudemio Zey Hundert Gulden zu Unserer Landschreyberey und pro Canone annuo Zehen Gulden ebenfalls zu Unserer Landschreiberey abzutragen versprochen, auch vor sich und ihre Ehe-liche Leibes Erben übrigen Erblehens Recht und Gewohnheiten bey Vorfal- lenden Confirmations fällen und sonsten sich allendhalben wie es einem rechtschaffenden Erbbeständer eignet und gebühret sich gemäß zu verhal- ten treulich zugesagt und deshalb gewöhnlichen revers von sich gestellet. Also wollen wir sie auch bey Diensten Erbphacht und der darob so wohl in Anstehung des Scharfrichter als Waasen Meister Ambts abfallende Nut- zung gegen jedermännlich schützen und handhaben lassen. Urkundl. Unse- rer eigenhändigen Unterschrift und beygetruckten Fürstl. Vormundschaftl. Hoff Cammer Justingeld Usingen den 18 ten Febrl. 1734*

*ACLNU Wittib<sup>37</sup>*

Dem Erblehenvertrag wurde noch eine Verfügung beigegeben, die fol- genden Wortlaut hat:

*Decretum ad Supplicam des Zeitigen Erbbeständers des Scharfrichters und Waßen Meister Ambts der Herrschaft Lahr, Johann Georg Franks*

*Umb gnädigste Verfügung daß derselbe in den Besitz des acquirirten genannten Erblehens förderlich immittirt werde.*

*Weilen Supplicant die der vorhergegangenen mit Ihnen gepflogenen Verabredung stipulierte Gebührnisse in erlegung der Laudemial und Sportul-Geltter und genugstanz zu Erfüllung gebracht und dargegen, den gdsten Erblehnungs Brief in originali ausgehändigt bekommen, dabei- nebst auch die ad mahsam der über das Heydenreichische Vermögen ent- standenen Concursus Creditorum von selbst beyzutragen versprochen 150 Gulden zu Ersetzung der von dem gewesenen Erbbeständer Heydenreich vorhier bezahlten Laudemial-Geltter weiter hiernächst zu zahlen erbötig, alß hat Unser Oberambt denselben nunmehr unter weiteren Zeitverlust in Besitz und Genuß der Gndl. Scharfrichter und Waßen Meisterambt ankle- benden pertinenz Stücken Rechtlicher Gebühr nach einzusetzen, auch hier- nächst die Stadt Lahr dahin anzuhalten, daß dieselbe die Zeitigen scharf- richter angewießene wohnung bedürftiger Orthen nach der auf Selbiger*

*von ohnfürdenklichen Jahren her hattende Schuldigkeit auf Ihre Kosten in die behörde herstellen laßen.*

Ußingen den 31. Mai 1734

CAHZNU Wittib<sup>38</sup>

Am 30. März 1735 schrieb Johann Georg Frank an seine Herrschaft, den Markgrafen von Baden-Durlach, dass sein Vertrag für den Scharfrichter- und Wasenmeistersdienst, den er zusammen mit seinem Vetter Georg Friedrich Frank in der Herrschaft Hachberg in Teningen hat, demnächst auslaufe und dieser das Amt allein weiter führen wolle. Er selbst hat das Scharfrichter- und Wasenmeister-Amt in Lahr von der Herrschaft Nassau-Usingen als Erblehen erhalten. Er hätte sich schon früher darum beworben, es aber nicht erhalten können. Er bittet seine Hochfürstliche Durchlaucht um Verständnis für seine Bewerbung und seine neue Stelle.<sup>39</sup>

Bisher hatte man den Eindruck, dass Johann Georg Frank mit Einverständnis der Lahrer Herrschaft durch die Landschreiberei ordnungsgemäß in sein Amt eingeführt worden ist. Im August 1735 schrieb Johann Georg Frank nach Usingen, dass er das Scharfrichter- und Wasenmeistersamt noch nicht übernehmen konnte, da Georg Friedrich Heidenreich immer noch im Amt sei, und bat um Unterstützung, dass er ohne Zeitverlust seinen Dienst antreten könne. Als Anlage legte er seinem Brief eine Abschrift der herrschaftlichen Anordnung für die Übergabe des Erblehens bei.<sup>40</sup>

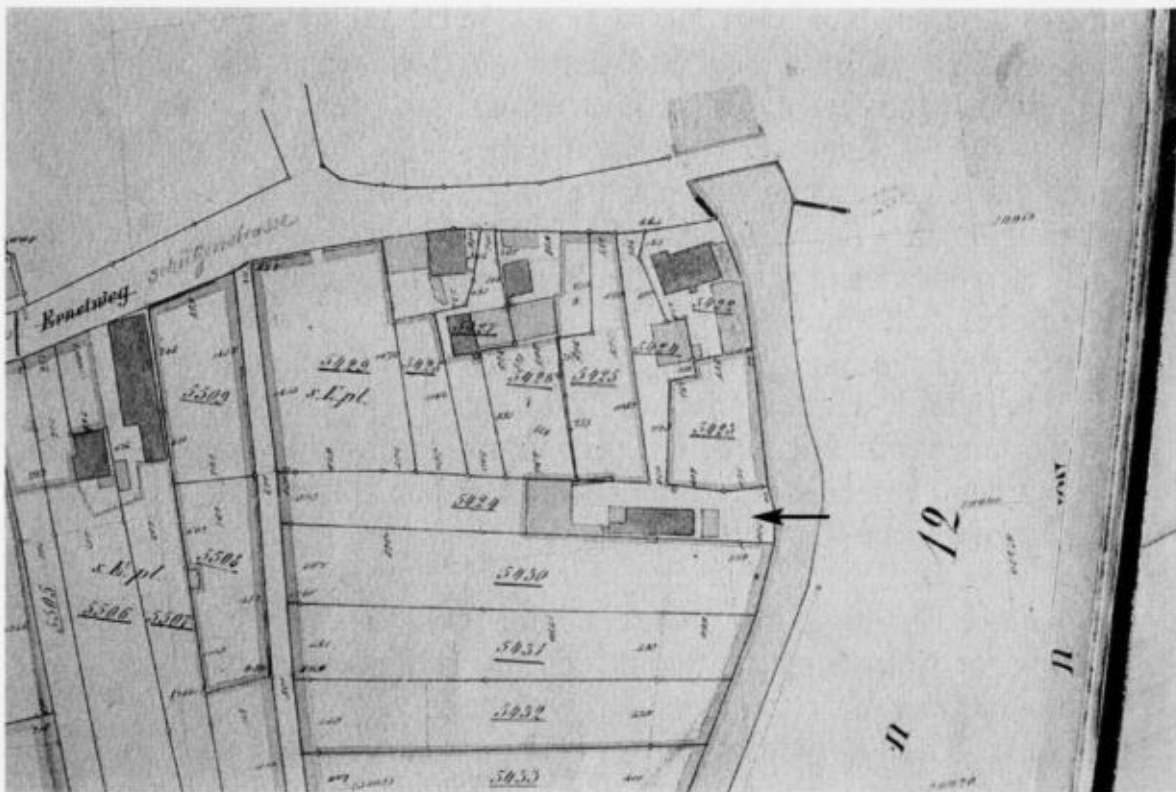
Die Regierung in Usingen teilte der Landschreiberei ihr Unverständnis mit, dass die Übergabe des Scharfrichterlehens immer noch nicht geregelt ist, und bat um einen Bericht.<sup>41</sup>

Amtschreiber Johann Georg Clemm teilte mit, dass der Auftrag für die Übergabe weitergegeben wurde, aber Georg Friedrich Heidenreich sich weigert, das Amt aufzugeben.<sup>42</sup>

Die Herrschaft in Usingen teilte dem Oberamt Lahr mit, dass sie in aller Freundschaft erwartet, dass der Fall schnellstens gelöst wird.<sup>43</sup>

Inzwischen hatte Georg Friedrich Heidenreich in einem ausführlichen Brief an die Durchlachtigste Fürstin in Usingen Protest eingelegt und in einzelnen Punkten dargelegt, warum er nicht bereit sei, sein Erblehensamt niederzulegen.

A. Es wurde ihm am 19. November 1732 das Erblehen von der Herrschaft für sich, seine Frau und seinen ehelichen Kindern schriftlich zugesprochen gegen die Summe von 100 Gulden. Darin wurde ihm zugesagt, dass die Herrschaft sich verpflichtet, das Lehen gegen jeden zu schützen. Er hatte das Lehen auch erhalten in Erinnerung an seine Eltern und Voreltern, die das Lehen bereits mehr als 150 Jahre in Besitz hatten. Dessen ungeachtet wurde ihm im vergangenen Juli völlig unvorbe-



Wasenmeisterei rechts an der Schutter (←). Der Arbeits- und Wohnsitz der Lahrer Scharfrichter- und Wasenmeisterfamilien in der Vogtsvorstadt, heute Schützenstraße 25  
(Flurplan Lahr 1865)

reitet veröffentlicht, dass er sein Amt unverzüglich aufgeben müsse und zusätzlich das von ihm bewohnte Haus zu verlassen habe. Zwar sei das Haus das Eigentum der Stadt Lahr, es gehöre aber nichts dazu als ein kleiner Hof, acht bis neun Schuh groß, und dies läge mitten in seinem Eigentum, das aus Baumgarten, Hof und Scheuer bestehe, und man kann das Haus nur über sein Eigentum betreten. Er könne sich nicht vorstellen dass seine Herrschaft damit einverstanden wäre.

- B. Das Oberamt behauptete, er hätte gegenüber der Herrschaft eine Schuld von 46 Gulden. Er hätte jedoch eine Quittung von Landschreiber Meyer die beweist, dass der Betrag beglichen ist. Außerdem stände ein Betrag von 34 Gulden 3 Schilling 10 Pfennig Zins aus, von dem im Lehenbrief nichts steht. Außerdem forderte der gewesene Landschreiber Meyer 2 Sester Hafer und 50 Bund Stroh, die er nicht zu liefern er sich in der Lage sähe. Seinerseits hätte er aber auch Forderungen gegenüber dem Oberamt. Er hätte in den Jahren 1728 bis 1729 drei Wagen Besoldungs-Heu nicht erhalten. Alle diese Fälle wären kein Grund, ihm das Erblehen zu kündigen.
- C. Man werfe ihm vor, er hätte den Lehenbrief versetzt. Dazu erklärte er, dass ihm in diesem Sommer 30 Pferde hingefallen seien und er sich ge-



nötigt gesehen habe, bei Herrn Frank in Straßburg einen Kredit von 600 Gulden zu entleihen und dafür zur Sicherheit den Lehensbrief hinterlegen müssen. Obwohl sein Besitz mit einer Hypothek den Betrag von 500 Talern überschritten habe, wäre Frank vor dem Krieg nach Lahr gekommen um noch größere Sicherheit zu verlangen. Er wünschte, dass der Lehensbrief bei ihm hinterlegt werde. Obwohl er sich weigerte, hätte ihn der Oberamtssekretär Clemm gezwungen, den Lehensbrief zu hinterlegen.

- D. In den Berichten an die Herrschaft seitens des Oberamtes wäre vieles, was berichtet wurde, absolut falsch und schlechterdings erdichtet. Außerdem versuchte Johann Georg Frank durch hohe Angebote in den Besitz des Erblehens zu kommen, und er bat untertänigst, ihm diesen Besitz zu überlassen.<sup>44</sup>

Als Anlage bestätigte ihm Johann Georg Frank den Erhalt des Erblehensbriefes bis zur Abtragung der Schuld. Der Abschluss dieses Vertrages wurde auch vom Oberamt gezeichnet und gesiegelt.

Der Jurist Krieg der Herrschaft in Usingen merkte am Ende des Schreibens an, dass ein unterschriebenes und gesiegeltes, für richtig befundenes, Exemplar des Vertrages beim Syndikus der Ortenauer Reichsritterschaft Sahlers in Straßburg hinterlegt wurde.<sup>45</sup>

Am 13. Januar 1736 meldete sich die Fürstliche Regierung mit einem Gutachten. In diesem wurde festgestellt, dass die wenigen Berichte über diesen Fall gesichtet worden sind und nicht festgestellt werden konnte, warum dem Scharfrichter Heidenreich das Erblehen entzogen werden sollte. Außerdem möchte er sich an das Kayserliche- und Reichskammergericht wenden, um eine Expertise zu erhalten. Sie schlugen daher vor, dass das Oberamt Lahr versuchen sollte, eine gütliche Lösung herbeizuführen.<sup>46</sup>

Johann Georg Frank wurde vom Oberamt Lahr angesprochen, ob er nicht wieder auf sein Amt verzichten möge. Er könne das bereits ausgelegte Geld wieder zurückbekommen. Daraufhin schrieb er an den Herrn Rath und Oberamtman, dass er die „Verdrüßlichkeiten“ leid wäre, und bat um eine Entscheidung zu seinen Gunsten. Er führte nochmals die bekannten Nachteile des Scharfrichters Heidenreich auf und stellte fest, dass er sich, getäuscht durch die Übergabe seines Lehensbriefes, auf andere gute Ämter verzichtet hätte und nun zwischen zwei Stühlen sitzen würde. Er fühlte sich ruiniert und könnte sich unmöglich auf einen Verzicht des Scharfrichter- und Wasenmeistersamtes einlassen.<sup>47</sup>

Johann Georg Frank stellte nochmals fest, dass er am 18. Februar 1734 mit dem Scharfrichter- und Wasenmeistersamt belehnt wurde, weil Georg Friedrich Heydenreich durch sein liederliches Leben eine so große Schuldenlast hätte, dass er Konkurs gemacht hätte. Er hätte sich auch seinem Amt gegenüber als unfähig erwiesen und dieses dadurch verloren. Durch



sein liederliches Leben würde er nicht bloß dem Oberamt Sorgen machen, sondern auch dem Herrn Bürgermeister der Stadt Lahr, der öfters Streit mit ihm hätte. Er wäre so tief gesunken, dass er kein Gesinde mehr halten könne, sondern den Karren selber schieben müsse. Es könnte noch mehr Schaden entstehen, da er sogar mit morden und totschießen drohe.<sup>48</sup>

Als Anlage wurde dem Schreiben eine Quittung beigelegt, aus der hervorging, was er bisher an Kosten an die Herrschaft abgeführt hatte.<sup>49</sup> Außerdem legte er ein Zeugnis der Markgräflichen Baden-Durlacher-Oberamts-Kanzlei der Markgrafschaft Hochberg in Emmendingen vor, aus der hervorging, dass er sein Amt wohl versehen hatte und auch der Obrigkeit gegenüber sich immer wohlverhalten gezeigt hätte.<sup>50</sup>

Sogar Johann Georg Frank aus Straßburg setzte sich für seinen Sohn ein. Er schrieb an einen Monsieur Simon, der gerade „in Lohr present ist“.

### *Monsieur*

*es ist mein Georg hier gewesen welcher mir wehmütig geklagt hat daß man ihn abermahlen vergeblich Versprechungen und Unkosten verursacht und wieder nur mit dem alten ..... auf gezogen kommen, er soll seine Declaration schicken was er vorhat zu tun.*

Sein Schlusssatz lautet: „daß man wohl sieht, daß bei Hochfürstlichem Oberamt nichts zu tun die Ursach ist, kann ich gar wohl begreifen, was kann aber der dafür der darunter leiden soll“.<sup>51</sup>

Nach einem Gespräch des Oberamtes mit dem Scharfrichter Johann Georg Frank aus Teningen über das weitere Verfahren hatte er sich eine Bedenkzeit außerbeten, um den Fall nochmals mit seinem Vater in Straßburg zu besprechen.<sup>52</sup>

Am 3. August 1736 hatte die fürstliche Regierung in Uhingen ein Votum herausgebracht, das das Scharfrichteramt in Lahr betrifft.

Das Kollegium in Usingen war übereingekommen, dass der Streitpunkt über das Lahrer Scharfrichter- und Wasenmeisterslehen vom Oberamt Lahr nur durch Vermittlung und Stiftung eines gütlichen Abkommens zu lösen wäre. Da aber die beiden Inhaber des Erblehens nicht von ihren Standpunkten abrückten, beauftragte die Fürstliche Regierung das Oberamt Lahr, den Erblehenvertrag für den Johann Georg Frank rückgängig zu machen und in einem persönlichen Gespräch mit ihm, die bereits bezahlten Beträge wieder zu vergüten. Außerdem sollte dem Johann Georg Heidenreich sein Erblehen erhalten bleiben, ihm sollten die rückständigen Abgaben erlassen werden. In dem Schreiben wird der ganze Vorgang nochmals beschrieben, aber dem Cammer-Sekretär Schrey musste man den Vorwurf machen, „daß er bei seinem Besuch in Lahr den Erblehenbrief an Frank vergeben hat ohne sich ernsthaft mit dem Fall zu beschäftigen“. Auch dem Oberamt wurde vorgeworfen, dass es sich in sämtlichen abgegebenen Be-

richten keinen Anteil an dem Fall zu nehmen scheint. Der Oberamts-Sekretär Clemm war sehr verbittert gegen seinen Kollegen den Cammer-Sekretär Schey, dass er mit ihm so wenig Rücksprache gehalten hatte.<sup>53</sup>

Anfang des Jahres 1737 berichtete die Landschreiberei nach Usingen, dass sich der Scharfrichter Johann Georg Frank aus Lauterburg endlich einmal vorgesprochen hätte, und bei einem Gespräch hätte man sich geeinigt, dass gegen die Erstattung des verauslagten Kapitals einschließlich der Zinsen und der Unkosten auf das Erblehen verzichtet wird, was auch protokolliert wurde. Bei der Aussprache mit Georg Friedrich Heidenreich wurde festgelegt, dass ihm der Bestand gelassen werde, wenn er Hundert Gulden nachzahlt einschließlich der noch ausstehenden Forderung von 34 Gulden 3 Schilling und 6 Pfennigen. Auch diese Abmachung wurde protokolliert.<sup>54</sup> Die Landschreiberei vermerkte, dass eine bessere Abmachung nicht möglich gewesen wäre und beide Parteien zufrieden sind. Sie bat daher die Fürstliche Kammer um ihre Bestätigung, die auch bald darauf eintraf.<sup>55</sup>

Nachdem man sich wegen des Erblehenvertrages geeinigt hatte, wendete sich Georg Friedrich Heidenreich erneut an die Fürstliche Kammer und legte eine von der Landschreiberei abgezeichnete Quittung vor, in der ihm bestätigt wurde, dass er im April 1731 bereits 28 Gulden und 3 Schilling bezahlt hatte. Er bat die Herrschaft fußfällig, nachdem er bereit war die 100 Gulden zu bezahlen, unter den von ihm berichteten Umständen auf die Zahlung von 38 Gulden zu verzichten.

Wie sich die Herrschaft in Usingen entschieden hatte, ist nicht vermerkt.

Bis ins Jahr 1766 liegt im GLA kein amtlicher Briefwechsel vor, so ist anzunehmen, dass Johann Georg Heidenreich in Lahr sein Amt zur Zufriedenheit der Herrschaft Nassau-Usingen ausgeführt hatte.

Am 4. März 1763 starb die Ehefrau des Georg Friedrich Heidenreich im Alter von 73 Jahren. Sie war 18 Jahre älter als ihr Ehemann. Bereits am 15. August des gleichen Jahres heiratete er in zweiter Ehe Beate Regina Sänger, die Tochter des Lehrers und Kantors an der Lahrer Schule Johann Philipp Sänger und seiner Ehefrau Maria Elisabeth Wagenseil. Beate Regina wurde in Lahr am 22. April 1721 geboren und war an ihrer Hochzeit bereits 42 Jahre alt. Sie erreichte ein Alter von 73 Jahren, wurde aber ein Pflegefall und wurde lange Jahre im Hospital gepflegt. Sie starb 24 Jahre nach ihrem Mann am 24. April 1794 in Lahr.

Im Jahr 1766 schrieb Georg Friedrich Heidenreich an seinen Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, dass sein Vater während seiner 50-jährigen Tätigkeit in Lahr alljährlich acht Klafter Buchenholz als Besoldung erhalten hätte. Auch ihm seien, seit er 1724 seinen Dienst angetreten hat bis 1700 und fünfzig, das eigentliche Jahr sei ihm nicht mehr erinnerlich, plötzlich vom damaligen Landschreiber ohne Verschulden bis heute nur noch vier Klafter jährlich gestattet worden. Obgleich er sich nicht beschweren will,

kommt er in seinem Alter immer mehr in Not. Außer einem Wagen Heu hätte er keine Besoldung. Sein Dienst brächte kaum noch etwas ein, da viele Untertanen nicht mehr zu ihm kommen, sondern das Vieh selbst Stagen? und Abziehen und er so um seine Ansprüche aus seinen Besitzrechten kommt. Auch wird noch lebendes Vieh um eine Bagatelle, nur dass es ihnen vom Hals kommt, an die Juden gegeben, die es sofort in andere Herrschaften vorführen, heimlich Stagen und abziehen. Er bittet darum, die seinem Vater und ihm bisher zugestandene Holzmenge von acht Klafter Buchenholz auf seine Lebenszeit wieder zu ergänzen und angedeihen zu lassen.<sup>56</sup>

Jägermeister von Laßberg aus Wiesbaden schrieb darauf an den Fürsten, dass man dem Wunsch von Georg Friedrich Heidenreich nachkommen kann, denn er würde jährlich auf eigene Kosten zwei große Hatzhunde aufziehen und diese an die Herrschaft abliefern, dabei wären die Kosten für das gewünschte Buchenholz das Geringste.<sup>57</sup>

Die Fürstliche Kammer stellte dabei fest, dass das Aufziehen der Hatzhunde im Erblehenvertrag nicht vorgesehen wäre, aber solange von der Forstverwaltung die Ablieferung solcher Hunde verlangt wird, wird die Lieferung des gewünschten Holzes an Georg Friedrich Heidenreich bewilligt.<sup>58</sup>

Am 16. September 1770 starb Georg Friedrich Heidenreich im Alter von 62 Jahren in Lahr und Georg Friedrich Frank konnte das Erblehen in Lahr übernehmen. Er hatte das Scharfrichteramt im der Herrschaft Baden-Durlach in Badenweiler, sein erstes Kind wurde 1770 in Mülheim geboren und die zweite Tochter am 1. August 1772 in Lahr. Man darf davon ausgehen, dass er bereits 1771 nach Lahr kam.

Georg Friedrich Franck (Frank), war das 14. von 16 Kindern des Johann Georg Frank, Scharfrichter in Straßburg, aus der dritten Ehe mit der Scharfrichtertochter Maria Elisabeth Großholz aus Straßburg.

Er war tätig in Müllheim und seit 1772 in Lahr. Geboren und getauft wurde er am 17.10.1738 in Straßburg, gestorben ist er in Lahr am 27.12.1798. Er hat am 28.5.1764 in Colmar in erster Ehe die Scharfrichtertochter Maria Catharina Volmar geheiratet. Sie wurde am 4.5.1746 in Haagen/Amt Rötteln geboren und starb am 5.12.1781 in Lahr. Die zweite Ehe hat er am 13.11.1782 in Lahr mit Margarete Birk geschlossen, deren Vater Scharfrichter in Bretten war.

Er muss sehr wohlhabend gewesen sein, denn er wurde 1784 Mitbegründer einer Fayencefabrik in Dautenstein in der Gemeinde Seelbach. Die Firma kam nach wenigen Jahren in finanzielle Schwierigkeiten und als Erster trat Georg Friedrich Frank aus der Firmengemeinschaft aus.<sup>59</sup>

Anfang 1774 schrieb Georg Friedrich Franck an den regierenden Fürsten nach Usingen, dass er vor drei Jahren das Scharfrichteramt für 1200 Gulden als Erblehen für das Oberamt übernommen habe. „Für diesen



*Dienst unterhalte ich immer 1 Knecht und 2 Pferde, allermaßen aber solcher Dienst sehr gering ist, mithin meine Pferde gar öfters müßig im Stalle stehen und dennoch gefüttert werden müssen; So sehn mich in dießem Betracht und um mein Brodt für mich und die meinigen in Zukunft selbst bauen zu Können – gleichsam gezwungen, liegende Güther dahier zu akquirieren. So lange ich jedoch nicht bürgerlich bin, können mir solche von jedermann ausgelöbet, und meine Absichten vermitelt werden. Ich habe dahero den Entschluß gefaßt mich und die meinigen in dahießige Bürgerschaft einzulassen.“*

Frank bat die Herrschaft in Usingen um die Bürgeraufnahme für sich, seine Frau und seine beiden Kinder in Lahr. Sein Vermögen konnte er mit gerichtlichen Obligationen hinlänglich legitimieren.<sup>60</sup>

Auch die Stadt Lahr unterstützte eine Einbürgerung des derzeitigen Scharfrichters. Sie schrieb: „*Dem Ersuchen steht nichts entgegen, denn der Bittsteller soll ein ziemlich ansehnliches Vermögen besitzen.*“

Auch wurde sein Vorschlag begrüßt, seinen Nahrungsstand selbst zu verbessern, und außerdem hätte er bereits ein Bürgerrecht in Müllheim seit dem 7. Juli 1770.<sup>61</sup> (Eine Abschrift der Bürgeraufnahme des Oberamtes Badenweiler in der Markgrafschaft Baden-Durlach lag als Anlage bei.)<sup>62</sup>

In einem Schreiben an die Fürstliche Verwaltung bat das Oberamt um eine Entscheidung. Georg Friedrich Frank weigert sich den Bürgereid abzulegen, da er der Meinung war, dass er als Angestellter des Oberamtes nicht verpflichtet ist, die Gerichtsbarkeit des Lahrer Stadtrates anzuerkennen. Der Hofrat Wild wurde von Frank als Beispiel angeführt, der das Bürgerrecht in Lahr hat, aber nie einen Bürgereid geleistet hat. Man war der Meinung, dass dies seine Richtigkeit hat und Honoratioren und Bediensteten der Herrschaft zusteht, die keine städtischen Leistungen erhalten. Bürger, die an den städtischen Nutzungen teilhaben, müssen auch die Lasten tragen und sind der Gerichtsbarkeit der minderen Instanz verpflichtet. Man bat die Herrschaft um ihre Entscheidung.<sup>63</sup>

Auch der Bürgermeister und der Rat der Stadt Lahr (Unterzeichnete sind Schneider, Caroli und Willig) wandten sich an die Herrschaft, denn sie waren der Meinung, dass bei unterschiedlicher Bewertung der Bürger in der Zukunft Anlass gegeben wäre für „Verdrüßlichkeiten“.<sup>64</sup>

Die Antwort der Herrschaft in Wiesbaden war eindeutig. Georg Friedrich Frank musste sich dem Bürgereid unterwerfen und konnte sich nach Zahlung des Bürgergeldes als Bürger der Stadt betrachten. Sie wies aber darauf hin, dass der Geheime Hofrat Wild nicht verpflichtet ist, den Bürgereid zu leisten, und die Herrschaft nicht bereit ist, dem Wunsch der Stadt Lahr stattzugeben.<sup>65</sup>

Am 28. Dezember 1772 wurden in Lahr der Schultheiß und zwei Bürgermeister gewählt. Diese Wahl wurde von der Herrschaft nicht anerkannt. Das war der Anlass zu einem jahrelangen Prozess der Stadt Lahr gegen die



Herrschaft Nassau in Usingen. Am 14. Juli 1789 begann die Revolution in Frankreich mit dem Sturm auf die Bastille, auch im Lahrer Umfeld kam es zu Unruhen. Die Revolutionskriege begannen 1792 und Lahr wurde in großem Umfang mit Truppen besetzt. Die Stadt Lahr führte immer noch einen Prozess beim Reichskammergericht in Wetzlar gegen die Herrschaft Nassau-Usingen um Anerkennung der Lahrer Privilegien aus dem Freiheitsbrief von 1377.

Im Juni 1796 überschritt die Französische Armee den Rhein, wobei auch Lahr von den Truppen bis zum 16. Juli besetzt blieb. Im April 1797 wird Lahr zum zweiten Mal bis zum Februar 1798 von französischen Truppen während des 1. Koalitionskrieges besetzt.

Während des 2. Koalitionskrieges im Februar 1801 wurde im Frieden von Luneville festgelegt, dass Lahr an Baden fällt. Am 25. Februar 1803 wurde in Regensburg beim Reichsdeputationshauptschluss festgelegt, dass die Herrschaft Lahr endgültig in die Markgrafschaft Baden eingegliedert wird, und der Markgraf Karl Friedrich nahm den Titel „Kurfürst von Baden“ an. Bereits am 21. März 1803 übernahm der badische Landvogt auf Schloss Mahlberg, Freiherr von Roggenbach, die Herrschaft Lahr.

Aus diesen Jahren des großen Umbruchs liegt kein Schriftwechsel im GLA vor, der das Scharfrichter- und Wasenmeistersamt betrifft. Georg Friedrich Frank ist bereits am 27. Dezember 1798 im Alter von 60 Jahren in Lahr verstorben und sein Sohn Karl Friedrich Frank hatte laut dem Erb-  
lehen der Familie das Scharfrichter- und Wasenmeistersamt im Oberamt Lahr übernommen.

Karl Friedrich Frank, aus erster Ehe des Georg Friedrich Frank und seiner Frau Catharina Vollmar, war der Letzte der Lahrer herrschaftlichen Scharfrichter. Er war aber noch als Wasenmeister und Tierarzt tätig. Er war verheiratet mit Caroline Dorothea Link aus Lahr und hatte mit ihr zwölf Kinder, von denen nur vier erwachsen wurden. Seine Ehefrau Caroline Dorothea Link war die erste Frau in der Familie Frank, die nicht aus einer Scharfrichterfamilie stammte.

Sein Bruder Johann Ludwig wurde Bäcker und heiratete die Witwe des Rebstockwirtes Christian Huber, Maria Magdalena Sexauer, und war Inhaber des Gasthauses „Rebstock“ bis zu seinem Tod.

Er hatte eine Tochter und zwei Söhne. Die Söhne starben bereits im Kindesalter.

Am 2. Januar 1805 wurde aus dem Hofratsprotokoll ein Auszug der Kurfürstlichen General-Forst-Commission zugestellt. Unter dem Punkt 2 ist festgelegt und der Nachrichten ist davon in Kenntnis zu setzen, *„daß das Lahrer Wasenmeisterei Erblehen mit der Verbindlichkeit verbunden sei, 2 Hatzhunde zum Herrschaftlichen Gebrauch unentgeltlich zu halten. Verknüpft sei, weswegen dorthin überlassen bleibe, zu beurteilen ob und wie von dieser Berechtigung etwa Gebrauch gemacht werden könne oder*

wolle“. Als Anlage zu diesem Schreiben lag ein Auszug des geänderten Lehenvertrages bei.<sup>66</sup>

Oberforstmeister von Schilling aus Ettenheim berichtete, dass der Erbbeständer die Änderung im Lehenvertrag nicht billige, zwei herrschaftliche Hatzhunde unentgeltlich aufzuziehen, und sei auch nicht bereit, statt dessen eine Gebühr zu bezahlen. Oberförster Fabricius ließ wissen, dass die vier Klafter Holz einen Wert von 40 Gulden hätten und unentgeltlich ausgeliefert wurden bei Ablieferung der zwei Hatzhunde. Der Karlsruher Hofrat erklärte zu dem Bericht von Oberforstmeister von Schilling, dass im Lehenvertrag nicht festgelegt sei, dass das Holz nur bei Ablieferung von Hunden ausgeliefert werden könne, und Frank auch nicht gezwungen sei, bei nicht Ablieferung der Hunde eine Gebühr zu zahlen.<sup>67</sup>

Die Karlsruher-Forst-Commission bat das Oberforstamt Ettenheim um ihren Bericht, wie es bei der vorherigen Regierung gehandhabt wurde mit der Haltung der Hunde und ihrer Ablieferung nach Wiesbaden.<sup>68</sup>

Von Schilling schrieb, dass der Oberförster Fabricius berichtete, dass seit 28 bis 30 Jahren keine Herrschaftlichen Hatzhunde mehr gehalten wurden und die Beständer hätten auch kein Surrogat dafür bezahlt. Der Letzte, der Hunde unterhalten hätte, wäre der Wasenmeister Heidenreich gewesen, er hätte sie jung bekommen und als sie erwachsen waren, wären sie auf herrschaftliche Kosten nach Wiesbaden transportiert worden.<sup>69</sup>

Da der Wasenmeister Frank nicht gegen eine Verordnung verstoßen wollte und auch statt Haltung der Hunde keine Taxe zu bezahlen bereit war, wäre das einzige Mittel, falls Hatzhunde in Karlsruhe benötigt würden, zwei junge Hunde nach Aufzucht im Austausch gegen zwei neue junge Hunde nach Karlsruhe zu liefern. Für das Forstamt Ettenheim wären Hatzhunde völlig unnütz.

Die Karlsruher-Forst-Commission teilte dem Oberforstmeister von Schilling mit, dass sie die Verpflichtung der Hunde-Aufzucht bestehen lassen, aber zur Zeit nicht auf einer Erfüllung beharren würden.<sup>70</sup>

Am 12. Juli 1806 mit der Unterzeichnung der Rheinbundakte nahm Kurfürst Karl Friedrich den Titel „Großherzog von Baden“ an, kurz darauf, am 6. August 1806 legte Kaiser Franz II. die Kaiserkrone nieder. Durch diesen Akt hatte sich das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ aufgelöst.

Im Großherzogtum Baden ging man daran, eine moderne Verwaltung einzurichten und die mittelalterlichen Strukturen aufzulösen. Bereits im November 1809 gab man ein Organisationsedikt heraus, mit dem man die Verwaltung völlig neu organisierte. Es gab eine Kreiseinteilung und das ehemalige Oberamt Lahr wurde als Bezirksamt Lahr dem Mittelrheinkreis zugeordnet.

Im Jahr 1811 starb Großherzog Karl Friedrich und die Regierung wurde übernommen von Großherzog Karl, der bis 1818 regierte und im Alter von 32 Jahren bereits verstarb.

Der Erblehenvertrag wurde unter jedem neu in die Regierung kommenden Großherzog erneuert.

Am 27. Oktober 1826 berichtete die Amtskasse, dass Karl Friedrich Frank für das Lehen ein Canon von 10 Gulden zu entrichten hat, dagegen aber eine Besoldung von 12 Gulden 22 Schilling 4 Pfennig und vier Klaf-ter Holz empfängt. Da es sich um das einzige Erblehen von Seiten der ba-dischen Regierung handelte, hätte man mit Karl Friedrich Frank Gespräche geführt über die Möglichkeit das Erblehen zu allodificieren (Übergang in eigenen Besitz). Karl Friedrich Frank hat dies abgelehnt, da das Lehen auf alle seine Leibeserben und seine Frau ausgestellt wäre und er auch schon 1200 Gulden für die Erteilung bezahlt hätte.<sup>71</sup>

Um eine Übersicht zu bekommen, was für Liegenschaften das Erblehen beinhaltet, wurde von der Großherzoglichen Amtskasse eine

*Beschreibung*

*über*

*diejenigen Grundstücke etc etc welche Nachrichten Frank dahier, zu sei-ner Wasenmeisterei Erblehen besitzt, in der Lahrer Gemarkung liegen und der Stadt Lahr eigenthümlich zugehören.*

*2 Sester 16 Ruthen des Scharfrichters Wohnung und zugehörende. Ge-gen Rhein 6. Anstößer und der Weg, gegen Birg Jacob Göhringer Land auf Michel Blohorn und Johannes Walter jung Schneider, Land ab Johannes Liermann und Jacob Eisen.*

*6 Sester 24 Ruthen Acker der Bühl, g. Rhein Kristian Hertenstein und Glaser Wickert, g. Birg der Weg, Land auf der Pfad, Land ab der Weg und Kristian Hertenstein.*

*1 Sester 31 Ruthen an der Eichshalt, g. Rhein der Weg, gegen Birg K. F. Frank, Land ab Karl Meurer, Land auf Schuhmacher Georg Schmidt.*

*2 Sester Acker am Stumpenlindle, Land ab, Land auf und gegen Birg der Weg, gegen Rhein Johannes Eisen.*

*4 Sester 57 Ruthen das Hochgericht, gegen Birg und Land auf der Weg, gegen Rhein Jacob Müllerleile, Land ab Michel Stolz.*

*Hugsweierer Bann.*

*5 Sester 64 Ruthen Acker im Heubruchle gegen Rhein und Land auf ein Feldgraben, gegen Birg Gemeinde Hugsweier, Land ab einige Anstößer.*

*Altenheimer Bann*

*Die Wasenmatte in den s.g. Kebenen 3 Sester haltend Land auf und ab gegen Rhein ein gemeiner Graben, gegen Birg zehn Anstößer.*

*Lahr, am 5. ten April 1827*

*Großh. Amts Kasse<sup>72</sup>*



Am 12. September 1834 starb Carl Friedrich Frank im Alter von 56 Jahren. Sein Schwager, der Rebstockwirt Karl Linck, schrieb am 8. August 1836 als Pfleger der vier Frank-Kinder an das Lahrer Oberamt und bat darum, dass sein Pflegling Friedrich Ferdinand Frank, der in Karlsruhe die Tierartzkunde erlernt hatte, auch mit dem Wasenmeisterlehen zu betrauen. Bei Überschreibung des Lehens auf alle Geschwister wäre der Erb-Canon zu hoch.<sup>73</sup>

Das Oberamt gab die Bitte weiter mit dem Hinweis, dass die Witwe das Wasenmeistersamt so lange weiterführt, bis der älteste Sohn die Volljährigkeit erreicht hat.<sup>74</sup>

Am 11. Oktober 1836 unterschrieb Carl Linck den Erblehensvertrag für seinen Neffen. Er unterzeichnete die Bestätigung mit Unterschrift und Siegel des F. Frank. Der Lehensbrief hat denselben Text wie die Vorigen.<sup>75</sup>

Friedrich Ferdinand, geb. am 11. Januar 1816, war das achte Kind des letzten Scharfrichters Karl Friedrich Frank und seiner Ehefrau Caroline Dorothea Link. Er heiratete am 7. Oktober 1839 die Karoline Albertine Heist aus Lahr. Das Ehepaar hatte 13 Kinder, von denen acht im Kindesalter starben. Er führte die Tierarztpraxis seines Vaters weiter und betrieb außerdem die Wasenmeisterei. Er war Mitglied des großen Ausschusses im Lahrer Gemeinderat und starb am 20. Dezember 1867 in Lahr.

Im April 1840 erläuterte die Regierung des Mittel-Rheinkreises in Rastatt Friedrich Ferdinand Frank, dass der Satz im Erblehenbrief „versehen und verwalten oder versehen und verwalten lassen“ heißt, dass der Erbbeständer „ohne Landesherrlichen Consens sein Erblehen vorher einem Anderen übertragen noch verkaufen darf“. Der minderjährige Frank hatte aller Wahrscheinlichkeit nach versucht, seinen Dienst vorübergehend ohne Einwilligung der Herrschaft zu vergeben. Außerdem wurde in diesem Schreiben vermerkt, dass sich eine Verpachtung nur auf den Dienst und nicht auf die Liegenschaften bezieht. Die Verpachtung an einen Dritten kann geschehen, wenn er nachweisen kann, dass er den Dienst nicht selbst erfüllen kann. Die daraus entstehenden Unkosten sind von ihm zu tragen.<sup>76</sup>

Am 24. April 1852 starb Großherzog Leopold nach schwerer Krankheit. Der Erbprinz Ludwig II. war unheilbar krank und nicht regierungsfähig, dadurch wurde 1856 der zweite Sohn Friedrich I. Thronfolger.

Der auf Großherzog Leopold ausgestellte Lehensbrief des Friedrich Ferdinand Frank war damit aufgehoben und musste bei Großherzog Friedrich neu beantragt werden. Dieser wurde ihm gegen Unterschrift und Siegel am 27. Juni 1857 zugestellt.

Obwohl die Scharfrichterei keine Rolle mehr spielte, wurde sie im Text des Lehenbriefes immer noch erwähnt.<sup>77</sup>

Nicht unerwähnt sollte ein Streitfall bleiben, den die Regierung in Karlsruhe 1857 schlichten musste. Der Wasenmeister Frank stritt gegen den Wasenmeister Burkhardt aus Steinbach wegen Gewerbe-Beeinträchti-



gung. Auf Lahrer Gemarkung Steingrabenfelsen war ein Pferd verunglückt, das vom Wasenmeister Josef Burkhardt aus Steinbach entfernt und auf den Wasen nach Seelbach gebracht wurde. Darauf hat Friedrich Ferdinand Frank Einspruch erhoben.<sup>78</sup>

Josef Burkhardt begründete seine Entscheidung damit, dass Kuhbach früher zur Herrschaft Geroldseck gehörte und alle dahinter liegenden Orte in sein Arbeitsgebiet fallen würden.

Das Oberamt Lahr schrieb, dass nach einem Streitfall zwischen Lahr und Kuhbach über ein früheres Provisorium aus dem Jahr 1788 das Gewann Steingraben zur Gemarkung Lahr zugeschlagen wurde.

Das Urteil, das in Karlsruhe gefällt wurde, sagt, dass das Pferd wohl auf der Gemarkung Lahr gefallen sei, dieser Bereich aber zum Gerichtsbezirk der ehemaligen Herrschaft Geroldseck gehört hat, und dies ist entscheidend.<sup>79</sup>

Der Großherzogliche Verwaltungshof erbat vom Bezirksamt Lahr die Akten über die Gespräche, die zur Ablösung der Erblehen in Lahr und Seelbach stattgefunden haben. Das Ministerium des Inneren hatte in Folge des Erlasses vom 26. Mai 1860 unter der Nr. 6166 die vormalige Regierung des Mittelrheinkreises am 22. Juni 1860 unter der Nr. 9521 gebeten, diese Verhandlungen zu führen. Das Großherzogliche Bezirksamt Lahr teilte mit, dass für Seelbach kein Erblehen vorläge und die Verordnung für gefallene Tiere laut Anordnung vom 17. August 1865 bereits getroffen wurde.<sup>80</sup>

Am 5. Januar 1866 teilte der Verwaltungshof dem Bezirksamt Lahr mit, dass der Lehenträger Tierarzt Frank zu unterrichten sei, dass die Regierung ein Budget genehmigt hat zur Ablösung der erblichen Lehen. Der Großherzoglichen Regierung sei es daran gelegen, ein gütliches Übereinkommen über die Höhe der Abfindung mit dem Lehenträger zu finden. Der Lehenträger wurde gebeten, seine Entschädigungsforderungen mit genauer Begründung und Beweisurkunden vorzulegen. Dazu wurde dem Lehenträger ein Fragebogen zugestellt.<sup>81</sup> Die Verhandlungen bezogen sich nur auf die Orte der ehemaligen Herrschaft Lahr.

Außerdem kommen nur Bezüge in Frage, die der Lehenträger aus der Amtskasse erhalten hatte, ohne die „freie Wohnung mit Stallung, Scheune und Küchengärtlein, welche der jeweilige Lehenträger nach altem Herkommen von der Stadt Lahr im Genusse hatte“.

Die gesamten Angaben wurden durch das Gutachten von Sachverständigen über Einnahmen und Ausgaben und durch einen benachbarten Tierarzt über die Erträge aus der Wasenmeisterei geprüft.

Auch die Gemeinderäte wurden befragt, auf deren Gemarkung die Grundstücke liegen. Zusätzliche Auszüge aus den Grundbüchern über die in Frage kommenden Liegenschaften sollten der Antwort beigelegt werden.



Verendetes Vieh wurde im Gewinn Weihergarten Grundstück Lagerbuch Nr. 4832 vergraben (→). Hier wurde der Galgen nach seinem Abbruch von der Scharfrichter- und Wasenmeisterfamilie Frank gelagert um später auf dem Grundstück Lagerbuch Nr. 5102 im Ernet als Prellsteine zu dienen. Eine der 3 Säulen des Galgens wurde im Hof der Lahrer Tiefburg (Storchenturm) zur Ansicht wieder aufgestellt  
(Flurplan Lahr 1865)

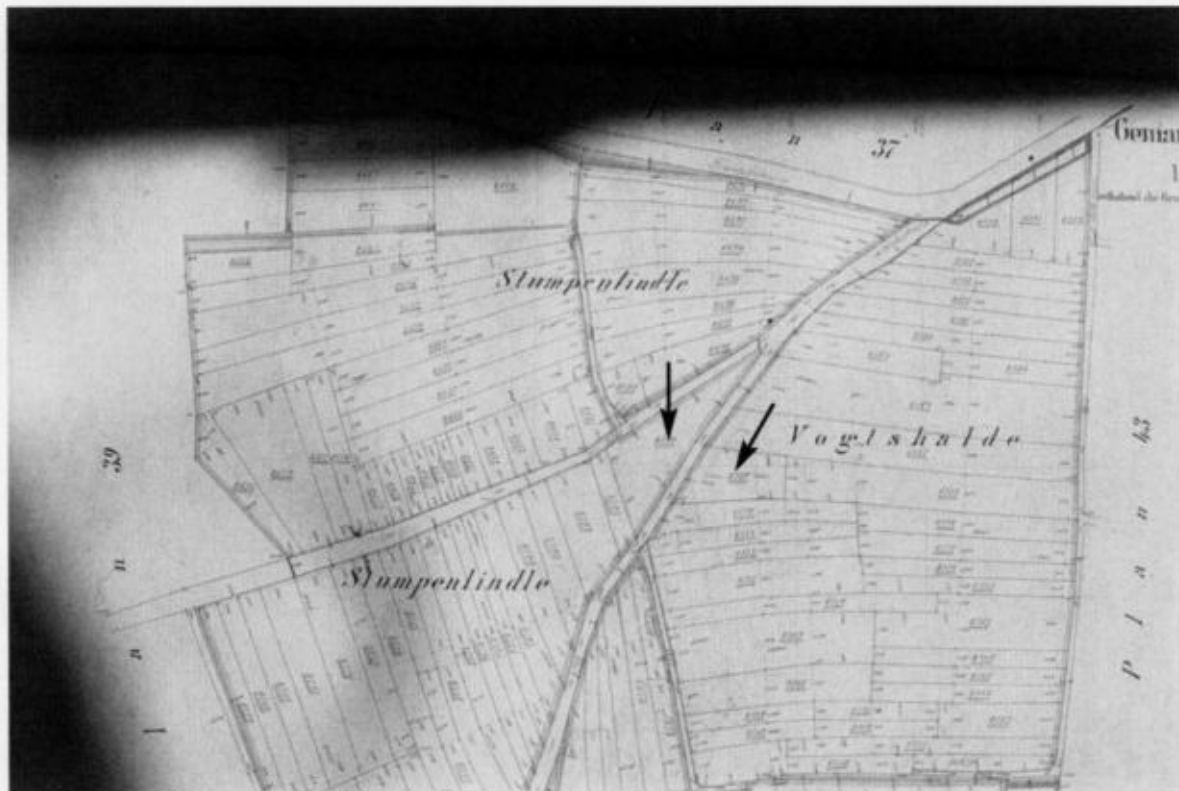
Nach Annahmung des Verwaltungshofes über die Aufstellung des Lehenbestandes teilte das Hauptsteueramt Lahr mit, dass der Bestand in den Lehenbriefen und der Korrespondenz mit dem Oberamt die nötige Auskunft gegeben sei.<sup>82</sup>

Der Großherzogliche Verwaltungshof stellte darauf am 15. Dezember 1866 die ihm bekannten Bestandteile des Erblehens zusammen, indem er zurückgriff auf die Lehenbeschreibungen des damaligen Leheninhabers Georg Friedrich Heidenreich.<sup>83</sup>

Der Lehenbrief von 1770 beinhaltete:

*Spezifikation.*

*was ein jeweiliger Scharfrichter und Wasenmeister einhier, sowohl von Seiten gnädigster Herrschaft als auch von Seiten der Stadt Lahr wegen der Wasenmeisterei und des Scharfrichteramtes im hiesigen Oberamt zu genießen hat.*



Hinrichtungsplatz im Gewann Stumpenlindle, Lagerbuch Nr. 4700 und das Grundstück Lagerbuch Nr. 4780 in der Vogtshalde, wo die Malefikanten verbrannt wurden (→) (Flurplan Lahr 1865)

Von Seiten der Stadt hat er zu genießen eine freie Wohnung samt Scheuer und Stallung, ein Küchengärtlein, wie auch einen Gras- und Baumgarten von 1 Sester am Haus gelegen.

Von Seiten gnädigster Herrschaft aber dahier 5 Sester am Weyerweg, wohin das crepierte Vieh gebracht wird.

Auf dem Stumpenlindle 2 Sester, wo vormals der Richtplatz gewesen, an der Vogtshalt 1 Sester, wo vormals die Malefikanten verbrannt wurden.

Auf dem Galgenberg 5 Sester, wo vormals das Hochgericht gestanden hat.

Zu Dinglingen hat er zum Genuß 3 Sester an den Hafenlöcher.

Zu Mietersheim hat er nichts.

Zu Hugsweier hat er einen Tauen Matten zu genießen, so gelegen am Haubrüchle.

Zu Altenheim hat er zum Genuß den Wasenplatz, wo Graswasen und Hecken zwischen Hang und Graben gelegen.

Von Wallburg hat er alljährlich 3 Sester und von Altdorf 1 1/2 Sester Korn zu empfangen.



Standpunkt des Lahrer Galgens bis zum 13. November 1804 auf dem Galgenberg,  
Grundstück Lagerbuch Nr. 4477 (→) (Flurplan Lahr 1865)

*Von gnädigster Herrschaft empfängt er weiter alljährlich 4 Klafter Buchenholz für 12 Gulden 22 Albus 4 Pfennig für das ehemals bezogene Heu.*

*Im Unbringen hat er dafür von dem crepierten Rindvieh 1 Gulden gegen Zurücklieferung der Häute, von den crepierten Pferden aber die Haut ohntgeltlich zu beziehen; auf dem Land hingegen hat er überhaupt die Häute umsonst zu empfangen.*

*Lahr, den 7. November 1777*

Wir haben es für unumgänglich nothwendig erachtet, den Text dieser beiden Urkunden hier wörtlich einzuhalten. Weil dieselben die einzigen Beweisstücke über das, wie gleich näher erwähnt werden soll, bestrittene Obereigenthum der nicht unbedeutenden, dem Lehensträger von Altersher zum Genusse überlassenen Liegenschaften sind. (*Originaltext*)



Diese Letzteren sind angeschlagen:

|                                                                                            | Anschlag              | Ertrag               |
|--------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------|----------------------|
| a. Die Scharfrichterwohnung in der Stadt Lahr<br>nebst Zubehör sodann auf Lahrer Gemarkung | 4000 Gulden           | 160 Gulden           |
| b. 5 Sester 22 Ruthen 83 Schuh der Bühl mit<br>Garten am Weg                               | 700 Gulden            | 35 Gulden            |
| c. 1 Sester, 15 Ruthen, 15 Schuh Acker in der<br>Vogtshalde                                | 100 Gulden            | 5 Gulden             |
| d. 1 Sester 65 Ruthen 97 Schuh Acker im<br>Stumpenlindle                                   | 200 Gulden            | 10 Gulden            |
| e. 3 Sester 91 Ruthen 7 Schuh das Hochgericht<br>und zugehörige Ländereien am Galgenberg   | 350 Gulden            | 20 Gulden            |
| f. 477 Ruthen Matten in Hugsweier                                                          | 715 Gulden 30         | 41 Gulden            |
| g. 30 Ruthen Matten in der oberen Warth<br>zu Mietersheim                                  | 25 Gulden             | 1 Gulden 30          |
| h. der Wasenplatz zu Altenheim                                                             | 200 Gulden            | 12 Gulden            |
| i. 390 Ruthen Wiese im Kleinfeldede<br>zu Dinglingen                                       | 290 Gulden            | 20 Gulden            |
| <b>Summe</b>                                                                               | <b>6580 Gulden 30</b> | <b>304 Gulden 30</b> |

Die Stadtgemeinde Lahr sah sämtliche auf Lahrer Gemarkung gelegenen Liegenschaften als Obereigentümer an, während die Großherzogliche Amtskasse Lahr nur von der Scharfrichterwohnung nebst Zubehör als Besitz der Stadt Lahr ausging und das Obereigentum der übrigen Liegenschaften für den Lehenfiscus in Anspruch nehmen wollte. Das Bezirksamt Lahr berichtete dem Großherzoglichen Verwaltungshof nach Bruchsal, dass sich Ferdinand Frank auf eine Ablösung der Lehnbarkeit der Wasenmeisterei allein nicht einlasse und nur einer billigen Ablösung des ganzen Lehens, durch welche auch das Obereigentum der Gebäulichkeiten und Gärten auf ihn übergingen.

Das Bezirksamt erklärte, dass diese Ansprüche keine Berücksichtigung finden könne und dass die Verhandlungen wegen Auflösung des Erblehens zur Zeit ruhen. Dies soll dem Berechtigten mitgeteilt werden.<sup>84</sup>

Inzwischen hatte Ferdinand Frank Verhandlungen mit der Stadt geführt mit dem Ergebnis, dass die Stadt Lahr „als Obereigentümerin gehörenden Liegenschaften mit Ausnahme eines Ackers und einer Wiese im Werte von 450 Gulden dem Lehenträger gegen Abtretung der letzteren und Zahlung von 625 Gulden als reines Eigentum überlassen werde“.

Bereits am 21. Dezember 1867 teilte das Bezirksamt Lahr dem Verwaltungshof in Bruchsal mit, dass Friedrich Ferdinand Frank am Tag zuvor verstorben ist.<sup>85</sup>

Die Witwe bestand weiter auf einer pauschalen Abfindung von 8000 Gulden, aber man war der Meinung, „*daß wir die dermaligen Verhältnisse der Erblehenberechtigten für Einziehung des Erblehen besonders günstig halten und der Ansicht sind, daß die Ablösung gelingen, wenn von Seiten der Staatskasse eine annehmbare Summe geboten wird*“. Falls die Verhandlungen nicht zum Ziele führen, schlägt das Bezirksamt vor, eine neue Belehnung eines der erbberechtigten Kinder vorzunehmen.<sup>86</sup>

Zur Ermittlung einer gerechten Entschädigungssumme des Erblehens wurde eine umfangreiche Berechnung durch Sachverständige zusammengestellt.<sup>87</sup>

Nach einem Gespräch mit dem Lehenträger ist man übereingekommen, dass man der Familie Frank entgegenkommt und den vorgeschlagenen Betrag von 3000 Gulden auf 3600 Gulden erhöht und den jährlichen Canon von zehn Gulden, als auch die Leistung der jährlichen Entschädigung an die Lehenträger für einen Wagen Heu und vier Klafter Buchenholz in Höhe von 200 Gulden, werden noch zusätzlich mit Wirkung vom 1. Dezember 1867 ausbezahlt.<sup>88</sup>

Nach dem Einverständnis der Lehenträger konnte der Ablösungsvertrag am 12. Februar 1870 abgeschlossen werden und der Betrag von 3800 Gulden an die Erbberechtigten ausbezahlt werden.

Mit der Aufhebung des Erblehenvertrages für die Wasenmeisterei wurde die Tierkadaververwertung in staatliche Regie genommen und so war auch diese Berufsgruppe in ihrer mittelalterlichen Struktur aufgehoben. Die Witwe Friedrich Ferdinand Franks, Karoline Albertine, geb. Heist, lebte noch bis zu ihrem Tod am 19. Mai 1881 in Lahr in diesem Haus in der Schützenstraße 41, heute Schützenstraße 25. Der älteste Sohn Karl Friedrich Frank war Kaufmann in Lyon, Ferdinand Frank und Alfred Gustav Frank lassen sich in Lahr nicht weiter nachweisen.

Zur Wasenmeisterei gehörte noch das „Wasenhäusle“ am Ende der beiden Eisweiher im Ernet, von den Lahrern „Knochenhiisli“ oder „Beinerhiisli“ genannt. Es blieb im Besitz der Stadt und wurde nach dem 2. Weltkrieg noch benutzt als Stallung für Hasen und verschwand mit der Auffüllung und Bebauung der Eisweiher.

Nach dem Tod der Karoline Albertine Frank wurde das Anwesen 1895 verkauft an die Handelsleute Jacob Schnurmann, Elias Sohn und Jacob Schnurmann, Samuels Sohn aus Schmieheim.<sup>89</sup>

Karl Friedrich Frank, der zweite Sohn des letzten herrschaftlichen Nachrichters und Tierarztes Karl Friedrich Frank und seiner Ehefrau Caroline Dorothea Link, geb. am 19.6.1822, war Wein- und Branntweinhändler und gründete 1855 die Essigwerke Friedrich Frank A.G., später umbenannt in die Badische Essigwerke A.G. vorm. Fr. Frank A.G. Durch die Vergrößerung der Firma war Karl Friedrich Frank gezwungen, die Häuser in der Nachbarschaft aufzukaufen. 1855 kaufte er das Haus Nr. 182 in der Rap-

pengasse 4, später Brestenberg 6, heute Gerichtsstraße 1, das war die ehemalige Stadt- und Landschreiberei und das „Henkerhiisli“, vermutlich Haus Nr. 183, Brestenberg Nr. 8, wurde ein Teil dieses Hauses. Dieses kleine Haus wurde 1873 von Friedrich Schulz, einem Rentier und Witwer, erworben. In der Feuerversicherungsliste wird es beschrieben mit zwei Stockwerken und einem Dachzimmer auf einem gewölbten Keller. Am Treppengeländer des Vorderhauses Gerichtsstraße 1 sind die Initialen des Friedrich Frank „F F“ zu sehen.<sup>90</sup>

Das Haus Gerichtsstraße 1 war 1934 wieder im Besitz der Stadtgemeinde und wurde vermietet an die Familie Robert Steiger. Nach dem 2. Weltkrieg hat Robert Steiger das Haus von der Stadt Lahr erworben und dessen Nachfahren haben den hinteren Teil des Hauses, das so genannte „Henkerhiisli“, an den Turnverein verkauft.

Karl Friedrich Frank war in erster Ehe mit der Lahrerin Christine Helene Emilie Dürr verheiratet. Die Ehe wurde am 1. Dezember 1820 in Lahr geschlossen. Das Ehepaar hatte drei Kinder. In zweiter Ehe mit Emilie Friederike Wickert hatte er noch fünf Kinder, von denen das jüngste mit sechs Jahren in Lahr verstarb, während sich die vier älteren Kinder in Lahr nicht mehr nachweisen lassen.

Sein Sohn Emil Frank aus erster Ehe, geb. am 17.1.1851, führte die Essigfabrik weiter. Er wurde von 1889 bis 1913 fünfmal für die Demokratische Partei in den Stadtrat gewählt. Er starb am 19. September 1914 im Alter von 63 Jahren in Lahr.

Dessen Sohn Friedrich Frank, geb. am 11.5.1885, war der letzte Inhaber der Essigfabrik Frank. Er war verheiratet mit Elisabeth Poppen. Sie war die Tochter des Druckereibesitzers Poppen aus Freiburg. Er wohnte laut Adressbuch 1934 in Lahr im Mittelweg 1. Der Adoptivsohn Peter Frank ist bereits verstorben und die leibliche Tochter lebt mit ihrer Familie außerhalb Lahrs.

Nach dem 2. Weltkrieg wurde die Essigfabrik von der Firma Hengstenberg weitergeführt.

Die Gebäude im Brestenberg waren durch Kriegseinwirkung zum Teil stark beschädigt oder gingen im Laufe der Jahre an neue Besitzer über. Nach Einstellung der Essigfabrikation durch die Firma Hengstenberg wurden die maroden Gebäude abgebrochen. Heute wird das Grundstück als Parkplatz genutzt und nur in der Erinnerung der alten Lahrer ist dieser Teil der Lahrer Industriegeschichte noch lebendig.

*Literatur*

- Glenzdorf, Johann/Treichel, F.: Henker, Schinder und arme Sünder  
Kirchenbücher der ev. Kirchengemeinde Lahr
- Gatzen, Karl Theodor: Nachfahrenliste der Familie Großholz, Gronau/Westfalen 1963
- Stammbäume der Familien Heidenreich und Frank; zusammengestellt von Helmuth Lehmann, soweit sie Lahr betreffen. Weitere Informationen über die Scharfrichterfamilie Heidenreich in der Zeitschrift Das Markgräflerland, Herausgeber: Geschichtsverein Markgräflerland e.V.
- Heidenreich, Friedrich: Eine Heidenreich-Glosse und eine Nachfrage. Ausgabe 2/1984, 167–173
- Kluth, Cornelia: Der Scharfrichter Georg Friedrich Heidenreich – Eine Entgegnung. Ausgabe 2/2000, 152–169

Adressbücher der Stadt Lahr

Feuerversicherungsbücher der Stadt Lahr von 1803 und 1855

*Anmerkung:* Die Namen der jeweiligen Familien erscheinen im Original in unterschiedlicher Schreibweise.

*Anmerkungen*

- 1 Obert, Alois: Diebold von Geroldseck, Pfleger des Gotteshauses Einsiedeln. Geroldseckerland Nr. 38. Jahrgang 1996, 79
- 2 Lauppe, Ludwig: Der Scharfrichter und Wasenmeister zu Memprechtshofen. In: Die Ortenau Nr. 66 Jahresband 1986, 242
- 3 Bühler, Christoph: 700 Pfund für die bürgerliche Freiheit, 130. Die städtische Gerichtsbarkeit
- 4 Pfarrer Neu: „Die Meissenheimer Chronik“, Verlag Schauenburg 1907, 12, 21, 23, 24, 41 und 42
- 5 Ludwig, Adolf: Die Malefikantenpredigt. In: Die Ortenau 1930, 107–123, Scharfrichter und Selbstmörder
- 6 Der Altvater Folge 13, 63
- 7 Isenmann, Karl: „Der Kinzigbote“ Chronik Band II, Archiv der Stadt Gengenbach
- 8 GLA 211 Nr. 851, Brief des Georg Heidenreich vom 24. März 1713 an Baden-Durlach
- 9 GLA 211 Nr. 851, Brief des Stadtschreibers Vinther vom 24. März 1713 an Baden-Durlach
- 10 GLA 211 Nr. 851, Brief des Stadtschreibers Vinther vom 6. April 1713 an den Fürsten von Baden-Durlach
- 11 GLA 211 Nr. 851, Brief und Notiz des Hofrathes vom 28. April und 8. Juni 1713
- 12 GLA 211 Nr. 851, Brief des Stadtschreibers Vinther vom 27. Mai 1713 an Baden-Durlach
- 13 GLA 211 Nr. 851, Brief des Hofrates vom 14. Juli 1713 an das Rentamt Baden-Durlach
- 14 GLA 211 Nr. 851, Notiz vom 12. April 1714 an den Landschreiber Vinther und Brief des Johann Michael Burkardt an den Fürsten vom 26. August 1714 und Notiz der Kammer 16. Oktober 1714



- 15 GLA 211 Nr. 851, 30. April 1714, 1. Brief des Johann Michael Burkardt an den Markgrafen Carl
- 16 GLA 211 Nr. 851, 30. April 1714, 2. Brief des Johann Michael Burkardt an den Markgrafen Carl
- 17 GLA 211 Nr. 851, Notiz der Kammer vom 24. Mai, Brief von Vinther vom 30. Mai an die Kammer und Antwort der Kammer vom 2. Juni 1714 an Stadtschreiber Vinther
- 18 GLA 211 Nr. 851, Brief des Johann Michael Burkardt vom 10. Mai 1720 an den Markgrafen von Baden-Durlach
- 19 GLA 211 Nr. 851, Brief des Oberamtmanns von Dungern vom 28. Mai 1720 an den Markgrafen von Baden-Durlach
- 20 GLA 211 Nr. 851, Notiz an das Oberamt in Lahr vom 18. Juni 1720, Brief des Lahrer Amtsschreibers Mylin an den Oberamtmann von Dungern vom 16. September 1720 und Brief des Oberamtmanns von Dungern vom 20. September 1720 an den Markgrafen Carl von Baden-Durlach
- 21 GLA 211 Nr. 851, Brief des Johann Michael Burkardt vom 23. September 1720 an den Markgrafen von Baden-Durlach, Brief des Markgrafen Carl vom 30. September 1720 an den Rath - und Landschreiber Krieg
- 22 GLA 211 Nr. 851, Brief des Georg Friedrich Heydenreich vom 10. August 1725 an den Markgrafen von Baden Durlach
- 23 GLA 211 Nr. 851, Brief des Oberamtmanes von Dungern vom 20. September 1725 an den Markgrafen von Baden-Durlach
- 24 GLA 211 Nr. 851, Brief des Bürgermeisters und Rat der Stadt Lahr vom 20. September 1725 an den Markgrafen von Baden-Durlach
- 25 GLA 211 Nr. 851, Brief vom Markgrafen 1725 an den Rat der Stadt Lahr
- 26 GLA 211 Nr. 851, Brief vom Markgrafen Carl vom 10. Dezember 1725 an das Oberamt Lahr
- 27 GLA 211 Nr. 851, Brief des Johann Jacob Burkhardt vom 1. Juni 1726 an die Herrschaft Nassau
- 28 Die Admodiations-Kammer war zuständig für das Verwalten und Verpachten von Grund und Boden
- 29 GLA 211 Nr. 851, Brief des Johann Jacob Burkhardt vom 5. Juli 1726 und zwei Briefe von Landschreiber Meyer vom 7. Juli 1726 an die Admodiations-Kammer in Idstein
- 30 GLA 211 Nr. 851, Brief des Landschreibers Meyer vom 27. April 1727 an die Kammer
- 31 GLA 211 Nr. 851, Brief des Landschreibers Meyer vom 27. Mai 1727 an die Kammer
- 32 GLA 211 Nr. 851, Brief des Georg Friedrich Heydenreich vom 7. Juni 1727 an die Kammer
- 33 GLA 211 Nr. 851, Konzept des Landschreibers Meyer vom 27. Juni 1727 für die Kammer
- 34 GLA 211 Nr. 851, Brief des Georg Friedrich Heydenreich vom 7. August 1727 an die Kammer
- 35 GLA 211 Nr. 851, Brief des Georg Friedrich Heydenreich vom 3. September 1728 an die Kammer
- 36 GLA 211 Nr. 851, Bericht des Landschreibers Meyer vom 4. Februar 1734 für die Kammer
- 37 GLA 211 Nr. 851, Erblehenbrief der Charlotte Amalie vom 18. Februar 1734 an Johann Georg Frank aus Straßburg
- 38 GLA 211 Nr. 851, Beibrief zum Erblehenvertrag vom 17. Juli 1734
- 39 GLA 211 Nr. 851, Brief des Johann Georg Frank an den Markgrafen von Baden-Durlach vom 30. März 1735

- 40 GLA 211 Nr. 852, Brief des Johann Georg Frank vom 11. August 1735 an Charlotte Amalie von Nassau-Usingen
- 41 GLA 211 Nr. 852, Brief der Charlotte Amalie vom 11. August 1735 an das Oberamt Lahr
- 42 GLA 211 Nr. 852, Brief des Amtschreibers Johann Georg Clemm vom 25. August 1735 an die Herrschaft nach Usingen
- 43 GLA 211 Nr. 852, Notiz der Kammer in Usingen an das Oberamt Lahr vom 23. September 1735
- 44 GLA 211 Nr. 852, Brief des Johann Georg Heidenreich vom 28. September 1735 an Charlotte Amalie von Nassau-Usingen und eine Kopie des Schreibens vom 10. August 1734
- 45 GLA 211 Nr. 852, Bestätigung des Johann Georg Frank der Amtskanzlei und des Juristen Krieg
- 46 GLA 211 Nr. 852, Gutachten vom 13. Januar 1736
- 47 GLA 211 Nr. 852, Brief des Johann Georg Frank vom 26. März 1736 an den Oberamtmann in Lahr
- 48 GLA 211 Nr. 852, Brief des Johann Georg Frank an seinen Fürsten. Briefeingang in Usingen am 5. März 1736
- 49 GLA 211 Nr. 852, Quittung mit bestätigten Ausgaben vom 5. März 1734
- 50 GLA 211 Nr. 852, Zeugnis der Herrschaft Baden-Durlach, Oberamts-Kanzlei Hochberg vom 30. Juli 1735
- 51 GLA 211 Nr. 852, Originalbrief des Vaters Johann Georg Frank aus Straßburg vom 24. Juni 1736. Der Bewerber Johann Georg Frank aus Teningen war das vierte Kind aus der zweiten Ehe des Johann Georg Frank aus Straßburg mit der Scharfrichtertochter Anna Maria Ostertag. Er wurde am 22. Mai 1717 in Straßburg geboren
- 52 GLA 211 Nr. 852, Protokoll vom 28. Mai 1736 und Quittung vom 2. April 1731. In diesem Protokoll wird vom Großvater gesprochen, Johann Nikolaus Frank ist bereits am 20. März 1713 in Durlach gestorben, während der Vater Johann Georg um diese Zeit in Straßburg lebte und dort am 25. April 1756 verstarb
- 53 GLA 211 Nr. 852, Votum der Fürstlichen Regierung vom 3. August 1736
- 54 GLA 211 Nr. 852, Brief der Landschreiberei an die Fürstliche Kammer vom 31. Januar 1737
- 55 GLA 211 Nr. 852, Fürstliches Gutachten vom 1. Februar 1737
- 56 GLA 211 Nr. 853, Brief des Georg Friedrich Heidenreich vom 10. März 1766
- 57 GLA 211 Nr. 853, Brief des Jägermeisters von Laßberg vom 12. September 1768
- 58 GLA 211 Nr. 853, Anweisung an den Jägermeister von Laßberg vom 25. November 1768 und die Resolution vom 15. November 1768
- 59 Krämer, Erich: Die wirtschaftliche Entwicklung Seelbachs. Seelbach im Schuttertal 1179–1979, 227
- 60 GLA 211 Nr. 54, Antrag für die Bürgeraufnahme in Lahr an den Fürsten von Nassau-Usingen vom Januar 1774
- 61 GLA 211 Nr. 54, Antrag des Landschreibers Siegfried vom 15. Januar 1774
- 62 GLA 211 Nr. 54, Abschrift einer Bürgeraufnahme von Müllheim vom 7. Juli 1770
- 63 GLA 211 Nr. 54, Mitteilung des Landschreibers Siegfried vom 16. Februar 1774 an das Fürstliche Haus, dass Georg Friedrich Frank sich weigert den Bürgereid abzulegen
- 64 GLA 211 Nr. 54, Brief des Bürgermeisters und des Rats der Stadt Lahr an das fürstliche Oberamt vom 14. Februar 1774
- 65 GLA 211 Nr. 54, Antwort der fürstlichen Kammer an das Oberamt Lahr vom 26. Februar 1774

- 66 GLA 211 Nr. 853, Auszug aus dem Hofrats-Protokoll vom 2. Januar 1805. Als Anlage die Änderung des Erblehenvertrages
- 67 GLA 211 Nr. 853, Bericht des Oberforstmeisters von Schilling vom 23. Januar 1805 und die Antwort der Forstkommision vom 27. Februar 1805
- 68 GLA 211 Nr. 853, Anfrage der Forst-Kommission vom 5. März 1805
- 69 GLA 211 Nr. 853, Bericht des Oberforstmeisters von Schilling vom 21. März 1805
- 70 GLA 211 Nr. 853, Antwort der Forst-Kommission vom 2. April 1805
- 71 GLA 236/8971, Bericht der Amtskasse an das Großherzogliche Badische Direktorium des Kinzigkreises in Offenburg vom 27. Oktober 1826
- 72 GLA 236/8971, Beschreibung der Liegenschaften auf Lahrer Gemarkung vom 5. April 1827
- 73 GLA 236/8971, Brief von Carl Linck vom 16. August 1836
- 74 GLA 236/8971, Aktennotiz vom 27. Oktober und Brief vom 15. November 1834
- 75 GLA 236/8971, Lehensbrief vom 27. Oktober 1836
- 76 GLA 236/8971, Beschluss der Regierung des Mittelrheinkreises in Rastatt vom 21. April 1840
- 77 GLA 236/8971, Lehensbrief vom 27. Juni 1857 mit Siegel der Familie Frank und Unterschrift von Friedrich Ferdinand Frank
- 78 GLA 236/8971, Bericht des Oberamtes in Lahr vom 1. Juli 1857
- 79 GLA 236/8971, Beschluss des Verwaltungshofes vom 10. Juli 1857
- 80 GLA 236/8971, Bericht des Großherzoglichen Bezirksamtes Lahr vom 29. November 1865
- 81 GLA 236/8971, Fragebogen des Verwaltungshofes vom 5. Januar 1866
- 82 GLA 236/8971, Berichte vom 26. Juni 1866 und vom 28. Juni 1866
- 83 GLA 236/8971, Zusammenstellung der Liegenschaften und Einkünfte aus dem Erblehen vom 15. Dezember 1866
- 84 GLA 236/8971, Anordnung des Ministeriums des Innern vom 1. Februar 1767 und des Verwaltungshofes vom 5. Februar 1767
- 85 GLA 236/8971, Mitteilung des Bezirksamtes Lahr vom 21. Dezember 1867
- 86 GLA 236/8971, Bericht des Bezirksamtes Lahr an den Verwaltungshof in Bruchsal vom 23. Januar 1868
- 87 GLA 236/16935, Umfangreiche Berechnung des Lehenwertes vom 13. August 1869 und Zusammenstellung der Bewertung vom 24. Januar 1870
- 88 GLA 236/8971, Ministerium des Inneren vom 27. Februar 1870
- 89 Kattermann, Hildegard, geb. Becker: Geschichte und Schicksale der Lahrer Juden. Eine Dokumentation; herausgegeben von der Stadtverwaltung Lahr 1976. 2. Auflage 1979. Siehe Erläuterungen zur Namenliste
- 90 Gebäude im Besitz der Familie Friedrich Frank:
  - Feuerversicherung 1855, Band I
  - Nr. 497 Haus Nr. 182, Rappengasse 4, Brestenberg 6. Heute Gerichtsstraße 1; Kauf 1856 von Friedrich Schulz, Rentier
  - Nr. 475 Haus Nr. 173, Rappengasse 16, Rappentor; Kauf 1855 von Ludwig Streißguth, Dreher
  - Nr. 419 Haus Nr. 152, Abtsgasse, Brestenberg 10; Kauf 1859 von Friedrich Hieber, Seiler
  - Nr. 433 Haus Nr. 158, Brestenberg 4; Kauf 1864 von Gottfried Salm, Schreiner Brestenberg 5; Kauf 1864 von Gustav Würslin, Kaufmann
  - Nr. 499 Haus Nr. 183, Rappengasse, Brestenberg Nr. 8 (2 Stock mit gewölbtem Keller); Kauf 1873 von Friedrich Schulz, Rentier und Witwer

- Nr. 423 Haus Nr. 154, Abtsgasse, Brestenberg Nr. 24; Kauf 1873 von Friedrich Schulz, Rentier und Witwer
- Nr. 501 Haus Nr. 184, Rappengasse, Brestenberg 26 und 27; Kauf 1873 von Friedrich Schulz, Rentier und Witwer
- Nr. 513 Haus Nr. 189, Rappengasse, Brestenberg 20; Kauf 1875 von Carl Blatt, Bäcker und Ludwig Hockenjos, Küfer
- Nr. 475 Haus Nr. 173, Rappengasse 16, Friedrichstraße 17 später 13; Kauf 1865 von Ludwig Streißguth, Dreher
- Nr. 437 Haus Nr. 159, Brestenberg 3; Kauf 1871 von Friedrich Blohorn; Neubau 1869; Kauf 1873 von August Schad, Sesselmacher  
Feuerversicherung 1855, Band II
- Nr. 457 Haus Nr. 643, Rappenvorstadt, Rappentor 162, jetzt Friedrichstraße 9, (Freimaurerloge „Altvater zum freien Gedanken“; Kauf 1865 von Jacob Eimer



## Die Scharfrichter und Wasenmeister zu Kork

*Hans Herrmann*

Die Grundherrschaft hatte die Gewalt über Leben und Tod ihrer Untertanen. Ein Sinnbild dieser Gerichtshoheit der Grafen von Hessen–Hanau–Lichtenberg war das Hochgericht mit dem Galgen auf dem „Galgenfeld“ bei Odelshofen. Das Holz für den Galgen wurde von den Untertanen in Fronarbeit geschlagen und an die Richtstätte gefahren. Die Zimmerleute erhielten für den Aufbau des Galgens einen Tageslohn.

Bis ins 19. Jahrhundert war die Rechtssprechung äußerst hart, es kam häufig zur Anwendung der Todesstrafe. Die Mörder wurden meist enthauptet, die Diebe gehängt, die Hexen verbrannt.

Das Gerichtsverfahren war kurz. Ein herrschaftlicher Amtmann verkündete in Kork auf dem Bühl das Todesurteil und brach den Stab. Bevor der Delinquent unter Bewachung gleich zum Richtplatz gefahren wurde, durfte er im „Grünen Baum“ seine „Henkersmahlzeit“ einnehmen; auch während der Fahrt bot ihm die Wache Rotwein an. Nach Vollstreckung der Todesstrafe legten der Scharfrichter und seine Helfer den Hingerichteten in den Schinderkarren und führten ihn auf den Friedhof, wo die Leiche verscharrt wurde. Ein christliches Begräbnis wurde dem Toten versagt.

Für eine Hinrichtung und die Beerdigung des Hingerichteten erhielt der Scharfrichter im 17. Jahrhundert als Lohn vier Pfund Silberpfennig und zehn Schilling.<sup>1</sup>

Um 1350 wird mit „*Wilhelmus carnifex*“ in Kork zum ersten Male ein Scharfrichter Wilhelm erwähnt.<sup>2</sup>

Der Scharfrichter erhielt sein Amt bis ins 19. Jahrhundert von seiner Herrschaft als Erblehen, zu dem Haus, Hofstatt und Wasen gehörten. Wenn sich ein Scharfrichter oder dessen Sohn um das Scharfrichteramt an einem anderen Ort bewerben wollten, mussten sie ein Zeugnis ihrer Herrschaft vorlegen. So bewarb sich Hans Michael Großholtz, der Sohn des Straßburger Scharfrichters Hans Michael Großholtz, um das Scharfrichteramt in Baden-Baden.<sup>3</sup>

Für seine Bewerbung erhielt er von der Stadt Straßburg folgendes Zeugnis: *„Wir Philipp von Wickersheim, der Meister und der Rath der Stadt Straßburg tun hiermut kund, ... daß unseres Raths Redner, der hochgelehrte Johann Adam Boll, uns im Namen Johann Großholtzen, unseres Bürgers und Scharfrichters vortragen lassen, was er zu seiner Beförderung gestaltete: Großholtz hat unterschiedliche Malefizpersonen, sowohl bey hiesiger Stadt als auch bei der frantzösischen Garnison mit dem Schwert und dem Strang hingerichtet, und in diesem wie auch ander scharfrichterliche Exe-*

*cutionen in seinem Ampt ein sattsames genügen geleistet, als daß Er für einen Meister passieren könne.*“ Nach dem Tod des Scharfrichters ging das Erblehen auf seinen Sohn über. Er gehörte wie die Bettler, Gaukler und Totengräber zu den „unehrlichen Leuten“. Da die Bürger keine sozialen Kontakte mit ihm haben wollten, lebte er mit seiner Familie am Rande seines Wohnortes. Er hatte in der Kirche und im Wirtshaus einen eigenen Platz, der von den Bürgern gemieden wurde. Bei Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen blieben die „Gevattersleute“, die Scharfrichtersfamilien, unter sich. Der Sohn heiratete meist eine Tochter aus einer anderen Scharfrichterfamilie, weil keine bürgerliche Familie ihre Tochter mit einem Scharfrichter verheiraten wollte.

So heiratete am 19. Juli 1652 Meister<sup>4</sup> Christian Burckhart aus Kork, der Sohn des Endinger Scharfrichters Hans Burckhart, Anna Catharina Gücker. Ihr Vater war ebenfalls Scharfrichter in Breisach. Bei der Taufe ihrer drei Kinder 1653, 1655 und 1658 waren die Scharfrichter Melchior Burckhart, Hans Georg Burckhart und die Frau des Scharfrichters Hanns Michael Großholtz aus Straßburg Paten.<sup>5</sup>

Auch bei der Taufe der Kinder von Hanns Jörg Möcklin (auch Mecklin), Meister und Nachrichten in Newenmühl (Neumühl), werden als Paten u.a. Scharfrichter Hanns Burckhardt, Scharfrichter Hanß Michael Großholtz (Müllhausen) und seine Frau Ursula genannt.<sup>6</sup> Am 16. April 1683 ließen der Scharfrichter Hanß Georg Rein und Maria Coletha, geb. Großholtz, ihr erstes Kind Maria Magdalena in der Korker Kirche taufen. Auch hier wurden der Straßburger Scharfrichter Georg Friedrich Heidenreich, Michael Großholtz, der Sohn von Scharfrichter Hans Großholtz und Anna Maria Rein, die Frau des Scharfrichters aus Renchen, als Paten eingetragen.

Der Nachfolger von Scharfrichter Rein wurde Hanß Jakob Lori, der am 16. April 1683 Anna Barbara in der Korker Dorfkirche heiratete. Im Gefällbuch des Amtes Willstätt wurde 1704 aufgezeichnet, dass Lori 1691 als Erbbestand den Ertrag von zwei Matten an der Kinzig erhielt.<sup>7</sup>

Nach dem Tod seiner Frau heiratete Lori 1714 in zweiter Ehe die evangelische Dienstmagd Anna Margaretha Oßwaldt. Während bei der Taufe der Kinder Lori's aus erster Ehe nur Angehörige aus Scharfrichterfamilien Pate standen, waren bei der Taufe seiner vier Kinder aus zweiter Ehe Dorfbewohner als Paten dabei.<sup>8</sup>

Auch bei der Taufe der drei Kinder seines Sohnes Hanß Jakob Lori, der 1738 Anna Maria Hoffmann heiratete, waren keine Paten aus der Scharfrichterschaft dabei. 1757 bat der Griesheimer Scharfrichter Friedrich Georg Großholtz<sup>9</sup> den Markgrafen von Baden, das Erblehen mit seinem Vetter Hannß Jakob Lori in Kork tauschen zu dürfen, weil er als Evangelischer in der katholischen Landvogtei Ortenau, Lori aber als Katholik im evangelischen Hanauerland leben müsse.

Der Markgraf von Baden und Graf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt billigten den Tausch, und Georg Friedrich Großholtz wurde mit dem Amt des Scharfrichters und Wasenmeisters in Kork beliehen.<sup>10</sup>

Er erwarb auf dem Gewann „Cunzloh“ einige Kilometer vom Dorf entfernt ein Grundstück mit einem „Bosch“ (kleiner Wald), um dort einen „Wasen“ anzulegen, einen Platz, auf dem verendete Tiere vergraben wurden. Auf dem steinigen Gelände errichtete er eine Hütte, in der die Tierkadaver vor der Verlochung abgehäutet wurden. Das Gewann erhielt deshalb später den Namen „Schindersbosch“.<sup>11</sup> Mit dem Amt des Scharfrichters, das manchmal über Jahrzehnte als Erblehen einer Familie gehörte, war häufig das Amt des Wasenmeisters (Abdecker) verbunden, der im Volksmund auch Schinder genannt wurde.

Wegen großer Schulden musste 1780 nach dem Tod von Friedrich Großholtz ein „Bosch“ versteigert werden. Im Steigerungsbrief wurde sein Sohn Adolf erwähnt, an den das Erblehen des Scharfrichters überging.<sup>12</sup>

Gerichtsschultheiß Zuflucht erwähnte 1800 in seinem Tagebuch den Wasenmeister und Scharfrichter Großholtz, welcher der Herrschaft einen Bericht über die „Sucht“ bei Rindern vorlegen sollte. Es geht nicht aus den Akten hervor, ob Großholtz der Scharfrichter war, der den letzten am 17. August 1802 auf dem Korker Bühl zum Tode verurteilten Verbrecher hinrichtete. Adolf Großholtz wurde urkundlich in Kork wegen seiner großen Schulden erwähnt, die 1821 zur Versteigerung seines Erblehens und seines Hauses führten. Auch der Versuch seines Sohnes Friedrich Großholtz, das Anwesen zu retten, schlug fehl. Der Vogt Krieg ersteigerte das Erblehen und verkaufte es 1825 an Andreas Kratt, den Scharfrichter von Trossingen.

Andreas Kratt heiratete in Kork Marie Arbogast und hatte bis 1860 das Amt des Wasenmeisters inne, das ihm jährlich 800 Gulden einbrachte.

1860 beschloss das badische Innenministerium die Abschaffung der Wasenmeisterei als Erblehen. Andreas Kratt erhielt von der Regierung eine Ablösesumme,<sup>13</sup> für die der zwanzigfache durchschnittliche Jahresertrag angesetzt wurde.

Einige Jahre später schloss die badische Regierung mit seinem Sohn Christian einen Vertrag ab:

*„Zugleich wird bekannt gegeben, daß nach einem von den Gemeinden des frühern Wasenmeisterei-Bezirks mit Christian Kratt in Kork abgeschlossenen Vertrage dieser als Abdecker für die betreffenden Gemeinden aufgestellt ist und auf Verlangen der Eigenthümer abgängige Thiere zu tödten, und die getödteten oder gefallenen abzuholen und zu vergraben hat.*



*Nach dem Vertrag hat der Abdecker in solchen Fällen, wo das Thier ausgenutzt werden darf, dem Eigenthümer folgende Entschädigung zu bezahlen:*

- |                                         |              |
|-----------------------------------------|--------------|
| 1) für ein Pferd über 2 Jahren          | 3 fl. 30 kr. |
| 2) für ein Stück Rindvieh über 2 Jahren | 5 fl. — kr.  |
| 3) für ein Schwein über ein Zentner     | 1 fl. — kr.  |
| 4) für ein Schaaf                       | 1 fl. — kr.  |

*Für Wegschaffung von Thieren, welche einer Seuche erlegen sind, oder deshalb getödtet werden müssen, und deren Theile nicht benutzt werden dürfen, erhält der Abdecker für Wegschaffung und Verlochung derselben eine Stückgebühr, nebst einer Weggebühr von 30 kr. für die Stunde Ortsentfernung.*

*Die Stückgebühr beträgt:*

- |                                                                                                  |       |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1) für Verlochung von Pferden und Rindvieh                                                       | 2 fl. |
| 2) für Kleinvieh, nämlich Fohlen, Kälber bis $\frac{1}{2}$ Jahr,<br>Schaafe, Schweine und Ziegen | 1 fl. |

*Kork, den 12. März 1868*

*Gr. Bezirksamt Frech.*<sup>14</sup>

Aber die Gemeinde Kork und das Bezirksamt Kork lehnten das von Christian Kratt als Abdeckerei und Leimsiederei vorgeschlagene Gelände ab, weil es nur 200 Fuß (60 m) von der Korker Mühle, von der Eisenbahn und vom Kirchweg nach Querbach und 400 Fuß (120 m) vom Ortseingang entfernt war. Durch die Abdeckerei würden die Korker Mühle, die Hanfrötze und der öffentliche Badeplatz, die sich unterhalb des Grundstückes am Plauelbach befanden, sehr unter dem Gestank und den Abfällen der Leimsiederei leiden. Und außerdem würde der Nordwestwind die üblen Gerüche in den Amtsort Kork wehen.<sup>15</sup>

Einem erneuten Antrag von Christian Kratt, die Leimsiederei auf der „Hofmatt“ unterhalb der Mühle zu errichten, wurde stattgegeben; so durfte er noch einige Jahre dieses Geschäft betreiben. 1876 verkaufte er sein Haus an den Landwirt Jakob Heitz.

Mit dem Reichsseuchengesetz von 1880 wurde die Leimsiederei in Kork wegen der Grundwasserverseuchung verboten. Christian Kratt baute 1901 ein neues Haus (Breitstr. 1) und widmete sich der Rosensucht. Er starb 1916 in der Illenau.

### *Das Reichsseuchengesetz*

1868 erhielt Friedrich Großholtz vom Bezirksamt die Genehmigung, auf der Legelshurster Gemarkung Wittig eine Abdeckerei anzulegen.<sup>16</sup> Großholtz war ein Sohn des Scharfrichters und Wasenmeisters Georg Friedrich



Großholtz, der bis 1824 in Kork sein Amt ausgeübt hatte. Nach dem Reichsseuchengesetz von 1880 schlossen jetzt die einzelnen Gemeinden einen Vertrag mit dem Wasenmeister; die Anordnungen des Innenministeriums gingen nicht mehr an die früheren Erblehensträger, sondern an die Gemeinden, die für den Wasen verantwortlich waren. Da es in Kork keine Abdeckerei mehr gab, schloss die Gemeinde 1884 einen Vertrag mit Wasenmeister Friedrich Großholtz ab, der auf Legelshurster Gemarkung vor dem Lehrwald einen Wasen mit Schinderhütte angelegt hatte. Der Abdecker musste nach dem neuen Gesetz sämtliche kranken Tiere mit einem Karren holen, der mit Zinkblech ausgeschlagen war, damit keine Eingeweide, Exkrememente oder Blut auf die Straße fielen. Der Transport musste bei Dunkelheit geschehen, um eine Ansteckung anderer Tiere zu vermeiden, die bei Tag auf der Straße waren. Anschließend hatte der Wasenmeister die Aufgabe, die Ställe zu desinfizieren, in denen sich die kranken Tiere befunden hatten. Die toten Tiere wurden in Kalkbeize gelegt und verlocht. Großholtz bekam für das Abholen von an Milzbrand eingegangenen Rindern mit Verlochung und Desinfektion der Transportmittel 10 M, für ein Pferd 8 M und für einen Hund 3 M. Aber mehr noch brachten dem Wasenmeister die Felle der Tiere ein, die er gereinigt und gesalzen an die Gerberei in Kork verkaufte. Sehr begehrt war das Kammfett der Pferde, das die Leute als Lederfett benutzten.<sup>17</sup>

Da Großholtz durch seine Tätigkeit viel über Anatomie und Krankheiten der Tiere wusste, wurde er von den Bauern oft zur Behandlung von kranken Tieren geholt. Seit der Einführung des Reichsseuchengesetzes 1880 machten die Veterinärbehörden strenge Hygienekontrollen auf dem Wasenplatz, um eine Verbreitung von Milzbrand und Maul- und Klauenseuche zu verhindern.

### *Das Haus des Scharfrichters in der „Krattengasse“*

Schon im 19. Jahrhundert nannte man die Dorfstraße, die von der evangelischen Kirche zur Gürrelsbrücke führt, die Krattengasse.

Viele Besucher bewundern in der Andreas-Kratt-Straße<sup>18</sup> das schöne Fachwerkhaus, aber kaum jemand kann mit dem Namen Kratt etwas verbinden.

Der erste nachweisbare Besitzer des Hauses war 1704 der Scharfrichter und Wasenmeister Hanß Jakob Lori.<sup>19</sup> Nach Lori und seinem Sohn, der den gleichen Vornamen trug, wurde der Scharfrichter Friedrich Großholtz der neue Besitzer. Sein Sohn Adolf Großholtz nahm 1810 von der Kirchenschaffnei ein Darlehen von 190 Gulden auf und machte auch sonst noch Schulden, so dass sein Haus, die Grundstücke und das herrschaftliche Erblehen versteigert wurden. Friedrich, der Sohn von Adolf Großholtz, versuchte das Anwesen mit allen Rechten zu erhalten.



*Das Haus des Korker Scharfrichters in der Andreas-Krattstraße*

So heißt es im Kaufbuch Bd. I Nr. 250 vom 21. Juni 1821:

*„Friedrich Grosholtz steigert aus seines verlebten Vaters Adolf Grosholtz Gant den sogenannten herrschaftlichen Erblehen Waasen mit allen Rechten für 280 Gulden. Sodann ein eineinhalbstöckiges sechsgäbliches Wohnhaus, Scheuer und Stall unter einem Dach im Dorf Kork nebst einem halben Hausplatz und Garten für 551 Gulden.“<sup>20</sup>*

Aber da Friedrich Großholtz die Schulden nicht zurückzahlen konnte, wurde das ganze Anwesen schon vier Jahre später wieder versteigert.

Der Vogt<sup>21</sup> Krieg ersteigerte das Haus mit den Grundstücken und dem Erblehen des Wasenmeisters und verkaufte 1825 an „*Andreas Kratt den ledigen von Trossingen die Scharfrichter- und Wasenmeisterei im Amt Kork mit allen Rechten für 3422 Gulden.*“<sup>22</sup>

1868 übernahm sein Sohn Christian Kratt die Wasenmeisterei, verkaufte aber 1876 das Haus an Landwirt Jakob Heitz; es blieb bis heute im Besitz der Familien der Schmiedemeister Arbogast und Saur und danach von Hans Kraus.

*Das Richtschwert des Scharfrichters*

Das Richtschwert der Scharfrichterfamilie Großholtz wurde von einer Generation an die andere weitergegeben, es stammt aus Solingen. Die terzseitige Schwertfegermarke (nach links gewendetes Mohrenhaupt) weist auf den berühmten Schwertfegermeister Peter Munten (1591–1627) hin. Das Richtschwert dürfte etwa 300 Jahre alt sein und befindet sich im Besitz des Karl Großholz in Stuttgart. Es hat mit breiter Klinge und Doppelschneide eine Länge von 1,12 m, die Klinge allein misst 0,87 m. Der Griff, der aus einem Messinggeflecht besteht, ist groß genug, mit beiden Händen geführt zu werden. Im oberen Teil der Klinge ist eingraviert:

*IHR HERREN STEUERN DEM UNHEIL  
 ICH EXEQUIRE IHR URTEIL  
 WAN ICH DAS SCHWERT AUFHEBEN  
 WÜNSCHE ICH DEM SÜNDER DAS EWIG LEBEN*

„Das Schwert wiegt ungefähr zehn Pfund und steckt in einer ledernen Scheide, die oben und unten eine Verzierung aus Messing trägt. Eine Beschreibung, wie die Hinrichtung genau erfolgte, konnte bisher nicht festgestellt werden; ebenso ist nicht bekannt, wie viele Hinrichtungen mit diesem Schwert erfolgten.“<sup>23</sup>

*Der letzte Mordprozess auf dem Korker Bühl*

In seinem Tagebuch schilderte Gerichtsschultheiß Zuflucht<sup>24</sup> den letzten Mordprozess, der 1802 auf dem Korker Bühl stattfand, und die Hinrichtung des Delinquenten auf dem Galgenfeld bei Odelshofen:

8. 8. 1802

*Sonntags den 8. Augusti hat Hans Stiedel der junge Burger zu Eckartsweier die Anna Barbara Urbanin die ledige daselbst, in dem herrschaftlichen Willstetter Wald, wohin sie sich bestellt hatten, um sich miteinander abzufinden, weil die Urbanin von dem Stiedel schwanger war meuchelmörderischerweise mit einem Deichselnagel ums Leben gebracht. Die Sache wurde ruchbar und der Stiedel sogleich gefänglich eingezogen. Nach gewöhnlichem Verhören gestand er alles und wurde zum Strang verurteilt.*

15. 8. 1802

*Wurde ihm das Urtheil bei Amt vorgelesen, sogleich kam Hl. Special Hönig und Hl. Pfarrer Roos zu ihm und begleiteten denselben in des Wirths David Pfrimmers Haus („Grüner Baum“), wogleich sechs Wächter angestellt wurden.*



16. 8. 1802

*Kam seine Frau mit ihrem halbjährigen Kind zu ihm, welches ein trauriger Anblick war. Da der alte Galgen vor mehreren Jahren umgefallen, so machte der herrschaftliche Zimmermann Jakob Irion von Willstätt einen neuen Galgen wieder in Form eines Siebeners, wozu die Herrschaft das Holz gegeben. Der Wagner Dietrich zu Willstett machte die Leiter, welche doppelt war. Auf den 16. Abends wurde der Galgen aufgerichtet.*

17. 8. 1802

*Morgens früh ließ ich den Schranken auf dem Bühl säubern und einen Tisch hinein stellen nebst Stühlen. Um 9 Uhr kam der Hl. Adjunct Neßler, der Hl. Regier. Rath Kappler (beiwohnungsweise) der Hl. Land Commißarius und Amtsschultheis Wezel von Willstett auf den Bühl mit welchen ich und das Gericht in den Schranken traten. Sogleich wurde die Totenglocke angefangen zu leuten, worauf die Hl. Geistlichen dem armen Sünder bedeuten, daß er nunmehr vor Gericht zu erscheinen habe. Der Schranken war mit bewaffneten Bürgern besetzt. Der arme Sünder mußte hinten im Schranken auf einen Schemel sitzen. Es erschien zugleich der Hl. Advokat Wagner von Neufreistett, als peinlicher Ankläger und hielt eine Anklage, worin er die Verbrechen des Stiedels recht lebhaft schilderte und das peinliche Gericht zu einer recht exemplarischen Strafe aufforderte. Hl. Advocat Gochmat, als Vertheidiger sagte weiter nichts, als daß der peinlich Beklagte, nach seiner Erziehung die Größe seiner Verbrechen nicht so wie ein Mann von besserer Erziehung hat kennen können und etliche Tage vor der Ermordung ganz betäubt herum gegangen, mithin auch keine so harte Bestrafung verdient hätte. Hierauf las Herr Actuarius Neßler das Urteil von Hochfürstlicher Regierung vor, nach welchem derselbe mit dem Strang hingerichtet werden soll mit dem ausdrücklichen Befehl, daß ihm das Genick nicht gebrochen und das Gemäch nicht zerdrückt werden soll. Nach diesem trat Hl. R.R. Exter vor und brach den Staab (so weiß von Thannen Holz gemacht und in der Mitte so durchgesäget war, daß solcher leicht zu brechen war) warf die zwei Stücke dem Stiedel vor die Füße. Alsbald traten die Scharfrichter vor und nachdem der Thurmbott Michel Knapp die Kette abgenommen hatte, banden sie den Stiedel mit einem Seil die Arme zusammen, und so ging es auf den Wagen, auf welchem vorne zwei Scharfrichter saßen, der Stiedel saß rückwärts gegen die zwei Hl. Geistlichen, die ihm zusprachen. Hinten saß der Thurmbott Knapp, der noch eine Bouteille roten Wein hatte, wenn allenfalls der Malefican noch trinken wollte. Sofort fuhr der Hanns Moschberger ganz langsam, während die Armsünderglock noch geläutet, aus dem Dorf, ich ritt vorher und die Gerichtsleute giengen mit, die Hl. Beamten vorher schon die bewaffneten Bürger beiderseits dem Wagen, theils bei dem Hochgericht, wo Hl. Amtschultheis noch viele Burger*



mit *Gewehr* aus andern Orten hinstellen ließ und mit den Ortsvorgesetzten einen *Krays* geschlossen, in welchen der *Wagen* geführt wurde. Der *Stiedel* wurde herabgehoben und mit gewöhnlichen *Ceremonien* gebunden, aufgehängt und *sittlich* erdroßelt. Während der Zeit daß man das *Urtheil* von *Darmstadt* erwartete, reiste des *Stiedels* Schwager, *Schwanenwirth* *Schaaf* von *Sundheim* nach *Darmstadt*, um eine *Verminderung* der Strafe zu *sollitiren*. Als er zurückkam, ging er gleich zu dem *Stiedel* in den *Thurm*. Der *Stiedel* war ganz *munter*, deswegen vermuthete man, daß er sich *Hoffnung* machte, *Gnade* zu bekommen. Seine *Bekehrung* war also lauter *Verstellung*, die *Hl. Geistl.* hörten endlich selbst in des *Pfrimmers* Haus von einer *Pardon*, die erst am *Hochgericht* eintreffen würde; deswegen sah man an allem, daß etwas vorgeht und alle *Geberden* des *Stiedels* verriethen *Verstellung*. Viele glaubten bis ans *Hochgericht* an *Pardon*, als aber der *Stiedel* erdroßelt wurde, verschwand die *eitle Meinung*! Nein solche *Verbrechen* müßten bestraft werden. Und die so dem *Stiedel* *Hoffnung* gemacht, können sich vorwerfen, daß derselbe sich nicht ernstlich bekehrt hat, denn er sah gut aus. Die *Ermordete* hat drei *uneheliche* Kinder hinterlassen, welche nun ganz außer *Stand* sind, sich zu ernähren. Es wurde diesen Kindern viel gesteuert.

*Anmerkungen*

- 1 Lauppe, L.: in: Die Ortenau (66), 1986
- 2 Gartner, S.: in: Die Ortenau (80), 2000
- 3 Gatzten, K. Th.: Nachfahrenliste Großholtz
- 4 Meister = Nachrichten (andere Bezeichnung für Scharfrichter, lat. carnifex)
- 5 Ev. Kirchenbuch Kork, 1636–1662, TB, 14
- 6 Ev. Kirchenbuch Kork, 1636–1662, TB, 66
- 7 Hahn, R.: in: Die Ortenau (38), 1958
- 8 Ev. Kirchenbuch Kork, 1714–1727
- 9 Der Sohn des Scharfrichters Johann Großholtz in Baden-Baden
- 10 Gatzten, K. Th.
- 11 Auf der Straße von Kork nach Bodersweier östlich der Peterskurve
- 12 GA (Gemeindearchiv) Kork, IV, 3/28
- 13 GA Kork VII, 4
- 14 Kehler Grenzbote, 12. 3. 1868
- 15 GA Kork VII, 4
- 16 Kehler Grenzbote, 18. 3. 1868
- 17 GA Kork, VII, 4
- 18 Benennung nach der Gemeindereform
- 19 Gräßlin, W.: Hausbuch, Hausblatt 125
- 20 Gräßlin, W.: s. o.
- 21 Bezeichnung für Bürgermeister
- 22 Gräßlin, W.: s. o.
- 23 Großholz, H.: Die Scharfrichter, in: Memmezeffe, 1999
- 24 GLA 65/11281: Zuflucht, Tagebuch 8. 8. 1802

## Faszinosum, Filou und Forschungsobjekt: Das erstaunliche Leben des Hellsehers Ludwig Kahn (1873 – ca. 1966)

*Uwe Schellinger*

Vor nunmehr 50 Jahren, im Frühjahr 1952, erschien in der *Ortenauer Rundschau* ein Artikel unter der verheißungsvollen Überschrift „*Der Mann, der las, ohne zu sehen*“. Der anonyme Verfasser berichtet darin von einem Bürger aus Offenburg namens „Leo Kahn“, der unter dem Pseudonym „Professor Alkadar“ mit okkultistischen Experimenten aufgetreten sei, dabei äußerst erfolgreich gewesen war und es mit seinen Fähigkeiten sogar bis zum „Hofkünstler am englischen und russischen Hofe“ gebracht habe. In Offenburg, seiner Heimatstadt, habe er seine Experimente hingegen nur im privaten Kreis durchgeführt. Mit Kahn zusammengearbeitet hatte in Offenburg der Chefarzt des Krankenhauses, Dr. Hofmann, „der für Hypnose, Somnambulismus, Okkultismus, Parapsychologie großes Interesse hatte“. Für den Verfasser des Artikels war Kahn „ein ausgesprochener Schwarzer Magier“, dessen Experimente „alle mit großer Verblüffung [gelangen].“<sup>1</sup>

Diesen „Professor Alkadar“ aus Offenburg gab es tatsächlich. Allerdings hieß er nicht Leo, sondern *Ludwig* Kahn. Der bemerkenswerte Aufstieg dieses Mannes, aber auch sein Scheitern als „Hellseher“ ergeben eine verwirrende Biografie, die sich zwischen Glamour, Wissenschaft und Kriminalität bewegte<sup>2</sup>. Dabei befand sich Kahn zeitweise im Fokus intensiver Debatten, welche die Geschichte der Parapsychologie seit jeher begleitet und im Kern geprägt haben, nämlich die Auseinandersetzungen über die Echtheit von Phänomenen sowie möglicher Trickkunst und Täuschung.<sup>3</sup>

Ludwig Kahn wurde am 21. Juni 1873 in Offenburg als Sohn des Weinhändlers Moritz Kahn und dessen Frau Sophie geboren<sup>4</sup>. Die Wurzeln der Familie reichen weit in das südbadische Landjudentum zurück. Wie viele Offenburger Juden stammten auch die Kahns aus der nur wenige Kilometer entfernten Ortschaft Diersburg, in der seit Mitte des 18. Jahrhunderts eine große jüdische Landgemeinde ansässig war. Auf dem jüdischen Friedhof in Diersburg lässt sich der Grabstein von Ludwig Kahns Großvater Kalman Kalonymos Raphael Kahn (ca. 1773–1860) finden<sup>5</sup>. Dessen Sohn Moritz gehörte zu den ersten Juden, die in Folge der Emanzipationsgesetzgebung nach Offenburg gekommen waren und die dortige jüdische Gemeinde aufgebaut hatten. Der Kaufmann ließ sich 1866 mit seiner Frau und den drei Töchtern Minna (geb. 27.9.1862), Clementine (geb. 14.12.1863) und



*Jugendbild Ludwig Kahn  
(Privatbesitz Karl H. Kahn,  
Dallas/Texas)*

Emma (geb. 26.9.1865) in der Stadt nieder und betrieb dort einen Weinhandel.<sup>6</sup> Die Familie wohnte in der Bahnhofstraße 107. In Offenburg kamen drei weitere Kinder zur Welt: der Sohn Paul (geb. 16.9.1870), die vierte Tochter Frieda (geb. 27.11.1875) sowie schließlich der zweite Sohn Ludwig.

Ludwig Kahn<sup>7</sup> war, so berichteten es später die Schwestern Minna und Emma, anscheinend schon als Kind „nach verschiedenen Richtungen hin auffallend“. Dies äußerte sich vor allem darin, dass er „im Alter von drei Jahren schon 5–6 stellige Zahlen las und lange bevor er zur Schule ging, überraschend gut Rechenaufgaben löste.“ Auch in der Höheren Bürgerschule in Offenburg, die Kahn bis zum 14. Lebensjahr besuchte, habe er ein „auffallendes Rechentalent“ an den Tag gelegt. Hinzu kamen verschiedene Verhaltensauffälligkeiten, die ein Mediziner in einem Gespräch mit Kahn in Erfahrung brachte: „Es scheint sicher zu sein, dass er wohlausgeprägte Zustände von Nachtwandeln gehabt hat, dass er sein Bett verließ, umherirrte und im Schläfe wie wachend Rede und Antwort gab; auch Anfälle in wachem Zustande scheinen aufgetreten zu sein, die als ohnmächtig werden bei





*Ludwig Kahn, der Bruder Paul  
und die Schwester Frieda  
(Privatbesitz Karl H. Kahn,  
Dallas/Texas)*

geringstem Anlass [sic!] sich kennzeichnen. [...] Bettnässen ist in der frühen Jugend sehr häufig vorgekommen“, als Kind habe er „im Schläfe geschrien“. Weiterhin hat es schon in der Kindheit körperliche Zusammenbrüche gegeben: „Er aber sei einmal auf den Kopf gestürzt, wovon eine Narbe an der Stirn herrühre, habe mit 4 oder 5 Jahren, dann mit 7 Jahren je einen Anfall gehabt, wobei er zu Boden, einmal in einen Graben gestürzt sei und nach Hause getragen wurde; in einem Schwindelanfall mit 10 Jahren sei er vom Wagen gestürzt und habe sich den Arm gebrochen.“<sup>8</sup>

Schon im Alter von 15 Jahren wanderte der junge Mann 1888 nach Amerika aus, nach seinen Aussagen, um bei seinem Schwager Dr. Morris Schott (1859–1955), dem Mann seiner Schwester Clementine, in Mississippi eine kaufmännische Ausbildung zu absolvieren und die englische Sprache zu erlernen.

Die Familie Kahn war schon zum Ende des 19. Jahrhunderts auseinander gedriftet. Von den sechs Geschwistern lebten weitere drei, nämlich der Bruder Paul sowie die Schwestern Clementine und Frieda Auguste, in Übersee.



*Die Schwester:  
Clementine Schott, geb. Kahn  
(Privatbesitz Karl H. Kahn,  
Dallas/Texas)*

Kahn erhielt nach seiner Ausbildung eine Anstellung in einem Geschäft in Memphis, Tennessee. In Memphis kam es zur Begegnung mit dem damals in den Vereinigten Staaten schon überaus berühmten „Gedankenleser“ Bert Reese, wie er selbst jüdischer Herkunft.<sup>9</sup> Kahn gab später an, er sei „durch den Verkehr mit ihm darauf gebracht“ worden, sich „ebenfalls mit derartigen Dingen zu befassen.“ Kahn ging bei diesem „Professor Reese“, so der Künstlernamen des Hellsehers, gewissermaßen als Gehilfe in die Lehre. Schon im Alter von 16, 17 Jahren machte er sich jedoch „selbstständig“ und trat nun gleichfalls öffentlich und gegen Honorar bei „Vereinen, Klubs und sonstigen feineren Vereinigungen“ als „Gedankenleser“ auf. Zu diesem Zweck legte er sich wie sein Lehrmeister einen Künstlernamen zu und nannte sich jetzt „Professor Alkadar“. Kahn erklärte später: „Die Beilegung solcher Namen ist bei solchen Berufen üblich, und ich hatte diesen Namen auch stets geschäftlich und aussergeschäftlich geführt. Ausser meinen Verwandten und nächsten Freunden war mein Name Kahn niemand bekannt.“<sup>10</sup> In den folgenden Jahren durchreiste Kahn den nordamerikanischen Kontinent und verdiente dabei in den Städten des Landes viel Geld mit seinen Auftritten. Schon in jungen Jahren – er war bei diesem ersten

Karriereschritt noch keine zwanzig – wurde Ludwig Kahn mit beträchtlichen Honoraren überhäuft.

Laut eigenen Aussagen erkrankte er 1893 an Malaria und kehrte daraufhin für einige Monate zur Erholung in seine Heimatstadt zurück. Als am 10. November 1894 sein Vater starb, trug ihm die Mutter an, in das elterliche Geschäft einzusteigen. Doch Ludwig Kahn entschied sich anders und verließ Offenburg im selben Jahr wieder. Eine Karriere als überall gefragter Hellseher erschien ihm offensichtlich weitaus lukrativer und aufregender zu sein als die Arbeit im elterlichen Geschäft in der südbadischen Provinz. Er konnte sich „in die engen Verhältnisse nicht mehr schicken“.<sup>11</sup> Erneut reiste Kahn nach Amerika und verschwand damit aus dem Blickfeld der deutschen Behörden. Als man in Offenburg das Erbe seines verstorbenen Vaters aufteilte, wurde er als „unbekannt in Amerika“ gemeldet, so dass sein Cousin und Schwager, der Zigarrenfabrikant Adolf Kahn (1853–1928), als sog. „Abwesenheitspfleger“ eingesetzt werden musste. Ohnehin wird die Summe von 1230,65 Reichsmark, die Ludwig Kahn als Erbschaft zugesprochen wurde, ihn auf dem Hintergrund seiner früheren Einkommensverhältnisse nicht sonderlich beeindruckt haben.<sup>12</sup>

Kahn reiste auf die britischen Inseln, nach England, Irland und Schottland. Seit Juli 1895 war er in London, Rupert Street, als „Ludwig Kane“ gemeldet.<sup>13</sup> Die englische Hauptstadt blieb fortan sein Wohnsitz. In diesen Jahren um die Jahrhundertwende hatte Kahn seine größten Erfolge als „Gedankenleser“ zu verzeichnen. Er selbst berichtet später darüber: „Ich verdiente in diesen letzten ca. 15 Jahren jährlich 150–200.000 Mk. Ich erhielt für die einzelnen Séancen nicht unter 1000 M., häufiger aber, z.B. vom Londoner Rothschilds [sic!], vom Herzog Devonshire, Prinz von Wales, unter anderem 10.000 Mk. für eine Vorstellung. Mein höchstes Honorar war 100.000 Mk., die ich von Ricardo Seaver in London für 1 Sitzung erhielt.“ Kahn behauptete, er hätte „durch blosses Anschauen und Konzentrieren“ den jeweiligen Sitzungsteilnehmern „Angelegenheiten [...] in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ schildern können. Dabei habe er sich „in einem Zustand grösster Konzentration“ befunden, „dadurch derartig allem anderen entrückt“. Kahn beteuerte, er habe bei den Sitzungen „unter einem gewissen inneren Trieb“ agiert und sich in einem Zustand befunden, der nicht normal gewesen sei. Kahn wollte sich also hellseherische und präkognitive Fähigkeiten zusprechen, darüber hinaus die Fähigkeit zur Telepathie und des „Gedankenerraten[s]“.<sup>14</sup> Sein Publikum jedenfalls ließ sich diese Vorstellungen viel kosten: Ludwig Kahn ertrank in diesen Jahren fast im Geld. Sein Vermögen konnte er allerdings zu keiner Zeit zusammenhalten, dieses habe er ein ums andere Mal „durch Spiel und Weiber verloren“.<sup>15</sup>

1907 zog Kahn von London nach Paris um, weil er „das Londoner Klima nicht mehr ertrug“. Dort lernte er im selben Jahr die vermögende Anna

Hagenström-Horloff kennen, mit der er im Frühjahr 1908 zuerst nach Nizza und daraufhin nach Monte Carlo reiste.<sup>16</sup> Die berühmten Spielbanken dieser Städte bzw. wohl eher die finanzkräftigen Besucher dieser Orte dürften auf Kahn eine große Anziehungskraft ausgeübt haben. Es wird von „großen Spielverlusten“ und nicht bezahlten Hotelrechnungen berichtet. Am 1. Mai 1908 traf das Paar schließlich in Baden-Baden ein („Hotel Stefanie“). Die jährlichen Pferderennen auf der Rennbahn in Iffezheim hatten die beiden in die mondäne Stadt geführt. Eine erste Rechnung bezahlte Kahn noch mit dem Honorar für Séancen, die er für den Hotelbesitzer und den Hoteldirektor abhielt, in denen er interessierte „Kunden“ fand. Für seinen weiteren Aufenthalt ließ er sich von den beiden erst einmal verschiedene Kredite geben und brachte sie sogar dazu, ihm für vorgetäuschte Pferdewetten in England erhebliche Summen zu überlassen.

Dann aber verließ Kahn am 6. Juni 1908 allein, und natürlich, ohne seine Schulden beglichen zu haben, das Hotel und verschwand über Karlsruhe nach Berlin. Bei seiner Flucht hatte er zudem Schmuckstücke seiner Begleiterin entwendet, die er später versetzte. In Berlin versuchte er mit der Inhaberin eines Korsettgeschäftes seinen Trick mit den Pferdewetten ein weiteres Mal. Schon diese ersten dokumentierten Fälle werfen Licht auf die Vorgehensweise Ludwig Kahns, die darin bestand, dass er zuerst seine Gegenüber mit hellseherischen Künsten verblüffte, um sie dann umso leichter zur Überlassung von Geldsummen für Wetteinsätze oder für sonstige Kredite zu bewegen. Kapital, das diese dann freilich niemals mehr zurückbekamen. Schnell entpuppte sich der bestaunte Hellseher als Betrüger. Doch jetzt hatte Kahn den Bogen reichlich überspannt: Am 17. Juli 1908 wurde er in Berlin verhaftet.

#### *Ein Hellseher wird besichtigt: Kahn im Fokus von Psychiatrie und Justiz*

Zum ersten Mal war Ludwig Kahn mit dem Gesetz in Konflikt geraten, oder aber: Zum ersten Mal hatte ihn das Glück verlassen. Für sein nunmehr anstehendes Gerichtsverfahren wurde er wieder ins Großherzogtum Baden überführt und ins Freiburger Untersuchungsgefängnis verlegt. Dort wurde er erstmals intensiveren medizinischen und psychiatrischen Untersuchungen unterzogen, um sich über seine Schuldfähigkeit ein Bild machen zu können. Diese Prozedur hatte er womöglich selber angeregt, um die Justiz von seiner besonderen psychischen Konstitution, gepaart mit verminderter Zurechnungsfähigkeit in bestimmten Situationen, zu überzeugen. Zu seiner Verteidigung hatte er außer der Beteuerung seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten angegeben, er leide unter unkontrollierten „Bewusstseinsstörungen“. Zeittypisch wurden Kahns behauptete mediale Fähigkeiten in einen pathologischen Zusammenhang gestellt und einer psychiatrischen Deutung unterworfen.<sup>17</sup>



Am 31. Juli 1908 beschäftigte sich im Auftrag der Staatsanwaltschaft zuerst Medizinalrat Dr. Neumann mit dem Hellseher aus Offenburg. Dessen erste Sitzungen mit Kahn waren freilich noch relativ unbeholfene Versuche einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit außergewöhnlichen Phänomenen.<sup>18</sup> Kahn demonstrierte dem Arzt, wie er ungemein schnell und verblüffend genau Worte auf vielfach gefalteten Zetteln lesen konnte: „Er sieht wie eine Realität die geschriebenen Worte. Dass hier ein Betrug ausgeschlossen ist, scheint mir zweifellos. Meine mit Tintenschrift geschriebenen Worte wären auch bei offenen Blättchen u. gründlichem Lesen unter keinen Umständen flink zu entziffern gewesen. [...] Ich gestehe, dass ich den Eindruck hatte, dass hier eine sehr seltene Kunst vorliege, in einer ungewöhnlichen Weise Gesichtseindrücke zu empfangen u. richtig zu deuten.“ Weniger überzeugt war Neumann hingegen von Kahns Angebot, ihm unbekanntes Sachverhalte aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erläutern. „Diese Art von Gedankenlesen scheint mir Betrügereien nicht auszuschließen, obwohl manches an der Art Kahns auffällig ist“, so das Resümee des Arztes.<sup>19</sup>

Am 7. September 1908 verlegte man Ludwig Kahn in die Freiburger Psychiatrische Klinik, um ihn dort über einen längeren Zeitraum hinweg (bis zum 19. Oktober 1908) zu untersuchen und zu beobachten. Klinikdirektor Alfred Hoche leitete persönlich die Untersuchungen.<sup>20</sup> Er befragte dazu die beiden noch in Deutschland lebenden Schwestern Minna und Emma über die Vor- und Familiengeschichte Kahns und brachte von diesen in Erfahrung, dass Kahn in jungen Jahren die oben geschilderte besondere mathematische Begabung gezeigt habe, bei ihm aber auch des Öfteren „wohlausgeprägte Zustände von Nachtwandeln“ sowie „Anfälle im wachen Zustand“ und „Ohnmächtigwerden beim geringsten Anlass“ festgestellt wurden. Auch Kahn selbst berichtete Hoche von seinen früheren Schwindelanfällen und einer lang anhaltenden Phase des Bettnässens. Die Quellen lassen keinen Schluss zu, inwiefern diese Aussagen aus dem Familienkreis sowie Kahns eigene Informationen zu seinen Verhaltensauffälligkeiten der Wahrheit entsprechen, oder ob sie als bewusste Verteidigungsstrategien instrumentalisiert wurden.<sup>21</sup> Dies gilt auch für die Angaben Kahns, er hätte bei sich wiederholt Elemente von Dissoziation festgestellt und „einmal [...] mehr als 24 Stunden ununterbrochen in einem Park geschlafen und ebenso einmal zwei Tage und zwei Nächte hintereinander in einem Hotel.“ Kahn beteuerte diesbezüglich, seine Straftat in Baden-Baden ebenfalls „in einem abnormen Zustände“ begangen zu haben „und erst in Karlsruhe zum Bewusstsein gekommen“ zu sein.<sup>22</sup>

Alfred Hoche zumindest genügten diese Angaben nicht, um eine verminderte geistige Zurechnungsfähigkeit bei Kahn zu diagnostizieren. Vielmehr würden bei Kahn „alle Zeichen einer organischen Erkrankung des Zentralnervensystems“ fehlen. „Von einer krankhaften Störung der Geis-

testätigkeit mit der Wirkung des Ausschlusses der freien Willensbestimmung“ könne deshalb „sicherlich keine Rede“ sein. Allerdings warf Hoche auf dem Hintergrund seiner Informationen die Frage auf, ob Kahn möglicherweise Epileptiker sei „und den Betrug in einem epileptisch veränderten Bewusstseinszustande begangen“ habe. Seine Vorgeschichte sei „epilepsieverdächtig“.<sup>23</sup>

Was der von Kahn behauptete Besitz einer „besonderen Kraft“ anbelangt, so schlugen sämtliche Versuche, die Hoche persönlich mit ihm anstellte, fehl. Kahn wollte dies darauf zurückführen, dass er bei den Sitzungen mit Hoche „körperlich und nervös zu angegriffen [gewesen] sei, um die nötige Konzentration zu erreichen.“<sup>24</sup>

Gleichwohl, so der Direktor, sei es bei Versuchen mit dem Abteilungsarzt Dr. Haymann durchaus zu erfolgreichen Experimenten gekommen, für deren Gelingen Hoche keine Erklärung parat hatte. Haymann beschrieb in seinem ergänzenden Bericht vom 16. November 1908 zuerst zwei Versuche, die er am 11. und 12. September 1908 mit dem Angeklagten durchgeführt hatte. Auch hierbei handelte es sich wieder um die schon bekannten Experimente mit zusammengefalteten Zetteln. Dabei konnte Kahn im ersten Durchgang anscheinend die Worte auf den verschlossenen Zetteln lesen, die Haymann in Abwesenheit von Kahn beschriftet und danach nicht aus der Hand gegeben hatte. Im zweiten Fall hatte Kahn den ersten Zettel flüchtig an seine Stirn geführt. Weitere ähnliche Versuche an folgenden Tagen hatten allerdings keinen Erfolg mehr, was Kahn in erhebliche Missstimmung versetzte. Die Schilderung Haymanns ist allerdings wenig detailliert, so dass man den genauen Versuchsablauf nicht mit Sicherheit bestimmen kann.<sup>25</sup> Sowohl Haymann als auch Hoche zeigten sich jedenfalls überzeugt, dass ein Betrug in den gelungenen Fällen ausgeschlossen sei.

Ganz im Gegensatz zur Intention des Angeklagten hatten allerdings für Hoche die besonderen Fähigkeiten Kahns „für die Zwecke der vorliegenden Begutachtung nur sekundäre Bedeutung.“<sup>26</sup> Im Mittelpunkt stand der psychische Zustand, in dem die kriminelle Handlung begangen worden war. In seinem Gesamturteil wollte Alfred Hoche, der Kahn einigermmaßen misstrauisch gegenüberstand, diesem zwar eine gewisse psychopathische Disposition zusprechen, die aber keine verminderte Zurechnungsfähigkeit implizierte. Für ihn stand vielmehr fest, „dass bei K. zur Zeit der strafbaren Handlungen in Baden-Baden und Berlin weder ein Zustand von Bewusstlosigkeit noch von krankhafter Störung der Geistestätigkeit bestand, durch welche seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen gewesen wäre.“<sup>27</sup> Hoche ging damit auch nicht auf Kahns Angebot ein, dass er ihn bei einer günstigen Beurteilung mit nach Monte Carlo nehmen würde, um ihm dort zum Dank im Casino die richtigen Nummern vorherzusagen.<sup>28</sup>

Da sich Kahn auf dem Hintergrund dieses Gutachtens nicht mehr mit dem Argument vermindelter Zurechnungsfähigkeit verteidigen konnte,



*Ludwig Kahn, etwa 1912/13  
(Journal für Psychologie und  
Neurologie 21 (1914) H.1, S. 31)*

darüber hinaus die Zeugenaussagen und Beweise mehr als eindeutig waren, wurde er am 25. Februar 1909 vom Großherzoglichen Landgericht Karlsruhe wegen Diebstahls, Unterschlagung, Kreditbetrugs und Wettgeldbetrugs zu einer Strafe von einem Jahr und sieben Monaten Gefängnishaft verurteilt.<sup>29</sup>

Seine Strafe verbüßte Ludwig Kahn in Einzelhaft im Landesgefängnis Freiburg. Im Gefängnis wurde er ebenfalls durch mehrere Personen untersucht. Sämtliche Experimentatoren verblüffte er mit seinen Demonstrationen, die sich niemand erklären konnte. Vorzeitig am 1. Oktober 1909 wurde Ludwig Kahn nach sieben Monaten Haft aufgrund guter Führung begnadigt und wieder auf freien Fuß gesetzt. Nach seiner Entlassung ging Kahn wieder ins Ausland und trat auch die folgenden Jahre als „Gedankenleser“ in London und Paris<sup>30</sup> sowie in der Schweiz auf. Vom Vierwaldstätter See aus meldete er sich als „Professor Akldar“ bei seiner Schwester Minna und deren Mann Adolf, bevor er im September 1912 wieder ins Badische zurückkehrte.<sup>31</sup>

#### *„Ein menschliches Rätsel“: Die erste Debatte um Kahn*

Offenbar von der Schweiz aus kehrte Kahn nach Freiburg zurück und stellte sich dort Ende September dem gerade emeritierten Medizinprofessor Max Schottelius vor.<sup>32</sup> Schottelius hatte sich schon während Kahns Ge-

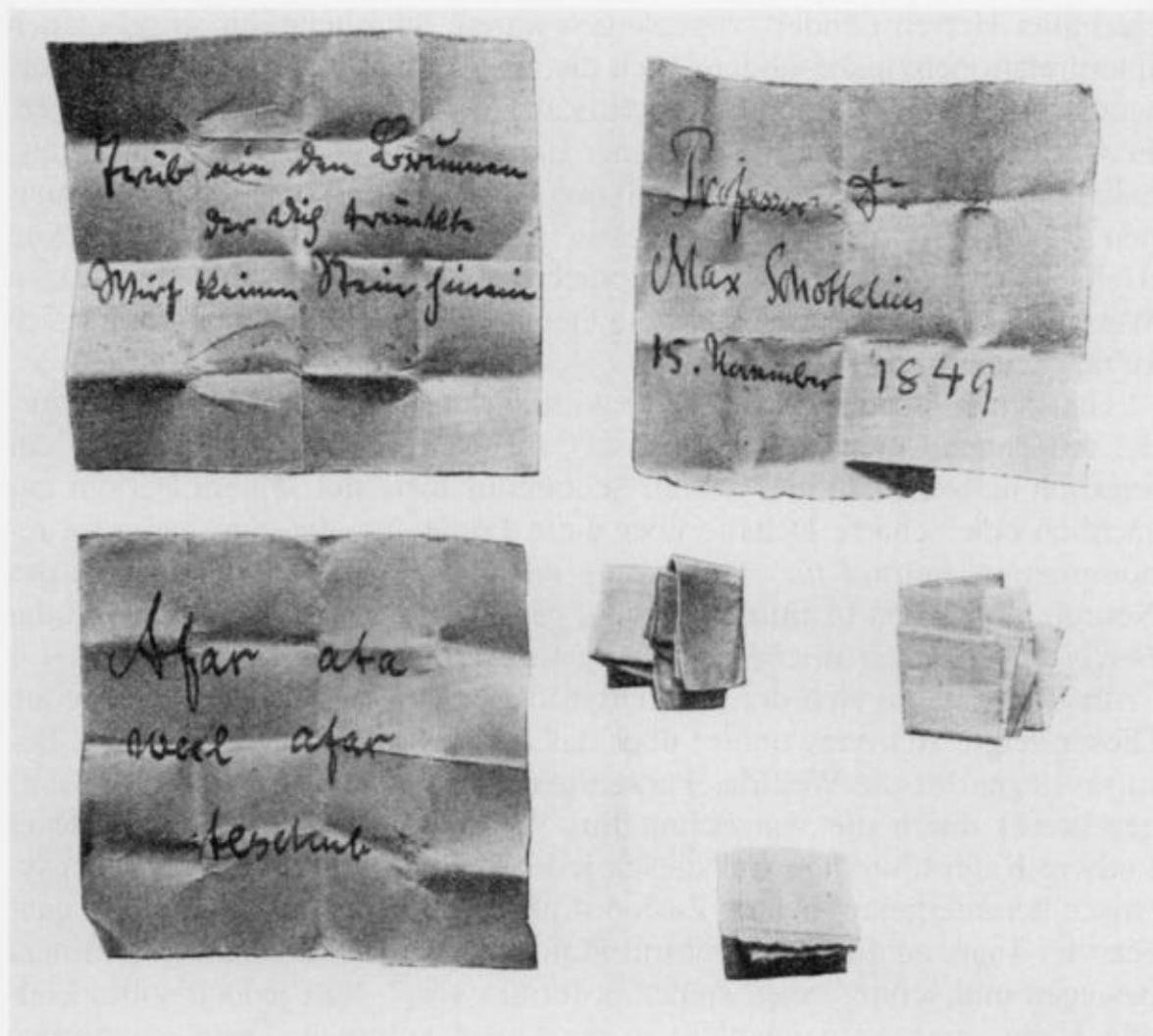


fängnisaufenthalt sehr für dessen Fall interessiert, der ihm von „durchaus glaubwürdigen Personen“ wie etwa seinem Kollegen, dem Gefängnisarzt Dr. Ribstein, mitgeteilt worden war. Kahn meldete sich nun aus eigener Initiative bei Schottelius und erhoffte sich durch sein Zeugnis eine juristische Rehabilitierung, denn „er sei kein Betrüger, er habe in den ihm zur Last gelegten Fällen nur Unglück gehabt.“ Speziell zu Schottelius sei er gekommen, weil er gehört habe, dass dieser sich „auch für ihn als Mensch interessiere.“ Schottelius willigte mit großem Interesse ein, sich Kahns Künste vorführen zu lassen. Am 26. September 1912 kam es daraufhin zum ersten Experiment in der Wohnung von Schottelius. Kahn las die Texte dreier von Schottelius beschriebener und mehrfach gefalteter Zettel, die er – folgt man Schottelius Aufzeichnungen – in keinem Fall berührt hatte. Am 30. September 1912 folgte eine zweite Sitzung, am 3. Oktober 1912 eine abschließende dritte, die Kahn beide ebenfalls erfolgreich absolvierte. Kahn gab Schottelius dabei zu verstehen, er sei „selbst interessiert zu versuchen, ob man mit wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden seine merkwürdige Eigenschaft erklären könne.“ Von Schottelius nach den Hintergründen seiner Fähigkeit befragt, erklärte Kahn, er sehe die Schriften genauso wie sie geschrieben seien, es ginge also nicht um den Text, sondern um dessen sichtbare Schriftform. Schottelius berichtete: „Er sprach dabei auch immer von einem ‚Kreis‘ und sagte: ‚Ich sehe alles in dem Kreis‘! – Er meint offenbar eine kreisförmige dunkle Fläche, deren Abgrenzung gegen eine graue Umgebung nicht scharf ist. In dieser kreisförmigen Fläche sieht er die Schriftzüge der Zettel heller als den dunklen Untergrund des Kreises, so hell, daß er die Schriftzeichen, Zahlen usw. gut lesen kann.“ Die Aufgaben könnte er gerade dann problemlos lösen, wenn es ihm psychisch und körperlich gut gehe und er mit Personen arbeite, die ihm sympathisch seien. Misstrauisch wurde Schottelius jedoch, als Kahn ihm das bekannte Angebot machte: Nun, nachdem er doch unzweifelhaft seine hellseherischen Fähigkeiten bewiesen habe, könne er ihm durch seine „prophetische Gabe“ auch die Zukunft vorhersagen.

Schottelius besorgte sich nach den Experimenten die Akten des Karlsruher Gerichtsprozesses und studierte die dort gesammelten Gutachten von Hoche, Haymann und Neumann. Zudem bekam er Berichte von denjenigen Personen zugesandt, die Kahn während der Gefängnishaft mehrmals geprüft hatten: Gefängnispfarrer Merta, Gerichtsassessor Engler, Oberlehrer Behringer und Reallehrer Eisele. Bei allen diesen Versuchen hatte Kahn beeindruckende Ergebnisse erzielt. Schottelius kam aufgrund der Berichte seiner Informanten und seiner eigenen Beobachtungen zu folgenden Schlüssen: Kahn könne sicherlich nicht prophetisch in die Zukunft blicken, jedoch: „Die Eigenschaft des ‚Hellsehens‘ steht jedenfalls objektiv fest.“

Grund genug für ihn, sein Zusammentreffen mit Ludwig Kahn im Dezember 1913, über ein Jahr nach den eigentlichen Experimenten, sowohl in





Die Zettel-Versuche von Max Schottelius  
(*Journal für Psychologie und Neurologie* 20 (1913) H. 5/6, S. 239)

einer anerkannten Fachzeitschrift<sup>33</sup> als auch in einem populärwissenschaftlichen Blatt<sup>34</sup> zu veröffentlichen. Offenbar hatte die Begegnung mit Kahn für Schottelius ein einschneidendes Erlebnis dargestellt: „Ich habe damals einen ähnlichen Schreck empfunden wie beim ersten Anblick des Zeppelinluftschiffes. Ich erinnere mich deutlich, daß ich auch damals ein Gefühl des Zusammenschauerns der Rückenhaut hatte, was mir sonst niemals in meinem Leben passiert ist.“<sup>35</sup>

Der Freiburger Mediziner hielt sich selbst jedoch nicht kompetent genug, weiterführende Forschungen mit Kahn durchzuführen, und regte deshalb Untersuchungen durch ausgebildete Experten an, die er im Lager der Neurologen und Psychiater sah. Schottelius sah Handlungsbedarf, nachdem ihm nach seiner Veröffentlichung eine ungeheure Anzahl von Briefen mit Erklärungsversuchen und weiteren Berichten über ähnliche Vorfälle

„aus aller Herren Länder“ zugegangen waren. Sämtliche ihm angebotenen Interpretationen, insbesondere auch die, dass er von Kahn in Hypnose versetzt worden wäre, wollte Schottelius als Augenzeuge nicht gelten lassen. Er war von der Ernsthaftigkeit seiner Experimente überzeugt, schloss deshalb eine Täuschung aus – und gab den Fall weiter: „Ich wollte durch meinen Bericht nur den ersten objektiv zweifellos feststehenden Fall von ‚Hellsehen‘ zur Kenntnisnahme gebracht haben, um dieses von der exakten Wissenschaft etwas vernachlässigte Gebiet weiterer Forschung zugänglich zu machen.“<sup>36</sup>

Hatte man es bei Ludwig Kahn wirklich, wie fasziniert verkündet wurde, mit einem „menschlichen Rätsel“ zu tun, mit einem Menschen, „der wirklich hellsehen kann“?<sup>37</sup> Max Schottelius löste mit seinem Bericht tatsächlich eine scharfe Debatte über diese Frage aus, die zum einen im renommierten *Journal für Psychologie und Neurologie*, der Zeitschrift des Neurobiologischen Instituts in Berlin, geführt wurde, zum anderen von der *Berliner Klinischen Wochenschrift*, einem Ärzteblatt, ausging.

In Berlin nahm sich der Medizinprofessor Robert Meyer der Sache an. Dieser zeigte sich verwundert über das gegenwärtige Interesse seiner Berufskollegen für die Welt des Paranormalen.<sup>38</sup> Dennoch einigermaßen aufgeschreckt durch die von Schottelius veröffentlichten Berichte, reiste er Ludwig Kahn hinterher, traf diesen jedoch „in einem körperlich und psychisch heruntergekommenen Zustand“ an. Kahn ließ sich während der ganzen vier Tage, an denen Meyer mit ihm sprach, nicht zu einem Experiment bewegen und schlug einen späteren Termin vor.<sup>39</sup> Nun jedoch sollte Ludwig Kahn seine Vergangenheit in die Quere kommen. Denn inzwischen waren im März 1913 in Paris und im Juli des Jahres im deutschen Kurbad Kissingen Experimente mit Kahns Lehrmeister Bert Reese angestellt worden, die in den wissenschaftlichen Blättern dokumentiert worden waren<sup>40</sup> und darüber hinaus vor allem eine erhebliche Resonanz in der Berliner Presse erhalten hatten.<sup>41</sup> Robert Meyer wurde auf diesen ähnlichen Fall aufmerksam gemacht, nachdem sich ihm Kahn „mit vielem Trug und List [!] und mit einem Vorschuss entzogen“ hatte. Meyers Hauptinformant war sein Berliner Arztkollege Max Dessoir, damals einer der wichtigsten Vertreter der parapsychologischen Forschung in Deutschland.<sup>42</sup> Dessoir war keineswegs von Reeses übernatürlichen Fähigkeiten überzeugt. Er hatte schon einige Jahre zuvor Reeses Auftritte aufgrund von eigenen Recherchen kritisch hinterfragt, als dieser 1907 zum ersten Mal in der Berliner Presse für Furore gesorgt hatte.<sup>43</sup>

Robert Meyer beschäftigte sich nunmehr ebenfalls mit dem vielbestaunten amerikanischen Medium, gewissermaßen als „Ersatzmann“ für den plötzlich verschwundenen Kahn. Er konsultierte Reese und ihm gelang es, dessen Vertauschungstrick zu entdecken: „Nun lässt sich Reese einen Zettel an die linke Schläfe halten; dabei hält man die Hand gewöhnlich nicht

zu flach an seine Schläfe, dann greift er mit seiner Hand zu, um zu zeigen, wie man die Hand auflegen soll, und tauscht dabei den Zettel aus, indem er einen leeren Zettel unterschiebt, den man ahnungslos weiter an seine Schläfe hält.“ Reese war somit mit den Zetteln unbemerkt immer einen Schritt voraus, ein Täuschungstrick, der als „one-ahead-principle“ bekannt wurde.<sup>44</sup> Für seinen Trick bräuchte Reese „eine geschickte Hand, ein schnelles Auge und Licht, denn im Dunklen geht es nicht.“<sup>45</sup> Recht schnell registrierte Robert Meyer die biografische Verbindung zwischen den beiden „Gedankenlesern“ und kam aufgrund seiner Erfahrungen mit Reese zu dem Schluss: „Nach allen äusseren und inneren Anzeichen haben nach meiner Ueberzeugung Reese und Kahn die gleiche Schule des Schwindels summa cum laude absolviert [...] Der Fall Reese und der Fall Kahn hören somit auf, die Wissenschaft anzugehen; es gibt dafür nur ein kriminalistisches Forum.“<sup>46</sup>

In die gleiche Richtung wies ein Artikel des Frankfurter Psychologen Hans Henning, der mit einem ausführlichen Bericht über die „Technik der Hellseher“ aufklären wollte und dabei die unerkannten Möglichkeiten menschlichen Aufnahmevermögens erläuterte. So hielt es Henning beispielsweise für möglich, dass Kahn aus der jeweiligen Schreibunterlage die Texte ablesen konnte.<sup>47</sup>

Einzig der junge Tübinger Philosophiedozent Traugott Konstantin Oesterreich wollte sich mit diesen Erklärungen vorerst nicht zufrieden geben;<sup>48</sup> in seinem wohl ersten wissenschaftlichen Beitrag zum Thema Parapsychologie widersprach einer der späteren Hauptvertreter der Disziplin den Thesen Hennings und rekurrierte auf die erstaunlichen Freiburger Berichte: „Das von Schottelius vorgelegte Material gestattet nicht daran zu zweifeln, daß Kahn den Inhalt beschriebener Zettel auch anzugeben imstande ist, wenn er weder Zettel noch Unterlage in die Hand oder zu sehen bekommt.“<sup>49</sup> Oesterreich schlug deshalb vor, die Eventualität „parapsychischer Funktionen [...] ins Auge zu fassen“ und zur Klärung weitere Experimente mit Kahn durchzuführen.<sup>50</sup> Er selbst hielt telepathische oder hellseherische Vorgänge für durchaus möglich, die allerdings durch bessere Versuchsanordnungen geprüft werden müssten. Nur durch klar definierte Experimente, so Oesterreich, könne „das Feld der Erklärungsmöglichkeiten allmählich eingeschränkt werden.“<sup>51</sup> Nach seiner Einschätzung der Berichte lag bei Kahn eher „Gedankenlesen“ vor, entweder in Form von „physiologischer Telepathie“ oder „psychischer Telepathie“, jedenfalls also kein „Hellsehen“ im eigentlichen Sinne: „Er ist Telepath [...] aber nicht die Gedankeninhalte, sondern die visuellen Schriftbilder übertragen sich auf sein Bewusstsein.“<sup>52</sup> Bei all dem wollte er schließlich die Betrugshypothese nicht vollständig ausschließen, hielt diese jedoch für unwahrscheinlich. Gleichwohl blieb bei Oesterreichs Analyse der biografische Hintergrund Kahns sowie dessen „Verwandtschaft“ mit Reese unberücksichtigt; der Tü-



binger Gelehrte konzentrierte sich rein auf dessen Freiburger Vorstellungen bei Schottelius.

Im Disput zwischen den beiden Privatdozenten, dem Psychologen Henning einerseits und dem Philosophen Oesterreich andererseits, trat neben den inhaltlichen Aspekten die Frage zu Tage, wer sich eigentlich genuin als Experte für Untersuchungen auf diesem unorthodoxen Terrain betrachten dürfe. So wundert es nicht, dass Henning seinen Gegenpart der Unprofessionalität bezichtigte; dieser missachte jegliche Spielregeln der etablierten „experimentellen Psychologie“ und ignoriere dabei psychologische Erkenntnisse, die längst dasjenige als möglich festgestellt hätten, was Oesterreich bei Kahn ausschließen wollte. Umgekehrt adressierte Oesterreich den Vorwurf einer dem Fall unangemessenen Herangehensweise an Henning; dieser würde ein „methodologisches Nonsens“ verbreiten.<sup>53</sup> Henning forderte mit Nachdruck die Versuchsanordnung des Doppelt-Blind-Versuchs („unwisentliches Experiment“), bei dem in diesem Fall auch der Experimentator den Text auf den Zetteln nicht kennen dürfe. Oesterreichs Ansatz sei zu spekulativ und vertrete, so Henning, einen gänzlich anderen Wissenschaftsbegriff: „Er läßt nur telepathische Erklärungen zu, ich schloß sie aus.“<sup>54</sup> Als Oesterreich mit einem Verweis auf Falschdarstellungen Hennings erneut erwidern wollte, wurde ihm dies von den Herausgebern der Zeitschrift verwehrt, so dass er seine Replik gegen Hennings „normal-psychologische Deutung“ erst einige Jahre später andernorts zum Abdruck bringen konnte.<sup>55</sup>

Unmittelbar vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs publiziert, bedeutete Robert Meyers vorausgegangenes Urteil das entscheidende Wort im Fall Kahn. Der in seinem Urteil noch unentschiedene Oesterreich, der zu diesem Zeitpunkt als Einziger parapsychologische Hypothesen formulierte und deshalb neue, bessere Untersuchungen mit Kahn einforderte, stand einstweilen allein auf weiter Flur. Denn nach wiederholten Entlarvungen Bert Reeses schlossen die Kritiker aus dem Ärztelager, man habe es wie bei ihm auch bei Ludwig Kahn mit „einem höchst verdächtigen Subjekt“ zu tun, bei dessen Vorführungen die jeweiligen Versuchsbedingungen denkbar fragwürdig, die Experimentatoren zu naiv seien und die Trickkünstler somit leichtes Spiel hätten.<sup>56</sup> Hier nütze auch der Faktor der Augenzeugenschaft nichts, wie Robert Meyer vorbrachte: „Es werden natürlich die Freiburger Herren behaupten, Kahn tausche die Zettel nicht aus, das würden sie bemerkt haben; sie mögen sich trösten, tausend andere, darunter sehr berühmte Männer haben es bei Reese auch nicht bemerkt.“<sup>57</sup> Die Diskussionen liefen freilich fern der Praxis. Für eine konkrete wissenschaftliche Untersuchung war damals in Deutschland keinerlei akademische Struktur vorhanden. So sollte der Augenzeuge Max Schottelius die letzte Person bleiben, die in Deutschland Experimente mit Ludwig Kahn protokollarisch festhalten konnte. Kahn selbst und der Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatten weitere Kontrollsitzen verhindert.



### Pariser Comeback: Die Stunde der wissenschaftlichen Parapsychologie

Ungewiss bleibt, inwieweit Ausbruch und Verlauf des Ersten Weltkriegs die Aktivitäten Kahns unterbrochen haben. Für diese Jahre ist eine Lücke in der biografischen Überlieferung zu Kahn festzustellen, so dass nicht zu klären ist, ob er etwa zur Armee eingezogen wurde. Es scheint indessen nicht ausgeschlossen, dass er auch die Kriegsjahre im Ausland, möglicherweise in Frankreich, verbrachte. Nach Ende des Krieges zog sich Ludwig Kahn erst einmal aus der Öffentlichkeit zurück und nahm seinen Wohnsitz wieder in Offenburg, wo er zuerst im Haus seiner Schwester Emma Oberbrunner in der Wilhelmstraße 15 lebte. Es kam 1919/1920 innerhalb kurzer Zeit zu mehreren Wohnungswechseln<sup>58</sup> und in diesen Jahren wahrscheinlich auch zu den eingangs erwähnten Experimenten mit dem Offenburger Arzt Dr. Hofmann. Zudem heiratete Kahn am 6. Mai 1920 mit 47 Jahren die fast zwanzig Jahre jüngere Französin Leontine Michaut, die ihm aus Paris nach Offenburg nachgefolgt war. Über Reisen aus diesen Jahren ist nichts bekannt; es ist jedoch zu vermuten, dass es Kahn nicht lange in seiner Heimatstadt gehalten hat.

Im Jahr 1920 wurde die wissenschaftliche Parapsychologie, damals noch „wissenschaftlicher Okkultismus“ genannt, in ihrer organisierten Form erstmals auf Kahn aufmerksam.<sup>59</sup> Mrs. Leila Boustead, eine Augenzeugin seiner zurückliegenden Londoner Vorführungen, ihres Zeichens Mitglied der Londoner *Society of Psychical Research (S.P.R.)*,<sup>60</sup> erstattete am 1. Juni 1920 der damaligen Forschungsleiterin der Gesellschaft, Helen Salter (1883–1959), aus ihrer Erinnerung heraus einen ausführlichen Bericht über Kahns verblüffende Aktionen.<sup>61</sup> Sowohl ihr Sohn als auch sie selbst hatten Kahn noch vor dem Krieg aufgesucht und Sitzungen mit ihm durchgeführt. In Londons Straßen hatte damals ein „sandwich-man“ für die Vorführungen des Hellsehers geworben, die dieser in einer Wohnung in der Berners Street gegen Honorar demonstrierte. Kahn führte mit Boustead die gleichen Versuche wie die in Freiburg gezeigten durch. Nach dem Beschriften mehrerer Zettel in Abwesenheit des Hellsehers kam dieser wieder in den Raum: „Aklydar came into the room and standing several paces off and without anything, told me to pick up one of the papers. I did so, at random, holding it in my closed hand, and he told me the contents – a Christian and surname, and date of birth. I then unfolded the paper. It was the right one. The same thing happened with all the others – no mistake being made – and in one case where I had written a single, very uncommon name, after giving it without hesitation, he added ‘That, Madam, is your daughter’, which was true.“ Mrs. Boustead wollte Telepathie ausschließen und konstatierte vielmehr hellseherische Fähigkeiten; für sie war Kahn „a remarkable sensitive“. Helen Salter zeigte sich grundsätzlich interessiert an den Berichten und bat ihre Informantin deshalb um zusätzliche Auskünfte.



*Nobelpreisträger Professor Charles Richet (1850–1935) (Stewart Wolf, *Brain, Mind, and Medicine. Charles Richet and the Origins of Physiological Psychology*, New Brunswick-London: Transaction Publishers 1993, Bildteil)*

Dies war jedoch nicht mehr möglich, da sich Kahn inzwischen natürlich nicht mehr in England aufhielt. „Regarding Aklydar – I am sorry to say he is gone – I cannot find him“, bedauerte Lisa Boustead. Hinzu kam, dass die S.P.R. in dieser Zeit immer vorsichtiger agierte, was Experimente mit Medien betraf und diese Aufgabe mehr und mehr vernachlässigte.<sup>62</sup> Unter diesen Voraussetzungen blieben die Berichte über Kahns Fähigkeiten in Sachen Hellsehen zuerst einmal ohne größere Resonanz.<sup>63</sup>

Auf größere Wirkung unter den parapsychologischen Forschern stießen seine Fähigkeiten deshalb erst fünf Jahre später und es ist im Wissen um die Zurückhaltung der Londoner S.P.R. kein Zufall, dass dies in Paris geschah. Kahn war im Dezember 1924 in die französische Metropole gereist.<sup>64</sup> Dort kam er in Kontakt mit dem Physiologen und Nobelpreisträger von 1913, Professor Charles Richet (1850–1935),<sup>65</sup> der seinen Fall ein Jahrzehnt zuvor in seiner Zeitschrift *Annales des Sciences Psychiques* erstmals in Frankreich publik gemacht hatte und ihm nun eine Art „Comeback“ verschaffte.

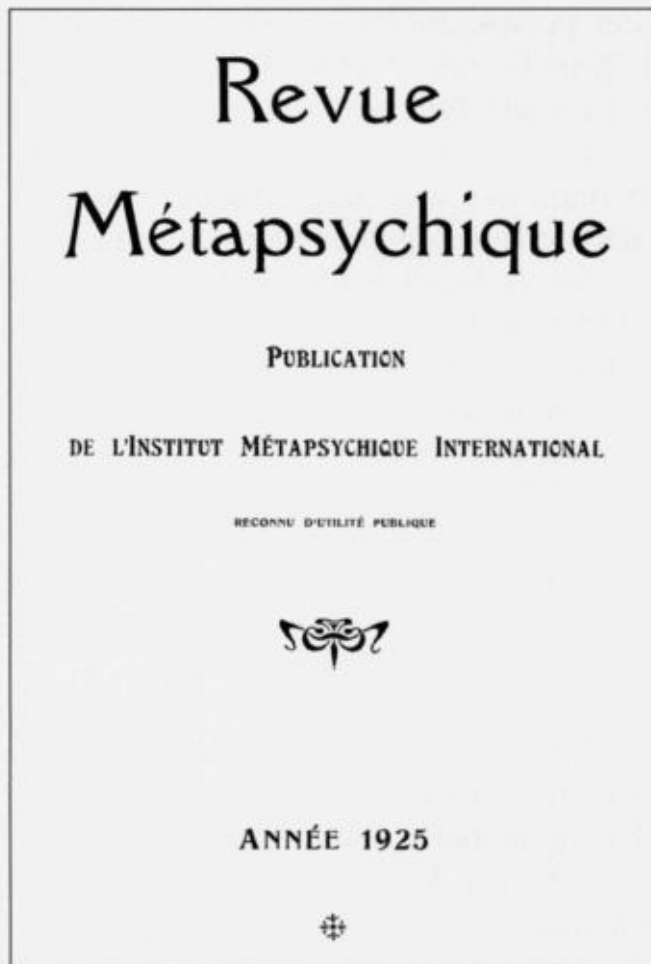
Richet, als einer der Vorreiter der parapsychologischen Forschung bekannt, war es offenbar, der einen Kontakt zum renommierten, 1919 von ihm mitgegründeten *Institut Métapsychique International* und dessen Direktor Eugène Osty (1874–1938) herstellte.<sup>66</sup> Das zur damaligen Zeit europaweit führende Institut für den Bereich der wissenschaftlichen Parapsychologie war auf Untersuchungen paranormal begabter Menschen spezialisiert. So hatte man unmittelbar vor der Ankunft Kahns Experimente mit dem polnischen Medium Stephan Ossowiecki (1877–1944) durchgeführt. Dieser verfügte über ähnlich wirkende Fähigkeiten wie Kahn, da er verschlossene Schriftstücke und Bilder identifizieren konnte.<sup>67</sup>

In den Institutsräumen in der Avenue Niel Nr. 89 sowie in der Privatwohnung von Charles Richet wurden im Zeitraum vom 1. Februar 1925 bis zum 23. März 1925 mehrere experimentelle Sitzungen mit dem Hellseher aus Offenburg durchgeführt. Richet lud Kahn auch zu Privatterminen zu sich ein. Zwischen den Sitzungstagen reiste Kahn zudem ins mondäne Cannes, um dort als „célèbre médium“ aufzutreten.<sup>68</sup>

Über die spektakulären Ergebnisse der Sitzungen wurde in der instituts-eigenen Zeitschrift *Revue Métapsychique* berichtet und dabei Auszüge aus den erstellten Protokollen veröffentlicht.<sup>69</sup> An den Experimenten nahmen neben Direktor Osty und Charles Richet mehrere hochrangige Persönlichkeiten der Pariser Wissenschaftsszene teil. Ein Kreis von weit über 20 Personen erhielt Anschauungsunterricht von den verblüffenden Aktionen Ludwig Kahns. Offensichtlich hatte der Hellseher seine Versiertheit seit den früheren Auftritten noch verfeinert, da er im Gegensatz zu damals nun auch imstande war, in Anwesenheit mehrerer Personen zu agieren.<sup>70</sup>

Wie aus den veröffentlichten Publikationen hervorgeht, hatten die in Paris anwesenden Experimentatoren die umfassende Debatte, die der Fall Kahn ein Jahrzehnt zuvor in Deutschland schon einmal ausgelöst hatte, allerdings nicht zur Kenntnis genommen. Ebenso wenig bemühten sich die französischen Forscher um eine Aufklärung des biografischen Hintergrunds des Hellsehers und kamen somit gar nicht auf den Gedanken, etwa dessen frühere Bekanntschaft mit „Professor Reese“ in ihre Rechnung mit einzubeziehen, obwohl schon zehn Jahre zuvor auch in Frankreich darüber berichtet worden war.<sup>71</sup> Für die Wissenschaftler um Osty und Richet zählte in ihrer Beurteilung einzig und allein die ihnen momentan augenfällig vorgeführten Fähigkeiten Kahns.

1925 erschienen die Berichte über die Sitzungen mit Kahn in entsprechenden Übersetzungen in weiteren Fachzeitschriften, nämlich im amerikanischen *Journal of the American Society for Psychical Research* sowie in den *Psychischen Studien*, dem seinerzeit wichtigsten parapsychologischen Fachorgan in Deutschland.<sup>72</sup> In einer relativ kurzen Zeitspanne war sein Fall in den wichtigsten parapsychologischen Gesellschaften publik geworden. Die bedeutendsten Parapsychologen der damaligen Zeit hatten



*Revue Métapsychique,  
Jahrgang 1925*

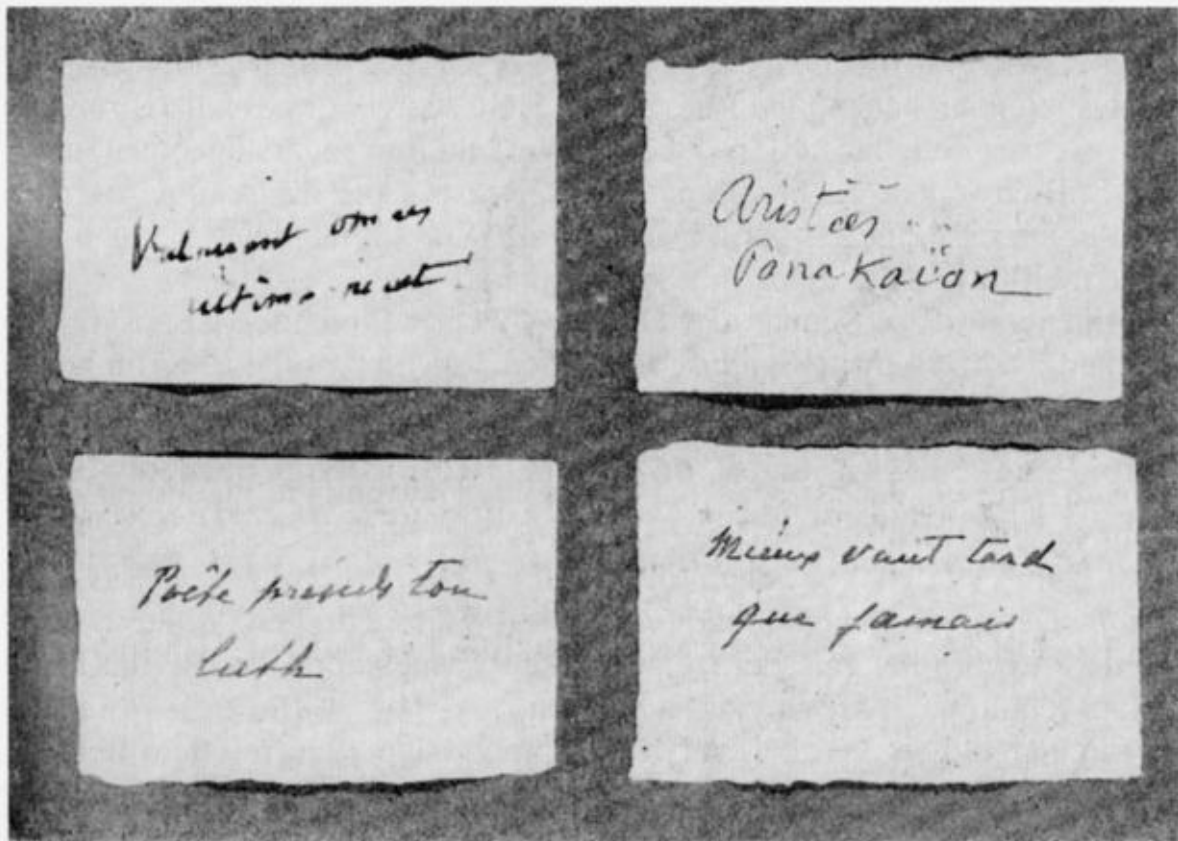
nun ihr Augenmerk auf Kahn geworfen, sein Fall stieß neben den seinerzeit berühmten Medien „Margery“ und „Franek Kluski“ auf Beachtung, kaum jedoch auf positive Anerkennung.

Denn vollkommen überzeugt von Kahns paranormalen Fähigkeiten zeigten sich nur die französischen Wissenschaftler, also diejenigen, die den vermeintlichen Hellseher persönlich in Aktion gesehen hatten.

Malcolm Bird (1886–1964), Forschungsdirektor der *American Society for Psychical Research (A.S.P.R.)*, stellte hingegen seiner eigenen Übersetzung der Pariser Protokolle die Beschreibung des erwähnten bekannten Taschenspielertricks („pellet-switching“) voran und betonte: „In the hands of a skilled operator, the thing is far simpler and far more brilliant than any description can make it appear.“<sup>73</sup> Die Existenz eines fast nicht bemerkbaren Tricks, so Bird, müsse man beim Studium der Protokolle unbedingt mitbedenken.

Eine gleichfalls deutlich verhaltene Reaktion zeigte Eric John Dingwall (1890–1986), von 1922 bis 1927 Forschungsleiter der englischen S.P.R. und nicht nur einer der wichtigsten europäischen Parapsychologen des 20. Jahrhunderts, sondern selbst ein erfahrener Trickexperte. Dingwall, der





Versuchsobjekte der Pariser Experimente  
 Nachweis: *Revue Métapsychique*, Jg. 1925, S. 133

sich zuvor kritisch mit Kahns Lehrmeister Bert Reese auseinander gesetzt und dessen taschenspielerische Geschicklichkeit sowohl erkannt als auch bewundert hatte,<sup>74</sup> stellte daraufhin erstmals wieder eine biografische Verbindung zwischen den beiden umstrittenen Personen her. Für Dingwall führte dies zum Schluss, „that Kahn’s methods are those of Reese, and that therefore the *modus operandi* is, in some respects at least, identical“. Insofern stand für ihn fest: „The case is a good illustration of the oft-repeated errors of investigation of occult phenomena.“<sup>75</sup>

In Deutschland hatte es schon vor den Pariser Experimenten kritische Stimmen gegeben. Der Würzburger Psychologe Karl Marbe (1869–1953) ließ 1924 sogar in seinen Vorlesungen an der Universität durch seine Mitarbeiter entsprechende Zettel-Kunststücke vorführen: „Der Trick beruht hier darauf, daß beim Einsammeln der Zettel einer derselben mit einem leeren, gleichfalls zusammengefalteten Zettel vertauscht wird und daß der Zettel, an dessen Stelle der leere Zettel trat, ohne daß das Publikum es merkt, gelesen wird.“ Marbe war auf dem Hintergrund der Enthüllungen von Robert Meyer der Überzeugung, dass auch Reese und Kahn mit diesem Trick operierten.<sup>76</sup> Weiterhin wollte ein Herr Dr. Birnbaum, Mitglied

der *Psychologischen Gesellschaft zu Berlin*, bei zwei Sitzungen mit dem damals schon hoch betagten „Professor Reese“ im Berliner „Hotel Bristol“ herausgefunden haben, wie Reese seine Hellseherei vortäuschte. Birnbaum hatte Reeses Zetteltausch-Trick beobachtet und ihm sogar angeboten, darüber Stillschweigen zu bewahren, wenn Reese seine Täuschung zugeben würde. Dieser hingegen bot für später eine neue Variante des Versuchs an, um daraufhin aus der Stadt zu verschwinden.<sup>77</sup>

Hinzu kam Paul Süner, der Herausgeber der führenden parapsychologischen Fachzeitschrift *Psychische Studien*. Auch er wollte in Kahn neben dem entlarvten Bert Reese einen „längsterledigten“ zweiten „amerikanischen Humbugprofessor“ sehen; über ihn und seine „Spielernatur“ brauche man in Kreisen der wissenschaftlichen Parapsychologie eigentlich nicht mehr zu diskutieren, so Süner kategorisch.<sup>78</sup> Sünners Kritik ging dabei aber hauptsächlich vor allem in Richtung der *Psychologischen Gesellschaft*, die mit Berichterstattung über diese Fälle lediglich „uralte Dinge“ wieder hervorhole, mit dem eigentlichen Zweck, die wissenschaftliche Parapsychologie in Misskredit zu bringen.

Ein endgültiges Verdikt über Kahn sprach dann 1926 mit dem Berliner Hypnosearzt Albert Moll tatsächlich der Vorsitzende der *Psychologischen Gesellschaft* aus. Moll hatte sich früher als einer der engagiertesten Akteure parapsychologischer Forschung hervorgetan. In den 1920er Jahren war indessen schon lange seine Wandlung zu einem der führenden Kritiker auf diesem Feld und somit zu einem hartnäckigen Gegner von Forschern wie Paul Süner vonstatten gegangen.<sup>79</sup> Albert Moll reagierte in der 1926 neu gegründeten *Zeitschrift für kritischen Okkultismus* auf die zwischenzeitlich durchgeführten Pariser Experimente mit Kahn.<sup>80</sup> In seinem Aufsatz kam er detailliert auf die Lebensgeschichte des Hellsehers zu sprechen und verwies ebenfalls auf dessen frühe Begegnung und Bekanntschaft mit Bert Reese. Dessen Person und Vorgehen waren Moll durch die früheren Berichte Robert Meyers sowie die Erkenntnisse seines Kollegen Birnbaum bekannt geworden. Die Pariser Experimente unterwarf er einer scharfen Kritik. Das Vorgehen und die Methodik der Experimentatoren sei alles andere als professionell gewesen. Moll beanstandete insbesondere die mangelhaften Niederschriften der Sitzungen: „Hat ein solches Protokoll irgend etwas mit Wissenschaft zu tun?“<sup>81</sup> Alles an den durchgeführten Experimenten sei höchst fragwürdig: Die Tatsache, dass Kahn die Versuchsanordnung bestimmte, dass sich die Anwesenden untereinander unterhalten hatten und sich von Kahn ablenken ließen bis hin zum Faktum, dass die Untersuchungspersonen dauernd wechselten und es sich bei den Anwesenden teilweise um Verwandte handelte, etwa die Ehefrauen der Wissenschaftler oder Familienmitglieder von Richet. „Solche Experimente“, so Moll, „sind keine Familienbelustigungen, auch keine Schaustücke für Neugierige.“ Ein Sitzungstag „scheint ein Familientag für Richets [sic!] gewe-

sen zu sein, da Vater, Sohn und Tochter teilnahmen. Erforscht man in dieser Weise derartige Phänomene?“<sup>82</sup>

Die Zielscheibe für Molls Kritik war somit weniger Kahn selbst, für dessen Schläue er einige Sympathie aufbringen konnte.<sup>83</sup> Vielmehr gerieten die Wissenschaftler, die ihn untersuchten, in sein Visier. Diesen warf Moll eine „erhebliche Kritiklosigkeit“ sowie „ihren Mangel an Begabung für Experimente“<sup>84</sup> vor. Besonders Nobelpreisträger Richet wurde zum Adressaten seiner beißenden Häme. Auch dieser, dem es alle zugute halten würden, beherrsche offenbar „die wissenschaftliche Methodik nicht.“<sup>85</sup>

Charles Richet, inzwischen Emeritus, kam nicht umhin, sich energisch gegen Molls Polemik zu wehren.<sup>86</sup> Diesem hielt er in der *Zeitschrift für Parapsychologie* entgegen, dass seine Position die der Voreingenommenheit wäre und Moll zwar einen Taschenspielertrick Kahns konstatiere, diesen im Detail zu beweisen aber nicht imstande sei. Zudem könne er sich gar keine Meinung erlauben, da er nicht direkt bei den Experimenten dabei gewesen wäre. Richet wies noch einmal darauf hin, dass Kahn bei vielen Versuchen die gefalteten Zettel zu keinem Zeitpunkt berührt hätte und deshalb keine Vertauschaktionen durchführen konnte. Besonders seine eigenen Versuche unter vier Augen mit Kahn hielt er für völlig abgesichert. Auch an dieser Stelle bekam der Faktor der Augenzeugenschaft Relevanz. Für Richet war es schleierhaft, dass Moll seine Angaben und die seiner Pariser Kollegen nicht ernst zu nehmen gedachte, und fühlte sich demzufolge in seiner Ehre als genau beobachtender Wissenschaftler gekränkt: „Was können wir mehr sagen? Wir beteuern es, und um uns zu widersprechen, muß man annehmen, daß wir Betrogene, d.h. daß wir Schwachköpfe sind.“<sup>87</sup>

Unterstützung für Richet kam aus Tübingen von Traugott Konstantin Oesterreich, der zwischenzeitlich mit einigen wichtigen Arbeiten zur Parapsychologie hervorgetreten war. Oesterreich bekräftigte, nun endlich seien die Experimente erfolgt, die er schon ein Jahrzehnt zuvor gefordert hatte; dabei sei „in Praxis in evidenter Weise bestätigt worden“, was er selbst schon vermutet hatte, nämlich die paranormalen Fähigkeiten des Mediums Ludwig Kahn.<sup>88</sup> Beide, Richet und Oesterreich, gründeten ihre Position darauf, dass die Protokolle und Versuchsanordnungen so sicher gewesen seien, dass eine Täuschung eigentlich auszuschließen sei.

Das „Forschungsobjekt Kahn“ geriet erneut zu einem Streitfall ersten Ranges, wobei in diesen Konflikten die persönlichen Einstellungen der jeweiligen Kontrahenten wohl schwerer wiegten als die verhandelte Sache selbst. Der Ton der Auseinandersetzung über die Existenz und den Charakter außergewöhnlicher Phänomene nahm in den 1920er Jahren merklich an Schärfe zu. Die Debatte um die hellseherischen Fähigkeiten Ludwig Kahns war hier nur einer von vielen Konfliktherden.<sup>89</sup>

Einem ausgesprochenen Skeptiker wie Albert Moll lieferte der Fall eine neuerliche Gelegenheit, sich von den von ihm spöttisch als „Okkultisten“





„Daily Mail“-Presseausschnitt  
vom 9. April 1925  
(I.M.I. Paris, Archiv, 20/5)

bezeichneten parapsychologischen Forschern abzugrenzen. Seine wissenschaftlichen Weggefährten früherer Tage bekämpfte er nunmehr mit Vehemenz. Die Versuche mit Kahn boten ihm Stoff für seine These von einer besonderen Psychopathologie entsprechender Forschergestalten.<sup>90</sup> Nicht weniger zänkisch waren die entgegengesetzten Stimmen von Wissenschaftlern wie Richet oder Sünner, der schon einmal von „Herrn Molls abgestandener Brühe“ sprach.<sup>91</sup>

So hielten allein die Franzosen um Richet an Kahn fest. Ludwigs Kahns „sechster Sinn“ war nach seinen ersten Auftritten zum Tagesgespräch in der französischen, aber auch der englischsprachigen Presse geworden.<sup>92</sup>

Kahn hatte die Wissenschaftler im I.M.I. so sehr beeindruckt, dass sie ihn für weitere Experimente gewinnen wollten. Als seine Aufenthaltsgenehmigung für Frankreich ablief, setzte sich Charles Richet beim Polizeipräsidenten für Kahn ein. Es sei aus wissenschaftlichen Gründen wünschenswert, dass Kahn noch länger in Paris bleibe. Nach einer persönlichen Vorführung beim Polizeipräsidenten<sup>93</sup> erhielt Kahn eine Verlängerung. Der Mäzen des I.M.I., der Industrielle Jean Meyer, sowie Institutsdirektor Osty schlossen Anfang April 1925 einen eigenen Vertrag mit dem Hellseher aus Deutschland ab, in dem sich dieser über drei Monate zu täglichen Sitzungen im I.M.I. verpflichtete und zusicherte, in dieser Zeit ausschließlich für das Pariser Institut zu arbeiten. Jede erfolgreiche Sitzung war Meyer und Osty 200 Francs wert. Darüber hinaus richteten sie für ihn ein möbliertes Appartement ein.<sup>94</sup> Es scheint, dass in der zweiten Jahreshälfte zwei weitere, noch einmal höher dotierte Verträge abgeschlossen wurden.<sup>95</sup> Doch auch die französischen Forscher mussten im wahrsten Sin-



ne des Wortes Lehrgeld zahlen. Denn als Kahn den ersten dieser Verträge nicht vollständig, den zweiten dann gar nicht mehr erfüllte, obwohl er den dafür schon ausbezahlten Vorschuss eingestrichen hatte, kam es zum Eklat. Kahn war dem I.M.I. 4600 Francs schuldig; zudem hatte er inzwischen die Möbel seiner Wohnung versetzt. Auch der eingeschaltete Gerichtsvollzieher konnte schließlich nichts mehr ausrichten: Kahn war plötzlich wie vom Erdboden verschwunden und blieb für die Pariser Polizei unauffindbar. Gerichtliche Nachforschungen zogen sich zäh monatelang hin. Schließlich wurde der einst gefeierte Hellseher im Dezember 1928 von der Pariser Justiz in Abwesenheit zu einer zweijährigen Haftstrafe verurteilt.<sup>96</sup>

### *Ein Filou im freien Fall*

Die Ereignisse in Paris und die neuerlichen literarischen Auseinandersetzungen um seine Person kümmerten Kahn wahrscheinlich herzlich wenig: Zu einem günstigen Zeitpunkt hatte er sich aus der französischen Hauptstadt abgesetzt und war nach Luxemburg geflohen. Ab Oktober 1927 finden wir ihn schließlich in Berlin-Schöneberg.<sup>97</sup> Und auch dort, in der Reichshauptstadt, kam er kurz danach erneut in massive Konflikte mit der Justiz. Der Witwe eines bankrott gegangenen Großunternehmers hatte er einen Renntipp für ein Pferderennen vorausgesagt, für das er 20.000 Mark einsetzen wollte, den Erlös aus dem Verkauf einer Perlenkette, die ihm die Witwe überlassen hatte. Das genannte Pferd ging tatsächlich als Sieger aus dem Rennen hervor; allerdings hatte Kahn das Geld gar nicht auf das Pferd gesetzt, sondern anderweitig verspielt. Die geschädigte Zeugin erklärte, sie sei der „ungeheuren Suggestionskraft und Ueberredungskunst des Angeklagten zum Opfer gefallen“. Kahn, jetzt als „57 Jahre alter Zigarrenhändler“ bezeichnet, wurde daraufhin vom Schöffengericht Charlottenburg ein weiteres Mal wegen Betrugs zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Seine Beteuerungen, er verfüge über „paranormale“ Fähigkeiten, nutzten ihm auch in diesem Prozess nichts.<sup>98</sup>

Nach Verbüßung seiner Haftstrafe beging Kahn einen weiteren entscheidenden Fehler und begab sich zurück nach Luxemburg. Dort wurde er am 26. September 1931 von der Polizei als „international gesuchter Betrüger“ festgenommen, nach Frankreich überstellt und in Paris in Untersuchungshaft genommen.<sup>99</sup> Am 9. November 1931 wurde ihm vor der 10. Pariser Strafkammer erneut der Prozess gemacht und dabei natürlich auf seinen Vertrauensmissbrauch gegenüber dem I.M.I. sechs Jahre zuvor Bezug genommen. Das Gericht warf ihm darüber hinaus noch eine Reihe weiterer Vergehen vor, die jetzt offen gelegt wurden: Einer vertrauensseligen Dame hatte Kahn 10.000 Francs für eine sichere Wette beim Pferderennen abgenommen und nicht mehr zurückbezahlt; einem Geschäftsmann hatte er Möbel für 12.500 Francs verkauft, die dieser aber nicht abholen konnte, da



LOUIS KAHN

*Ludwig Kahn, ca. 1931  
(I.M.I. Paris, Archiv, 20/5)*

inzwischen der Gerichtsvollzieher die Ansprüche anderer Gläubiger geltend machte; sogar ein amerikanischer Konsul ging Kahn ins Netz: Der Diplomat hatte ihm 25.000 Francs zum Kauf von Wertpapieren überlassen und von Kahn danach nur noch 5.200 Francs zurückerhalten. Schließlich wurde ein Juwelier im Faubourg Montmartre sogar um 100.000 Francs betrogen. Ludwig Kahn hatte sich in Paris zum Großkriminellen entwickelt. Die Blätter der Metropole sowie weitere Zeitungen des Landes griffen den Stoff des angeklagten Hellsehers begierig auf und berichteten über seine Spitzbübereien.<sup>100</sup>

Vor der Strafkammer tauchte in Vertretung des I.M.I. sein früherer Vertragspartner Eugène Osty<sup>101</sup> als Zeuge auf. Direktor Osty hätte eigentlich allen Grund dazu gehabt, Kahn zu belasten, hatte dieser seinem Institut doch sechs Jahre zuvor einen beträchtlichen finanziellen Schaden zugefügt. Es ist nun durchaus interessant zu sehen, dass Osty Ludwig Kahns außergewöhnliche Leistungen, von denen er überzeugt war und die er auch jetzt wieder betonte, höher wertete als dessen kriminelle Handlungen. Man dürfe, so Osty, Kahn nicht mit den üblichen Maßstäben messen. Insofern ließ er das Gericht wissen: „Von uns selbst hat er 4.500 Francs auf Nimmerwiedersehen ausgeliehen und wir hätten ihn verklagen können. Aber wir verstehen sehr gut, dass seine paranormalen Fähigkeiten eine Bewusstseinsstörung mit einschließen können.“<sup>102</sup> Man habe Kahn seine Tat „ver-

Signature \_\_\_\_\_  
Exposition \_\_\_\_\_

**AU ROYAUME DU MYSTERE ET DE L'ILLUSION**

**M. LUDWIG KAHN, PROFESSEUR D'OCCULTISME**  
**qui comparait aujourd'hui en correctionnelle**  
**possède un don étonnant de double vue**

---

IV

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       |                                                                                                                                                                                                                                                                           |                                                                                                                                                                                                                          |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>Etrange personnage que ce Ludwig Kahn qui comparait aujourd'hui devant la 10<sup>e</sup> chambre correctionnelle, sous l'inculpation d'escroquerie !<br/>Mon collaborateur Charles Giron a présenté aux lecteurs de l'Ami du Peuple du Soir, le 27 octobre dernier, ce « professeur d'occultisme » qui gagnait</p> | <p>mettrons sur des chevaux à grosse cote et ainsi tous vos pauvres en bénéficieraient.<br/>Mme de J. G. L. M. voyant 10.000 francs. Un autre des admirateurs du « professeur » M. Lidart, lui remit 8.000 francs ; M. Mallié, vice-consul des Etats-Unis, 25.000 fr.</p> | <p>queries. Il n'est pas sans intérêt de relire les pages admiratives que lui a consacrées un des plus illustres savants de notre époque, le professeur Charles Richet, membre de l'Institut.<br/>« Il faut toujours</p> |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

Schlagzeile vom 9.11.1931 (I.M.I. Paris, Archiv, 20/5)

ziehen“ und Osty betonte: „Wir erheben keinerlei Klage aufgrund des wissenschaftlichen Interesses, das Kahn darstellt.“<sup>103</sup> Schließlich sei das, was Kahn „uns gezeigt hat, mehr wert als das, was er uns genommen hat“.<sup>104</sup>

Leider ist über das Urteil, das am 17. November 1931 verkündet wurde, bislang nichts bekannt. Man kann aber davon ausgehen, dass Kahn trotz des Wohlwollens der Verantwortlichen des I.M.I. auch dieses Mal nicht ohne Strafe davonkam.

Wie das Protokoll einer privaten Sitzung mit Kahn in Paris vom 12. Oktober 1932 – mit dem handschriftlichen Zusatz „dernier séance fraude“ – zeigt, befand sich Kahn zumindest zu diesem Zeitpunkt wieder auf freiem Fuß. Die Niederschrift ist chronologisch der letzte Hinweis auf eine Betätigung Kahns als Hellseher. Und auch hier steht wieder das Paradigma der Flucht am Ende. Nachdem während des Experiments offensichtlich seine Täuschungsmanöver bemerkt worden waren, erschien Kahn zum eigentlich verabredeten zweiten Termin tags darauf nicht mehr und ließ telefonisch vermelden, er müsse nun erst für zwei Wochen nach England reisen. Das Protokoll endet mit der Notiz: „Im Januar 1933 nichts Neues von Kahn.“<sup>105</sup>

Spätestens zu diesem Zeitpunkt war die Reputation Ludwig Kahns verloren gegangen und seine Karriere als geschäftstüchtiger „Hellseher“ definitiv zu Ende; mit seinen Betrugereien hatte er den Bogen überspannt und einen rasanten Absturz erlebt, der ihm innerhalb von drei Jahren drei Ge-



richtsprozesse einbrachte. Das vormalige allerorten bestaute Faszinosum Ludwig Kahn war, wie es Robert Meyer zehn Jahre zuvor angekündigt hatte, in der Tat mittlerweile ein Fall für die Kriminalbehörden im damals auf breiter Ebene verhandelten Gebiet „Okkultismus und Justiz“ geworden.<sup>106</sup>

In den 1930er Jahren gab es schließlich niemanden mehr, der sich in positiver Weise für Kahn aussprechen wollte. Sein Fall diente den in diesen Jahren wortführenden Kritikern der Parapsychologie wie etwa Wilhelm Gubisch oder Albert Hellwig dazu, sich gegenseitig in ihrem Kampf gegen den wissenschaftlichen Okkultismus und vermeintliche Scharlatanerie zu bestätigen.<sup>107</sup> Auch die Biologin Fanny Moser (1871–1953), damals die bedeutendste Forscherin auf diesem Feld, hatte den Fall Kahn anhand der mehrfach publizierte Pariser Protokolle und der dazu erschienenen Publikationen studiert und ihn der so genannten „Kryptoskopie“ zugeordnet.<sup>108</sup> Allerdings wollte sie in ihrem ebenso umfangreichen wie einflussreichen Werk *Der Okkultismus. Täuschung und Tatsachen* (1935) die Künste Ludwig Kahns wie diejenigen Bert Reeses eher der erstgenannten Kategorie zurechnen. Sie hielt den Fall für „besonders lehrreich“ für die Möglichkeiten der Täuschung; denn hier habe sich die Gutgläubigkeit der Wissenschaftler „am schlimmsten“ gezeigt. Fanny Moser resümierte demzufolge: „Vom Hellseher Kahn, wie von Reese und so vielen anderen, bleibt also nichts – als die Harmlosigkeit der Experimentatoren! [...] Speziell im Fall Kahn tritt die Schwäche so vieler, um nicht zu sagen aller, okkulten Untersuchungen und die bedenkliche Argumentation ihrer Verteidiger in typischer Weise zutage.“<sup>109</sup>

### *Ein Emigrant und Lebensretter*

Im Oktober 1932 hatte Kahn angegeben, von Frankreich aus nach England reisen zu wollen. Da kaum aussagekräftige Quellen über die folgenden ein- einhalb Jahrzehnte im Leben Ludwig Kahns vorhanden sind, muss es an dieser Stelle ungewiss bleiben, ob er die folgenden Jahre auf der britischen Insel verbrachte oder ob er wieder nach Frankreich oder sogar nach Deutschland zurückgekehrt ist. Es liegt lediglich ein Nachweis für eine Reise nach Rom im Mai 1937 vor.<sup>110</sup> 1939 befand sich Kahn jedenfalls in England. Nun allerdings als so genannter „Zivilinternierter“ auf der Isle of Man.<sup>111</sup> Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs im September 1939 hatten die Engländer alle deutschstämmigen Personen in den dortigen Lagern zusammengefasst. Dies mag darauf hinweisen, dass Kahn zuvor in England gelebt hatte. Möglich wäre aber auch eine kurz zuvor erfolgte Einreise aus einem anderen Land wie etwa Frankreich.<sup>112</sup>

Einige Jahre später lebte das Ehepaar Kahn dann in Italien.<sup>113</sup> Dort wurden der Filou von einst und seine Frau unter ungewöhnlichen Umständen zu stillen Helden des Zweiten Weltkrieges. Ludwig und Leontine Kahn



waren 1943 nach der Kapitulation der italienischen Regierung in ihrem Haus in der Ortschaft Villa Santa Maria in der Nähe des Flusses Sangro festgesetzt worden. Nicht weit von der Ortschaft entfernt hatten die deutschen Besatzer ein Kriegsgefangenen-Lager errichtet, aus dem aber in den Wirren der italienischen Kapitulation etwa 200 alliierte Soldaten fliehen konnten. Obwohl die Kahns dabei ihr Leben riskieren mussten, halfen sie 26 britischen und amerikanischen Soldaten dabei, zu ihren eigenen Truppen entkommen zu können. Allerdings wurden sie bei ihrer Fluchthilfe von deutschen Soldaten entdeckt und in ihrem Haus festgehalten. Die beiden älteren Herrschaften wagten daraufhin mutig eine Flucht über die Rückseite ihres Hauses, von wo aus sie sich mit Bettlaken abseilten und zu den alliierten Truppen flüchteten. Von diesen wurden sie nach Algier gebracht. Ludwig und Leontine Kahn hatten all ihren Besitz in dem Haus in den Abruzzen zurücklassen müssen, waren dafür aber mit ihrem Leben davongekommen.<sup>114</sup> Dass dies in diesen Jahren durchaus ein Glücksumstand war, wenn man in Europa lebte und jüdischer Herkunft war, zeigt das Schicksal der Verwandten, die Kahn zu dieser Zeit in seiner Heimatstadt Offenburg noch hatte: 1942 wurde seine Nichte Sylvia Cohn, die Tochter seiner Schwester Emma, in Auschwitz ermordet, 1944 deren Tochter Esther, Ludwig Kahns Großnichte.<sup>115</sup>

Von Algerien aus emigrierten Ludwig und Leontine Kahn im Frühjahr des Jahres 1946 in die Vereinigten Staaten, das Land, das Kahn aus seiner erfolgreichen Zeit bestens kannte.<sup>116</sup> Nach einem Zwischenaufenthalt, offenbar in Vermont, kamen die Kahns im Herbst des folgenden Jahres nach New York, wo mittlerweile u.a. Kahns Nichten Fanny Weil und Bertha Meyer, die Töchter seiner Schwester Minna, mit ihren Familien lebten.<sup>117</sup>

Das kinderlos gebliebene Ehepaar, nunmehr als mittellose Flüchtlinge in die amerikanische Metropole gekommen, musste sich in den folgenden Jahren mehr schlecht als recht durchschlagen. Es fiel Ludwig und Leontine Kahn offenbar schwer, sich in dieser neuen Situation zurechtzufinden. Unterstützung erfolgte durch die Verwandtschaft in New York und Dallas (die Kinder der Schwester Minna), während die Familie seines älteren Bruders Paul (1870–1955) im texanischen San Antonio nicht gut auf sie zu sprechen war. Bald nach der Ankunft in den USA überwarfen sich die Brüder und Paul beschwerte sich: „Both are absolutely the worst trouble makers I ever saw.“<sup>118</sup> Während Ludwig Kahn sich bei einem Teil der Familie gut betreut wusste, hatte er bei anderen keinen guten Stand: Für sie war er das „schwarze Schaf“ der Familie.<sup>119</sup>

Seit 1947 lebte Ludwig Kahn mit seiner Frau in sehr bescheidenen Verhältnissen in einer unkomfortablen Wohnung in der Delancey Street Nr. 206 auf der Lower East Side, dem ebenso pulsierenden wie armen Viertel der jüdischen Emigranten in New York.<sup>120</sup> Von seinem Vermögen aus den berausenden Tagen als „Gedankenleser“ war ihm anscheinend so gut wie

# Heart of Gold

By TOM MOORE

Our genial emcee on  
"Ladies Be Seated"



THIS Heart of Gold Radio Contest of ours, in which the editors of TRUE ROMANCE have been acting as official judges, has turned up stories of real life that in some cases would make the best fiction look pale. Only a particular situation is required in which someone else is in need of help.

To begin with, here is something that took place during the war. It was in the Abruzzi mountains of Italy, right after the collapse of the Italian Government in 1943. An old man, three Allied soldiers, and an Italian farmer were standing late at night on the crest of a hill.

"This is as far as I can take you," said the old man. "Our friend the farmer here will take you through the German positions. With luck—you will be back at your own lines within three days." When the moon went down the old man watched them melt into the darkness.

Then he took the other direction, past the German machine-gun emplacements

Be sure to tune in to  
**LADIES BE SEATED**  
Monday-Friday 3 p.m. EST  
ABC Stations  
with **TOM MOORE** m.c.

to the town he had left and the house where his wife was waiting for him. Louis Kahn, a Frenchman who had been interned in Italy throughout the war, had sent three more escaped Allied prisoners safely back to their own lines.

He and his wife were prisoners-at-large in the little town of Villa Santa Maria, which was built precariously above the Sangro River. Thirty-five kilometers from there was a German prisoner-of-war camp, and in the confusion that followed the Italian surrender about two hundred of the Allied prisoners escaped.

Mr. Kahn knew that the penalty for hiding or helping these boys was immediate death. Nevertheless, he had started twenty-six American and British soldiers safely on their way to their own lines.

But the Germans could not be hoodwinked forever, and finally a German officer and two heavy-booted soldiers arrived at their house. The officer backed Mr. Kahn against a wall and poked the barrel of a pistol in his chest.

"You have been helping prisoners-of-war to escape," said the German. "We know you have three prisoners hidden in the hills at this moment. In the morning you will show us where they are. Then you will be shot! Do not try to leave the house—it is under guard!"

When the soldiers had gone, Mr. Kahn settled down to enjoy his last evening on earth. He was grateful for that much time, at least, knowing that the Germans would have shot him on the spot if they had not suspected that he still had three Allies hidden in the hills. And he couldn't help chuckling as he remembered sending those last three boys on their way south just the night before.

Mrs. Kahn, however, was more practical. She knew that only the front of the house was guarded, because in the back there was nothing but a forty foot drop—straight down to the river. She busily ripped blankets and sheets into strips and knotted them (Continued on page 96)

## PRIZE CONTEST!

Do you have a  
**HEART OF GOLD?**  
or do you know someone  
who has?

Someone whose good works and unselfishness deserve recognition? Tell us about it in a letter, and if your letter is chosen, valuable prizes will be awarded to the person you tell us about, plus a special award for yourself. The editors of TRUE ROMANCE MAGAZINE will choose the winning letters to be announced on the Ladies Be Seated program. You may enter as many contests as you like, but do not submit more than one letter each week. All letters become our property, and none can be returned. The judges' decision will be final, and in case of a tie we will give duplicate awards. Address your letter to Heart-of-Gold Contest, Ladies Be Seated, P. O. Box 31, New York 20, N. Y.



Mr. and Mrs. Louis Kahn, winners of the Heart of Gold Contest, for their bravery in helping Allied prisoners escape from occupied Italy.

„Heart of Gold“, unten das Ehepaar Kahn

(Privatbesitz Karl H. Kahn, Dallas)

nichts mehr geblieben. Das Ehepaar versuchte sich jetzt durch kleinere Heimarbeiten über Wasser zu halten und Kahn war sein Alter mittlerweile anzumerken.<sup>121</sup> In überraschender Weise wurde den beiden dann eine unverhoffte Aufmerksamkeit zuteil. Einer der US-Soldaten, dem die Kahns 1943 die Flucht vor den Deutschen ermöglicht hatten, schlug Ludwig und Leontine Kahn vier Jahre nach Ende des Krieges wegen ihrer damaligen Rettungstat für den Preis eines amerikanischen Familien-Magazins vor. Die Ehrung („Heart of Gold“) brachte – wie man in der Familie stolz berichtete – den Kahns eine stattliche Summe von 2000 Dollar sowie „eine Küche, Schlafzimmer, Television set, Silberkasten 72 tlg. & für ein halbes Jahr gefrorenes Gemüse & Früchte“ ein.<sup>122</sup>

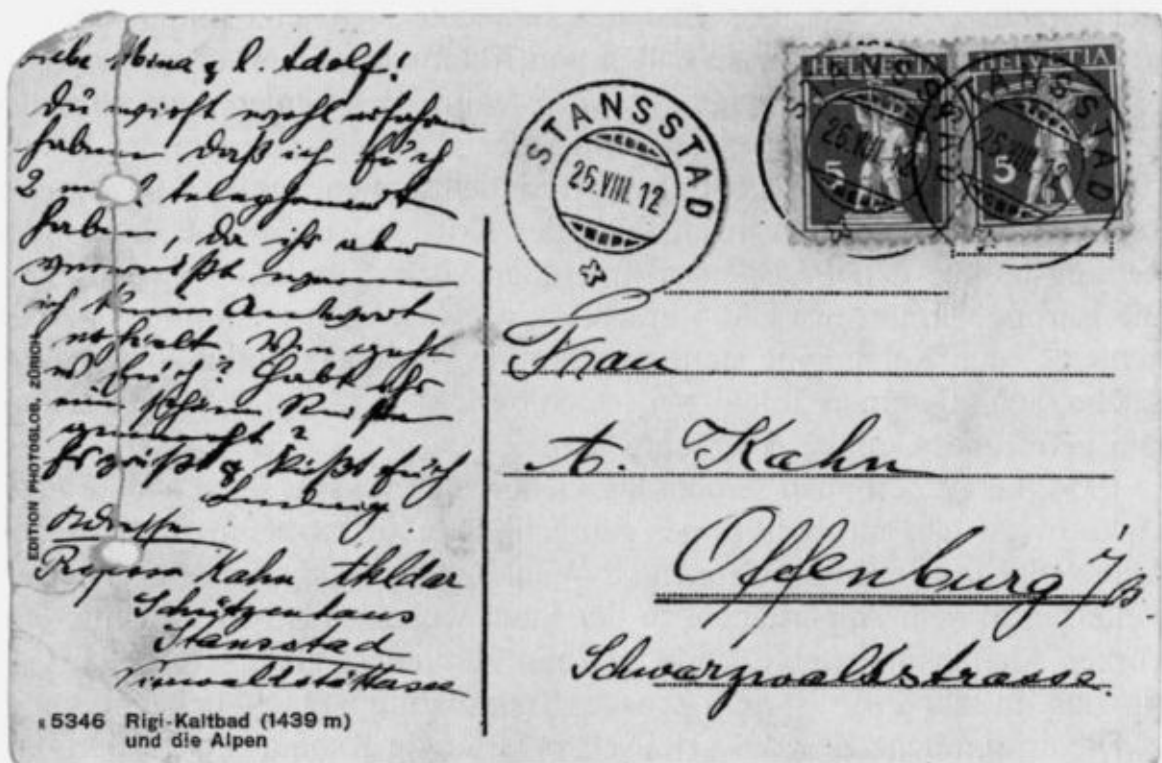
1954, kurze Zeit nach seinem 80. Geburtstag, musste seine Nichte Fanny Ludwig Kahn aufgrund seines gebrechlichen Zustandes in ein jüdisches Altersheim in der Bronx bringen.<sup>123</sup> Währenddessen konnte seine Ehefrau weiterhin in dem Appartement in der Stadt wohnen bleiben. In dem New Yorker Altersheim erlebte Ludwig Kahn zumindest noch seinen 92. Geburtstag im Jahr 1965.<sup>124</sup> Sein genaues Todesdatum ist nicht bekannt.

Die erfolgreiche Zeit des „Hellsehers“ Ludwig Kahn aus Offenburg lag in den Jahren kurz vor und kurz nach der Wende zum 20. Jahrhundert. Sein Erfolg lässt sich aus den historischen Rahmenbedingungen erklären: Charismatische und „unheimliche“ Gestalten wie Kahn verkörperten, wie Ulrich Linse betonte, mit ihren Darbietungen das bei vielen gefragte „antimoderne Kontrastprogramm zu Rationalismus und Materialismus im Zeitalter des Industriekapitalismus“.<sup>125</sup> Kahns Publikum war bereit, für die angebotenen Ausflüge in die Welt des scheinbar Irrationalen einiges zu bezahlen. So machte der junge Mann in diesen Jahren mit seinem ungewöhnlichen Talent eine steile Karriere, die ihm neben über großem Reichtum wohl auch eine gehörige Portion Hybris und einen sich ausweitenden Drang zu betrügerischen Taten einbrachte.

Seit 1912 wurde Ludwig Kahn zu einem Thema für die Wissenschaft und dabei zu einer sehr umstrittenen Figur in der Geschichte der europäischen Parapsychologie.<sup>126</sup> Die Frage, ob es möglich ist, dass ein Mensch „hellsehen“ oder die Zukunft voraussagen kann, und wenn ja, in welchem psychischen Zustand, wurde auf dem Hintergrund seiner Darbietungen wieder intensiver diskutiert. Kahn habe damals die „Wissenschaft wieder in Fluß gebracht“.<sup>127</sup> Nachdem der Hellseher aus Offenburg durch kritische Stimmen aufgrund seiner biografischen Verbindung zu „Professor Reese“ schon bald in Verdacht geraten war, verschaffte ihm einige Jahre später der wissenschaftliche Okkultismus von Paris aus eine gewisse Renaissance.

An seiner Persönlichkeit wurden in der Folge die scharfen wissenschaftsimmanenten Bruchstellen sowie die persönlichen Animositäten zwischen den Anhängern der Parapsychologie und ihren Kritikern weiter geschliffen. Im Kontext einer sich immer mehr ausdifferenzierenden Wissen-





Ansichtskarte von Ludwig Kahn vom 25. August 1912  
(Privatbesitz Karl H. Kahn, Dallas)

schaftlichkeit und dem daraus resultierenden modernen Publikations- und Informationsapparat konnte sich der „Hellseher“ Kahn nicht mehr behaupten.

Zudem bestand bei Ludwig Kahn offenbar schon seit jungen Jahren in frappierender Weise das Unvermögen, die eigenen Handlungsgrenzen zu erkennen. Spätestens nachdem er 1908 zum ersten Mal in Konflikt mit der Justiz gekommen war, gingen bei ihm die Karriere als Medium und kriminelle Laufbahn im Verlauf einer unstillen, hektischen Biografie nebeneinander her.<sup>128</sup> Er überließ sein offenbar vorhandenes Talent einer kriminellen Energie, die sich mit der Zeit immer mehr ausprägte; Ludwig Kahn stand ständig mit einem Bein und manchmal auch tatsächlich im Gefängnis. Seine erstaunliche Selbstüberschätzung und fehlende Eigenkontrolle brachten ihn um sein Vermögen und verschafften ihm einen Lebensabend weit ab vom Glamour seiner frühen Jahre.

Ludwig Kahn, das Forschungsobjekt von einst und Forschungsobjekt von heute, bleibt trotz dieser biografischen Recherchen noch immer eine unnahbare Persönlichkeit, eine unergründliche Gestalt. Man kann sich ihm lediglich durch objektivierende Berichte wie Gutachten, Protokolle oder Pressemitteilungen zuwenden. Seine Eigenwahrnehmung bleibt uns dage-



gen verschlossen: Es liegen bislang keine Selbstaussagen, keine nachträglichen Bekenntnisse und generell so gut wie keine persönlichen Quellen vor, außer einem einzigen, unspektakulären Kartengruß an die Verwandtschaft in Offenburg.

Nicht nur dort, in seiner Heimatstadt, hat man den einst berühmt gewordenen Sohn des Weinhändlers Moritz Kahn, den Mann, „der las, ohne zu sehen“, bald vergessen.

#### *Anmerkungen*

- 1 Ortenauer Rundschau vom 1.3.1953. Ich danke Martin Ruch/Offenburg für seinen Hinweis auf diese Quelle
- 2 Der Offenburger Artikelschreiber scheint teilweise unwahren Gerüchten gefolgt zu sein. So wird in den Quellen an keiner Stelle von einer Reise nach Russland berichtet. Möglicherweise mischten sich Elemente aus dem Leben des berühmten schottischen Mediums Daniel Dunglas Home (1833–1886), der sich tatsächlich in Russland aufgehalten hatte, in die Berichterstattung ein
- 3 Vgl. zu diesem weiten Feld etwa Lutz Müller, *Para, Psi und Pseudo, Parapsychologie und die Wissenschaft von der Täuschung*, Berlin–Frankfurt/M.–Wien 1980 sowie neuerdings Peter Lamont/Richard Wiseman, *Magic in Theory. An introduction to the theoretical and psychological elements of conjuring*, Hatfield 1999 und George P. Hansen, *The Trickster and the Paranormal*, Philadelphia 2001
- 4 Zu Moritz Kahn (1834–1894) und Sophie Kahn, geb. Stein (1842–1901) vgl. Samuel Dzialoszynski/Martin Ruch, *Der gute Ort. Der jüdische Friedhof in Offenburg*, Offenburg 2000, 60, sowie zur Offenburger Familie Kahn/Cohn: Martin Ruch, *Familie Cohn. Tagebücher, Briefe, Gedichte einer jüdischen Familie aus Offenburg*, Offenburg 1992, bes. 25–36
- 5 Vgl. Gisela Stoffel, *Der jüdische Friedhof in Diersburg*, in: *Diersburg. Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940*, hrsg. vom Historischen Verein Mittelbaden/Mitgliedergruppe Hohberg, Haigerloch 2000, 169–186, hier: 184 f.
- 6 Vgl. Axel Scheurig, *Diersburger Juden als Gründer der jüdischen Gemeinde Offenburg*, in: ebd. 72–77, hier: 74; Otto Kähni, *Geschichte der Offenburger Judengemeinde*, in: *Die Ortenau* 49 (1969) 80–114, hier: 91
- 7 Die folgenden biografischen Angaben stützen sich neben den unten genannten Gutachten auf ein vierseitiges Aussageprotokoll Ludwig Kahns im Rahmen seines Prozesses im Jahr 1909, enthalten in: Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene Freiburg, Archiv: 10/4/Hellsehen/Einzelne Hellseher/Fallakten Ludwig Kahn (im Folgenden: IGPP-Archiv, Fallakten Kahn). Mit diesem Protokoll liegt die einzige Selbstaussage Ludwig Kahns vor, und auch diese nur in der Version des Gerichtsschreibers. Es handelt sich um Unterlagen, die sich der Potsdamer Jurist Albert Hellwig (1880–1951) allem Anschein nach für sein Buch „Die Bedeutung des kriminellen Aberglaubens für die gerichtliche Medizin“ von 1919 besorgt hatte und die sich nun in seinem Nachlass befinden (IGPP-Archiv 10/4). Diese Überlieferung ist umso bedeutender, als sich die offiziellen Gerichtsakten nicht mehr auffinden lassen (Auskunft Generallandesarchiv Karlsruhe vom 12.9.2001)
- 8 IGPP-Archiv, 10/4, Fallakten Kahn: Medizinisches Gutachten Neumann vom 31.7.1908 (13 Bl.)

- 9 Zu dem aus einer Ortschaft in der Nähe von Posen stammenden Bert Reese, eigentlich Berthold Rieß (1851–1926), vgl. Max Dessoir, *Vom Jenseits der Seele*, Stuttgart <sup>3</sup>1919 (<sup>1</sup>1917), 127–134 („Moderne Hellseher“), sowie mit anderer Ansicht Charles Richet, *Notre sixième sens*, Paris o.O. [wahrscheinlich 1928], 141f; zusammenfassend J. Gordon Melton, *Encyclopedia of Occultism and Parapsychology II*, <sup>5</sup>2001 (<sup>1</sup>1978) 1295 f. „Professor Reese“ hatte in den Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende in den USA einen großen Bekanntheitsgrad erlangt und u.a. für die Firma Rockefeller gearbeitet sowie zusammen mit Thomas A. Edison experimentiert. Man habe Reese einst, so Dessoir, „für seinen Schädel [...] 80 000 Dollar geboten“. (Dessoir, *Vom Jenseits der Seele* 128)
- 10 Es tauchen bei Kahn später Variationen dieses Künstlernamens auf: „Akedar“; „Aklydar“; „Akldar“. Laut Kahn handelte es sich dabei um einen „indischen Namen“, der „wissender Mann“ bedeute
- 11 IGPP-Archiv, 10/4, Fallakten Kahn: Aussageprotokoll Ludwig Kahn (4 Bl.)
- 12 „Teilzettel für Ludwig Kahn“ des Notariats Offenburg vom 14. Juni 1895, in: Privatsammlung Karl & Renate Kahn/Dallas, USA (Kopien im IGPP-Archiv)
- 13 „Vorladung des Amtsgerichts Offenburg vom 2. Juli 1895“, in: ebd.
- 14 IGPP-Archiv, 10/4, Fallakten Ludwig Kahn: Aussageprotokoll Ludwig Kahn
- 15 Ebd.: Gutachten Neumann. Kahn selbst beteuerte: „Ich verstand nie mit dem Geld umzugehen, lebte meiner feinen Klientel entsprechend, auf grösstem Fuss, verlor grosse Summen durch Spielen und Wetten und war sehr freigiebig gegen Bedürftige.“ Ebd.: Aussageprotokoll Ludwig Kahn
- 16 Für das Folgende vgl. v.a. die Urteilsbegründung in der „Sache Kahn“ (17 Bl.) vom 25.2.1909, in: ebd.
- 17 Allerdings hatte man mit psychiatrischen Untersuchungen von vermeintlichen „Medien“ oder paranormal begabten Personen im Rahmen von Gerichtsprozessen in dieser Zeit noch keine große Erfahrung. Bekannt geworden ist der Fall des Mediums Anna Rothe (1850–1907), die man 1902 wegen Betrugs angeklagt hatte und die im Zusammenhang mit dem Prozess in der Psychiatrie der Berliner „Charité“ untersucht wurde. Vgl. den daraus resultierenden Beitrag des Gutachters Richard Henneberg. Zur forensisch-psychiatrischen Beurteilung spiritistischer Medien, in: *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* 37 (1903) 673–723. Anna Rothe wurde im März 1903 wegen Betrugs in über 40 Fällen zu eineinhalb Jahren Haft verurteilt. Vgl. auch Albert von Schrenck-Notzings Referat „Der Prozess der Bombastuswerke und andere Beiträge zur forensischen Beurteilung spiritistischer Medien“ bei der Sitzung der „Psychologischen Gesellschaft zu München“ am 15.10.1910, in: *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie* 3 (1911) 239–241. Schrenck-Notzing betonte: „Ueberhaupt hat die forensische Beurteilung grosse Schwierigkeiten, da die Mehrzahl solcher Medien pathologisch ist; es handelt sich meistens um Hysterische“ (ebd. 240). Ich entnehme die Informationen und den Hinweis auf diese Publikationen einem unveröffentlichten Manuskript: Barbara Wolf-Braun, *Zur Geschichte der Parapsychologie in der Weimarer Republik: Deutungen des Mediumismus* (Bonn 2001) (IGPP-Projekt Nr. 48 1901)
- 18 Zur wissenschaftlichen Parapsychologie in Deutschland siehe im Überblick Eberhard Bauer, *Periods of Historical Development of Parapsychology in Germany – an Overview*, in: *The Parapsychological Association. Proceedings and Presented Papers of the Annual Convention* 34 (1991) 8–34; für die Zeit zwischen 1890 und 1933 ausführlicher Corinna Treitel, *Avatars of the Soul: Cultures of Science, Medicine, and the Occult in Modern Germany*, Diss. Cambridge, Mass. 1999 sowie (die Institutionalisierung

- und Wissenschaftssoziologie betonend) Adolf Kurzweg, Die Geschichte der Berliner „Gesellschaft für Experimental-Psychologie“ mit besonderer Berücksichtigung ihrer Ausgangssituation und des Wirkens von Max Dessoir, Diss. Berlin 1976
- 19 IGPP-Archiv, 10/4, Fallakten Kahn: Gutachten Neumann
  - 20 Der Psychiater und Gerichtspsychologe Alfred Hoche (1865–1943) erlangte später eine negative Berühmtheit aufgrund seines Plädoyers für die Tötung so genannter „Ballastexistenzen“, das später von den Nationalsozialisten für ihre Vernichtungspolitik herangezogen wurde. Vgl. hier insbesondere seine mit Karl Binding verfasste Schrift von 1920 „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form“. Hoche hatte sich nach der Jahrhundertwende einen Namen als Berater der Justiz gemacht. Vgl. vor allem ders. (Hg.), Handbuch der gerichtlichen Psychiatrie, Berlin 1901, das 1909 in zweiter Auflage erschien
  - 21 Zur These einer möglichen biografischen Verbindung von frühkindlichen Traumata mit später auftretenden medialen Fähigkeiten bzw. Erfahrungen vgl. Harvey J. Irwin, Origins and functions of paranormal belief: The role of childhood trauma and interpersonal control, in Journal of the American Society for Psychical Research 86 (1992) 199–208. Anhand eines speziellen Kontextes thematisiert bei Manfred Hilke, Die Beziehung zwischen Surrealismus und Parapsychologie am Beispiel der „écriture automatique“ – eine literaturwissenschaftliche Studie, unveröffentlichter Abschlussbericht für das „Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V.“ [= IGPP/40/2/hil1/1.2.], Freiburg 2000, 19–30
  - 22 IGPP-Archiv, 10/4, Fallakten Kahn: Psychiatrisches Gutachten Hoche, wahrscheinlich vom Oktober 1908 (9 Bl.). Das Schriftstück ist dort zweimal, einmal jedoch unvollständig, überliefert
  - 23 Ebd. Ob paranormale Erfahrungen oder Fähigkeiten möglicherweise mit epileptischen Dispositionen in Zusammenhang zu bringen sind, wird bis in neuere Zeit immer wieder wissenschaftlich diskutiert. Vgl. Vernon M. Neppe, Temporal lobe symptomatology in subjektive paranormal experiences, in: Journal of the American Society for Psychical Research 77 (1983) 1–30
  - 24 IGPP-Archiv, 10/4, Fallakten Kahn: Gutachten Hoche
  - 25 Ebd.: Psychiatrisches Gutachten von Dr. Haymann vom 16.11.1908 (4 Bl.)
  - 26 Ebd.: Gutachten Hoche
  - 27 Ebd.
  - 28 Hoche hat dies später in seinen Memoiren erwähnt. Vgl. Alfred E. Hoche, Jahresringe. Innenansicht eines Menschenlebens, Berlin 1939 (<sup>1</sup>1936), 252
  - 29 IGPP-Archiv, 10/4, Fallakten Kahn: Urteilsbegründung
  - 30 Dort verblüffte er 1912 im „Hotel Ritz“ eine Reihe von Persönlichkeiten aus dem Pariser Bank- und Wissenschaftsleben, worüber zwei Jahre später berichtet wurde: Quelques épisodes remarquables de la clairvoyance du „Professeur Akldar“, in: Annales des Sciences Psychiques 24 (1914) Nr. 6, 173. Der Berichterstatter, ein hoher Bankmanager, wollte anonym bleiben
  - 31 25.8.1912: Ludwig Kahn/CH-Stansstadt an Minna und Adolf Kahn/Offenburg, in: Privatsammlung Karl & Renate Kahn/Dallas (Kopie im IGPP-Archiv)
  - 32 Max Schottelius (1849 – wahrscheinlich 1919) war von 1889–1912 Professor an der Medizinischen Fakultät und Direktor des Hygienischen Instituts. Vgl. zu ihm die Personalakte im Universitätsarchiv Freiburg, B 24/3402
  - 33 Max Schottelius, Ein ‚Hellseher‘ (Teil 1), in: Journal für Psychologie und Neurologie 20 (1913) Nr. 5/6, 236–252. Daraus die oben stehenden Zitate
  - 34 Max Schottelius, Ein ‚Hellseher‘, in: Kosmos. Handweiser für Naturfreunde 10 (1913) 473–478. Schottelius war in Freiburg Vorsitzender der *Naturforschenden Gesellschaft*



- 35 Ebd. 475
- 36 Max Schottelius, Ein ‚Hellseher‘ (Teil II), in: *Journal für Psychologie und Neurologie* 21 (1914/15), Nr.1, 31–34, hier: 34; ebenfalls noch einmal veröffentlicht: Max Schottelius, Ein ‚Hellseher‘, in: *Kosmos. Handweiser für Naturfreunde* 10 (1914) 303–304
- 37 T.T. [anonym], Ein menschliches Rätsel, in: *Psychische Studien* 41 (1914) Nr. 2, 81–83
- 38 Kurz zuvor hatte der Münchner Arzt Albert von Schrenck-Notzing (1862–1929) mit seinem umstrittenen Buch *Materialisationsphänomene* eine öffentliche Kontroverse über paranormale Phänomene ausgelöst. Vgl. Albert von Schrenck-Notzing, *Materialisationsphänomene. Ein Beitrag zur Erforschung der mediumistischen Teleplastie*, München 1914 bzw. ders., *Der Kampf um die Materialisationsphänomene. Eine Verteidigungsschrift*, München 1914
- 39 Robert Meyer, Beitrag zur Kritik des Hellsehens, der Ahnungen und des Gedankenlesens, sowie der denkenden Tiere u.a., in: *Berliner Klinische Wochenschrift. Organ für praktische Ärzte* 51 (1914) Nr. 23 v. 8. Juni, 1074–1079, Zitat: 1078
- 40 Vgl. Albert von Schrenck-Notzing, Räumliches Hellsehen, in: *Psychische Studien* 40 (1913) 193–197; ders./Joseph Maxwell, Un Clairvoyant, in: *Annales des Sciences Psychiques* 23 (1913) 66–68; Felix Hollaender, Encore le voyant Reese, „le Juif éternel“, in: ebd. 257–261; Hereward Carrington, Compte rendu d’une séance avec Bert Reese le 3 Mai 1911, in: ebd. 347 f.; G. W. Surya, Professor Reese, das „Phänomen“, in: *Zentralblatt für Okkultismus* 7 (1913) 177–184
- 41 Vgl. zuerst Felix Hollaender, Art. „Das Phänomen. Aufzeichnung höchst seltsamer Begebenheiten“, in: *Berliner Tageblatt* v. 31.7.1913; Meldung „Das Phänomen“, in: *Berliner Tageblatt* v. 1.8.1913; Art. „Räumliches Hellsehen“, in: *Berliner Tagblatt* v. 2.8.1913; Art. „Felix Hollaender und das ‚Phänomen‘“, in: *Berliner Tagblatt* v. 4.8.1913; Art. „Hellseher oder Zauberkünstler“, in: *Berliner Tagblatt* v. 5.8.1913
- 42 Von Max Dessoir (1867–1947) stammt im Übrigen der Begriff „Parapsychologie“ (1889). Vgl. Eberhard Bauer, Max Dessoir und die Parapsychologie als Wissenschaft, in: *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie* 10 (1967) 106–114 sowie Gesine Grossmann, Vom Jenseits des Wissenschaft. Zu Max Dessoirs Versuch einer psychologisch begründeten Parapsychologie, in: J. Jahnke/J. Fahrenberg/R. Stiege/E. Bauer (Hrsg.), *Psychologiegeschichte – Beziehungen zu Philosophie und Grenzgebieten*, Wien 1998, 421–432
- 43 Max Dessoir, Art. „Ein Hellseher“, in: *Berliner Tagblatt* v. 21.7.1907. Reeses Tricks waren schon einige Zeit zuvor in den USA bekannt und von James Hyslop (1854–1920) entlarvt worden, worauf Dessoir hingewiesen hatte. Vgl. James Hyslop, *Borderland of Psychical Research*, Boston 1906, 230–232
- 44 Müller, Para, Psi und Pseudo 83 f. (mit Verweis auf Reese)
- 45 Robert Meyer, Die „Hellseher“, ihre Tricks und ihre Opfer, in: *Berliner Klinische Wochenschrift* 51 (1914) Nr. 32 v. 10.8., 1521–1523
- 46 Ebd. 1523
- 47 Hans Henning, Experimentelles zur Technik der Hellseher, in: *Journal für Psychologie und Neurologie* 21 (1915) Nr. 2, 68–76
- 48 Zu Traugott Konstantin Oesterreich (1880–1949) siehe zusammenfassend Eberhard Bauer, Art. Oesterreich, Traugott Konstantin, in: *Neue Deutsche Biographie* 29 (1999) 461 f. sowie Maria Oesterreich, *Traugott Konstantin Oesterreich. „Ich“-Forscher und Gottessucher. Lebenswerk und Lebensschicksal*, Stuttgart 1954. Oesterreich war einer der ersten deutschen Universitätsprofessoren, der – seit den 1920er Jahren – öffentlich für die Realität parapsychischer Phänomene eintrat. Schon vor dem Fall Kahn hatte sich Oesterreich mit dem wissenschaftlichen Okkultismus beschäftigt, so etwa einige Jahre zuvor mit dem Fall des berühmten Mediums Eusapia Palladino (1854–1918)



- 49 Traugott Konstantin Oesterreich, Psychologische Bemerkungen zu dem von Max Schottelius publizierten Fall eines „Hellsehers“, in: *Journal für Psychologie und Neurologie* 22 (1916) Nr. 3, 75–83, hier: 77
- 50 Ebd. 78
- 51 Ebd. 79. Oesterreich war das Fehlen einer adäquaten Forschungseinrichtung bewusst. Es ist kein Zufall, dass gerade er in den 1920er Jahren immer wieder, allerdings auch vergeblich, auf die Gründung eines „Deutschen Zentralinstituts für Parapsychologie“ drängte
- 52 Ebd. 78–81. Unter „physiologischer Telepathie“ verstand Oesterreich, dass sich der „Erinnerungsvorstellungsprozess des Experimentators“ auf „irgendeinem physikalischen Wege“ auf den Organismus von Kahn übertrage; unter „psychischer Telepathie“ verstand er einen rein psychischen Übertragungsprozess ohne physikalische Vermittlung. Damit unterstrich er Kahns Selbstaussage, er sei eigentlich kein „Hellseher“, sondern ein „Gedankenleser“, also immer vom Mitwirken einer Person abhängig
- 53 Oesterreich, Psychologische Bemerkungen 77
- 54 Hans Henning, Die Entlarvung der Hellseher, in: *Journal für Psychologie und Neurologie* 23 (1917) Nr.1/2, 47–54, Zitate: 52
- 55 Traugott Konstantin Oesterreich, Ueber den Dogmatismus in der Psychologie/Replik gegen Henning, in: *Psychische Studien* 49 (1922) Nr.7, 391–397. Oesterreich hat später darauf hingewiesen, dass ihm „das Eintreten für die Realität des Mediumismus“ stets große Nachteile eingebracht hat. Vgl. Oesterreich, Traugott Konstantin Oesterreich 191
- 56 Dessoir, *Jenseits der Seele* 137. So auch Max Hopp, *Über Hellsehen. Eine kritisch-experimentelle Untersuchung*, Diss. Königsberg 1916, 36–45, 118–122
- 57 Meyer, *Die „Hellseher“* 1523
- 58 Eine erste Anmeldung erfolgte im März 1919. In den Offenburger Adressbüchern dieser Jahre wird Ludwig Kahn als „Kaufmann“ geführt. Ab 1920 wohnte er dann in der Volkstraße 66
- 59 John Beloff, *Parapsychology. A concise history*, London 1993 bzw. Eberhard Bauer, *Gegen den Strom schwimmen: Hundert Jahre parapsychologische Forschung*, in: Walter von Lucadou, *Psi-Phänomene. Neue Ergebnisse der Psychokinese-Forschung*, Frankfurt a.M. <sup>2</sup>1997 (<sup>1</sup>1995), 15–44
- 60 Die S.P.R. war 1882 als weltweit erste Gesellschaft zur Erforschung paranormaler Phänomene gegründet worden. Vgl. Renée Haynes, *The Society for Psychical Research 1882–1982: A History*, London 1982 bzw. Eberhard Bauer, *100 Jahre parapsychologische Forschung – die Society for Psychical Research*, in: ders./Walter von Lucadou (Hrsg.), *Psi – was verbirgt sich dahinter? Wissenschaftler untersuchen parapsychologische Erscheinungen*, Freiburg i.Br. 1984, 51–75
- 61 Hintergrund waren die Diskussionen über die Fähigkeiten des englischen Trance-Mediums Gladys Osborne Leonard (1882–1968), das zu dieser Zeit von der S.P.R. untersucht wurde. Lisa Boustead erwähnte Kahn, um die Dringlichkeit von Untersuchungen mit paranormal begabten Menschen zu unterstreichen
- 62 Es war gerade Lisa Boustead, die wenige Wochen zuvor in geradezu revolutionärer Weise Lethargie und Ängstlichkeit innerhalb der Arbeit der S.P.R. angemahnt hatte. Vgl. *Journal of Society for Psychical Research* 19 (1919/1920) 145–151. Zu den internen Richtungskämpfen in der S.P.R. vgl. Bauer, *100 Jahre parapsychologische Forschung* 65–68, bzw. John Beloff, *Lehren aus der Geschichte der Parapsychologie*, in: *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie* 35 (1993) 129–144, hier: 139

- 63 Zum ganzen Vorgang vgl. 1.6.1920: Leila Boustead/Wimbledon an Helen Salter/London und 8.6.1920: Leila Boustead/Wimbledon an Helen Salter/London, in: Archiv der S.P.R./Cambridge University Library, „SPR/Mediums/Aklydar“
- 64 Stadtarchiv Offenburg, Einwohnermeldekartei: Ludwig Kahn
- 65 Zur Biografie von Richet vgl. Stewart Wolf, *Brain, Mind, and Medicine. Charles Richet and the Origins of Physiological Psychology*, New Brunswick–London 1993. Richet hatte sich schon seit seinen frühen Wissenschaftlertagen mit paranormalen Phänomenen beschäftigt und zahlreiche Beiträge auf diesem Gebiet verfasst. Bekannt wurde v.a. Charles Richet, *Traité de Métapsychique*, Paris 1923 (im selben Jahr ins Deutsche übersetzt)
- 66 Zur Geschichte und Tätigkeit des I.M.I. im europäischen Zusammenhang vgl. Brian Inglis, *Science and Parascience. A History of the Paranormal*, London 1984, 95–140 („The Continental Mediums 1918–24“). Das Institut existiert noch heute und ist dabei, sich nach einer langen Stagnationszeit unter neuer Leitung wieder zu erholen. Vgl. <http://www.imi-paris.org>. Dort auch Informationen zur Institutsgeschichte. Für die Unterstützung seitens des I.M.I. bedanke ich mich sehr bei Francis Mobbio und Mario Varvoglis, beide Paris. Für weitere Unterstützung bzgl. der französischen Archivalien bedanke ich mich zudem bei Christian Dietsche, Freiburg
- 67 Vgl. *Expériences du Dr. G. Geley, en Juin-Juillet 1924 avec M. Ossowiecki*, in: *Revue Métapsychique* 5 (1925) 80–88
- 68 „Un célèbre médium: Le Professeur Louis Kahn est à Cannes“, in: *La Gazette du Cannes* v. 4. März [1925], in: I.M.I., Archiv, 20/5
- 69 Es wurden Protokolle von sieben Sitzungen publiziert. Vgl. Eugène Osty, *Un Homme doué de connaissance paranormale*, in: *Revue Métapsychique* 5 (1925) Nr. 2, 65–79 sowie Nr. 3, 132–143. Die durch Protokolle und Berichte dokumentierten ersten Sitzungen fanden statt am 4.2.1925 (I.M.I.); am 7.2.1925 (I.M.I.); am 8.2.1925 (Wohnung Richet); am 21.2.1925 (Wohnung Richet); am 3.3.1925 (Wohnung Richet); am 10.3.1925 (Wohnung Richet) und am 23.3.1925 (I.M.I.). Im Archiv des I.M.I. befinden sich noch heute die Originalprotokolle sowie sogar noch die beschriebenen und von Kahn erratenen Zettel: I.M.I., Archiv, Nr. 20/5
- 70 Darauf hat später Carl von Klinckowstroem hingewiesen. Vgl. ders., *Der Hellseher Bert Reese*, in: *Zeitschrift für kritischen Okkultismus* 2 (1927) 275–282, bes. 277
- 71 Und zwar durch eine Wiedergabe des Berichtes von Schottelius in der von Charles Richet herausgegebenen französischen Zeitschrift *Annales des Sciences Psychiques*. Vgl. Max Schottelius, *Un Clairvoyant. Ses facultés sont constatées par deux expertises légales*, in: *Annales des Sciences Psychiques* 24 (1914) Nr. 3, 65–71
- 72 Eugen (!) Osty, *Ein Mann mit paranormalen Erkenntnis: Ludwig Kahn* (übersetzt von Rudolf Tischner), in: *Psychische Studien* 52 (1925) Nr. 10, 581–596 u. Nr. 11, 627–635
- 73 Eugène Osty, *A Man of Paranormal Cognizance*. Translated, with critical comments by J. Malcolm Bird, in: *Journal of the American Society for Psychical Research* 19 (1925) Nr.10, 545–570, hier: 547
- 74 Eric John Dingwall, *Ein Nachtrag zum Aufsatz des Herrn Grafen v. Klinckowstroem*, in: *Zeitschrift für kritischen Okkultismus* 2 (1927), 282–284
- 75 Vgl. Eric John Dingwall, *Notes on Periodicals*, in: *Journal of the Society for Psychical Research* 23 (1926) Nr. 426, 92–98, Zitate: 93. Zur Rolle Dingwalls vgl. (mit weiterführender Literatur) Hansen, *The Trickster and the Paranormal* (wie Anm. 3) 144 f.
- 76 Karl Marbe, *Die okkultistische Bewegung in der Gegenwart*, in: *Preußische Jahrbücher* 197 (1924) Nr. 1, 47–60, hier: 54

- 77 Birnbaums Enthüllungen wurden auf einer Sitzung der Berliner *Psychologischen Gesellschaft* am 9. Februar 1924 vorgetragen. Vgl. *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie* 8 (1924) 368–370. Auch dem berühmten Illusionisten Harry Houdini (1874–1926) gelang es im Juli 1924, den damals schon hoch betagten Reese zu entlarven, wobei auch er sich begeistert von dessen Geschicklichkeit zeigte. Vgl. von Klinckowstroem, *Der Hellseher Bert Reese*
- 78 Paul Süner, Herr Dr. Moll und die Aufklärung, in: *Psychische Studien* 51 (1924) 180 f. Obwohl der Berliner Arzt Paul Süner über mehr als ein Jahrzehnt mit den „Psychischen Studien“ bzw. mit der *Zeitschrift für Parapsychologie* die wichtigsten deutschsprachigen Periodika auf dem Feld redigiert bzw. herausgegeben hat, ist nur wenig über seine Person bekannt; es existiert noch nicht einmal ein lexikalischer Eintrag in der Fachliteratur. 1917 veröffentlichte er ein Buch mit dem Titel „Gehirn und Seele“, 1927 folgten zwei Bücher über die Medien Lotte Plaat und Carlos Mirabelli
- 79 Zu Albert Moll (1862–1939) vgl. Kurzweg, *Geschichte der Berliner „Gesellschaft für Experimental-Psychologie“* (wie Anm. 18) passim. sowie Treitel, *Avatars of the Soul* (wie Anm. 18), passim. Moll hatte schon 1889 eine weit rezipierte Arbeit „Der Hypnotismus“ verfasst; später war er Herausgeber der *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie*; 1922 erschien sein Buch *Prophezeiungen und Hellsehen*, das rasch mindestens zehn Auflagen erreichte. 1936 publizierte er seine Memoiren: *Albert Moll, Ein Leben als Arzt der Seele*, Dresden 1936. Vgl. auch Barbara Wolf-Braun, *Mesmerismus, Hypnotismus und die parapsychologische Forschung: „Rapport“ und „Mentalsuggestion“ als Gegenstand der Wissenschaft im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert*, unveröffentlichter Abschlussbericht für das „Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V.“, Bonn 1999 [= IGPP/40/2/wolb1] 73–83
- 80 Albert Moll, *Der „Hellseher“ Ludwig Kahn und seine Untersucher*, in: *Zeitschrift für kritischen Okkultismus* 1 (1926) 161–179
- 81 Ebd. 169
- 82 Ebd. 178f.
- 83 Ebd. 173: „Ein so kluger und durch viele Jahre erfahrener Mann“
- 84 Ebd. 166
- 85 Ebd. 179
- 86 Charles Richet, *Une critique inopérante. M. Albert Moll et la cryptesthésie de Kahn*, in: *Revue Métapsychique* 6 (1926) 215–218
- 87 Rudolf Tischner übersetzte Richets Antwort ins Deutsche: *Charles Richet, Eine wirkungslose Kritik. Herr Albert Moll und die Kryptaesthesia von Kahn*, in: *Zeitschrift für Parapsychologie* 1926, 553–556, hier: 554 u. 556. In der Folge ordnete Richet den Hellseher Kahn zusammen mit Reese und Ossowiecki den „großen Sensitiven“ zu. Vgl. Richet, *Notre sixième sens* (wie Anm. 9) 178–190
- 88 Vgl. Traugott K. Oesterreich, Art. „Das Vordringen der Parapsychologie“, in: *Fränkischer Kurier/Nürnberg* v. 27.2.1926 (aus: IGPP-Archiv, 10/1); Mit dem Arzt Rudolf Tischner (1879–1961) fand sich in diesen Jahren ein weiterer deutscher Forscher, der den „allgemeinen Skeptizismus in Deutschland“ sowohl Reese als auch Kahn gegenüber nicht unumwunden teilen wollte. Vgl. Rudolf Tischner, *Geschichte der okkultistischen (metapsychischen) Forschung von der Antike bis zur Gegenwart*, II. Teil: *Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Pfullingen 1924, 296f.
- 89 Man vgl. etwa nur die konträren Positionen in den *Zeitschriften Psychische Studien* bzw. nachfolgend *Zeitschrift für Parapsychologie* und in der *Zeitschrift für kritischen Okkultismus*. Vgl. auch Treitel, *Avatars of the Soul* (wie Anm. 17) 312–330



- 90 Vgl. Albert Moll, *Psychologie und Charakterologie der Okkultisten*, Stuttgart 1929. Moll befand sich gerade im Jahr seiner Polemik zum Fall Kahn (1926) in gerichtlichen Auseinandersetzungen mit seinen Gegenspielern
- 91 Sünner, Dr. Moll und die Aufklärung 181
- 92 Die Presse berichtete seit dem 8. April 1925 über Kahn. Teilweise wird er dort „Otto Kahn“ genannt. Vgl. die zahlreichen Meldungen in: I.M.I., Archiv, Nr. 20/5. Nachrichten von seinen Auftritten drangen auch ins Badische. So berichtete die Mannheimer „Neue Badische Landeszeitung“ v. 17. April 1925 unter dem Titel „Aufsehen-erregende Experimente eines deutschen Telepathen in Paris“
- 93 Vgl. die diesbezüglichen Zeitungsberichte, in: ebd.
- 94 Vgl. den Vertragstext, in: ebd.
- 95 7.11.1925: Eugène Osty an Ludwig Kahn, in: ebd.
- 96 Der Vorgang ist dokumentiert durch die Korrespondenz zwischen dem I.M.I. und dem Gerichtsvollzieher E. Jules, die sich über mehr als zwei Jahre hinzog, in: ebd.
- 97 Stadtarchiv Offenburg, Einwohnermeldekartei: Ludwig Kahn
- 98 IGPP-Archiv 10/4/III,3 (Alt-Signatur). Leider geht aus dem zugrunde liegenden Zeitungsausschnitt weder hervor, wann genau der Artikel veröffentlicht wurde, noch, in welcher Zeitung. Laut Auskunft sowohl des Landesarchivs Berlin (21.2.2001) und des Amtsgerichts Berlin-Mitte (20.9.2001) sind keine Unterlagen zu diesem Berliner Prozess überliefert
- 99 „Le Journal“ sowie „Ami du Peuple“ v. 9.10.1931, in: I.M.I., Archiv, Nr. 20/5. Die ersten Schlagzeilen lauteten: „L’occultiste au regard ‚radiographique‘ était un aventurier du grande envergure que la passion du jeu conduisit à l’escroquerie“ (Le Journal) sowie „Au royaume du mystère et de l’illusion: M. Ludwig Kahn, professeur d’occultisme qui comparait aujourd’hui en correctionnelle possède un don étonnant de double vue“ (Ami du Peuple)
- 100 Vgl. die Zeitungsausschnitte in: I.M.I., Archiv, Nr. 20/5: „Le journal“ v. 10.11.1931; „Comoedia“ v. 10.11.1931; „Le Petit Journal“ v. 10.11.1931; „Le Quotidien“ v. 10.11.1931; „L’Humanité“ v. 10.11.1931; „Le Populaire“ v. 10.11.1931; „L’oeuvre“ v. 10.11.1931; „Chicago Tribune Paris“ v. 10.11.1931; „La Volonté“ v. 10.11.1938; „Mémorial de la Loire/Saint Etienne“ v. 10.11.1931; „L’Ami du Peuple“ v. 11.11.1931; „La Tribune/Saint-Etienne“ v. 11.11.1931; „Éclairer de l’Est/Reims“ v. 11.11.1931; „Courrier du Maroc“ v. 13.11.1931
- 101 Zu Osty vgl. den Nachruf (mit Bibliografie) von J.-Ch. Roux/Fr. Moutier, Eugène Osty (1874–1939), in: *Revue Métapsychique*, Jg. 1938, Nr. 6, 334–338
- 102 Zit. in dt. Übersetzung nach „Courrier du Maroc“ v. 13.11.1931
- 103 Zit. in dt. Übersetzung nach „L’Oeuvre“ v. 10.11.1931
- 104 Zit. in dt. Übersetzung nach „Mémorial de la Loire/Saint Etienne“ v. 10.11.1931. Osty hatte 1929 Kahns Fall noch einmal auf einer Konferenz zusammen mit dem von Ossowiecki vorgestellt. Vgl. Eugène Osty, *Ce que la Médecine doit attendre de étude expérimentale des propriétés psychiques paranormales de l’homme*, in: *Revue Métapsychique*, Jg. 1929, Nr. 2, 79–148, bes. 142–146. Das beharrliche Festhalten einzelner Experimentatoren an bestimmten Medien zieht sich durch die Geschichte der Parapsychologie
- 105 Protokoll in: I.M.I., Archiv, Nr. 20/5
- 106 Zeitgenössisch: Albert Hellwig, *Okkultismus und Verbrechen. Eine Einführung in die kriminalistischen Probleme des Okkultismus*, Berlin 1929; jetzt: Treitel, *Avatars of the Soul* (wie Anm. 18) 273–288



- 107 22.4.1937: Wilhelm Gubisch/Dresden an Albert Hellwig/Caputh; 4.5.1937: Wilhelm Gubisch/Saarbrücken an Albert Hellwig/Caputh; 17.3.1938: Albert Hellwig an Wilhelm Gubisch; alle in: IGPP-Archiv 10/4/III,3 (Alt-Signatur). Wilhelm Gubisch (1890–1972) trat seit 1928 gegen vermeintliche Hellseher und Telepathen auf, wobei er selbst Zauberkunststücke vorführte, um die Tricks der von ihm des Betrugs verdächtigten Medien zu demonstrieren. 1961 verfasste Gubisch das Buch *Hellseher, Scharlatane, Demagogen*, worin Kahn allerdings nicht erwähnt wird. Vgl. zu Gubisch Wilfried Kugel, Hanussen. Die wahre Geschichte des Hermann Steinschneider, Düsseldorf 1998, 175–177 bzw. die Beiträge in 7 (1964) Nr. 2/3 der *Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie*. Der Potsdamer Landgerichtspräsident Albert Hellwig (1880–1951) agierte in den Jahren zwischen 1920 und 1950 in Deutschland als einer der schärfsten Kritiker des wissenschaftlichen Okkultismus. Eine eingehendere biografische Studie zu Hellwig liegt nicht vor
- 108 So befinden sich kritische Anmerkungen Mosers zum Fall Kahn in ihrem Exemplar der Zeitschrift „Revue Métapsychique“ von 1925 sowie in der „Zeitschrift für Parapsychologie“ von 1926, nunmehr in der Bibliothek des IGPP aufgestellt (Frei 122–Z 36)
- 109 Fanny Moser, Das große Buch des Okkultismus. Originalgetreue Wiedergabe des zweibändigen Werkes Okkultismus – Täuschungen und Tatsachen. Mit einer Einleitung von H. Bender, Olten-Freiburg i.Br. 1974, 412
- 110 Stadtarchiv Offenburg, Einwohnermeldekartei: Ludwig Kahn. Möglicherweise unternahm Kahn die Reise, um sich in Italien einen neuen Wohnsitz zu suchen
- 111 Ebd. Vgl. zu den Lagern: Connery Chappell, Island of barbed wire: internment on the Isle of Man in World War Two, London 1984
- 112 Um dies herauszubekommen, wären entsprechende Recherchen im Public Records Office, London, notwendig
- 113 Über die Jahre 1940 ff. informieren uns Quellen, zum Großteil Korrespondenz, im Privatbesitz von Karl H. und Renate Kahn in Dallas, Texas. Kopien davon befinden sich teilweise im IGPP-Archiv. Karl H. Kahn ist der Enkel von Ludwig Kahns ältester Schwester Minna und somit der Großneffe Ludwig Kahns. Ich danke ihm für seine freundliche Unterstützung. Ebenso bedanke ich mich bei Eva Mendelssohn-Cohn/London, die den Kontakt zwischen mir und der Familie Kahn in Dallas hergestellt hat. Eva Mendelssohn wiederum ist die Enkelin von Ludwig Kahns Offenburger Schwester Emma. Vgl. Ruch, Familie Cohn (wie Anm. 3) sowie ders., Jüdische Stimmen. Interviews, autobiografische Zeugnisse, schriftliche Quellen zur Geschichte der Offenburger Juden in der Zeit von 1933–1945. Gedenkbuch, Offenburg 1995, 39–43
- 114 Die Episode wurde noch während des Krieges durch die britische Armeezeitung „The Union Jack“ bekannt gemacht. Ein von Tom Moore verfasster Artikel über diese Ereignisse befindet sich in der Privatsammlung Karl & Renate Kahn/Dallas
- 115 Vgl. Ruch, Familie Cohn (wie Anm. 4)
- 116 30.3.1945: Fanny Weil/New York an Paul Kahn/Dallas, in: Privatsammlung Karl & Renate Kahn/Dallas
- 117 13.9.1946: Fanny Weil/New York an Paul Kahn/Dallas, in: ebd.
- 118 22.7.1946: Paul Kahn/San Antonio an Paul Kahn/Dallas, in: ebd. Paul Kahn war gegen Ende des 19. Jahrhunderts in die USA ausgewandert und mit Pearl Heasom verheiratet
- 119 Schriftliche Mitteilung von Karl & Renate Kahn/Dallas, Texas vom 29.12.2001: „They considered him a black sheep, a gambler and no good.“ Die Kahns berufen sich dabei auch auf Gespräche mit der heute über achtzigjährigen Schwiegetochter Paul

- Kahns. Paul soll seinen Bruder Ludwig sogar einmal aus dem Haus geworfen haben, als dieser bei ihm Geld leihen wollte
- 120 Zur Lebenswelt der Lower East Side siehe Hasia R. Diner, *Lower East Side Memoires. A Jewish Place in America*, Princeton-Oxford 2000; dies./Jeffrey Shandler/Beth S. Wenger (Hg.), *Remembering the Lower East. American Jewish Reflections*, Bloomington-Indianapolis 2000. „Delancey Street“ galt als einer der charakteristischen Orte des gesamten Stadtviertels
- 121 17.4.1947: Fanny Weil/New York an Paul Kahn/Dallas, in: Privatsammlung Karl & Renate Kahn/Dallas
- 122 12.1.1949: Louis Meyer/New York an Paul Kahn/Dallas, in: ebd. Louis Meyer war der Ehemann von Kahns Nichte Bertha. Vgl. auch 14.2.1949: Fanny Weil/New York an Paul Kahn/Dallas, in: ebd.
- 123 26.2.1954: Bertha Meyer/New York an Paul Kahn/Dallas, in: ebd.; 17.3.1954: Fanny Weil/New York an Paul Kahn/Dallas, in: ebd.
- 124 21.6.1965: Fanny Weil/New York an Paul Kahn/Dallas, in: ebd.
- 125 Linse, Ulrich: *Geisterseher und Wunderwirker. Heilssuche im Industriezeitalter*, Frankfurt/M. 1996, 21
- 126 So wurde er schon früh in einem entsprechenden Standardlexikon erwähnt: Nandor Fodor, *Encyclopaedia of Psychic Science*, London 1933, 188. Später dann: Nandor Fodor, *Encyclopedia of Psychic Science*, New York <sup>3</sup>1969 (<sup>1</sup>1966), 188; Gonzalez Quevedo/Onde Cerebrali, *L'uomo e l'ignoto. Enciclopedia di Parapsicologia e dell'insolito III*, Mailand 1978, 659; Werner F. Bonin, *Lexikon der Parapsychologie und ihrer Grenzgebiete*, Frankfurt a.M. <sup>2</sup>1981 (<sup>1</sup>1976), 266; J. Gordon Melton (Hrsg.), *Encyclopedia of Occultism and Parapsychology I*, <sup>5</sup>2001 (<sup>1</sup>1978), 847
- 127 Tischner, Rudolf: Über Hellsehen, in: *Psychische Studien* 45 (1918) 80–84, hier: 80
- 128 Im Blick auf die Wissenschaftsgeschichte der Parapsychologie wird immer wieder darauf hingewiesen, dass bezüglich einiger bekannt gewordener Medien der Trennstich zwischen „echt“ oder „betrügerisch“ nicht eindeutig zu ziehen sei, d.h. dass es Personen gibt, die man als „gemischte Fälle“ von paranormaler Medialität und bewusster Täuschung bezeichnen kann. Vgl. etwa John Beloff, „Once a cheat always a cheat?“, in: *The Parapsychological Association. Proceedings and Presented Papers of the Annual Convention* 34 (1991) 35–45

## Ein Schiddusch – Eine jüdische Ehevermittlung in Offenburg 1878

*Peter Stein*

### *Einführung*

Nach der Deportation der Juden im Oktober 1940 meldete Gauleiter Wagner seinem „Führer“, das Land Baden sei nun judenrein. Da während Jahrhunderten der jüdische Bevölkerungsteil ein Bestandteil der badischen Einwohnerschaft war und kaum mehr jemand der heute lebenden Personen etwas über deren Lebensumstände weiß, erscheinen laufend Publikationen der noch erreichbaren Zeitzeugen. Man will wissen, wie die Juden damals gelebt haben.

Die meisten Veröffentlichungen enthalten Berichte über das religiöse Brauchtum oder Erlebnisberichte von Vertriebenen und Überlebenden. Dürftig sind Quellen über das soziale Verhalten der jüdischen Bürger und ihre Lebensgestaltung.

Zu den bedeutendsten Schritten im menschlichen Leben gehört neben der Berufswahl und den ohne eigenes Zutun schicksalsmäßig sich ereignenden Fakten von Geburt und Tod zweifellos die *Partnerwahl*. Ein Beispiel aus der Familie des Autors mag beleuchten, wie sich solches abspielte.

Jahrhundertlang waren die Juden diskriminierenden Einschränkungen unterworfen. Namentlich war es ihnen untersagt in Städten zu leben, Land zu erwerben oder einen zünftigen Beruf auszuüben. Dies bedeutete den Zwang zur Ansiedlung auf dem Land und die Wahl von den Juden offenstehenden Berufen wie Viehhändler, Hausierer oder Geldverleiher und Wechsler. Zur Ausübung dieser Berufe war ein gewisses Kapital unerlässlich.

Ihre zivilrechtlichen Verhältnisse durften die Juden selber ordnen. Für sie galt das Ehe- und Erbrecht nach jüdischem Religionsgesetz. Die Töchter sind den Söhnen gegenüber erbrechtlich benachteiligt und sind vom elterlichen Nachlass ausgeschlossen, wenn Söhne, also ihre Brüder, leben. Dafür erhalten sie bei der Eheschließung eine *Mitgift*. Diese verschafft dem Ehemann das für seine Berufsausübung notwendige Kapital. Bei seinem Ableben oder im Fall der Scheidung soll der Anspruch auf Rückzahlung die Frau sichern.

Traditionellerweise erfolgte die Verheiratung der Kinder durch ihre Eltern, wobei der geeignete Partner oftmals durch einen berufsmäßigen Ehevermittler (*Schadchen*) gesucht wurde, aber auch durch Verwandte. Die

Verhältnisse waren also weitgehend ähnlich wie bei der christlichen Aristokratie. Je reicher die Familie, umso weiter her wurde die Braut oft hergeholt. Auf jüdisch-deutsch verstand man unter *Schiddusch* eine vermittelte Ehe. Die näheren Umstände wurden als Familiengeheimnis bestens gehütet, und die schriftlichen Unterlagen meist vernichtet, um den beteiligten Brautleuten später das Geheimnis nicht offen zu legen. Der Verfasser ist in der glücklichen Lage noch im Familienarchiv die zur Eheschließung seines 1850 in Diersburg (Ortenau) geborenen, 1930 verstorbenen Großvaters Louis Stein mit der 1857 in Ichenhausen (Bayern) geborenen, bereits 1925 dahingegangenen Großmutter Rosa Reichenberger führenden Unterlagen zu besitzen. Da keine Kinder dieses Ehepaars mehr leben und außer dem Schreibenden nur noch eine 91-jährige Cousine in Amerika von der dritten Generation am Leben ist, halte ich mich zu einer Publikation für legitimiert.

### *Die Vermittlung*

Die Korrespondenz beginnt mit einem Brief vom 14. August 1877, welchen eine Frau Sophie Schapiro aus Ichenhausen an einen Herrn Louis Stern in Cannstadt gerichtet hat. Es handelt sich um eine Antwort auf eine Anfrage des Louis Stern, Ehemann der Schwester Emma von Louis Stein in Offenburg. Louis Stern sucht für seinen Schwager eine geeignete Gattin und hat vernommen, dass in Ichenhausen eine heiratsfähige Tochter Rosa Reichenberger wohnt und erkundigt sich über die Familie Reichenberger. Er erhält folgende Antwort:

*Ihren Brief habe ich erhalten in Abwesenheit meines Mannes, welcher erst in einigen Tagen heim kommt. Sie wünschen umgehend Nachricht, diese kann ich aber so gut als mein Mann ertheilen.*

*Herr Reichenberger hier hat zwei Brüder in Frankfurt wohnen mit Namen Ludwig Reichenberg und Leopold R. wohnt in Trutz, ersterer Sternstrasse. Auch wohnt von Madame Reichenberger von hier deren Schwester dort, ihr Mann heisst Jakob Seller. Sie können sich nach der ganzen Familie erkundigen und wird Ihnen ein jeder aufrichtige Mann sagen, dass Herr Reichenberger hier, welcher Eisenhändler ist, selbst viel Vermögen hat, und was er seiner Tochter zur Mitgift gibt, dass dieses nur von seinen eigenen Mitteln kömmt. Ihr Herr Schwager dürfte sich gratulieren, wenn die Sache zu Stande käme, denn das Mädchen ist ein musterhaftes in jeder Beziehung, nicht wie jetzt häufig vorkommt so anspruchsvoll und bloss den Vergnügungen nachgehen wöllend, dabei ist es dennoch fein erzogen und ist allgemein sehr beliebt. Ich glaube wenn Sie sich in Bälde an Herrn Ludwig Reichenberg in Frankfurth wenden, dass sie diese Sache am schnellsten zum Abschluss bringen können, weil Fr. Reichenberger jetz noch in Frankfurth sich befindet.*



Herrn Louis Stern aus Cannstadt

Lehenhausen den 14. August 1877.

Ihren Brief habe ich erhalten in Abwesenheit  
meines Mannes, welcher erst in einigen Tagen zurück  
zu sein versprochen wurde. Diese Karte ist aber so gut  
als von mir Mann erhalten.

Ihre Reisekarten sind für zwei Ländchen in Frankreich mit  
meinem Ludwig Reichenberg, und Leizold R. von  
Trotz, welcher Hauptstraße. Auf welcher von Baden Reichenberg  
von der Rheinbrücke über, ihr Mann ist Herr Jakob Keller.

Ein Kommando sind nach der ganzen Familie abzuholen. Ich bin  
Ihnen ein gutes arbeitsfähiger Mann, jedoch dass dieses eine kleine  
und nicht weniger ist, das kann ich Ihnen sagen, dass Herr R.  
König ist, welcher Hauptstraße ist selbst viel Mühe zu tun, um  
meinen kleinen Sohn zu Mitgift zu geben, dass das wir von einem  
anderen Mittel können. Ich Ihre Reisekarten sind für zwei  
von der Rheinbrücke zu Baden können, denn das Mühe ist ein wenig  
schwer in einem Lande, nicht wie ich jetzt häufig vorkommt.  
Ich empfehle Ihnen nicht bloß die Hauptstraße zu verlassen, sondern  
dabei ist es doch noch eine Reise und ist allgemein sehr beliebt.  
Ich glaube wenn Sie sich in Liebe an Herrn Ludwig Reichenberg  
Frankreich wenden, dass sie diese Karte am schnellsten zu den  
Königen, weil Fr. Reichenberg sehr nach in Frankreich sehr beliebt.  
Wollten sie ein wenig von der Rheinbrücke ein wenig so wird Ihnen mein  
Mann sehr dankbar sein. Ich  
Ich grüße Sie herzlich

Sophie Schapiro  
S

*Sollten Sie noch weitere Auskünfte wünschen, so wird Ihnen mein Mann solche bereitwilligst ertheilen.*

*Ich grüsse Sie freundlichst  
Sophi Schapiro*

Die *Familie Reichenberger* stammt ursprünglich aus Berolzheim. Sie ist dem Stamm der Leviten zugehörig, welche in der Zeit des Tempels die Priester (Cohanim) zu bedienen hatten und deren Nachkommen, den Cohanim, vor der Erteilung des Priestersegens noch heute die Hände zu waschen haben. Auf den Grabsteinen der Angehörigen der Familie Cohn (auch Katz oder Kahn, wie der Ehemann der ältesten Schwester Sophie von Louis Stein) finden sich häufig die zum Priestersegnen gespreizten Hände, auf denjenigen der Leviten ein (Handwaschungs-)kännchen. Der Großvater der in Aussicht genommenen Braut, Abraham Reichenberger, wurde ca. 1798 bereits in Ichenhausen geboren und brachte es bis zum Prokuristen des Geschäftshauses Lilienfeld. Seine Gattin war eine geborene Gerstle. Ihr Vater Jakob, ein angesehener Pferde- und Getreidehändler war Mitglied des Vorstandes der jüdischen Gemeinde.

Rosas Vater Gustav Abraham Reichenberger betrieb in Ichenhausen eine Eisenwarenhandlung mit Werkzeugmaschinen und Werkzeugen für Mechaniker, Schmiede, Schlosser und Spengler, Walzeisen und Blechen, Achsen und Hufnägeln und Mutterschrauben, Löthzinn und Drahtgeflechten, Pumpen und Röhren, Maschinenmessern, handelte mit Locomobilen und Motoren, emailliertem Kochgeschirr etc.

Nach zwei Wochen antwortet Gustav Reichenberger, Rosas Vater, Herrn Louis Stern in Cannstatt wie folgt:

*Herr Schapiro hat mir Ihr Werth v. 28. ds. vorgezeigt, und mich zugleich ersucht ich sollte dessen Beantwortung selbst unternehmen.*

*Es freut mich, dass sich Ihr Herr Schwiegervater auf uns & unsere Familie erkundigte und zugleich auch die Wahrheit erfahren hat. Nachdem nun von Seiten des Hr. Schapiro ein Antrag gemacht wurde, habe ich auch das gleiche gethan, und ebenfalls ohne zu schmeicheln nur gutes in Erfahrung gebracht. Das Einzige, was ich beanstande ist dass am Sabbat (hebräisch geschrieben) das Geschäft dort geöffnet sei, wenn sich dies bewahrheiten sollte, so werde ich lieber auf die Parthie verzichten. Ich suche keinen Frömmler doch Schabat soll mein zukünftiger Tochtermann halten. Unter letzter Voraussetzung bin ich auch bereit auf das weitere in dieser Parthie einzugehen. Bemerke Ihnen auch dass ich bloss das anständig bürgerliche liebe und von allem Grossartigen zurückschrecke. Wenn Ihr Herr Schwager meine Tochter in Frankfurt sprechen will, so ist es mir angenehm und müsste dieses in kürzester Zeit geschehen, da meine Tochter auf die Feiertage heimzureisen beabsichtigt. Höchstens dass sie über Rosch ha*

**G. A. Reichenberger,**

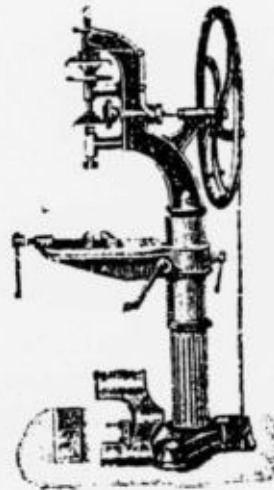
Telefon Nro. 12.



**Werkzeugmaschinen & Werkzeuge**

für

Mechaniker, Schmiede,  
Schlosser, Spengler etc.



Grosses Lager

III

**Walzeisen & Blechen,**

*Briefbogen der Eisenhandlungs-  
firma G(ustav) A(braham)  
Reichenberger, als Titelblatt  
verwendet für die von Ernst  
Kallmann bearbeitete  
Reichenberger Korrespondenz*

*Schonoh (Neujahr, hebr.) noch dort bleibt. Ich werde dann nöthige Anweisung dorthin an meine Brüder geben, wenn ich rechtzeitig hievon benachrichtigt werde. Sie werden es nicht unbillig finden, dass ich selbst so frei war diesen Brief zu schreiben. Ich bin Ihnen auf Verlangen zu weiterer Auskunft bereit.*

*Ihr ergebenster  
Gustav Reichenberger*

*N.B. Um sich gehörig vertraulich aussprechen zu können bin ich sogar bereit mit Ihnen in den nächsten Tagen halbwegs in Göppingen zusammen zu kommen, was ohne alles Aufsehen geschehen kann und auch keinen besonderen Zeitaufwand erfordert.*

Dem Brief ist zu entnehmen, dass die Familie Reichenberger sich streng an die jüdischen Religionsvorschriften hielt, namentlich die Sabbatruhe beachtete, was bei der Familie Stein nicht der Fall war. Über die daherigen Bedenken hat man sich aber offenbar dann doch bald hinweggesetzt. Man

**Geschäfts-Eröffnung und Empfehlung.**

Wir bringen den hiesigen Einwohnern zur Kenntniß, daß wir unser bisher in **Diersburg** betriebenes  
Geschäft:

**Fabrik und Handlung in allen Sorten Hanfen und Rosshaaren,**  
unter Heutigem an hiesigen Platz verlegt und eröffnet haben.

Gleichzeitig empfehlen wir unser wohl assortirtes Lager von feinsten **Schuster- und Spinnhanfen,**  
**Rosshaaren** und **afrikanischem Pflanzenhaar**, welches sich besonders zu Matratzen eignet.

**Offenburg, den 1. December 1862.** **Gebrüder Stein.**

*Geschäfts-Eröffnungsempfehlung der Gebrüder Stein in Offenburg  
vom 1. December 1862*

erkundigte sich auch über die Familie des potentiellen Bräutigams. Dabei erfuhr man gewiss, dass dessen Vater Marx Wolf Stein sein bisher in *Diersburg* mit seinem Bruder Salomon betriebenes Geschäft im Dezember 1862 nach Offenburg verlegte, nachdem am 15. Oktober 1862 das Emanzipationsgesetz in Kraft getreten war, das den Juden wieder den Zugang in diese Stadt ermöglichte. Dabei handelt es sich um „Fabrik und Handlung in allen Sorten Hanfen und Rosshaaren“. Hingewiesen wurde in der Geschäftseröffnungsanzeige auch auf ein „wohlassortiertes Lager an feinsten Schuster- und Spinnhanfen, Rosshaaren und afrikanischen Pflanzenfasern, welches sich besonders zu Matratzen eignet“. Von 1872 – 1879 war Marx Stein Synagogenvorstand in Offenburg. Unter seiner Leitung wurde im Jahre 1875 die neue Synagoge im traditionsreichen „Salmen“ errichtet und vom ersten Betsaal im Nadlerschen Hause in der Seestraße so in ein würdiges Lokal verlegt. Diese Synagoge diente bis sie 1938 in der Reichskristallnacht von den Nazihorden verwüstet wurde. Seit Herbst 2002 beherbergt der Salmen in den Räumen der ehemaligen Synagoge eine Erinnerungsstätte. Darin ist auch ein mit einem Hakenkreuz beschmiertes Stück einer Torarolle zu sehen, worauf wir gleich zurückkommen werden (vgl. Martin Ruch, *Der Salmen, Geschichte der Offenburger Synagoge*, Offenburg 2002).

Geheiratet hatte Marx Stein am 6. 6. 1838 die Helene Weil, Tochter des Synagogenvorstehers in Kippenheim, Lazarus Weil. In der Ortenau war die Familie ansässig, seit sich der Vorfahre Eliezer Weil, geboren in Stühlingen 1680, als Toraschreiber dort niedergelassen hatte. Die Familie hat in ihrem Stammbaum viele Rabbiner aufzuweisen und zur Verwandtschaft gehörten die Oberlandrabbiner Natanael und sein Sohn Tia Weil in Karlsruhe.

Schon am nächsten Tag, am 31. August 1877, schrieb Louis Stern aus Cannstatt seinen Schwiegereltern Marx und Helene Stein einen ergötzlichen Brief:



Dieses jüdische Ceremonien Buch  
 Buch vom janznen Jahr, welches  
 ist geschrieben worden 5052 von  
 dem Landrabbiner Tihes Weil  
 1292 hat der jüdische Landrabbiner  
 Tihes Weil zu seinem persönlichen  
 Ansehen in die hochfürstliche  
 Bibliothec in Karlsruhe gegeben.  
 Carl Oepf. d. 5. Febr. 1772



Seite aus dem jüdischen Ceremonial Bettbuch von 1292, welches der Landrabbiner Tihes Weil am 5. Februar 1772 in die Hochfürstliche Bibliothec in Karlsruhe gegeben (aus der Versöhnungstagliturgie)

### Liebe Eltern

Ich beeile mich Ihnen inliegenden Brief welcher mir heute früh von Herrn Reichenberger selbst Vater von dem fragl. Mädchen dort in Frankfurt zugekommen ist.

Wie Sie nun aus dem Briefe ersehen ist diese Parthie biß auf einen ganz geringfügigen Gegenstand d.h. wenn sich die jungen Leute gegenseitig gefallen, woran ich nie zweifelte, bereits als abgemacht zu betrachten.

Es wäre mir nun sehr erwünscht wenn wir mit Herrn R. in Göppingen zusammen kommen könnten. Ich wünsche aber, dass der liebe Vater dabei wäre & wenn Louis gerne mit geht könnte er auch mit oder wäre es vielleicht besser auf diese Weise, dass der l. Vater & meine Wenigkeit am nächsten Montag mit Herrn R. in Göppingen zusammentreffen & Louis

*geht zugleich schon morgen nach Frankfurt & stellt sich vor, oder könnte derselbe auch warten bis wir über diese Sache nähere Besprechung in Göppingen hatten.*

*Im Falle wenn Louis nach Frankfurt reist, so müssten Sie mir dieß heute noch telegraphisch mittheilen damit ich ebenfalls nach Ichenhausen telegraphieren könnte um Tochter in Frankfurt auch vorbereitet zu wissen. Sie können sich heute noch die Sache ganz reiflich überlegen, was wir zunächst thun wollen ...*

Immerhin sollten sich die Brautleute nun bald persönlich kennen lernen und waren insofern besser gestellt als die Glückel von Hameln, die sich als bestandene Witwe mit erwachsenen Kindern um das Jahr 1700 auf einen Schiddusch eingelassen hatte und von Hamburg nach Metz zu ihrem Bräutigam reiste, worüber sie in ihren Lebenserinnerungen berichtet. „Eine Stunde danach kam mein Bräutigam mit dem Vorsteher Krumbach: sie bewillkommneten mich, blieben ein wenig dort und gingen dann wieder ihres Weges. Zuerst wusste ich wahrhaftig nicht, wer der Bräutigam wäre – denn ich hatte beide mein Lebtag nicht gesehen.“

Schon am 6. September wurde ein Treffen der zukünftigen Schwiegereltern mit Vorstellung von Rosa vereinbart.

*In Bezug auf den Inhalt Ihres werth. Gestrigen an Ihren Herrn Schwiegersohn, theile ich Ihnen mit, dass es mir am Dienstag abend nicht möglich ist nach Ulm zu kommen. Dagegen am Mittwoch früh bis 8 oder 9 Uhr kann ich dort sein. Da mir Ihr Herr Stern in dieser Beziehung die Wahl gelassen hat, so werden Sie auch hiermit einverstanden sein. Sie können also am besagten Tage auf meine Anwesenheit dort im Hotel de Russie rechnen & werde auch für die Ankunft von Rosa Sorge tragen, welche eine Stunde später kommen wird. Ich gebe ihr vor, daß ich sie in Ulm abhole und werde sie so lang bei meiner Schwester in Gunzenhausen verweilen lassen.*

*Weiteres hoffe mündlich.*

*Als persönlich noch unbekannt grüsse Sie & erwarte noch Ihre gef. Antwort*

*Ihr ergebenster  
Gust. Reichenberger  
im Hotel können sie mich  
erfragen*

Louis Stern ergänzt am 7. September seine bisherigen Auskünfte, hebt die Klugheit des Mädchens hervor und ergänzt die Schilderung der familiären Verhältnisse durch den Hinweis darauf, dass Rosa die einzige Tochter ist, aber drei Brüder hat. Es sind dies:



*Doris Marx und Peter Stein auf der Ruine der Burg der Freiherrn Roeder von Diersburg, welche Familie den Juden während Jahren Schutz gewährte*

- Heinrich Reichenberger, dessen Familienchronik noch erhalten ist,
- Naphtali Reichenberger, der später Frieda Sulzer heiraten wird und dank Einheirat zur Leitung des größten Textilunternehmens am Ort, Gebr. Sulzer, berufen werden wird. Er war auch musisch begabt und leitete den Synagogenchor,
- Jakob Reichenberg, wanderte 1884 nach Südafrika aus und wurde Stammvater der südafrikanischen Reichenberg-Linie. Nach seinem Tod am 29. Oktober 1966 wurde er in Bloemfontein bestattet. Dieser Familienzweig kürzte den Familiennamen auf „Reichenberg“.

### *Liebe Eltern*

*Ihr I. Schreiben vom 5 ds M ist in meinem Besitze, ich habe sofort an Reichenberger geschrieben & habe wie sie mir vorgeschrieben den neuen Brief beigeschlossen. Sie werden nun von demselben die Antwort selbst erhalten & wird Ihnen R. anzeigen ob ihm der Platz der Zusammenkunft passt.*

*In meinem letzten Schreiben habe wirklich vergessen zu schreiben, dass das Mädchen auch klug sey, daß hörte ich von verschiedenen Seiten, welche das Mädchen ganz genau kennen. Ich werde jedoch über diesen Punkt morgen noch einmal Erkundigung einholen welches aber nach meiner Ansicht ganz überflüssig denn die Parthie passt in jeder Hinsicht für Louis &*



*Der Autor besucht die Gräber seiner Vorfahren auf dem Judenfriedhof in Diersburg*

*ich zweifle auch keinen Augenblick an das Zustandekommen der Parthie. Ferner habe ich vergessen zu schreiben, dass R. nur diese eine Tochter & noch 3 Söhne hat. ...*

### *Die Heirat*

Nach einigem Hin und Her, einer weiteren Zusammenkunft in Ulm und einem Seilziehen bezüglich des Orts der Eheschließung und der Höhe der Mitgift sowie Kosten des Hochzeitsmahls kam dann am 21. Mai 1878 die Ehe zustande. Wir besitzen noch die Rechnung, welche am 23. Mai 1878 vom Wirt E. Weil vom Hôtel „zur alten Pfalz“ in Offenburg für die geladenen 59 Hochzeitsgäste, deren Liste auch noch vorhanden ist, ausgestellt wurde. Bemerkenswert an dieser Rechnung ist, dass 50 der Gäste mit einem Glas Champagner à Mk 2 bewirtet wurden, während die Herren Moritz, Gustav und Samuel sich Champagner à Mk 6 genehmigten.

- Moritz ist der Ehemann von Sophie, der Schwester des Bräutigams, eigentlich Moses Kahn, dessen Nachfahren Mendelsson heute in England leben.





Die jüdische Eheschließung vollzieht sich unter einem Baldachin (Chuppa), indem der Bräutigam der Braut einen goldenen Ring an den Zeigefinger steckt, sprechend „Hiermit nehme ich dich zur Frau nach dem Gesetz von Moses und Israel“

- Gustav ist der Bruder des Bräutigams. Wohl heißt auch der Brautvater Gustav (Reichenberger), doch hätte der Wirt diese ihm fremde Person nicht mit Vorname in der Rechnung genannt.
- Samuel ist ein anderer Bruder von Louis Stein, dessen Nachfahren Peter Franke-Ruta, ein begabter Maler und Thekla Nordwind heute in Amerika leben.

### *Die Trauung*

Sicherlich hat die Trauung in der Synagoge stattgefunden, an deren Entstehung Marx Stein entscheidend mitgewirkt hat. Schon sofort mit seiner Niederlassung in Offenburg hat er eine Torarolle von Diersburg mitgebracht und der jüdischen Gemeinde geschenkt. Die Diersburger waren hiermit in keiner Weise einverstanden und überzogen ihn mit einem Prozess, der vom Appellationssenat letztinstanzlich am 9. 12. 1864 zu Gunsten von Marx Stein entschieden wurde. Die Behauptung, die Sefer Tora sei Eigentum der Gemeinde, wurde widerlegt und nachgewiesen, dass schon der Großvater des Spenders, Samuel Maier, sie anlässlich des Torafreudenfestes herumtrug und nach seinem Tode Lemle Stein, der Vater von Marx, sie für 100 Gulden aus der Erbmasse erworben hatte. Nach Lemles Ableben 1855 wechselten sich seine Söhne am Fest beim Tragen der heiligen Schrift ab. Diese Rolle wird daher anlässlich der Trauung von Louis mit Rosa im heiligen Schrein der Synagoge gelegen haben. Erst 1885 wurde eine weitere Rolle angeschafft und im Februar feierlich eingeweiht.

Oskar Wiegert, Lehrer, drang am 10. November 1938, 3.00 Uhr, mit drei weiteren Notabeln des Regimes in die Synagoge ein, zerschlug die Türe zum heiligen Schrein, worauf die Vier die Gesetzesrollen zerrissen. Ein kleines Stück davon ist, wie oben dargelegt, noch erhalten.

### *Das weitere Schicksal der Familie*

Louis Stein zog es bald nach Basel, wo er sich als Branntweinbrenner betätigte. Wahrscheinlich hat er dieses Gewerbe bei seinem Schwager Moritz Kahn erlernt, der in Offenburg eine Weinhandlung und Branntweinbrennerei führte. Wohl um diesen Schwager nicht zu konkurrenzieren, verließ er Offenburg. Erst nach seinem Tod kehrte er hierher zurück und sein und Rosas Grab liegen in Offenburg auf dem Judenfriedhof. Schon zuvor hatte er mit seinem Bruder Gustav 1873 die Firma G. & L. Stein, Schiltigheim, gegründet. 1888 wurde dann in Basel ein eigenes Fabrikgebäude an der Dornacherstraße erstellt, nachdem der Große Rat eine gegen den Neubau eingelegte Petition abgewiesen hatte.

Fol. *Offenburg, den 25. Mai 1897*  
**HOTEL ZUR ALTEN PFALZ**  
 VON  
**E. WEIL.**  
 Nota für Herrn Stein & Reichensburger

|                                    | Mk. | Pf. |
|------------------------------------|-----|-----|
| <i>Apertessen</i>                  |     |     |
| 10 3/4 Pf Wein a 1 Mk              | 31  | -   |
| 7 Sekt a 20                        | 1   | 40  |
| 4/4 Liter a 10                     | -   | 70  |
| 19 Gebäck a 2                      | 38  | -   |
|                                    | 71  | 10  |
| <i>Bezahlung</i>                   |     |     |
| 11 3 Frühstück a 2, 1/2 Liter a 20 | 9   | 60  |
| 1 1/2 Liter für Gänge              | 1   | -   |
| 1/2 Pf Sekt                        | 90  | -   |
| 3 Pf Bratennieren a 1/2            | 5   | 10  |
| 51 Pf Champagner                   | 100 | -   |
| 3 Sekt für Gänge a 10              | 30  | -   |
| 61 Sekt                            | 12  | 00  |
| Kontobar 12 Liter                  | 2   | 00  |
| 214 =                              | 0   | -   |

Rechnung für das Hochzeitsmahl in der „Alten Pfalz“ zu Offenburg

|                      |   |
|----------------------|---|
| Saurig               | 2 |
| Kahni                | 1 |
| Sal Stein            | 3 |
| Max Stein            | 6 |
| Louis Stein          | 2 |
| Gustav Stein         | 3 |
| Günzburg             | 1 |
| Elf Stein            | 2 |
| <del>Max Stein</del> | 3 |
| Max Kahn             | 2 |
| Leop Kahn            | 2 |
| Miritz Kahn          | 3 |
| Sal Kahn             | 3 |
| Guggenbaur           | 3 |
| Rabbiner             | 1 |
| S. Rosenheim         | 1 |
| <del>Max Stein</del> | 3 |
| <del>Max Stein</del> | 3 |
| Kell                 | 2 |
| Campbell             | 2 |
| Fehnbauer            | 9 |
| 56                   |   |

Die geladenen Hochzeitsgäste

1897 ließ er sich mit seiner Familie in der Schweiz einbürgern, sprach aber bis zu seinem Tod nie Schweizer-Dialekt, sondern einwandfreies Hochdeutsch. Bald wurde er in den Vorstand der jüdischen Gemeinde gewählt.

Das Geschäft ging dann zunächst an die Söhne Max und Arthur Stein über. Letzterer widmete sich dann ganz dem Geschäft in Straßburg, wäh-

# DER GROSSE RAT

DES

## KANTONS BASEL-STADT

*beschließt in seiner ausserordentlichen Sitzung vom 26. März 1888 auf den Bericht der Petitionskommission über den Rekurs der Herrn Stamm-Preiswerk und Kons. gegen den Ratsbeschluss vom 28. Januar, der dem Herrn L. Stein den Bau und Betrieb einer Obstdestillier- und Liqueurfabrikation an der Ecke der Dornacher- und Frobenstrasse gestattet;*

*Der Grosse Rat geht über diesen Rekurs zur Tagesordnung über.*

*Beschluss des Großen Rates des Kantons Basel-Stadt vom 26. März 1888*

rend Max die Basler Firma allein führte. Die Brennerei wurde dann 1961 zwar aufgegeben, aber das Areal ist immer noch in Familienbesitz. Es wurde darauf ein Mehrfamilienhaus errichtet, da das ehemalige Industriequartier sich zum Wohnquartier mutiert hatte.

Rosa Stein lebte in Basel bald ein liberaleres Judentum als seinerzeit in Ichenhausen. Ihr Kochbuch ist noch erhalten und auf einer Sylvesterplatte findet sich unter andern Leckereien Schinken, obwohl der Genuss von Schweinefleisch nach jüdischem Religionsgesetz untersagt ist.

Aus der Ehe von Louis Stein und Rosa Reichenberger sind sechs Kinder hervorgegangen.





Briefkopf Branntweinbrennereien & Liqueurfabriken in Basel (Schweiz)  
u. Schiltigheim-Straßburg (Elsass) Louis Stein Söhne vom 1<sup>ten</sup> Juli 1918

- Die älteste Tochter Alice heiratete in Mannheim den Backsteinfabrikanten Alfred Marx. Unter der Naziherrschaft wurde sie nach Gurs verschleppt und entging der Vernichtung in Auschwitz dank ihres Schweizer Bürgerrechts, das sie vor der Ehe besessen hatte. Sie konnte nach Basel gerettet werden und den Krieg hier überleben. Ihr jetzt bei Paris lebender Enkel Ernest, Sohn der Tochter Hede, hat den umfangreichen Reichenberger-Briefwechsel, namentlich mit Südafrika als Privatdruck ediert. Sohn Erich wurde Kunstmaler. Obwohl auch er die Einreisebewilligung in die Schweiz besaß, gelang ihm die Flucht nicht mehr. Er wurde in Auschwitz ermordet. Der andere Sohn Willy konnte nach den USA flüchten, wo heute noch seine Witwe, seine Tochter und seine Enkelin wohnen.
- Eugenie wurde die Gattin des Zelluloid-Fabrikanten Theodor Guckenheimer in Nürnberg. Dieser gehörte zu den 300 am 20. Juli 1933 in Nürnberg verhafteten Juden, die von der SA durch die Stadt getrieben wurden und auf dem Sportplatz zum Teil gezwungen wurden, mit den Zähnen Gras auszureißen. Über diese Ereignisse wurde in der englischen und französischen Presse sowie im Radio de la Suisse Romande berichtet. Theodor reiste am 5. August nach Basel und der Schreibende erinnert sich heute noch an den ausführlichen Bericht über diese Ereignisse. Sodann verfügte sich die Familie am 16. August 1933 nach London. Die beiden Töchter Trudel und Louise gelangten später in die USA.



*Sandy und Jeff Stein besuchen das Grab ihrer Ururgroßeltern Rosa Stein-Reichenberger 1857–1925 und Louis Stein von Basel 1850–1930 auf dem Judenfriedhof in Offenburg*



*Rosa Stein mit einem Enkel*



*Louis Stein mit seinen Kindern*

- Max, Vater des Schreibenden, übernahm in Basel die Distillerie und konnte während des Krieges manchen Familienangehörigen behilflich sein. Er war verheiratet mit Madeleine, geborene Guggenheim, Bürgerin von Lengnau, einem der beiden Schweizer Judendörfer. Sohn Paul hatte drei Kinder, einen Sohn, der den Familiennamen Stein an seine zwei Buben weitergab und zwei Töchter. Sohn Peter, der Schreibende, ist kinderlos geblieben. (Diese Vier sind die letzten männlichen noch lebenden Träger des Namens Stein.)
- Marie heiratete den Zigarrenfabrikanten Ludwig Reiss von Mannheim. Sie feierte mit ihm nach geglückter Flucht in London noch die goldene Hochzeit. Sohn Gustav kam mit seiner Frau bei einem Flugzeugunglück ums Leben. Enkel und Urenkel leben in England. Maries Tochter Annie lebt noch heute in Chicago.
- Arthur musste mit seiner Frau Heidi Bollag, Bürgerin des andern Schweizer Judendorfs Endingen, aus Straßburg zunächst nach Brive im unbesetzten Frankreich und dann nach Genf fliehen, wo er 1941 verstarb. Aus der Ehe sind zwei Töchter hervorgegangen.

- Die Tochter Toni wurde zunächst von der schweizerischen Militärbehörde als Knabe erachtet und erhielt einen Gestellungsbefehl zur Rekrutenschule. Sowohl sie als auch ihr Ehemann Arthur Levi gehörten zu den 50 000 von Pétain an die Nazis ausgelieferten Juden, wurde in Nizza, im ehemals unbesetzten Frankreich aufgegriffen und in Auschwitz umgebracht.

Besonders tragisch ist das Schicksal von Nachkommen des Moritz und der Sofie Kahn. Deren Enkelin Sylvia, verheiratet mit Eduard Cohn, war eine begabte Dichterin. Viele ihrer anrührenden Gedichte sind von Martin Ruch im Buch „Familie Cohn“ veröffentlicht worden. Ihr Gatte kam zu Chanukah 1938 wieder aus Dachau frei und konnte nach England entkommen. Sie wurde im Zuge der Judentransporte vom Herbst 1940 nach Gurs verschleppt und dann in Auschwitz umgebracht. Die von spinaler Kinderlähmung befallene Tochter Esther, deren Tagebuchnotizen und Briefe im selben Buch publiziert sind, durfte in einem Kinderheim in München noch ihr 18. Altersjahr erleben und wurde dann auch in Auschwitz zu Tode gebracht. Überlebt haben deren beide Geschwister Myriam und Eva, welchen die Flucht in die Schweiz gelang, wo sie in einem Kinderheim in Ascona untergebracht wurden. Bei der Einreise in der Schweiz wussten sie nicht, dass sie hier Verwandte hatten, nämlich den Vetter ihrer Großmutter, Max Stein in Basel, den Vater des Autors. Ihm war es gelungen, seine Schwester Alice aus Gurs zu befreien, zusammen mit deren Tochter Hede und Enkel Ernst. In Basel wurden auch Else, Tochter von Samuel Stein, der zusammen mit Gustav und Moritz bei Louis' Hochzeit vom feineren Champagner erhielt, zusammen mit ihrem Mann Walther Franke-Ruta, einem begabten Schriftsteller und Hörspielautor, Asyl gewährt. Wäre diese verwandtschaftliche Beziehung zu Basel nicht in völlige Vergessenheit geraten, so hätten vielleicht auch Sylvia und Esther aus den Klauen des Nazismus befreit werden können.



## Die israelitische Gemeinde in Lichtenau im 19. Jahrhundert

Ludwig Uibel

### *Die stufenweise Übernahme der Bürgerrechte durch die Israeliten*

In seinem Buch über die Geschichte<sup>1</sup> Lichtenaus hat Ludwig Lauppe auch einen instruktiven Beitrag über die Geschichte der dortigen Israeliten geleistet (S. 187–193). Für unser Thema ist besonders die Behandlung des 18. Jahrhunderts von besonderem Wert, so dass wir dessen Kenntnis in dieser Arbeit voraussetzen können.

Im Jahre 1803 wurde im Rahmen des Reichsdeputationshauptschlusses die Grafschaft Hanau-Lichtenberg und somit auch Lichtenau der Markgrafschaft Baden angegliedert. Bedingt durch die Zugehörigkeit des späteren Großherzogtums Baden zum Rheinbund und der Angleichung des badischen Rechts an das französische wurde auch die staatsrechtliche Stellung der Israeliten verbessert.

Diese waren rechtlich im ganzen Mittelalter dem Schutz des Königs (Kaisers) unterstellt (ab dem Jahre 1548 dem jeweiligen Landesherrn) und zahlten dafür ein nicht unerhebliches Schutzgeld.

Die Angleichung erfolgte durch das VI. Konstitutionsedikt vom 11. Februar 1809 (S. 578–584 im Regierungsgesetzblatt des Großherzogtums Baden). Nachstehend werden die wichtigsten Ausführungen dieses Edikts zitiert werden: „(Wir) ... haben durch unser sechstes Konstitutionsedikt die Juden unseres Staates in den staatsrechtlichen Verhältnissen den Christen gleichgesetzt.“

Im Abschnitt X wird der Schulbesuch der israelitischen Kinder geregelt: „Bis zur Errichtung eigener Schulen sollen sie für Lesen, Schreiben, Rechnen, Sittenlehre und Aufsätze machen, auch für Geographie und Geschichte, wie sie gelehrt werden, mit und neben den christlichen Ortskindern die Ortsschulen besuchen und das Schulgeld gleich Christenkinder dahin entrichten.“

Man hielt Reibereien für möglich und mahnte deshalb: „... daß ihnen aber auch weder von diesen (von den Schülern! Uibel) noch von den Lehrern eine geringschätzende oder gar beleidigende Behandlung widerfahre.“

Der Abschnitt XXIX des Edikts verfügt über die Rechtsprechung: „Eine eigene Gerichtsbarkeit ... kann ihnen (den Israeliten) fernerhin nicht mehr zustehen. Sie müssen wie alle Untertanen Recht geben und nehmen.“

Am Anfang ist dem VI. Konstitutionsedikt noch folgender – in diesem Zusammenhang – merkwürdige Satz – beigegeben: „... die volle Wirkung

*der Rechtsgleichheit mit den Christen, nur, wenn sie bereit sind, diesen in sittlicher Bildung gleich zu kommen allgemein bemüht sind.“*

Das war vom Gesetzgeber durchaus ernst gemeint. Man denke an die Vorbehalte des liberalen Abgeordneten Karl v. Rotteck, Freiburg, in den Landtagen 1831 bis 1833. Es bedurfte noch des Meinungsbildungsprozesses von einem halben Jahrhundert (1862), bis die Mehrheit der Abgeordneten sich Lessings Überzeugung zu eigen gemacht hatten (Symbolfigur: Nathan der Weise).<sup>1a</sup>

Im Jahre 1828 wurde durch das Gesetz vom 14. 5. 1828<sup>2</sup> die rechtliche Stellung der Israeliten in der Gemeinde neu geregelt: „Diejenigen festen Abgaben, welche die Juden infolge ihrer Religionseigenschaft gegenwärtig noch entrichten müssen, werden vom 1. 6. 1828 an aufgehoben. Dagegen sind sie vom 1. 6. 1828 an allen Gemeindelasten in gleichem Maße wie die christlichen Gemeindeglieder unterworfen.“

Wahrscheinlich haben die israelitischen Neubürger in jener Zeit auch das Recht auf den Bürgernutzen erhalten, von dem später noch viel die Rede sein wird.

Am 23. April 1832 wurde ein Gesetz in Kraft gesetzt, das den Erwerb des Bürgerrechts regelte.<sup>3</sup> Doch die Erwartungen der Israeliten wurden nicht erfüllt. Denn im § 54 dieses Gesetzes wurde festgeschrieben:

*„In Bezug auf die bürgerlichen Rechte der Israeliten findet weder das gegenwärtige noch das Gesetz über die Gemeinden eine Anwendung. Es bleiben daher die bestehenden Gesetze hinsichtlich ihres Rechtsverhältnisses zu den Gemeinden in Kraft.“*

Erst im Jahre 1862 erfolgte im Gesetz vom 4. Oktober<sup>4</sup> die Festlegung der Gleichberechtigung der Konfessionen. Nach § 2 dieses Gesetzes erhalten die israelischen Schutzbürger das Gemeindebürgerrecht und, wo es noch nicht geschehen ist, können sie den Bürgernutzen erhalten.

### *Das Schulzimmer und die Bauvorschriften (1843–1869)<sup>5</sup>*

Die israelitische Gemeinde Lichtenau beschäftigte einen Lehrer, der ihren Kindern in seinem Haus Religionsunterricht gab. Der Unterricht in den übrigen Schulfächern erfolgte seit 1809 zusammen mit den christlichen Schülern, so dass in Lichtenau die Gemeinschaftsschule schon vorweggenommen war. Während des ganzen Jahrs 1843 beschäftigten sich alle beteiligten Ämter mit der Problematik dieses Schulzimmers. Den Auftakt machte der Bezirksarzt (Physikus) am 3. 3. 1843: Dieser beklagte den höchst mangelhaften und ungenügenden Zustand des „israelitischen Schulareals“. Das Bezirksamt sollte prüfen, ob diese Zustände den Vorschriften des § 78 des Volksschulgesetzes entsprächen, ob für die Schule ein Neubau notwendig sei oder ob durch Mieten eines Lokals die gerügten Mängel be-

seitigt werden können. Der Bezirksarzt beschreibt den Raum so: *„Das Lokal für 30 israelitische Schüler zu Lichtenau besteht aus einem kleinen Mansardenstübchen, nicht ganz sieben Schuh hoch in der Wohnung des Lehrers. Es hat dieses Stübchen nur zwei zu hohe und schmale Fensterchen, durch welche das Licht einfällt. Es liegt gegen Süden und im Sommer ist die Hitze unerträglich. Im Winter heizt ein Öfchen, das bei Wind den Raum in Rauch einhüllt.“*

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Arzt bei seinen Kontrollen eine graue Brille aufgehakt hat.

In seiner Antwort am 27. Juli 1843 kommt der Lichtenauer Synagogenrat auch zu einem anderen Ergebnis: Er gibt zu, dass das Zimmer zwar nicht den gesetzlichen Vorschriften entspricht. Es sei aber zu bedenken, dass es jeweils nur mit 10–12 Kindern besetzt sei, für die hinlänglich Raum vorhanden ist und sich keine Verdunstungen darin befänden. Der Lehrer ist mit dem Raum zufrieden. Er habe sich in diesem Lehrsaal nie eine Krankheit zugezogen, so wenig wie die Kinder.

Gegenwärtig sei die Israelitische Gemeinde nicht imstande, sich für dieses Zimmer Ausgaben zu leisten. Unterschrift: Der Synagogenrat: E. Roos, K. Mayer, Ls. Kahn.

In der Gemeindeselbstverwaltung gab es auch eine das Schulwesen betreffende Stelle. Sie nannte sich „Ortsschulinspektion“ und bestand aus dem Pfarrer, dem Bürgermeister, einigen Gemeinderäten und einem Lehrer. Auch dieses Gremium befasste sich mit dem umstrittenen Unterrichtsraum. Diese Inspektion äußerte sich am 25. Juli 1843:

*„Die Israeliten von Lichtenau besuchen von jeher die Volksschule der Christen und nehmen an allen Lehrgegenständen teil mit Ausnahme des Religionsunterrichts. ... (Diesen) erteilt ein jüdischer Lehrer in einem den Juden gehörenden Hause. Das Lehrzimmer befindet sich im 2. Stock und obwohl es klein ist, ist es hell und freundlich und groß genug, da bei 29 israelitischen Kindern und der Klasseneinteilung der christlichen Schule höchstens zehn Kinder zusammen kommen können, so ist doch eine gesundheitliche Gefährdung durch Ausdünstung nicht zu befürchten.“* Die „Ausdünstung“ war damals ein besonders wichtiger Aspekt. Darunter verbarg sich das, was die spätere wissenschaftliche Erkenntnis als Bakterien und Viren erkannte.

Am 10. Dez. 1843 war auch die Regierung des Mittelrheinkreises in Rastatt überzeugt, dass die Sache mit besagtem Schulzimmer „auf sich beruhen sollte“, da es zwar den Vorschriften nicht entspricht, aber doch hell und freundlich ist, und der Synagogenrat ohnehin kein Geld habe, daran etwas zu ändern.

Im Jahre 1856 machte das Schulhaus der Israeliten wieder von sich reden. Die Feuerschau verlangte den Aufbau eines steinernen Giebels, der



auch in wenigen Wochen erfolgte. Das Schulzimmer selber war nicht zur Diskussion gestanden.

Am 15. 3. 1860 kam das besagte Unterrichtszimmer erneut in die Diskussion. Wieder ist es der Bezirksarzt, der die Angelegenheit ins Rollen bringt. Dieser schreibt am 15. 3. 1860: „*In Lichtenau ist noch kein neues Judenschulhaus. Das alte ist als solches garnicht zu gebrauchen. Die reichen Juden in Lichtenau können wohl ein solches neu bauen.*“ Wieder schaltet sich die Ortsschulinspektion ein. Wir verdanken dieser Intervention die genauen Maße des Schulzimmers: „22 Fuß lang, 14 Fuß tief, 7 Fuß hoch, der Flächenraum also 308 Quadratfuß (ca. 28 qm).“ In der Regel kämen nicht mehr als 20 Schulkinder auf einmal in den Raum, und dafür sei er groß genug. Die geringe Höhe ließe sich vergrößern, wenn man die Decke bis zu den Dachsparren anheben würde.

Im abschließenden Bericht wird bestätigt, dass der Schulraum sich in einem guten Zustand befände: „Das Haus hält noch einige Jahre.“ Auch ein Bericht des Lichtenauer Arztes Dr. v. Langsdorf (1869), nach dem besagtes Unterrichtszimmer sich in einem ungenügenden Zustand befände, änderte nichts an der Beschlusslage des Bezirksamtes, das festlegte: „Keine weiteren Maßnahmen.“

Wie ist es möglich, dass die maßgebende Behörde nach 26 Jahren ergebnisloser Verhandlung so resigniert? Das wird verständlich, wenn man erfährt, dass in eben diesem Zeitraum die Lichtenauer israelitische Gemeinde in Zusammenarbeit mit dem Bezirksamt zwei Bauvorhaben in kurzer Zeit durchgeführt und sich dabei sicher in ihren finanziellen Möglichkeiten bis an die Grenze engagiert hat.

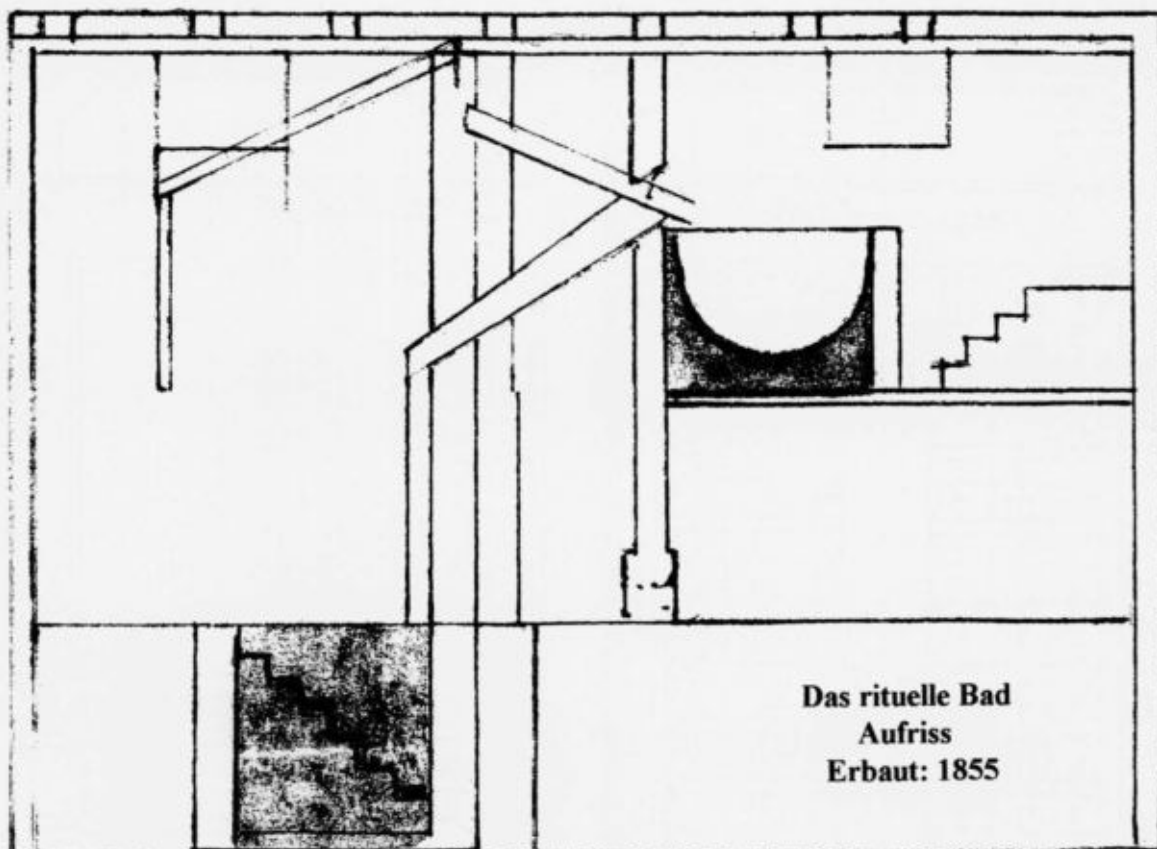
Der erste Neubau betraf „Das israelitische Frauenbad“<sup>6</sup> für die Frauen der israelitischen Gemeinde Lichtenau.

Beim Neubau der Lichtenauer Synagoge im Jahre 1810 wurde im Keller des Gebäudes ein Frauenbad eingerichtet, denn 1824 wird von einem „Reinigungsbad unter dem Schulhaus“ berichtet.

Das Physikat (der Bezirksarzt) des Bezirksamtes Rheinbischofsheim hatte schon frühzeitig Bedenken gegen dieses Bad geltend gemacht, und so wurden 1824/25 Pläne für ein neues Bad entworfen. Doch vorläufig blieb alles beim Alten. Zehn Jahre später (1834) machte der Bezirksarzt einen neuen Vorstoß und nannte das im Augenblick benutzte Bad „eine schauerliche Spelunke“.

Doch erst im Jahre 1854 entschloss sich der Synagogenrat zu einem Neubau. Dieser entstand am Nordrand des Lindenplatzes auf einer Fläche von 56 qm (Lagerbuchnr. 224). Am 2. September 1855 war der Neubau fertig gestellt und konnte seiner Bestimmung übergeben werden. Seine Kosten betragen 826 Gulden, die über ein Darlehen beschafft wurden. Mit der Betreuung des Bades wurde ein Kaufmann mit dem Namen Kaufmann beauftragt, der wahrscheinlich im Hause nebenan wohnte. Die Bauleitung





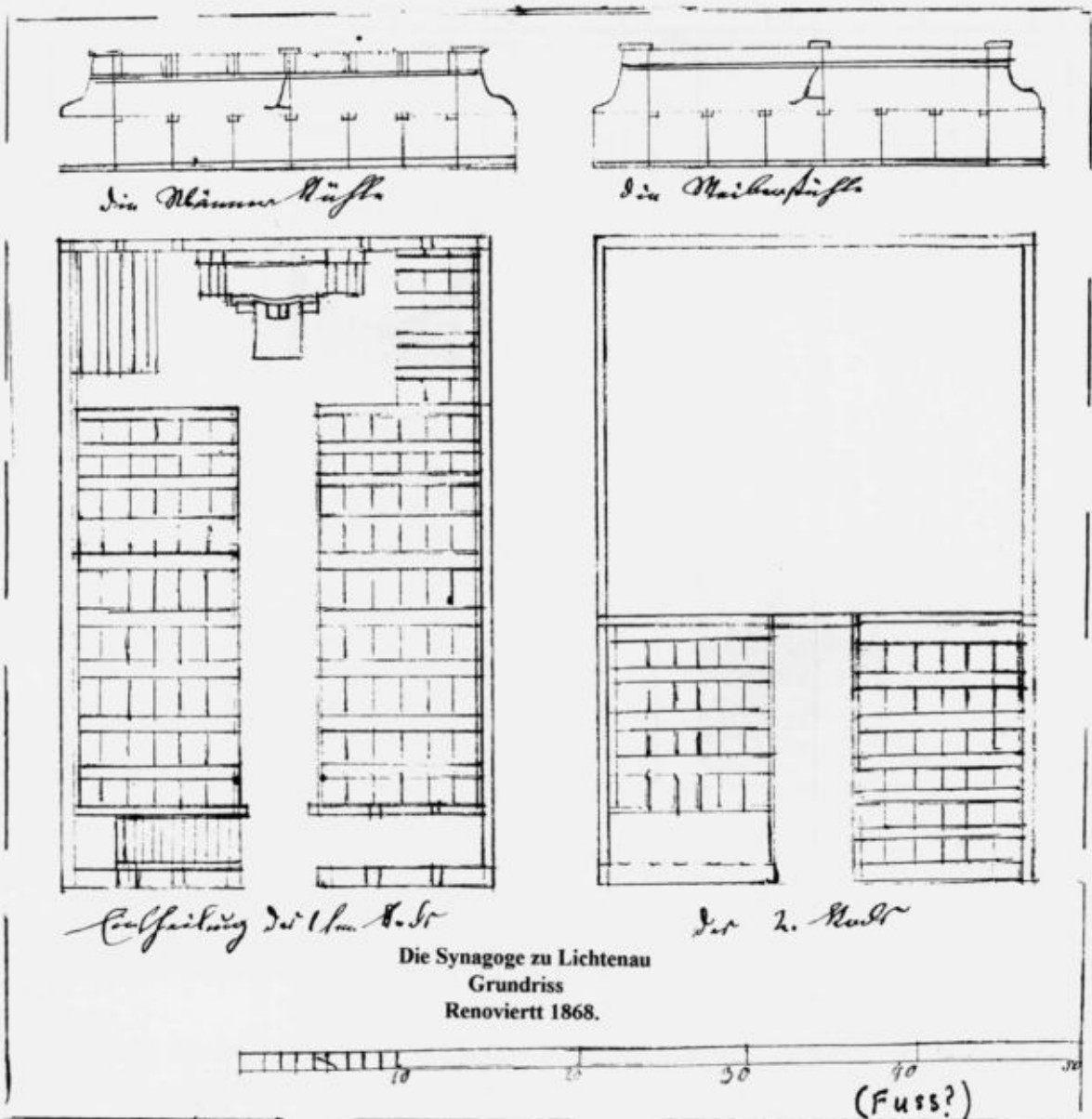
*Rituelles Bad, STAF K 356/1 Nr. 2*

lag in den Händen des Zimmermanns Feßler, die religionsgesetzliche Aufsicht bei dem Bezirksrabbiner Willstätter von Rastatt.

Auch 1854 schien dem Synagogenrat die Notwendigkeit eines Neubaus nicht ganz einzuleuchten, aber das Physikat des Bezirksamtes verstärkte seine Vorwürfe und nannte das alte Bad „eine unterirdische, finstere und schauerliche Spelunk“, die gesundheitsschädlich sei. Der Baderaum sei so finster, dass man nicht sehen kann, „ob das (Wasser) hell oder unrein ist“. Möglicherweise hatten die jüdischen Frauen eine Anhänglichkeit an das alte Bad entwickelt und wollten die vertrauten Räume nicht aufgeben. Trotzdem kam der Beschluss zu einem Neubau zustande.

Zum Verständnis des rituellen Bades sei noch angefügt, dass die jüdischen Frauen bald nach ihrer Menstruation ein Reinigungsbad nehmen sollten. Das Wasser wurde nicht erwärmt. Der Behälter glich mehr einer Sitzbadewanne, wie es aus dem Lageplan hervorzugehen scheint (untere Hälfte einer Hohlkugel).

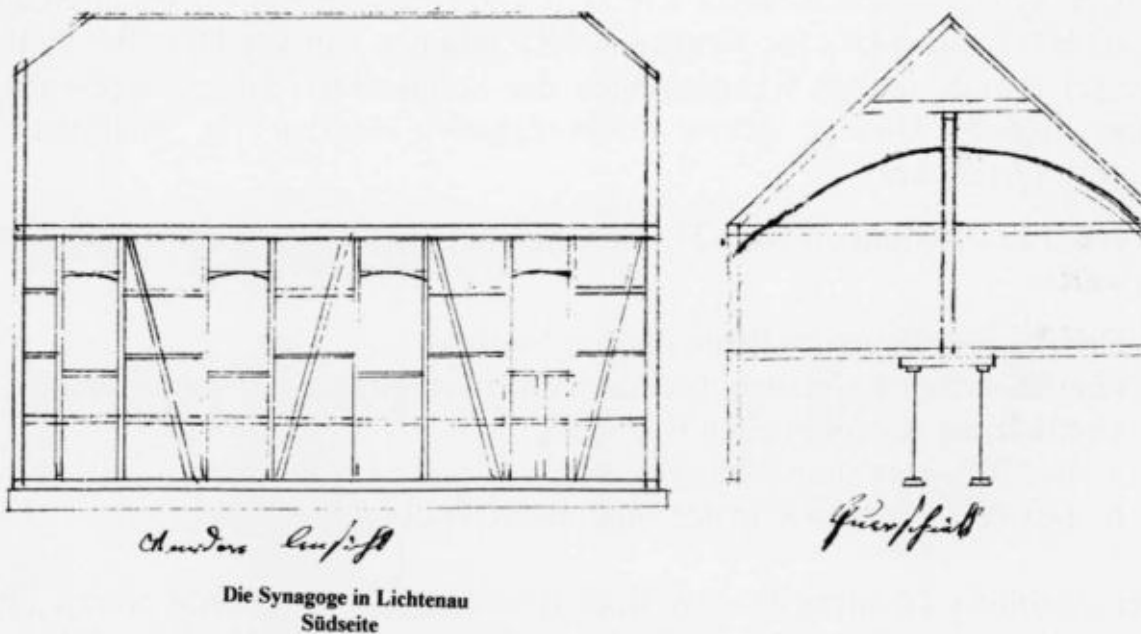
Im Jahre 1903 verkaufte die israelitische Gemeinde das Badhaus an den Anlieger Ludwig Uibel (1868–1945), der es später abriß, um einem Neubau Platz zu machen (1912/13). Einige quadratmetergroße Sandsteinplatten verwendete er, um die Hoffläche zu belegen. Diesen Zweck erfüllen sie



heute noch. Vor dem Verkauf hatte die israelitische Gemeinde hinter der Synagoge einen Neubau errichtet und dort ein neues Bad (das dritte) eingerichtet. Die Fakten des obigen Berichts wurden den einschlägigen Akten des Freiburger Staatsarchivs entnommen.

### *Die Vergrößerung und Renovierung der Synagoge<sup>7</sup>*

Kaum sieben Jahre nach der Fertigstellung des Frauenbads machte Amtmann Frech von Kork bei einer Ortsbereisung von Lichtenau (7. 6. 1862) die Feststellung, dass die Synagoge (Neubau von 1810) baufällig sei und überdies zu klein für die ganze Gemeinde und deshalb durch einen Neubau



*Lichtenauer Synagoge von 1868: Grundriss, Querschnitt und Südfront, STAF K 356/1 Nr. 1. Die in den Abbildungen gezeigten Planskizzen der Synagoge von 1868 erhalten ihren besonderen Wert dadurch, dass diese Synagoge nicht mehr existiert. Sie wurde während des letzten Kriegs (1940) in behördlichem Auftrag abgetragen. An ihrer Stelle steht ein Gedenkstein, der an das verschwundene Gebäude erinnert.*

ersetzt werden sollte. Das Bezirksamt formulierte einen entsprechenden Beschluss (20. 6. 1862), worin es dem Synagogenrat nahelegt, das Problem sorgfältig zu beraten, auch die Gemeinde zu hören und dem Bezirksamt seinen Beschluss mitzuteilen.

In der gewünschten Gemeindeversammlung wurde das Bedürfnis nach einem Neubau allgemein zugestanden. Die Gemeinde wünschte aber, dass der Neubau erst in zwei Jahren durchgeführt werden sollte, da im Moment das Geld fehle. Man wolle erst etwas ansparen und dann ein Darlehen beschaffen. Der Synagogenrat Seligmann Auerbacher wollte schon im kommenden Frühjahr mit dem Bau beginnen.

Das Bezirksamt unterrichtete auch den Bezirksrabbiner in Bühl von diesem Vorhaben. Der Rabbiner bestätigte, dass der Neubau bei den meisten Gemeindemitgliedern anerkannt sei (16. 7. 1862). Nur im Zeitpunkt des Baubeginns gäbe es zwei Meinungen: Eine Minderheit sei für sofortigen Baubeginn, die Mehrheit sei für den Baubeginn im Jahre 1864.

Am 19. Juli 1862 erinnerte das Bezirksamt an die Fertigstellung der Baupläne und die Beschaffung des Baugeldes durch eine Umlage.

Der Synagogenrat meldete am 21.9.1862, dass schon im Voranschlag 1 862 600 Gulden (fl.) für Neubauzwecke erhoben wurden. Dieselbe Summe sei jeweils in den Voranschlägen der kommenden Jahre vorgesehen. Eine größere Umlage könne nicht erhoben werden (B. Kaufmann, Vogel, Auerbacher).

Nach Feststellungen vom 24.10.1862 zählten zu diesen vorbereitenden Arbeiten:

1. Die Fertigstellung der Pläne für den Neubau.
2. Die Sicherung des Baugeldes durch das Beschließen der Voranschläge.
3. Die Prüfung der möglichen Bauplätze.
  - a. Der Platz der alten Synagoge.
  - b. Der Platz der Hofreite des Matthias Knösel (später Specht!).

Der Architekt (Armbruster aus Baden) und der Synagogenrat waren für den Ankauf der Knöselschen Hofreite. Sie böte reichlich Platz. Hinten schließt sich der freundliche Lindenplatz an und zwei anliegende Häuser an diesem Platz seien bereits im Besitz der israelitischen Gemeinde, nämlich das Wohnhaus des Löb Kaufmann (Lagerb.nr. 225) und das israelitische Frauenbad. Im Kaufmannschen Haus könne auch der Unterrichtsraum für die israelitischen Kinder eingerichtet werden. Vorsichtshalber habe man bereits mit Knösel einen befristeten Kaufvertrag abgeschlossen.

In der Zwischenzeit hatte sich aber innerhalb kurzer Zeit in der israelitischen Gemeinde ein Meinungsumschwung vollzogen. In der Gemeindeversammlung am 19.10.1862, zu der 28 Personen erschienen waren (fünf Fehlende waren entschuldigt) verweigerten die meisten, „durch einige Wortführer eingeschüchtert“, die Unterschrift. Nur einer stimmte für die Vorlage, zwei dagegen.

Das Bezirksamt glaubte den raschen Stimmungswandel durch Bluffen wieder umzudrehen. In einer nochmals angeordneten Gemeindeversammlung sei den Leuten klar zu machen, *„daß über den Neubau längst entschieden sei, und die Gemeinde könne sich dieser Verpflichtung nicht entziehen“*.

In dieser Nachfolgeversammlung (30. Nov. 1862) waren von 40 Stimmberechtigten nur 23 erschienen. Trotz aller Vorhaltungen haben sich 20 Erschienene gegen den Neubau ausgesprochen. Ihre Begründung: Man könne sich den Neubau vorderhand gar nicht leisten. Es fehle an paraten Mitteln.

Angesichts dieser eindeutigen Haltung der Gemeindemehrheit beugte sich auch das Bezirksamt der Realität und verfügte am 17. Jan. 1863: *„Das Bezirksamt besteht nicht weiterhin auf dem Neubau der Synagoge, bedauert aber die Meinung und hofft auf ein Umschlagen der Stimmung, mit Zwangsmitteln vorzugehen steht uns nicht zu.“*

Die amtliche Anerkennung des Stillstandes der Sache „Synagogenneubau“ verhinderte aber nicht, dass in Finanzsachen die israelische Gemeinde



von 1862 ab jedes Jahr 600 fl. für den Baufond einbehielt. Das missfiel dem Synagogenrat Seligmann Auerbacher, der voraussah, dass ein ausreichender Baufond die beste Voraussetzung für einen Neubau wäre. Deshalb wollte er die Einstellung der Zahlungen dieser 600 fl. Rate erzwingen, indem er die Zahlungen als ungesetzlich anprangerte.

Die beiden Synagogenräte (Kaufmann und Roos) widersprachen ihm und wiesen darauf hin, dass das Bezirksamt schon 1862 die 600 fl.-Rate genehmigt habe. Ihre persönliche Betroffenheit drückten sie mit folgenden Worten aus: „*Traurig ist die Haltung des Synagogenrats Seligmann Auerbacher, der sich bei jeder Gelegenheit den rechtmäßigen Anordnungen der beiden übrigen Synagogenräte widersetzt.*“

Seligmann Auerbacher war schon immer ein Querdenker und ein Mann mit Zivilcourage. Als am 25. Juni 1849 der größte Teil des Lichtenauer Aufgebots der Revolutionsarmee nach Lichtenau zurückmarschierte, statt die Murglinie zu verteidigen, war wohl auch S. Auerbacher dabei. Der in Lichtenau weilende Kriegskommissar Beckert betrachtete es als seine Pflicht, die Wehrunwilligen wieder an die Murg zurückzuschicken. Aber keiner folgte ihm. Diese Auseinandersetzung ging sicher nicht wortlos vor sich. S. Auerbacher war wahrscheinlich einer der Widersprechenden, denn er wurde von Beckert mit dem Totschießen bedroht.<sup>8</sup>

Der vom Bezirksamt im Januar 1863 ausgesprochene Stillstand in der Neubausache wurde am 23. März 1864, also ein Jahr später in Frage gestellt, als der Feuerschauer Ludwig aus Grauelsbaum bei der Überprüfung der Synagoge deren Baufälligkeit feststellte und verlangte, dass entweder deren Abriss oder deren Neubau erfolgen müsse. Der Synagogenrat stellte dagegen mit Schreiben vom 24. 4. 1864 fest, dass von Baufälligkeit keine Rede sein könne, auch wenn das Gebäude nicht allen Anforderungen genüge. (Kaufmann, Auerbacher, Roos). Eine Reparatur könne nicht zugemutet werden, da ohnehin ein Neubau geplant sei.

Der Feuerschauer Ludwig scheint damals der einzige kompetente Baumeister von Lichtenau und Umgebung gewesen zu sein. Im Jahre 1846 baute er den neuen Schließen an den Hanfrötzen.

Nach diesem ergebnislosen Vorstoß in Richtung Synagogenneubau trat eine dreijährige Denkpause ein.

Diese Denkpause zeitigte zweifachen Nutzen:

1. Man einigte sich auf eine Erweiterung der alten Synagoge.
2. Der Baufond hatte Zeit zu wachsen. Ausreichend angespartes Kapital begünstigte den Entschluss, zu bauen.

Am 28. April 1867 übersandte der Synagogenrat dem Bezirksamt einen Bauplan und einen Voranschlag über die Erweiterung und Verbesserung

der alten Synagoge. Nach Ansicht der Bausachverständigen war das Gebäude keineswegs baufällig. Mit relativ geringen Mitteln könne das Haus in einen würdigen Zustand versetzt werden, der größeren Raumbedarf berücksichtige. Das Gebäude solle beim Westteil um sechs Fuß erweitert werden (d. h. der Giebel verschoben werden!), und die Einrichtung so getroffen, dass sich statt der 50 Plätze künftig 120 Plätze ergäben. Auch für die Schulkinder sind Plätze geplant. Für die Frauen werden statt 36 dann 60 Plätze zur Verfügung stehen.

In einer Gemeindeversammlung haben sich fast alle Erschienenen mit dem Plan und Vorhaben einverstanden erklärt. Die geplante Erweiterung und Verschönerung entspreche allen billigen Anforderungen ...

(Unterschriften: Herz Roos II, Abraham Roos, Seligmann Auerbacher).

Das Gesuch wurde am 20. Sept. 1867 vom Bezirksamt genehmigt. Nach nur  $\frac{3}{4}$  Jahren (am 15. Juni 1868) konnte der Neubau schon als fertig gemeldet werden. Der Bauführer war Bürgermeister Ludwig von Grauelsbaum. „Ludwig hat das Ganze nach Vollendung der Arbeit überprüft und ist mit dem Ergebnis zufrieden.“ Bei einer also vorliegenden Selbstkontrolle war wohl nichts anderes zu erwarten.

*Auszug aus der Synagogenordnung der israelitischen Gemeinde in Lichtenau*

- § 4: *Der Gottesdienstanzeiger. Er soll monatlich festgelegt und an der Tafel angezeigt werden.*
- § 5: *Jeweils eine Viertelstunde vor bzw. nach dem Gottesdienst sind die Türen zu öffnen bzw. zu schließen.*
- § 6: *Kinder, die noch keinen Religionsunterricht besuchen, sollen nicht am Gottesdienst teilnehmen.*
- § 7: *Es ist anständige Kleidung erwünscht.*
- § 8: *Die steuer- oder personalpflichtigen Gemeindeglieder sollen einen schwarzen Hut aufsetzen.*
- § 10: *In der Synagoge ist alles Umhergehen verboten, desgleichen das Grüßen, Schwätzen, Zwicken, Necken und Lachen. Wer Tabak kaut wird aus der Synagoge verwiesen.*
- § 11: *Beim Küssen der Thora ist das laute Schmatzen zu vermeiden.*
- § 14: *Mitsingen nur mit dem Kinderchor.*
- § 17: *Das Gebet für den Landesherrn, sein erhabenes Haus und Vaterland muss von jedermann stehend angehört werden.*
- § 20: *a. Die Synagogenordnung soll dem Bezirksamt in Kork zur Genehmigung vorgelegt werden.*  
*b. Sichtvermerk des Bezirksrabbiners von Bühl.*

Bei unseren bisherigen Ausführungen handelte es sich um bauliche Einrichtungen dieser Gemeinschaft. Offenbar mehr durch Zufall als durch Absicht lag diesen Bauakten eine im Mai 1856 speziell für die Lichtenauer israelitische Gemeinde verfasste Synagogenordnung bei. Sie gibt ein instruktives Bild des religiösen Lebens dieser Gemeinde und wurde deshalb hier in ihren wichtigsten Paragraphen wiedergegeben.

Es ist ein Zeichen der inneren Stärke und Kraft, wenn eine Gruppe von Bürgern gleichen Glaubens sich selbst eine Gottesdienstordnung gibt. Sie lässt sich diese von keiner außerhalb der Gemeinde liegenden Institution verbindlich vorlegen. Die Tradition war so fest gefügt, dass sich kein Zufallsprodukt ergeben konnte. Die Gottesdienstordnung war das Ergebnis einer Gemeinde von unten, wie sie heute von vielen religiösen Gemeinschaften gewünscht wird.

Der Paragraph 17 ist ein Ergebnis des damals (1856) bestehenden Staatskirchentums (bis 1860), dem auch die Synagoge unterworfen war. Selbst der Ritus wurde vom Staat genehmigt. Der Amtmann war in gewisser Hinsicht seinem Landesherrn gegenüber sogar für das verantwortlich, was gebetet wurde. Besonders hatte er auf das Gebet für den Landesherrn zu achten. Der Sichtvermerk des Bezirksrabbiners bedeutet vorerst nur, dass er die Ordnung gelesen hat. Man nimmt stillschweigend an, dass damit auch seine Billigung verbunden ist.

#### *Der Streit um den Bürgernutzen in den Revolutionsjahren 1848–49<sup>9</sup>*

Als im Jahre 1828 die Israeliten Badens das Gemeindebürgerrecht erwerben konnten, kamen sie in der Gemeinde Lichtenau vermutlich auch in den Genuss des Bürgernutzens. Urkunden darüber liegen nicht vor (Zerstörung des Lichtenauer Gemeindearchivs). Der Lichtenauer Bürgernutzen bestand aus der Nutzung von zwei Wiesen mit zusammen 28 Ar, einem Acker von 9 Ar und einem Anteil des jährlichen Holzeinschlags im Gemeindewald.

Die Bevölkerung Lichtenaus bestand zu Beginn des 19. Jahrhunderts zur einen Hälfte aus Kleinbauern, zur anderen Hälfte aus Handwerkern, die aber in der Art von Kleinbauern sich die Nahrung aus dem eigenen Feld erarbeiteten. Mit einem Grundbesitz von weniger als einem Hektar bis fünf Hektar mussten die meisten mit zwei Fahrkühen den Ackerbau bewältigen. Da ist es nicht verwunderlich, dass für viele Bürger die Zuteilung des Bürgerloses der Aufstieg zur gesicherten wirtschaftlichen Existenz bedeutete. Deshalb erwarteten viele jüngere Bürger mit Sorge den Tag, an dem sie das ersehnte Los bekamen.

Der Bürgernutzen wurde nach den Regeln der Anciennität verteilt. Es bestand eine Bürgerliste, in die die Bürger mit abnehmendem Lebensalter eingetragen waren. Die Zuteilung der Lose begann mit dem ältesten Bürger



und schritt Mann um Mann zu den jüngeren fort, soweit die Zahl der Lose reichte. Die nachfolgenden Namen der Liste bezeichnete die Anwärter. Wenn der älteste Nutzer starb, übernahm der älteste Anwärter dessen Los. Als Beispiel sei der Vater des Verfassers genannt, der im Alter von rund 40 Jahren das Los des gerade verstorbenen Matthias Bertsch, Lindenplatz, übernahm.

Man kann sich leicht klarmachen, dass die Zuteilung im Mittel umso später erfolgte, je mehr Anwärter warteten und dass aus demselben Grund die Gesamtnutzungszeit kleiner wurde.

Man muss diesen Zuteilungsmodus kennen, um beurteilen zu können, was es bedeutete, wenn hier ein Eingriff erfolgt. Eben das geschah, als den israelitischen Mitbürgern der Bürgernutzen zuerkannt wurde. Bei 16 zusätzlichen Anwärtern erhielt der, der auf den nächsten Sterbefall rechnete, das Los nicht. Sondern alle Anwärter mussten mit einer mehrjährigen Zeitverschiebung rechnen. Es muss deshalb damals (1828?), als sich die Zahl der Anwärter sprunghaft erhöhte, eine ziemliche Unruhe unter den Jungbürgern geherrscht haben. Durch diesen Eingriff in den Bürgernutzen änderte sich auch der Charakter dieser Einrichtung. Bei seiner Einführung setzte er eine rein bäuerlich tätige Gemeinde voraus. Er vereinigte Arbeitsplatz und Produktion. Jetzt änderte sich sein Charakter hin zu einer reinen Rendite, deren Spur möglicherweise nur noch aus einem Eintrag im Notizbuch bestand.

Die Forderung nach gleichem Recht für alle Staatsbürger war zur Realisierung überreif und konnte nicht weiter unterdrückt oder hinausgeschoben werden. Nur dachte niemand an die Lichtenauer Jungbürger, die die wirtschaftlichen Nachteile dieser Reform zu tragen hatten. Einen Lastenausgleich aus der öffentlichen Kasse konnte sich der Staat nicht leisten. Dieser lebte selbst von der Hand in den Mund und verkaufte in jener Zeit wertvolles Staatsvermögen (Wald!), um über die Runde zu kommen.

Es ist deshalb kein Wunder, wenn, durch die Offenburger Volksversammlung im März 1848 angeregt, dieses Problem unter den Lichtenauer Bürgern wieder virulent wurde. Diese fühlten sich in ihrem politischen Bewusstsein gestärkt und glaubten sich berechtigt, die Neuregelung des Bürgernutzens zu beseitigen, die in ihren Augen ein Unrecht war.

Wie sich die Geschehnisabfolge gestaltete, ergibt sich am Besten aus dem Protokoll, das die beiden Synagogenräte Simon Roos I. und Simon Roos II. am 25. Oktober 1849 beim Bezirksamt abgaben.

Protokoll:

*„Am Tage nach der Offenburger Versammlung wurde ich zum Bezirksamt gerufen und mir gesagt, daß ich als Vorsteher sehen soll, wie ich mit meiner Gemeinde durchkomme ... Daß ich die Gunst der Bürger durch eine*



*Schenkung an die Armen zu erwerben suchen soll und mich mit ihnen auf guten Fuß stellen soll, da amtlicher Schutz und Hilfe zu jener Zeit nicht vollständig oder nicht gehörig gewährt werden könnte. Als ich nach Hause kam, war unter den Bürgern die Ansicht im Gange, daß die Juden den Bürgernutzen abgeben sollten. Bürgermeister Stengel riet uns selber, auf den Bürgernutzen zu verzichten, weil es uns sonst ergehe, wie es den Juden in Grötzingen und Bühl ergangen ist.*

*Da uns Mißhandlungen in Aussicht gestellt worden sind, wie solche unsere Glaubensgenossen in anderen Gemeinden ertragen müssen und da uns ferner in Abwesenheit des Bürgermeisters der Gemeinderat auf das Rathaus kommen ließ, ... so blieb uns nichts anderes übrig, als dem drohenden Verlangen der Bürger nachzugeben und die Urkunde (mit dem Vertrag vom 7. 4. 1848) auszustellen.*

*In diesem Vertrag verzichteten wir nicht nur auf den Bürgernutzen, sondern auch auf das Stimmrecht bei Gemeindewahlen, welches das Gesetz nicht gestattet und die Regierung nicht annehmen kann.*

*Es wurde ferner ein Vertrag von unserer Seite unterzeichnet, in welchem der Wahrheit gemäß beurkundet wurde, daß wir gezwungener Weise auf den Bürgernutzen verzichteten und wir uns unser Stimmrecht als Bürger vorbehalten würden. Allein als der Bürgermeister mit diesem Vertrag auf dem Rathaus erschien, wurde er beinah die Treppe hinuntergeworfen. Der Vertrag mußte vernichtet werden. Danach wurde uns tatsächlich unser Bürgerrecht entzogen und wir wurden in der Gemeinde gleichsam für vogelfrei erklärt.“*

Da entsprechende Urkunden aus dem Gemeindearchiv fehlen, haben wir als andere Quelle über das Geschehen in Lichtenau während der Revolution nur das Buch von Ludwig Lauppe (dem noch ein vollständigeres Gemeindearchiv zur Verfügung stand). Lauppe weiß nichts von Unruhen im Frühjahr 1848. Dagegen gibt er an, dass während des Struve-Putsches im Herbst 1848 einigen Juden in Lichtenau die Fensterscheiben eingeworfen wurden.<sup>10</sup>

Wie die beiden Synagogenräte Simon Roos berichteten, wurden die israelitischen Bürger durch massiven Druck veranlasst, am 7. 4. 1848 einen Vertrag zu unterschreiben, in dem sie auf den Bürgernutzen verzichteten. Darin verpflichtete sich die Gemeinde, den verzichtenden israelitischen Bürgern alle Auslagen zu ersetzen, die ihnen als Nutzer entstanden waren. Es gehörte deshalb zum Vertrag eine Liste, die 16 israelitische Bürger<sup>11</sup> enthielt, mit der jeweiligen Geldsumme, die dem betreffenden rückerstattet werden sollte. In der Summe handelte es sich dabei um einen Betrag von 981 Gulden 30 Kreuzer. Da die Gemeinde Lichtenau im Augenblick nicht über Bargeld verfügte, nahm sie sich vor, die genannte Summe als Darlehen aufzunehmen. Von den aufgeführten zwei Vertragsentwürfen wurde

der eine, der den Protest gegen den Verzicht enthielt, vernichtet. Die Unterschriften waren, soweit sie vollzogen waren, dieselben.

In einer Gemeindeversammlung entschieden sich 111 Lichtenauer Bürger für den Vertrag vom 7. 4. 1848, drei stimmten dagegen. Das Votum war eindeutig, wie überhaupt damals der Wille zur politischen Geschlossenheit groß war.

Da die Lichtenauer Gemeinde den Ablösebetrag von 981,5 Gulden noch nicht bezahlt hatte, wandte sich die israelitische Gemeinde am 13. Dez. 1848 an das Bezirksamt Rheinbischofsheim und beklagte den Schwebezustand in der Rechtslage. Entweder soll die Gemeinde im Sinne des Vertrags ihnen ihre Auslagen ersetzen und dafür Schutz des Eigentums und der Person garantieren oder ihnen ihr wohl erworbenes Recht wieder einräumen.

In ihrer Unfähigkeit, den Ablösebetrag aufzubringen, versuchten der Gemeinderat und der Bürgerausschuss, diesen Betrag herunterzusetzen, allerdings ohne Erfolg.

Am 18. April 1849, also ungefähr ein Jahr nach der Ausfertigung des Vertrags über den Verzicht, beschloss der Gemeinderat abermals, den Ablösebetrag (981,5 fl.) an die israelitischen Bürger zu bezahlen. Man wolle zu diesem Zweck Geld aufnehmen. Für die Gelder allerdings, die die Kreiskasse von den Israeliten erhalten habe, könne man nicht aufkommen.

Die Verschleppung der Darlehensfrage, die nun schon ein Jahr andauerte, könnte zwei Ursachen gehabt haben:

1. Der juristisch versierte Bürgermeister Stengel war sich über die rechtliche Fragwürdigkeit des ganzen Vertrags im Klaren und engagierte sich deshalb nur mit halber Kraft.
2. Die israelitischen Bürger Lichtenaus hatten gute Beziehungen zum Bankgewerbe und wirkten dort in ihrem Interesse.

Der Gemeinderat seinerseits nimmt auch nochmals zur Rechtmäßigkeit des Vertrags Stellung und meinte: *„Man könne nicht dem Ausspruch der Israeliten vom erzwungenen Vertrag beistimmen, in dem wir nichts davon wissen, daß der Bürgernutzen ihnen abgedrungen wurde. Wir sind im Gegenteil überzeugt, daß die Abtretungspropositionen von ihrer Seite zuerst gemacht wurden.“*

Am 3. Mai 1849, in einer Atmosphäre, die zur Entscheidung drängte, gaben die Synagogenräte eine nicht mit ihrer Gemeinde abgesprochene Erklärung ab, dass sie endlich wissen wollten, ob

1. der Verzichtvertrag mit Einschluss der Geldentschädigung oder
2. die Ungültigkeitserklärung des Verzichts erwünscht sei.

Das war ein Versuchsballon, der zu einer Entscheidung drängen wollte.

Noch im Herbst (am 30. 9. 1849) desselben Jahres drängte der Gemeinderat (Stengel, Schneider, Billing, Lauppe) das Bezirksamt, es möge entscheiden, da die Bürgeräcker angesät werden müssten.

#### *Die Klärung der Rechtssituation nach dem Zusammenbruch der Revolution*

Doch nach dem Zusammenbruch der Revolution und der Rückkehr des Großherzogs im August 1849 war eine ganz andere politische Situation gegeben. Die neue Regierung wirkte im Sinne der Wiederherstellung der vorrevolutionären Verhältnisse.

Was zu erwarten war, trat ein: Der Lichtenauer Synagogenrat erhob gegen den Lichtenauer Gemeinderat Beschwerde wegen der erzwungenen Abtretung des Bürgernutzens. In der Beschwerde wurden die ganzen Geschehnisse, die zur Abfassung des Verzichtvertrags geführt hatten, geschildert und deutlich gemacht, dass der Vertrag nur unter politischem Druck abgeschlossen wurde, um die Garantie der Sicherheit des Eigentums und der Unverletzlichkeit der Person zu retten. Der Vertrag vom 7. 4. 1848 sei erzwungen worden und soll für ungültig erklärt werden.

Das Bezirksamt nahm den Bericht der Synagogenräte Simon Roos I. und Simon Roos II. als Verhandlungsgrundlage und stellte fest: „*dass die eingeschüchterten Mitglieder der Judengemeinde vor dem Ungestüm des andrängenden Teils der Bürger, die in Vollversammlungen ihr Heil versuchten und in der Unterdrückung ihrer Mitmenschen ihre Freiheit fanden, als auf Unkosten derselben ihre Vermögensverhältnisse zu verbessern und zu diesem Zweck physisch und moralisch gezwungen wurden. Beweise dafür seien Mißhandlungen und Exzesse, welche damals von rohen Menschen auch in Lichtenau verübt wurden. Der Bürgernutzen ist ein Teil des Bürgerrechts und das ist ein Grundrecht, auf das man nicht verzichten kann. Ein solcher Verzicht ist nicht rechtsgültig. Die Juden haben ein Recht auf Schutz. Sie brauchen ihn nicht durch Verzicht erkaufen.*“

Deshalb erkennt das Bezirksamt, „*daß der Vertrag der Judengemeinde vom 7. 4. 1848 als gesetzwidrig aufgehoben wird.*“

Schon am 30. Sept. 1849 hatte der Gemeinderat eine Aufforderung der israelitischen Gemeinde, „sich gütlich zu einigen“, mit Hinhaltetaktik beantwortet: Er befürchte den Zorn der Bürger, wenn er auf die Abtretung des Bürgernutzens durch die Israeliten verzichte. Er hielt immer noch an der Freiwilligkeitsthese fest.

Die Lichtenauer Bürger hatten noch einen Grund, mit der Regelung des Bürgernutzens unzufrieden zu sein. Es gab nämlich in Baden in Bezug auf diese Frage zweierlei Recht. Die einen Gemeinden hatten (wahrscheinlich schon seit 1828) die israelischen Mitbürger als Teilhaber am Bürgernutzen.



In den anderen Gemeinden bestand diese Teilhaberschaft nicht. Erst im Jahre 1872, also 44 Jahre später, waren sie durch Gesetz verpflichtet, auch den Israeliten den Bürgernutzen zu gewähren. Die Rechtsgrundlage dafür war der § 4 des Gesetzes vom 4. Okt. 1862: *„Bis zum 1. Januar 1872 hängt es vom Ermessen der Gemeinden ab, ob und unter welchen Voraussetzungen sie den Israeliten den Bürgergenuß, soweit diese nicht schon jetzt Anteil haben, zukommen lassen wollen.“*

Der Gemeinderat wünschte, sich aus dieser Sache heraushalten zu können. Das Bezirksamt möge in dieser Angelegenheit entscheiden. Der Gemeinderat sah die Niederlage auf sich zukommen und versuchte vergebens, ihr auszuweichen. Wie oben berichtet, hat das Amt dann auch entschieden.

Am 21. Nov. 1849 wurde in einer Gemeindeversammlung in Lichtenau der oben genannte Bericht mit der Entscheidung des Bezirksamtes vorgelesen und abgestimmt, ob die Gemeinde gegen diesen amtlichen Entscheid in die Revision gehen wolle. Da nur 26 Bürger für eine Revision, 160 dagegen waren, war die Verzichtserklärung vom 7. 4. 1848 annulliert. *„Danach wird der Gemeinderat den amtlichen Bescheid in Vollzug setzen und die hiesigen Israeliten wieder in ihre Rechte einsetzen.“*

Damit war ein heikles Kapitel der Lichtenauer Ortsgeschichte abgeschlossen. Wegen der Rolle des Bürgermeisters Stengel als einer Schlüsselfigur der Vorgänge seien noch einige Überlegungen zu dessen Person angestellt. Bürgermeister Stengel war ein Mann mit ganz ausgeprägtem eigenen Willen. Vor seiner Amtszeit (1838–49) war er einige Zeit in den USA gewesen und hatte sich dort eine gewisse Weltgewandtheit angeeignet. Wahrscheinlich war er sich bei der ganzen Verzichtsaffäre über die juristische Fragwürdigkeit der Sache im Klaren. Durch geschicktes Lavieren verstand er es, seine Führungsrolle beizubehalten und trotzdem einer Entscheidung auszuweichen. Da er noch 1849 wegen seiner republikanischen Ansichten sein Amt verlassen musste, wanderte er einige Jahre später resigniert zum zweiten Mal in die USA aus, wo er auch starb.<sup>10</sup>

So sind die Lichtenauer Bürger, die ein Stück „der guten, alten Zeit“ wieder restaurieren wollten, an der Restauration gescheitert, während ihre israelitischen Mitbürger ihren bedrohten Glauben an die Gerechtigkeit wieder gewannen.

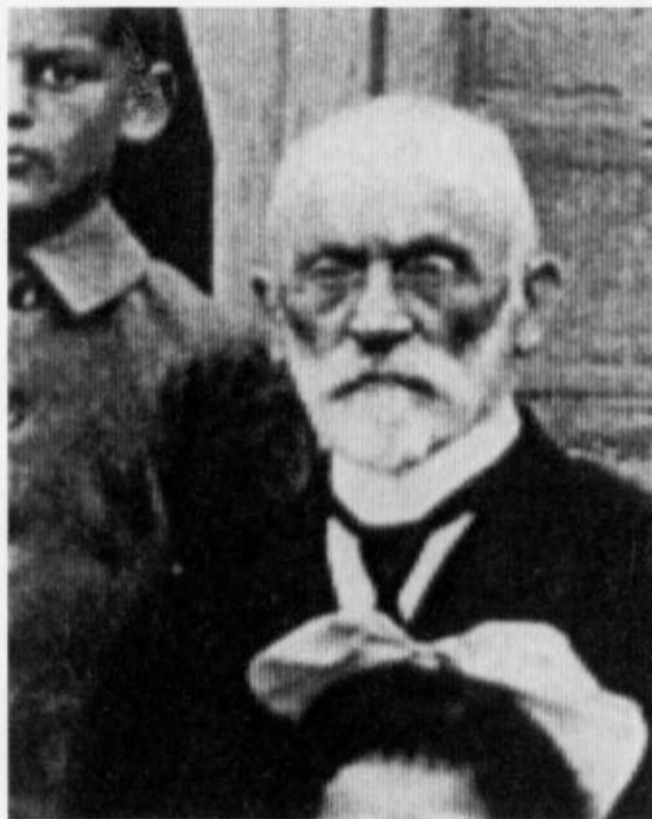
### *Hauptlehrer Lazarus Lehmann*

Über das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts lässt sich nach der Aktenlage über die israelitische Gemeinde in Lichtenau nichts mehr berichten. Aber nach der Familienüberlieferung und dem persönlichen Erleben des Verfassers lebte in dieser Zeit in Lichtenau ein Mann von so bemerkenswertem Format, dass hier über ihn berichtet werden soll. Es war der Hauptlehrer und Vorsänger der israelitischen Gemeinde Lazarus Lehmann. Geboren



*Brustbild von Lazarus Lehmann, aufgenommen 1919. Teil eines Klassenbildes (siehe: „Heimatgruß 2001“ des Heimatvereins Lichtenau).*

*In der linken oberen Ecke ist Wilhelm Fischer zu sehen. Er ist 1942 in Russland gefallen. Am unteren Rand: Haaransatz mit Schleife von Berta Roos*



wurde er in Wenkheim (Amt Tauberbischofsheim) am 18.1.1841. Vielleicht schon in den 1860er Jahren, sicher aber im nächsten Jahrzehnt kam er nach Lichtenau. Noch in den 1870er Jahren hatte der Vater des Verfassers (geboren 1868) ihn als Lehrer an der Volksschule. Er soll aber nach der Aussage besagten Vaters schon vorher in Lichtenau als Religionslehrer der israelitischen Schüler tätig gewesen sein. Sicher ist ihm dann durch das Simultanschulgesetz (Gesetz vom 18. Sept. 1876) die Übernahme in den badischen Schuldienst ermöglicht worden. Der Vater des Verfassers hatte von seiner Tätigkeit als Lehrer nur Gutes zu berichten. So verging ein Jahrzehnt um das andere.

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs beendete eine lange Friedenszeit. Die jungen Lehrer wurden an die Front gerufen und mussten ihre Schule verlassen. Da waren viele Klassen ohne ihren Lehrer. In ihrer Not appellierte die Unterrichtsbehörde an die pensionierten Lehrer, sie möchten, wenn es ihr Zustand gestatte, die Lehrtätigkeit wieder aufnehmen. Es war ein Zeichen außergewöhnlichen Pflichtbewusstseins, dass Lazarus Lehmann diesem Notruf folgte und seine Tätigkeit an der Lichtenauer Volksschule wieder aufnahm. So hatte ihn der Verfasser im Schuljahr 1917–18 in der ersten Klasse und im Schuljahr 1919–20 in der ersten Hälfte der dritten Klasse als Klassenlehrer. Im Jahre 1919 entstand auch das Klassenbild, auf dem der weißbärtige Lehrer zu sehen ist. Es war eine bewundernswerte Leistung dieses Mannes mit 78(!) Jahren 25 Drittklässler bei

der Stange zu halten und ihnen noch solides Wissen und Können zu vermitteln.

Er führte uns mit großväterlicher Güte und Strenge. Nie hatte er zu Zuchtmitteln (Tatzen!) greifen müssen, so selbstverständlich leitete er uns mit seiner Autorität. Irgendwelche Gemütsbewegungen wie Lachen oder Zorn waren ihm fremd. Das ruhige Verhalten der Klasse war ein Teil seiner Ruhe.

Man kann sich denken, dass ein Mann von diesem Format, der in der israelitischen Gemeinde über ein halbes Jahrhundert den Gottesdienst leitete und die Kinder in Religion unterrichtete, diese Gemeinde nachhaltig geprägt hat.

Seine Person und seine berufliche Lebensleistung sollten Anlass sein, sein Andenken in hohen Ehren zu halten.

Er starb am 30. September 1926 im Alter von 85 Jahren. Der Verfasser war Zeuge der religiösen Trauerfeier im Hofe vor der Wohnung (Hauptstraße 35a) des Verstorbenen.

#### *Anmerkungen*

- 1 Lauppe, Ludwig: Burg, Stadt und Gericht Lichtenau, 2. Aufl. Herausgegeben von Lisbeth Lauppe, Wilhelm Lauppe und Ludwig Uibel, Konkordia Bühl 1998, 187 ff.
- 2 Großherzoglich badisches Staats- und Regierungsblatt 1828, 71
- 3 Großherzoglich badisches Staats- und Regierungsblatt vom 23. April 1832, 117–132
- 4 Großherzoglich badisches Regierungsblatt, vom 7. Oktober 1862, 450–452
- 5 Staatsarchiv Freiburg (= STAF) B 713/8/905 + 910
- 6 STAF B 713/8/908
- 7 STAF B 713/8/909
- 8 Uibel, Ludwig: In: Die Ortenau 78 (1998), 429
- 9 STAF 713/8/899
- 10 Lauppe, Ludwig: a.a.O., 531
- 11 Liste der 16 israelischen Bürger, die Anteil am Bürgernutzen hatten: 1. Roos, Elias; 2. Kahn, Löb Maier; 3. Roos, Isaak; 4. Roos, Löb; 5. Roos, Herz; 6. Kahn, Lippmann; 7. Roos, Isaak, 8. Kahn, Isaak, 9. Kaufmann, Herz, 10. Kaufmann, Michel, 11. Kaufmann, Samuel; 12. Vogel, Lazarus; 13. Kaufmann II., Simon; 14. Kahn, Baruch; 15. Kaufmann, Seligmann; 16. Kaufmann I, Simon.

## Der Offenburger Künstler Oscar Haberer (1867 – 1932): „Prototyp des Besten, das in der jüdischen Seele lebt ...“<sup>1</sup>

*Martin Ruch*

„Im Jahr 1867, 16. Februar, früh halb ein Uhr wurde dahier ein Kind männlichen Geschlechts geboren, welches den Namen Oscar erhielt. Seine Eltern sind der hiesige Kaufmann Josua Haberer, Bürger von Friesenheim und seine Ehefrau Rosa, geborene Löwe von Gundelsheim, beide mosaischer Religion. Zeugen sind der hiesige israelische Religionslehrer Simon Stern, Bürger von Siegelsbach, Amt Sinzheim, und der hiesige Handelsmann Bernhard Bodenheimer, Bürger von Diersburg.

Offenburg, den 27. Februar

Karl Bähr, Pfarrer“<sup>2</sup>

So lautete der Geburtseintrag von Oscar Haberer im Standesbuch der Israelitischen Religionsgemeinschaft Offenburg. Vor der Einführung der staatlichen Eintragung erfolgten diese Einträge im Kirchenbuch der Evangelischen Kirchengemeinde Offenburg, und dort im Pfarrbüro in der Okenstraße wird deshalb auch Oscars Geburtsurkunde heute noch aufbewahrt.

Sein Vater war Josua Haberer, Lederhändler, der aus einer der jüdischen Landgemeinden, Friesenheim, nach Offenburg gezogen war, als man dort ab 1862 bürgerliche Freiheit auch den Juden zugestand. Es waren drei Brüder, die sich hier in der Hauptstraße am Stadtbuckel als „Gebrüder Haberer“ niederließen, und von denen Adolf Geck meinte: „Die drei Brüder Julius, Karl (Josua) und Wilhelm waren Kaufleute...“<sup>3</sup>

Vater Josua endigte seine irdische Existenz 1903 in Offenburg und liegt deshalb auf dem Jüdischen Friedhof begraben. Sein Grabstein meldet heute noch auf hebräisch:

„Ischai Sohn von Benjamin, ein weiser, gerechter Mann von tadellosem Wandel, erfolgreich in seiner Mühe, tätig im Großhandel, erzog die Kinder seines Hauses zu Rechtschaffenheit, erntete die Früchte seiner Wohltätigkeit; möge er im Gan Eden seine Ruhe finden, gest. Sonntag 4 Cheschvan 5664.“ Darunter auf Deutsch: „Hier ruht Josua Haberer, geb. 3. April 1836, gest. 25. Okt. 1903.“<sup>4</sup>



*Abb. 1*  
*Oscar Haberer 1927*  
*Foto: Ruch*

Über Kindheit und Jugend, über die Ausbildung zum Künstler und den beruflichen Werdegang des jungen Oscar Haberer besitzen wir ein einzigartiges autobiographisches und handschriftliches Zeugnis von ihm selbst. Als er sich nämlich als betagter Mann bei Adolf Geck 1927 für dessen Glückwünsche zum 60. Geburtstag bedankte, wurde er ausführlich und gesprächig, was ansonsten nicht seine Art gewesen sein soll, wie aus den Nachrufen zu seinem Tod 1932 hervorgehen wird (s.u.):

„Hochgeehrte Familie Adolf Geck! Vor allem spreche ich Ihnen meinen herzlichen Dank aus, für die großartige Ehrung, die Sie mir in Ihrem hochgeschätzten Blatte<sup>5</sup> gewidmet haben. Am liebsten hätte ich Sie hier im Kreise unserer Familie gesehen, um Ihnen persönlich so von Herzen zu danken. Sie wissen, wir Offenburger können uns, wenn wir reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist, viel besser verstehen. Zunächst möchte ich darauf hinweisen, wie eng verknüpft wir Haberers mit der Familie Geck sind durch alte Freundschaft, die sich, wenn sie, wie die, echt ist, nie so deutlich nach außen kund gibt. Mein sel. Vater hat mir oft erzählt vom Wurster Geck, der, wie ich glaube, nach Karlsruhe verzog. Ich selbst erinnere mich noch an seinen Laden in der Steinstrasse. Auch er hat so einen echten Mutterwitz gehabt, so erzählte mir mein Vater, dass er einmal im Laden saß und hatte sich ganz auffallend dick seinen Fuß verbunden. Jeder der in den Laden trat fragte den Wurstergeck, was er eigentlich am Fuß hätte? Da antwortete er: Die vorige Woche hätte er die Würste so groß ge-



macht, und da sei ihm eine auf den Fuß gefallen! Das ganze war natürlich eine Scherzreklame für die Kunden. Mein Onkel, Karl Haberer, Ritterstr., hat seinen Adolf sehr verehrt. Ebenso mein Bruder Emanuel, der oft im Zähringer Hof mit ihm zusammentraf. Ich selbst bin mit Oskar Geck auf einer Schulbank gesessen., d.h. nicht auf derselben Bank, sondern mehr hinten. Der Oscar war fast immer der Erste in der Klasse, und ich war es – wenn man von hinten zählte. Als Gesellschafter war Alfred Geck am zugänglichsten. Mit ihm konnte ich mich öfter über die Kunst unterhalten. Meine Lehrlingszeit von etwa 14 Tagen hatte ich in der Firma Geck und Vittali durchgemacht und dort das Glasbürsten bis zum Nasenbluten erlernt. Mein Vater holte mich weg aus Gesundheitsrücksichten und weil mir doch das Atelier, das Zeichnen und Malen verschlossen war. Herr Hansert war dort der Meister und Roth aus Schutterwald für die Ätzung ein sehr tüchtiger Pinselzeichner. Der Werkführer war aus Zell-Weierbach, der sagte als: Ja, wenn ich jetzt nit anfang, dann wur i nit fertig! Karl Geck hatte die Muselinsache unter sich. Ich hörte ihn selten sprechen, er arbeitete. Ich kam dann zu meinem Zeichenlehrer Netzer, bei dem ich es so weit brachte, dass ich den ganzen Schulbetrieb damals mit leiten durfte. Er gab mir die Schlüssel und half mit beim Unterricht durch Korrektur etc. Eines Tages bei der Prüfung kam der Herr Bürgermeister Volk und Herr Stadtdirektor Baader und übergaben mir einen Preis für meine Leistungen. Bei dieser Prüfung in der Gewerbeschule hatte ich das Glück, im Rechnen nicht drangekommen zu sein, sonst hätte ich wahrscheinlich keine Prämie erhalten. Von Offenburg ging ich dann gut gesattelt nach Karlsruhe, ich musste aber, da ich das Alter noch nicht hatte, ich war ja erst 15 Jahre alt, wieder mit meinem Vater heim, was mich damals sehr bedrückte. Der damalige Direktor hieß Gagel. Ich blieb dann der Famulus meiner hochverehrten ersten Lehrer Nahm, dem ich heute noch es danken muß, dass meine Eltern mich den Weg zur Kunst betreten ließen. Aber erst Sorge für Dein Brot, sagte er wie auch mein Vater, und pflege das Kunsthandwerk. Wenn Du dann weiter kommst, so soll es mich freuen. Herr Rector Nahm war zu mir wie ein Vater zu seinem Kinde. Ein ganzes Jahr durfte bei ihm schalten und walten als Assistent und verdanke ihm meine erste Vorbildung. In Karlsruhe wurde ich dann als einer der besten Schüler der Anstalt bezeichnet und dort der Preisjäger genannt. Ich bekam jedes Mal bei den Preisaufgaben den Preis und zuletzt beim Abgang für die Gesamtleistung. Von da nach 3 Jahren ging ich dann nach München um im Figürlichen mich weiter auszubilden. Ich erzähle Ihnen das alles, weil Sie mir mitteilten, dass Ihnen Ihr Sohn Tell, der die Künstlerlaufbahn betreten hat, Sorgen macht. Ich weiß noch wie heute, als ich einmal von München kam, mein Vater mit Herrn Simmler<sup>6</sup> über mich sprach; ob es auch Zweck hätte so große Opfer zu bringen, ob er glaube, dass ich's erreiche. Da sagte Herr Simmler, ‚das kann man nicht wissen!‘ Es war meines Erachtens die richtige Antwort.

Als ich mit meinem Akademiestudium, das ich vielfach im Kaffeehaus betrieb, fertig war, da fasste ich den Entschluß, als Zeichner in eine Kunstschlosserei einzutreten und kam mit blanker Tasche zu Reinhold Kirsch in München. Ich wurde fest engagiert und bezog mein Monatsgehalt. Ich war dort gut untergebracht und blieb mir außer meiner Verpflegung so viel übrig, dass geordnet und gut leben konnte. Mit meinem ersten selbstverdienten Geld auch als Schüler der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe hatte ich mich sehr gefreut und ich wusste meinen Eltern die großen Opfer, die sie für mich brachten zu erleichtern. Denn wir waren 5 Brüder und 9 (?) Schwestern. Es würde zu weit führen, wollte ich auch nur annähernd schildern, wie sich so ein Künstlerleben gestaltet. Das Ganze ist eben eine Entwicklung und hängt vieles vom Zufall ab, wie Kunst und Leben sich vereinen. Aber auf eines möchte ich mir erlauben hinzuweisen, dass auch das scheinbare Nichtstun keine Faulheit ist. Denn ohne Bleistift und Pinsel arbeitet man oft und leistet an unsichtbarer Arbeit, die im Schädel vorgeht, oft mehr, als mit Pinsel und Leinwand. Sowie das Weglassen in der Kunst so wichtig ist als das Hinzufügen. Jedes Individuum ist eine in sich abgeschlossene Welt, in die kein Anderer reinsehen kann!

Meine Ausstellung<sup>7</sup> wurde in Anwesenheit des Badischen Gesandten und anderen hohen Persönlichkeiten der Kunst und Wissenschaft eröffnet vom Vorstand des Vereins der Badener, die auch in erheblicher Anzahl vertreten waren. Betreffend des Artikels im Alt Offeburger sei erwähnt, resp. des I. Briefes, dass ich und auch – außer meiner ältesten Schwester Frieda – alle in Offenburg geboren sind. Frieda in Friesenheim.

Ich ersuche Sie um Zusendung von circa 10 Ex. Ihres Blattes gegen Rechnung und bitte, mir die Zeitung als Abonnent regelmäßig zuzusenden. Mit nochmals innigstem Dank, Ihr ergebener Oscar Haberer.

*(Eintrag zwischen den Blättern:)*

Ich habe unseren Volksmann Herr Adolf Geck selbstverständlich auch gut gekannt, aber sein ernster Blick hat mir nicht den Mut gegeben, ihn mal anzusprechen. Es ging mir wie in München mit Dr. Georg Hirth, derselbe hatte an seinem Haustor ein groß gedrucktes Plakat, da stand: Auch Sie werden höflich gebeten, die Türe zuzumachen! Und das hatte mich abgeschreckt einzutreten.“<sup>8</sup>

Den Tipp mit dem 60. Geburtstag scheint Oscar Haberers Frau Ilse nach Offenburg gegeben zu haben, wie nämlich aus ihrem Brief hervorgeht:

„Berlin, 25.1.1927

An die Redaktion D'r alt Offeburger

Mein Mann, der Kunstmaler Oscar Haberer, ein Offenburger Kind, wird am 16. Februar 60 Jahre. Um einen Überblick über das Lebenswerk mei-

nes Mannes zu geben, zeigt die Berliner Galerie Casper ab 20. Febr. die z.Zt. verfügbaren, sowie die zum Teil aus städtischen und Privatbesitz stammenden Ölgemälde und Intarsien, von denen verschiedene im Amsterdamer Museum und in dem Museum in Harlem lebhaftes Aufsehen erregt haben. Falls Sie aus diesem Anlaß einiges über meinen Mann bringen wollen, so stelle ich Ihnen seinen Lebenslauf von H. E. Busse aus der Neuen Badischen Landeszeitung zur Verfügung, aus dem Sie alles nähere ersehen. Für Zusendung eines Belegexemplars wäre ich Ihnen sehr dankbar. Mit vorz. Hochachtung Frau Ilse Haberer, Berlin-Wilm., Güntzelstr. 23 II Portal 1“

Haberer hatte in seiner bescheidenen Art im Brief an Geck darauf verzichtet, seine Lebensstationen und künstlerischen Erfolge im Einzelnen aufzuführen. Es muss also nachgeholt werden, soweit es noch zu recherchieren ist, damit die Biographie vervollständigt wird für zukünftige Lexika-Artikel.

Um 1910 lebte Haberer noch in Amsterdam. Im selben Jahr erhielt er auf der Weltausstellung in Brüssel als einziger Deutscher eine große Goldene Medaille. Und in einer angesehenen Zeitschrift erschien ein lobender Beitrag über ihn:

„Haberer zog es vor, als freier Künstler seinem Schaffensdrang seinen Lauf zu lassen. Er besuchte Wien, Frankfurt a.M., Berlin und Straßburg und rang sich mühsam mit Entwürfen für alle möglichen Industrien durch. Drei Jahre hat er dann für eine Porzellanfabrik gezeichnet, um endlich nach Holland wandern zu können, wo er sich seiner neuen Kunstrichtung, der Intarsia, widmete.“<sup>9</sup>

Dann muss er aber, und zwar noch vor dem Ersten Weltkrieg, nach Berlin gezogen sein, denn im Einwohnerbuch von Wilmersdorf des Jahres 1914 steht: „Haberer, Oscar, Kunstmaler und Zeichner für Kunstgewerbe, W 15, Pariser Str. 52 I, Atelier W 30 Neue Winterfeldtstr. 7 IV“. Und nach dem Krieg, 1919, hat Haberer jene Wohnung bezogen, in der er dann 1932 die Augen für immer schließen wird: „Haberer, Oscar, Kunstmaler und Lehrer, Wilmersdorf, Güntzelstr. 23 2. Port. I, Atelier W 30 Neue Winterfeldtstr. 7 IV“. 1924 wird er im Straßenteil auch als Mieter mit Telefon genannt (von den 18 Mietparteien besitzen 5 ein Telefon).<sup>10</sup>

1922 erschien wieder ein Bericht über ihn: „Ein jüdischer Künstler. Oscar Haberer ist am 16.2.1867 in Offenburg (Baden) geboren. (...) In Metz entstand auch sein Gemälde ‚Moses‘, das die dortige Bne Briß-Loge angekauft hat. Später war Oscar Haberer als künstlerischer Leiter und Berater in der Schwarzwaldgegend tätig und viele der beliebten und geschmackvollen Schwarzwaldmajoliken entstammen der schöpferischen Hand des Künstlers. In Holland wurden seine Werke in verschiedenen



Museen zu wiederholten Malen ausgestellt. Zwei Wandgemälde mit figürlichen allegorischen Darstellungen schmückten den Festsaal des Logenhauses der Bne Briß in Berlin. Während der Kriegsjahre übte Haberer als Zeichenlehrer in städtischen Schulen der Reichshauptstadt eine umfassende Tätigkeit aus. Nun widmet er sich wieder der freien Malerei, seiner ursprünglichen Kunst. Kürzlich erwarb die Stadt Berlin-Wilmersdorf, sein jetziger Wohnsitz, gelegentlich einer dort veranstalteten Ausstellung, ein Werk von ihm. Zurzeit arbeitet der Künstler in seiner Heimat, im badischen Schwarzwald, ganz in dem Geiste, in dem er selbst in Karlsruhe groß geworden, der, von Hans Thoma ausgehend, das spezifisch Deutsche der Landschaft, die innige, bis in die Einfalt des Gefühls untertauchende Formensprache zum Ausdruck bringt.“<sup>11</sup>

Und 1926: „Der jüdische Maler Oscar Haberer. Gibt es wirklich eine speziell-jüdische bildende Kunst? Wenn auf eindeutige Beantwortung dieser Frage gedrungen wird, muß man verneinen! (...) Aber trotz allem bringen die großen jüdischen Künstler noch eine besondere jüdische Nuance in den Ausdruck ihrer heimatlichen Kunst. (...) Ganz besonders liebenswerte, tiefe und schöne Züge jüdischen Wesens sind in der Kunst Oscar Haberers vereint. Dieser Maler ist einer von den stillen im Lande, einer von denen, die jedwedes Reklamegetrommel und sich-in-der-Öffentlichkeit-zur-Schau stellen aufs tiefste hassen, die nur durch schlichte Innerlichkeit werben.

Die Juden sind merkwürdigerweise seit je Extremlinge. Extrem im Bösen wie im Guten. Haberer ist Prototyp des Besten, das in der jüdischen Seele lebt. (...) Nicht nur das deutsche Judentum hat allen Anlaß, auf diesen Künstler stolz zu sein!“<sup>12</sup>

Dass Haberer in seinen letzten Lebensjahren nicht nur „Jüdisches“ zeichnete, sondern auch im Kunsthandwerk darstellte, geht aus einer kurzen Notiz hervor: „Von Haberer mit Intarsien verzierte jüdische Kultusgegenstände sind vielfach in Privatbesitz.“<sup>13</sup>

Auch in seiner Heimat Offenburg registrierte man die beruflichen Erfolge des angesehenen Künstlers sehr genau: „Wie das Berliner Tagblatt mitteilt, erwarb soeben die Deputation für Kunst und Bildungswesen der Stadt Berlin ein Oelgemälde „Schwarzer See bei Buckow“ von Oscar Haberer. Unser Landsmann, den wir hiermit beglückwünschen, hat für diesen Sommer einen Besuch seiner Familie im Heimatlande in Aussicht gestellt. Da der zünftige Sommer fällig ist, würde jetzt eine Flucht aus der Berliner Luft in den Schwarzwald die richtige Zeit sein.“<sup>14</sup>

Auch der Gemeinderat seiner Heimatstadt sah damals Anlass für eine Erwähnung des angesehenen Künstlers in den Ratsprotokollen:

„60. Geburtstag des Malers Oscar Haberer. Kenntnissnahme von Glückwunsch und Dankschreiben. Kunstmaler Oscar Haberer in Berlin hat der



Stadtverwaltung ein von ihm gefertigtes Intarsien-Bild als Geschenk übermittelt mit der Zweckbestimmung, es entweder im Museum oder einem anderen städtischen Gebäude aufzustellen. Er will damit seine Dankbarkeit seiner Vaterstadt gegenüber zum Ausdruck bringen. StRat nimmt dankend an und spendet 10 Flaschen Wein.“<sup>15</sup>

Adolf Geck meldete:

„Drei seiner Ortenauer Berglandschaften liegen in fotografischer Wiedergabe vor uns: Frühlingsstimmung im Renchtal, ein Tagelöhnerhaus am Ramsbach und die Sulzbachlandschaft, der Aufstieg von Hubacker zur Allerheiligen-Höhe. Sie zeigen die Liebe zu den herrlichen Heimatbergen, darin der junge Oscar seine Kunstempfindung förderte.“<sup>16</sup>

Ruhm und Ehre wurden Haberer zu seinem Jubelfest von allen Seiten zu Teil. Eine kleine Auswahl:

„Der bekannte deutsch-jüdische Maler Oscar Haberer vollendet in den nächsten Tagen sein 60. Lebensjahr. Haberer, ein geborener Badenser, übte in der letzten Zeit besonders die im Schwarzwald so häufige Technik der Intarsienkunst in Holz aus und hat z.B. schöne Thoraschränkchen in dieser Technik hergestellt.“<sup>17</sup>

Zu seinem Festtag wurde ihm auch eine Ausstellung in Berlin ausgerichtet: „Anlässlich des 60. Geburtstages des Malers Oscar Haberer wurde in der Berliner Galerie Casper in Anwesenheit des badischen Gesandten Honold und führender Persönlichkeiten der Kunst und der Wissenschaft eine Ausstellung seiner Werke eröffnet. Der Vorsitzende des badischen Kunstvereins, Reinhardt, würdigte in einer Ansprache die künstlerische Persönlichkeit Haberers.“<sup>18</sup>

Im Jahr darauf, 1927, war Haberer sogar in der „Großen Jüdischen Nationalbiographie. Ein Nachschlagewerk für das jüdische Volk und seine Freunde“ vertreten:

„Haberer, Oscar, Holzschnitzer, Intarsia-Techniker und Maler, geboren am 16. Februar 1867 in Offenburg, Baden, als Sohn eines Lederhändlers, besuchte die Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe und später die Malerakademie in München. Sein lebendiges Interesse für kunstgewerbliche Arbeiten und sein Geschick, Zeichnungen u. Entwürfe für alle möglichen Kunsthandwerke anzufertigen, machten den Direktor der Kunst-Gewerbeschule Hermann Hölz auf ihn aufmerksam. Er erhielt den Vorschlag die Assistentenstelle im Institut zu übernehmen, zog es jedoch vor, sich vielseitig weiter auszubilden, kam nach Wien, Frankfurt, Berlin und Straßburg, Frankreich, der Schweiz, zeichnete drei Jahre für eine Porzellanfabrik und wanderte schließlich nach Holland aus, wo er sich seiner speziellen Kunstrich-



Abb. 2



Abb. 3

tung, der Intarsia, widmete u. in Amsterdam acht Jahre verblieb. Die Holzintarsien H.'s sind Bilder, die durch Einlegen verschiedener Holzsorten gewonnen werden. Dieses Kunsthandwerk war schon im Altertum bekannt und wurde im siebzehnten Jahrhundert in Italien und Deutschland vielfach geübt. Später wurde diese Technik zur Dekoration von Möbeln, Tischplatten, Schränken und Truhen verwandt und erreichte in Frankreich zur Zeit des Rokoko ihre Blüte. Seither fast in Vergessenheit geraten, hat H. die Verwendung der Intarsia in den letzten Jahren wiederaufgenommen und für diese Technik d. Holzschneidekunst ganz neue Ausdrucksweisen gefunden. Er verzichtet in seiner Darstellung auf alle Effekthascherei, das Material selbst soll die künstlerische Wirkung erzielen. So sind denn in d. Kunsttafeln H.s oft bis zu vierzig verschiedene Holzsorten verwendet, die fein aneinandergegliedert mit ihren Aederungen, Verästelungen, feinen Rillen und Maserungen der jeweiligen Form des auszudrückenden Gegenstandes zur Sprach verhelfen. Alle künstlerische Bemalung oder Beizung ist streng vermieden, nur die natürlichen Farben der Holzsorte und ihre Formen sollen die Wirkung hervorrufen, und mit diesen einfachen Mitteln erzielte H. ungeahnte Effekte. Seit 1911 lebte H. in Berlin. Hier hat er bei seinem großen Fleiß ein unendlich reiches Werk geschaffen. Die besten Museen und öffentl. Kunstsammlungen des In- und Auslandes haben seine Arbeiten erworben. Mit einer Ausstellung seiner ersten Schwarzwaldbilder und seine sonnigen märkischen Landschaften hat er 1909 in Amerika den Grand Prix erzielt. 1910 erhielt er in Brüssel die gold. Medaille, außer-



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6

Abb. 2–6  
 Illustrationen von Oscar Haberer  
 zur hebräischen Lesefibel, 1939;  
 Abb. 6 Laubhüttenfest

dem wurden ihm von vielen Seiten mannigfache Anerkennungen zuteil. Einige seiner besten Zeichnungen jüdischer Typen und Skizzen aus dem jüdischen Familienleben befinden sich in der Kunstsammlung der Berliner Jüdischen Gemeinde.“<sup>19</sup>

Wo diese „besten Zeichnungen“ Haberers hingekommen sind? „Die Kunstsammlung der Jüdischen Gemeinde, das alte jüdische Museum, ist



Abb. 7  
Postkarte Oscar Haberer, 1932.  
Abb. GLA Karlsruhe, Nachlass  
Geck 962: 11

1938 von der Gestapo beschlagnahmt worden, die Werke (ein Teil nur erhalten) heute in Israel und USA.<sup>20</sup>

Doch ist erst dieser Tage im Internet eine Fibel aufgetaucht, die Oscar Haberer illustriert hat (und die der Autor erwerben konnte für die städtische Judaica-Sammlung).

Haberers Zeichenkunst lässt sich an diesem schönen Fund vorstellen: „Für unsere Kinder. Neue hebräische Lesefibel“, 1930 bereits in dritter Auflage in Frankfurt erschienen. Autor war Michael Abraham. Als Lesetexte dienen Gebetsauszüge, kurze Geschichten, deren Inhalt sich an Bibeltexten orientiert, mit sehr interessanten Abbildungen, die sich zum großen Teil auf das Leben der jüdischen Gemeinde und die jüdischen Feste beziehen (s. Abb. 2–6).

Einen letzten Gruß, eine letzte Zeichnung, die auch als Vermächtnis gesehen werden kann, schickte Haberer an Neujahr 1932 nach Offenburg zu Adolf Geck:

„Sehr verehrter Herr Geck! Zum neuen Jahr sende ich Ihnen meine herzlichen Grüße und alle Guten Wünsche für alle Zukunft, die im Lande jetzt so trüb aussieht. Geduld und Hoffnung werden uns doch noch zum



Ziele führen um aus derzeitiger Slaverei herauszukommen! Ihr ergebener Oscar Haberer.“<sup>21</sup>

Die signierte und datierte Zeichnung ist mit Recht visionär zu nennen: Da steht ein wandernder Bilderhändler, sicher Haberer selbst, 1932 am Kreuzweg. Alle Wegweiser weisen ins Exil, nach Locarno, Genf, Basel oder Haag. Schwere Entscheidung, doch ein kleiner Trost wenigstens liegt im bekannten alemannischen Gedicht Johann Peter Hebels: „Und wenn de amme Chrützweg stohsch ...“. Die Gewissensentscheidung in Haberers Muttersprache wird schon die richtige sein. Doch: In der Ferne, in Richtung der unter- oder aufgehenden Sonne liegen auch, merkwürdig, Gräber. Haberer war lange leidend gewesen in seinen letzten Lebensjahren, er wird den Tod geahnt haben:

„Gestern abend ist der bekannte Berliner Kunstmaler Oscar Haberer nach schwerem Krankheitslager an einem Herzleiden gestorben. Haberer ist bekannt als Schwarzwaldmaler. Sein Geburtsort ist Offenburg in Baden.“<sup>22</sup>

„Am 21. März starb in Berlin der Maler Oscar Haberer, ein stiller und bescheidener Mensch, der in den letzten Jahren, von Krankheit verfolgt, kaum noch in die Öffentlichkeit getreten ist. Seine Heimat hat ihm nie die Beachtung geschenkt, die er wohl verdient hätte und die ihm im Ausland reichlicher zuteil wurde. 1867 in Offenburg in Baden geboren, besuchte er die Kunstgewerbeschule in Karlsruhe und die Akademie in München. (...) In Brüssel erhielt er 1910 die große goldene Medaille, in Seattle in Amerika den Grand Prix. Im dortigen Museum befindet sich eine Reihe seiner Werke.<sup>23</sup> Auch in Deutschland wurden seine Arbeiten bekannt. Eine seiner Bildtafeln befindet sich im Wilmersdorfer Rathaus. Später wandte er sich der Ölmalerei zu. In Berlin fertigte er zwei große Wandgemälde für das Logengebäude.“<sup>24</sup>

„Nach langem schweren Leiden ist gestern abend der Berliner Kunstmaler Oscar Haberer in seinem 65. Lebensjahr gestorben. Haberer war Badener (...) Nach Beendigung seiner Studien war er einige Jahre künstlerischer Leiter der Firma Villeroy u. Boch in Schramberg. Viele der bekannten Schwarzwaldmajoliken sind aus Haberers Hand hervorgegangen. Später ging Haberer nach Holland um sich weiter dem Studium der Natur zu widmen. Dort in Holland ist man zuerst auf diesen deutschen Maler aufmerksam geworden. 1910 erhielt er auf der Internationalen Ausstellung in Brüssel die Goldene Medaille. Kurz vor dem Krieg kehrte Haberer nach Deutschland zurück und betätigte sich als Zeichenlehrer an den Berliner Schulen. Als Landschaftsmaler vor allem hat sich Haberer hervorgetan. Das Gemüt des Schwarzwälders mit seiner Heiterkeit und freudiger Naturbejahung spiegelt sich in seinen Bildern wider. Wie Hans Thoma so hat



*Abb. 8  
Grab Oscar Haberer, Berlin –  
Weißensee. Aufn.: F. Flechtmann*

auch Haberer in seinen Schwarzwaldbildern das spezifisch Deutsche der Landschaft darzustellen verstanden. Seine besondere Eigenart war die Intarsienmalerei, mit der er erhebliche Wirkungen erreichte.<sup>25</sup>

„Allzufrüh ist in Berlin der geniale Kunstmaler Oscar Haberer aus seinem Wirken abberufen worden. Es sind fünf Jahre vergangen, seit der Alt Offeburger den Landsmann zur Vollendung seines 60. Lebensjahres beglückwünschte und das Bildnis des Jubilars vorführte. Oscar Haberer der einer Friesenheimer Familie entstammte, ist in Offenburg am 16.2.1867 geboren. Sein Vater war der Kaufmann J. Haberer, der in der Hauptstrasse wohnte. Von der hiesigen Bürgerschule nahm er den Weg zur kunstgewerblichen Akademie. (...) Nach Deutschland zurückgekehrt, fand Haberer seinen beliebtesten Stoff in den herrlichen Bergen des Schwarzwaldes. Von diesen Kunstwerken seien aus unserer Nachbarschaft erwähnt die Renschtalbilder aus dem Sulzbach und Ramsbach. (...) Vom Kunstschriftsteller Eris Busse ist Haberers Werden und Wirken gewürdigt worden und der vortreffliche Landsmann aus der Ortenau verewigt worden.“<sup>26</sup>

„Besuch bei Oscar Haberer. Der Nachlaß eines Malers.

Ein nüchternes Haus in der Güntzelstraße in Wilmersdorf. Zwei Treppen hoch klettert man empor. Man tritt in die Wohnung des badischen

Kunstmalers Oscar Haberer, der hier vor wenigen Tagen, 65 Jahre alt, einem schweren Herzleiden erlegen ist. Überall an den Wänden hängen Gemälde, meistens Landschaften. (...) Der Künstler war ein verschlossener Mensch, der fern dem Lärm der Kunstverbände und der Geselligkeit seinen Weg suchte. Man fand nach seinem Tod ganze Kisten und Koffer voller Studien. Fein durchgeführte Zeichnungen in Blei, Gouache, Tusche, humorvolle kleine Federspielereien, Entwürfe, alles ängstlich gehütet vor den Augen Neugieriger – heute eine Fundgrube für den Kunstfreund.“<sup>27</sup>

„Ein Badenser, erst 65 Jahre alt, ein unendlich gütiger, stiller, feinsinniger Mensch, der mit tiefer Herzensfrömmigkeit und inniger Liebe am überlieferten jüdischen Glauben hing. Zeit seines Lebens hat er nie viel von sich her gemacht und nie die Beachtung gefunden, die er verdient hätte. Seine hellen, im besten impressionistischen Stile gemalten Landschaften fanden im Ausland mehr Anerkennung als bei uns. Aber auch viele deutsche Museen kauften seine Bilder. (...) Sein Andenken wird noch lange fortleben, nicht nur in der Kunstgeschichte.“<sup>28</sup>

Wer ihn besuchen will: Oscar Haberer liegt auf dem größten Jüdischen Friedhof Europas, in Berlin Weißensee begraben: Feld J 7, 13. Reihe, (Abb. 8). Seine Seele sei eingebunden im Bündel des Lebens!

#### Anmerkungen

- 1 Dieser Beitrag verdankt seine Entstehung der großzügigen Unterstützung von Frank Flechtmann, Berlin, der in der Hauptstadt auf Haberers Spuren unterwegs war und mitgeholfen hat, die Biographie eines Vergessenen zu recherchieren! In Thieme/Becker: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, 15 Bd., fehlt Haberer bis heute!
- 2 Standesbuch der Evangelischen Kirchengemeinde Offenburg
- 3 D'r alt Offeburger 19.2.1927
- 4 Dzialoszynski / Ruch: Der gute Ort. Jüdischer Friedhof Offenburg. Offenburg 2000, Nr. 116
- 5 Adolf Geck gab über viele Jahre eine kulturhistorische Zeitschrift heraus: D'r alt Offeburger
- 6 Simmler, Franz Josef: Inhaber einer bekannten Altarbildhauerwerkstatt, Gemeinderat in Offenburg
- 7 Ausstellung in Berlin 1927, Galerie Casper
- 8 Generallandesarchiv Karlsruhe, Nachlass Geck, 648
- 9 Schwarz, Karl: Oscar Haberer. In: Ost und West. Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Judentum. März 1910. Der Beitrag enthält s/w Abb. von „Wassermühle“, „Idylle“, „Fischerboot“; erwähnt werden außerdem Werke wie „Junges Mädchen“, „Flöte blasendes Mädchen“, „Schneelandschaft“, „Seestücke“
- 10 Damals war unten an der Ecke Holsteinische Str. / Güntzelstr. das Geschäft von „Bäckermeister Albrecht“, heute (2002) die Konditorei und Cafe Steinicke. Kommentar Frank Flechtmann: „Wunderbarer Kuchen!“
- 11 Israelitisches Familienblatt (Hamburg), 29.6.1922
- 12 Davidsohn, Dr. Ludwig (Berlin) in: Jüdisch-liberale Zeitung 29.10.1926

- 13 Jüdisch-liberale Zeitung 11.2.1927
- 14 D'r alt Offenburger 1457, 25.6.1927
- 15 Ratsprotokoll 1927, 23.2., Nr. 309; 13.7., Nr. 1197
- 16 D'r alt Offenburger, 19.2.1927, mit Porträt Haberer
- 17 Central Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, CV-Zeitung, Jan. 1927, Nr. 4, 54
- 18 Israelitisches Familienblatt (Hamburg), 3.3.1927
- 19 Cernauti, 1928. Reprint Kraus, Nendeln/Liechtenstein, 1979, Bd. 2, 576
- 20 Freundliche Auskunft von Inka Bertz, Jüdisches Museum Berlin, 16.1.2002
- 21 GLA Karlsruhe, Nachlass Geck, 962: 11: Haberer Oscar
- 22 Deutsche Zeitung 23.3.1932
- 23 „Altarbild (Madonna) in der Stadtkirche von Seattle, Washington D.C.; im Museum dort eine Holzintarsia“. Saur Verlag, Red. Allgem. Künstlerlexikon, 18.12.2001
- 24 Israelitisches Familienblatt 1932
- 25 Offenburger Tageblatt 23.3.1932
- 26 D'r alt Offenburger, 2.4.1932
- 27 „H.A.“, Berliner Zeitung am Mittag 2.4.1932
- 28 Jüdisch-liberale Zeitung 15.5.1932



## Adelheid de Rothschild (1853–1935) und die Gründung der *M.A. von Rothschild'schen* *Lungenheilanstalt* in Nordrach

*Uwe Schellinger*

Das heute noch existierende Gebäude der früheren jüdischen Lungenheilanstalt in Nordrach ist einer der bemerkenswertesten Orte südbadischer Geschichte im 20. Jahrhundert. An kaum einem anderen Ort traten zwei der Hauptziele des nationalsozialistischen Staates in so konzentrierter Weise auf: die Vertreibung und Vernichtung jüdischen Lebens, sowie der Versuch, die „arische Rasse“ zu vermehren. In dem stattlichen Haus in der Nordrachener Ortsmitte war vor der NS-Zeit fast vier Jahrzehnte lang die einzige jüdische Krankenheilanstalt in der Ortenau ansässig. Der regionalgeschichtlichen Bedeutung des Gebäudes steht das geringe Interesse von Seiten der historischen Forschung gegenüber. Bislang ist die Geschichte des Hauses und seiner Bewohner/-innen nur in Ansätzen bekannt.<sup>1</sup>

Als der Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim in den Jahren 1998/1999 eine Ausstellung mit dem Titel *Was blieb – Spuren jüdischen Lebens in der Ortenau* vorbereitete und dafür nach Objekten bzw. Fundstücken des jüdischen Lebens aus der Region recherchierte, wurde ihm überraschenderweise eine massive Tafel aus Messing (55 cm × 68 cm × 1 cm) übergeben, die folgende Inschrift trägt:

„DER EDLEN STIFTERIN  
DIESER HEILSTÄTTE  
BARONIN  
ADELHEID VON ROTHSCHILD  
GEST. 22. JUNI 1935  
ZUM EHRENDEN GEDENKEN.“

Noch im September 1991 war diese Erinnerungstafel in dem Südwestfunk-Film *Nordrach und seine Sanatorien* zu sehen gewesen.<sup>2</sup> Danach verschwand das Stück aus dem Schwarzwaldort. Ein Schrottwarenhändler entdeckte die Tafel einige Jahre später wieder, kaufte sie und übergab sie im Vorfeld der Ausstellung dem Kippenheimer Verein. Dadurch konnte die Erinnerungstafel im Herbst 1999 in der ehemaligen Synagoge in Kippenheim präsentiert werden.<sup>3</sup>

Schnell stand fest, dass es sich bei der wieder entdeckten Gedenktafel nur um ein ehrendes Andenken an die Gründerin der Lungenheilanstalt in Nordrach handeln konnte: Baronin Adelheid de Rothschild (1853–1935).



*Gedenktafel (Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V.)*

Adelheid de Rothschild wurde am 19. August 1853 als älteste Tochter von Baron Wilhelm von Rothschild (1828–1901) und dessen Frau Hannah Mathilde (1832–1924) in Frankfurt geboren.<sup>4</sup> Sie war damit die Enkelin von Carl Mayer Rothschild (1788–1855), der im Jahr 1820 in Neapel den italienischen Zweig des auf seinen Vater Meyer Amschel Rothschild (1743/4–1812) zurückgehenden europäischen Familienimperiums gegründet hatte.

Baron Wilhelm Carl („Willi“) von Rothschild war der letzte Präsident des berühmten Frankfurter Bankhauses der Rothschilds, das nach seinem Tod geschlossen wurde. Der strenggläubige Wilhelm „war fast ein Stück Frankfurter Geschichte, ein fast eremitenhafter Mystiker und eine Säule der altkonservativen Observanz strengster Richtung“, wie Paul Arnsberg ihn beschrieb. Ihrer tiefen Religiosität entsprechend waren sowohl Wilhelm als auch seine Frau Hannah außerordentlich aktiv auf dem Gebiete der *zedaka*, der Wohltätigkeit, die frommen Juden eine Pflicht ist. Das Mäzenatentum des Ehepaars war weithin bekannt. Von den Eltern, die in Frankfurt eher zurückgezogen lebten, hatte Adelheid neben ihrem Sinn für die Mitmenschlichkeit eine ausgesprochen religiöse Lebenseinstellung ver-



*Adelheid de Rothschild  
(1853–1935). Das Bild entstand  
anlässlich ihres 40. Geburtstags  
1893. Es trägt die Widmung ihres  
Sohnes „A ma mère chérie.  
Souvenir du 19 Aout 1893.  
James Armand.“  
(Jüdisches Museum Frankfurt)*

mittelt bekommen; auch sie praktizierte zeitlebens ein jüdisch-orthodoxes Judentum.<sup>5</sup>

Am 31. Oktober 1877 heiratete Adelheid 26-jährig ihren Cousin Edmond de Rothschild (geb. 1845) aus dem französischen Zweig der Rothschild-Familie<sup>6</sup>. Edmond leitete seinerzeit das Pariser Bankhaus der Rothschilds. Während ihr Ehemann den luxuriösen Stil der französischen Metropole angenommen hatte, fehlte Adelheid „der Sinn für die Capriolen des Pariser Lebens“. Nur eher widerwillig fügte sie sich nach ihrem Umzug nach Paris in die Rolle der mondänen Gastgeberin. Vielmehr setzte sie ihre Energien für wohltätige Zwecke ein.<sup>7</sup> Viele Mitglieder der Rothschild-Familie sind für ihr ausgeprägtes Mäzenatentum bekannt. Wohltätige Stiftungen gingen im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer öfter auf die Initiative der Frauen der Familie zurück,<sup>8</sup> und neben anderen weiblichen Familienmitgliedern hatte Adelheid de Rothschild einen besonderen „Sinn [...] für das großzügige Wohltun“. Nach dem Tod ihres Vaters wurde dessen Vermögen den beiden Töchtern Adelheid und Minna Caroline überschrieben. Zusammen mit ihrer Mutter gehörten sie zu den reichsten Frauen in Deutschland; zahlreiche Stiftungen sind auf ihr Engagement zurückzuführen. So gaben die Rothschild-Frauen etwa 1903 den Anstoß zur Gründung des Jüdischen Altersheims auf der Frankfurter „Zeil“; Adelheid stiftete weiterhin Mittel für das Rothschild-Kinderheim am Rödersbergweg sowie für das 1870 von ihrer Mutter gegründete Georgine-Sarah-von-Roth-

schild'sche Hospital.<sup>9</sup> 1912 übergab sie der jüdischen Gemeinde das Gebäude des ehemaligen Bankhauses, wo in der Folge das „Museum jüdischer Altertümer“ eingerichtet wurde.

Neben wohltätigen Stiftungen hing Adelheids Herz offensichtlich auch an der Kultur und Bildung. Besonders setzte sie sich für die Frankfurter Stadtbibliothek ein: „Die große hebräische Abteilung dieser Anstalt verdankt ihrer Hilfe die wertvollsten Handschriften und Bücher. Sie hat ein besonderes Interesse der Bibliothek ihrer Heimatstadt zugewandt und zu ihrem Aufblühen beigetragen.“<sup>10</sup> Auch in ihrer neuen Heimat engagierte sie sich in vielfältiger Weise, wie man nach ihrem Tode betonte: „Hier kann nicht von all dem gesprochen werden, was sie für die Museen, Bibliotheken, Gelehrte und Künstler in Paris und Frankreich getan hat. So hat sie das große französische Künstlerheim gestiftet und erhalten und war Protektorin vieler Krankenanstalten und Waisenhäuser in Frankreich.“<sup>11</sup>

Am 7. April 1903 rief Adelheid de Rothschild mit Stiftungsmitteln die „M. A. von Rothschild'sche Lungenheil-Anstalt“ ins Leben, zum Andenken an ihren zwei Jahre zuvor verstorbenen Vater. Die Einrichtung der Stiftung ging auf eine Initiative von Michael Moses Mainz zurück, damals der wichtigste Berater der Frankfurter Rothschilds in Stiftungsangelegenheiten.<sup>12</sup> Auf dessen Anregung hin habe die Baronin „ohne zu zögern“ eine Million Mark dafür zur Verfügung gestellt.

Zweck der Stiftung war die Verwirklichung eines eigenen Sanatoriums, in dem lungenkranke Jüdinnen unter der Einhaltung der jüdischen Speisegesetze Genesung finden konnten, was in den allgemeinen Anstalten weitgehend unmöglich war. Adelheid war es ein Anliegen, „daß die Anstalt nach den Grundsätzen des gesetzestreuen Judentums geführt werde.“<sup>13</sup> Allerdings sah das Konzept vor, dass durchaus auch Angehörige anderer Konfessionen Aufnahme finden konnten. Sitz der neu eingerichteten Stiftung war das nordbadische Adelsheim. Die Stiftung hatte ein Grundkapital von 1 Million Mark sowie Grundstücke in Adelsheim im Wert von 23 000 Mark.<sup>14</sup> Vorsitzender des 9-köpfigen Verwaltungsrats der Stiftung war der für Adelsheim zuständige Mosbacher Bezirksrabbiner Dr. Leopold Löwenstein (1843–1929).<sup>15</sup>

Nachdem man zwei Jahre lang „im ganzen badischen Lande nach geeigneten Plätzen Umschau gehalten“ hatte, „die resultatlos verlief“,<sup>16</sup> geriet Nordrach ins Blickfeld der Stiftungsverwaltung. Wohl nicht ohne Grund, denn schon zuvor hatten jüdische Kurgäste und Patienten den Weg in das bekannte Kurzentrum Nordrach, das „badische Davos“<sup>17</sup>, gefunden. In Nordrach-Dorf, im Sanatorium von Dr. Otto Walther sowie in dem seit 1896 bestehenden Privatsanatorium von Dr. Karl Hettinger in der Ortsmitte, verweilten schon um die Jahrhundertwende jüdische (männliche und weibliche) Kurgäste.<sup>18</sup>



Dr. Hettinger, der das Gebäude erst wenige Jahre zuvor erbaut hatte, befand sich inzwischen in beträchtlichen Finanzierungsschwierigkeiten für seine Anstalt und trennte sich deshalb von dem Haus. Am 5. Oktober 1905 kam es auf dem Notariat in Offenburg zum Kauf durch die Rothschild-Stiftung zum Preis von 450 000 Mark.<sup>19</sup> Mit dem Gebäude erwarb die Stiftung auch ein zwei Hektar umfassendes Waldstück, auf dem später der kleine jüdische Friedhof der Anstalt angelegt wurde. Das von Karl Hettinger erbaute Gebäude bestand aus einem 4-stöckigen Hauptbau, einem 6-stöckigen Turm mit Treppenhaus, einem 4–5-stöckigen seitlichen Flügelbau, einer 1-stöckigen Veranda, einem Kohlenhof, einer Garage, einer Waschküche sowie einer Liegehalle. Die Gesamtbaukosten hatten ursprünglich annähernd 350 000 Mark betragen.<sup>20</sup>

Schon wenige Wochen später, am 15. November 1905, konnte das Rothschild-Sanatorium eröffnet werden. Die Arbeit in der Einrichtung wurde mit 7 Patientinnen aufgenommen. Darunter war auch „eine Patientin christlicher Konfession“, die „auf Wunsch der Großherzogin Aufnahme fand.“<sup>21</sup> Einen Monat später waren es dann schon 14 jüdische Frauen, die in der Kuranstalt behandelt wurden.<sup>22</sup>

Im Vorfeld der Einweihung war vor allem in der Frankfurter Presse über das neue Sanatorium berichtet worden: Das Nordrachtal im Schwarzwald, in dem sich die Einrichtung befinde, zeichne sich „durch eine erfrischende Gebirgsluft, nebelfreie Lage und das Fehlen aller industriellen Betriebe aus.“<sup>23</sup> Das Haus selbst wurde folgendermaßen beschrieben: „Das Anstaltsgebäude, ein massiver, völlig feuersicherer Prachtbau, auf einer Terrasse in der Mitte des Tals gelegen, entspricht in seiner Anlage, Konstruktion und Einteilung den modernsten Anforderungen der Hygiene in weitgehendem Maß. Es sind luftige Zimmer mit hinreichender Ventilation und ausgerundeten Ecken, breite, helle Korridore, eine nach Süden gelegene große Terrasse, Balkone, eigene vorzügliche Quellwasserleitung, elektrische Beleuchtung und Zentralheizung vorhanden. Die drei Liegehallen sind voneinander getrennt. Die Gesellschaftsräume und der Billiardsaal bieten den Kurgästen willkommene Gelegenheit zur Konversation und Zerstreuung nach Erledigung des täglichen Kurplans.“<sup>24</sup> Zudem befand sich neben den 48 Krankenzimmern, Gesellschafts- und Leseräumen in dem Haus auch eine Synagoge.<sup>25</sup>

Als erster leitender Arzt des Nordracher Rothschild-Sanatoriums wird Dr. Markus Max Isserlin (1874–1965) genannt.<sup>26</sup> Isserlin, der aus einer russischen Rabbinerfamilie stammte, war vor seiner Tätigkeit in Nordrach seit 1900 langjähriger Assistent der „Israelitischen Kuranstalt für arme Israeliten“ in Bad Soden im Taunus gewesen, einer Einrichtung, die 1886/87 ebenfalls von den Frankfurter Rothschilds gegründet worden war.<sup>27</sup> Anscheinend kehrte Isserlin später auch wieder an seinen früheren Wirkungs-ort nach Bad Soden zurück.<sup>28</sup>

Ob hingegen Adelheid de Rothschild selbst jemals in Nordrach war, ist bislang noch unbekannt. Die Stifterin hat sich jedoch zumindest jederzeit finanziell verantwortlich für die Einrichtung gezeigt und „bis 1933 die laufenden Fehlbeträge [...] immer wieder ersetzt.“<sup>29</sup>

Zum Zeitpunkt der Einrichtung der Nordracher Lungenheilstätte – Adelheid war damals 52 Jahre alt – hatten sie und ihr Mann sich schon auf einem anderen Gebiet außerordentliche Verdienste erworben. Seit etwa 1882 hatte sich Edmond de Rothschild den Aufbau und die Unterstützung jüdischer Siedlungen in Palästina zur Lebensaufgabe gemacht. Edmond lag besonders das Schicksal der in diesen Jahren in ihrer Heimat verfolgt und von dort vertriebenen russischen Juden am Herzen, denen er die Niederlassung in Palästina ermöglichen wollte. Adelheid ihrerseits rief zu diesem Zweck eine Unterstützungsgesellschaft jüdischer Frauen ins Leben.<sup>30</sup> Fast alle der in diesen Jahren von Einwanderern aus Osteuropa ins Leben gerufenen Neugründungen wandten sich an Edmond de Rothschild, um von ihm Unterstützung zu erhalten. Mit großem Engagement widmete er sich, mit Hilfe seiner Frau, dieser Aufgabe. Neben dem Aufbau der Landwirtschaft, war Edmond besonders die Einrichtung von sozialen, kulturellen und religiösen Institutionen und Strukturen ein Anliegen. Er kümmerte sich bei diesem Aufbauwerk selbst um die meisten Einzelheiten und wurde so zum überall bekannten Wohltäter, zum verehrten „Vater des *Yishuv*“.

1903 bestanden am Ende einer ersten Einwanderungswelle (*Erste Aliya*) 28 jüdische Siedlungen in Palästina, 19 davon waren von Baron Edmond de Rothschild ganz oder teilweise finanziert worden.<sup>31</sup> In den beiden Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende reisten er und seine Frau Adelheid mehrfach ins Heilige Land, um die dortigen Entwicklungen direkt beobachten zu können. Zehn Jahre nach ihrer Hochzeit war Adelheid offenbar das erste Mal mit ihrem Mann in Palästina unterwegs, eine Reise, die Derek Wilson anschaulich beschreibt: „In Begleitung seiner Frau fuhr er [Edmond de Rothschild, U.S.] bis Port Said auf der eigenen Jacht, dann zog er, weniger auffällig, nach Jaffa, wobei er nicht überall dem Trubel entging, den die Ankunft eines Rothschilds bewirkte. Schließlich folgte die holpernde Fahrt in einem stickigen Wagen mit geschlossenen Fensterblenden, dem die Dienerschaft in einem Respektabstand folgte, fünfzig Meilen weit durch Staubwolken bis nach Jerusalem.“<sup>32</sup>

Im Jahr 1900 hatte sich Edmond persönlich aus dieser umfangreichen Arbeit zurückgezogen und die Geschäfte der von ihm eingesetzten Jewish Colonization Association überlassen. Im Jahr 1925 führte die beiden Rothschilds schließlich eine letzte Reise nach Palästina.

1934 starb Edmond de Rothschild. Schon ein Jahr danach, am 22. Juni 1935, verstarb Adelheid de Rothschild im Alter von 82 Jahren in Paris.<sup>33</sup> Am Gebäude der von ihr gestifteten Nordracher Lungenheilstätte wird daraufhin die eingangs erwähnte Gedenktafel angebracht worden sein.



*Edmond und Adelheid de Rothschild in Palästina 1925 (Repro: Jüdisches Museum Frankfurt; Original: Central Zionist Archives, Israel)*

Festzuhalten gilt, dass sich die Gründung der Nordracher Lungenheilanstalt für jüdische Frauen in eine ganze Anzahl ähnlicher wohltätiger Initiativen von Adelheid de Rothschild einreihen lässt.

Die Stifterin musste selbst nicht mehr erleben, wie die von ihr geförderte Kuranstalt im Jahr 1942 durch die Nationalsozialisten aufgelöst wurde, wie man Patienten und Personal nach Darmstadt und dann weiter in die nationalsozialistischen Konzentrationslager verschleppte, wie deren Besitz zerstört und gestohlen wurde,<sup>34</sup> um danach in dem Haus ein Mütterheim des „Lebensborn e.V.“ und damit eine Anstalt für Heinrich Himmlers SS einzurichten.<sup>35</sup>

Edmond und Adelheid hatten den Wunsch geäußert, in Palästina begraben zu werden. 1954 wurden deshalb die Särge des Ehepaares nach Israel überführt, dort in *Ramat Hanadiv*, einer Anhöhe nahe der von Edmond unterstützten Siedlung *Zichron Yaacov* beigesetzt. Das Doppelgrab trägt die schlichte Inschrift: „Hier ruhen Baron Edmond de Rothschild, der „Vater des Landes“ und seine Gemahlin Baronin Adelheid, „eine Frau, die zu Gott betete.“<sup>36</sup>

Im kommenden Jahr 2003 wird der 150. Geburtstag von Adelheid de Rothschild und der 100. Jahrestag der Errichtung ihrer „M.A. von Rothschild’schen Stiftung“ gekommen sein. Der Zeitpunkt scheint passend, um die Geschichte des Nordracher Rothschild-Sanatoriums und der vielen dort zwischen 1905 und 1942 auf Genesung hoffenden Menschen, das Schick-





*Überführung der Leichname von Edmond und Adelheid de Rothschild 1954 (Repro: Jüdisches Museum Frankfurt; Original: Central Zionist Archives, Jerusalem)*

sal der in dieser Anstalt arbeitenden jüdischen Ärzte und Pflegerinnen sowie schließlich des kleinen, zur Einrichtung gehörenden jüdischen Friedhofs in Nordrach systematischer aufzuarbeiten.<sup>37</sup>

#### *Anmerkungen*

- 1 Vgl. bisher Kluckert, Hans-Georg: Nordrach als ehemaliger Lungenkurort. In: Die Ortenau 72 (1992), 250–270. Ansonsten fand die Heilanstalt nur in Übersichtsdarstellungen Erwähnung: Vgl. Hundsnurscher, Franz/Taddey, Gerhard: Die jüdischen Gemeinden in Baden. Denkmale, Geschichte, Schicksale, Stuttgart 1968, 229 f.; Hahn, Joachim: Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg, Stuttgart 1988, 411 f.; Krause-Schmitt, Ursula: Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933–1945, Bd. 5/2, Stuttgart 1997, 100
- 2 Ich danke Jürgen Stude, Offenburg, für diesen Hinweis. Der Bericht (24' 35") wurde in der SWF-Reihe *Ebbes* am 14.9.1991 gesendet
- 3 Schellinger, Uwe/Stude, Jürgen: Was blieb – Spuren jüdischen Lebens in der Ortenau, unveröffentlichtes Manuskript, Kippenheim 1999, Objekt Nr. 24
- 4 Zu den Eltern vgl. Arnsberg, Paul: Die Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution III: Biographisches Lexikon der Juden in den Bereichen Wissenschaft, Kultur, Bildung, Öffentlichkeitsarbeit in Frankfurt am Main, Darmstadt 1983, 389–398



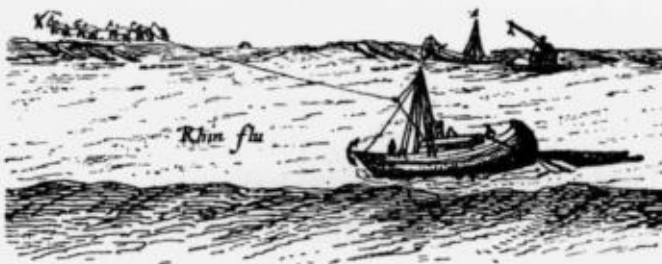
- 5 Heuberger, Georg: Die Rothschilds. Eine europäische Familie, Sigmaringen 1994, bes. 185–189
- 6 Das Ehepaar hatte drei Kinder: James, Maurice und Miriam
- 7 Vgl. Wilson, Derek: Die Rothschild-Dynastie. Eine Geschichte von Ruhm und Macht, Wien–Darmstadt 1989, 341–364, bes. 357
- 8 Dabei gab es Unterschiede in der inhaltlichen Ausrichtung der jeweiligen Stiftungen. Gut erforscht ist etwa das vielfältige Stiftungswirken von Adelheids Cousine Hannah Louise (1850–1892). Vgl. Schembs, Hans-Otto: Hannah-Louise von Rothschild. In: Die Rothschildsche Bibliothek in Frankfurt am Main, hrsg. von der Gesellschaft der Freunde der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1988, 11–26. Vgl. auch Heuberger, Die Rothschilds (wie Anm. 5), 121–128 bzw. 191–196
- 9 Vgl. Arnsberg, Paul: Die Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution II: Struktur und Aktivitäten der Frankfurter Juden von 1789 bis zu deren Vernichtung in der nationalsozialistischen Ära, Darmstadt 1983, 59–150, passim; bzw. Heuberger, Die Rothschilds, 194 f.
- 10 Freimann: Zur Erinnerung an Baronin Adelheid von Rothschild s.A. In: Frankfurter Israelitisches Gemeindeblatt 13 (1935), Nr. 11, Juli-Ausgabe (Institut für Stadtgeschichte Frankfurt/M.)
- 11 Ebd.
- 12 Arnsberg: Geschichte der Frankfurter Juden II, passim bzw. III, 293
- 13 Schwarzwälder Post/Zell a.H. vom 23. November 1905
- 14 Vgl. Arnsberg: Geschichte der Frankfurter Juden II (wie Anm. 9), 126–128; Lustiger, Arno (Hrsg.): Jüdische Stiftungen in Frankfurt am Main, Frankfurt a. M. 1988, 152 f.
- 15 Dr. Leopold Löwenstein (1843–1929) war zuerst Bezirksrabbiner in Gailingen am Bodensee, danach in Mosbach. Er war zudem vielfältig schriftstellerisch tätig und wurde als Regionalhistoriker bekannt. So verfasste er 1879 eine *Geschichte der Juden am Bodensee und Umgebung*, 1895 eine *Geschichte der Juden in der Kurpfalz* sowie 1898 eine Biographie des berühmten badischen Oberrabbiners Nathanael Weil (1687–1769) aus Karlsruhe
- 16 Schwarzwälder Post/Zell a.H. vom 23. November 1905
- 17 Kluckert: Nordrach als ehemaliger Lungenkurort (wie Anm. 1), 268
- 18 Gemeindearchiv Nordrach: XV/2105. Zu den verschiedenen Sanatorien vgl. Kluckert, Nordrach als ehemaliger Lungenkurort (wie Anm. 1)
- 19 Gemeindearchiv Nordrach, VIII/4/1448. Bei dem Kauf wurde die Stiftung durch den Karlsruher Rechtsanwalt Dr. Max Freiberg vertreten
- 20 Gemeindearchiv Nordrach, XVIII/5/2365
- 21 Schwarzwälder Post/Zell a. H. vom 23. November 1905
- 22 Gemeindearchiv Nordrach, XV/2105. Fünf Jahre später (1910) war die Belegung auf 34 Jüdinnen gestiegen
- 23 Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a.M.: „Kleine Presse Frankfurt“ vom 7.12.1905, Nr. 287, 1 f. bzw. Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt: „Frankfurter Zeitung/Abendblatt“ vom 8.12.1905, Nr. 340, 3
- 24 Ebd.
- 25 Schwarzwälder Post/Zell a. H. vom 23. November 1905. Eine historische Abbildung des imposanten Gebäudes befindet sich u.a. in: Gall, Wolfgang M./Huber, Heinz G.: Die Ortenau. Landschaft und Alltagsleben in alten Fotografien, Karlsruhe 1996, 92 f.
- 26 „Kleine Presse Frankfurt“ vom 7.12.1905. Es folgten ihm als Ärzte Dr. Max Ascher und seit 1921 Dr. Nehemias Wehl

- 27 Vgl. Kromer, Joachim: Bad Soden im Taunus, Leben aus den Quellen, Frankfurt/M. 1990, 337–353. Die Gründung des Hauses in Bad Soden ging ebenfalls maßgeblich auf Michael Moses Mainz zurück. Interessanterweise gab es Ende 1938 auf Druck der Nationalsozialisten Pläne, die Anstalt in Bad Soden nach Nordrach zu verlegen
- 28 Dr. Max Isserlin war in Bad Soden eine bedeutende Persönlichkeit und unter anderem Vorsitzender der dortigen jüdischen Gemeinde. 1938 musste er die Zerstörung der Anstalt in Bad Soden erleben; er selbst wurde aus der Stadt vertrieben. Später konnte Isserlin zusammen mit seinem Sohn und seiner Frau nach England auswandern, wo er sich in Manchester niederließ. Vgl. Arnsberg, Paul: Die jüdischen Gemeinden in Hessen. Anfang – Untergang – Neubeginn II, Frankfurt 1971, 256–259 bzw. Kromer, Bad Soden 344 f. und 350
- 29 Institut für Stadtgeschichte Frankfurt/M.: Stiftungsabteilung Nr. 402, fol. 128
- 30 Lottmann, Herbert R.: Return of the Rothschilds. The Great Banking Dynasty through two turbulent centuries, London–New York 1995, 92
- 31 Die Aufbauarbeit von Edmond de Rothschild in Palästina ist in letzter Zeit intensiv erforscht worden und wird eingehend beschrieben bei: Ran Aaronsohn, Rothschild and early Jewish Colonization in Palestine, Lanham-Boulder-New York 2000
- 32 Wilson: Die Rothschild-Dynastie (wie Anm. 7) 361
- 33 Vgl. Freimann: Zur Erinnerung an Baronin Adelheid von Rothschild s.A. (wie Anm. 10)
- 34 So sollen der überwiegende Teil der Hausbibliothek verbrannt sowie die medizinischen und wissenschaftlichen Werke des Arztes in die Lebensborn-Zentrale nach München gebracht worden sein. Vgl. Gemeindearchiv Nordrach, Nachträge/3057
- 35 Die Geschichte des Nordracher Lebensborn-Heimes ist noch nicht eingehender untersucht worden. Vgl. allgemein Lilienthal, Georg: Der „Lebensborn e.V.“. Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik, Stuttgart–New York 1985 sowie Schmitz-Köster, Dorothee: „Deutsche Mutter, bist du bereit ...“ Alltag im Lebensborn, Berlin 1997. Signifikant für das wenig beachtete Nordracher Heim ist die Bemerkung der Autorin, dass ihr „über [...] Stil und Ausstattung“ des im November 1942 eröffneten Hauses „nichts bekannt ist“ (ebd. 71)
- 36 Wilson: Rothschild-Dynastie (wie Anm. 7), 489
- 37 Es ist zu betonen, dass in Nordrach keine eigene jüdische Gemeinde (*kehilla*) bestand. Die Ärzte und das Pflegepersonal waren hingegen polizeilich gemeldet. Als einziger Jude, der nicht unmittelbar im Zusammenhang mit der Rothschild-Anstalt in Nordrach lebte, wird man den Fotografen Wolfgang (Schmul-Wolf) Borowitzki (geb. 1892 in Kremenschuk/Russland) anzusehen haben. Der unverheiratete Borowitzki war schon im Jahr 1917 als junger Mann von Straßburg nach Nordrach gezogen. Er wohnte in einer „bescheidenen Mietswohnung“ (damals Haus Nr. 45) und unterhielt in Nordrach ein Fotoatelier, in dem er vor allem Vergrößerungen, Plaketten und Postkarten erstellte. Offenbar hatte er auch Mitarbeiter/-innen angestellt, die für ihn in der Umgegend Aufträge einholten: 1938 ist von fünf Angestellten die Rede. Wolfgang Borowitzki wurde nach dem Novemberpogrom 1938 abtransportiert. 1939 musste er sein Geschäft aufgeben. Umfangreiche Bestände seines Ateliers (ca. 20 000 Ansichtskarten und ca. 1500 Druckvorlagen) wurden daraufhin von der Offenburger Firma Photo Grimm zu einem Preis von 1000 RM „arisiert“. Anscheinend konnte Borowitzki daraufhin auswandern, über sein weiteres Schicksal ist noch nichts bekannt. Zu Borowitzki vgl. Gemeindearchiv Nordrach VI/1/941; V/2/861; XI/2/1813; XV/2107; Generallandesarchiv Karlsruhe 505/202

## Drei Beiträge zur Geschichte des Rheins in Mittelbaden

Ludwig Uibel

### 1 Der Beginn der Dampfschiffahrt auf dem Oberrhein und die Haltung der Freistetter Schiffahrtsgilde



*Rheinschiff aus dem 17. Jahrhundert.  
(Nach einem Original-Kupferstich)*



*Dampfschiff der 1. Generation*

Als James Watt die Dampfmaschine erfunden hatte, war klar, dass die Ingenieure den neuen „Motor“ überall dort einsetzen würden, wo man viel Kraft brauchte, um etwas zu bewegen. Das waren zuerst die Pumpen in den Bergwerken, dann die Wagen, um die Pferde zu ersetzen. Dann machte der Dampfmotor den Sprung auf die Schiffe, wo er versprach, die unzuverlässigen Segel zu ersetzen. Schiffsmühlen wurden auf allen größeren Strömen eingesetzt (auch auf dem Oberrhein!). Die Strömung bewegte die unterschlächtigen Wasserräder und diese die Mühlsteine. Wenn man in Gedanken diese Energie verbrauchenden Steine durch einen Energie spendenden Dampfmotor ersetzt, so ergibt sich das Prinzip eines Dampfschiffes mit Schaufelradantrieb.

Den Schritt, der diese Idee in die Praxis umsetzte, tat Robert Fulton. Er führte der staunenden Mitwelt im Jahre 1807 auf dem Hudson bei New York sein neues Dampfschiff vor. Er erhielt wenig Beifall. Auch Napoleon hielt nicht viel von dieser Erfindung, und doch fuhr ein Jahr, nachdem er von der Weltbühne abgetreten war (1816), das Dampfschiff „Caledonia“ in fünf Tagen den Rhein herauf nach Köln. Auch diese Fahrt machte vorerst wenig Eindruck.<sup>2</sup>

„Gut Ding will Weile haben“. Den nächsten Schritt taten Unternehmer in Frankreich. Im Jahre 1823 fuhren auf der Seine bereits 12 Dampfboote mit einem Schaufelrad am Heck wie die alten Mississippidampfer. Doch die Kaufleute waren von der Rendite der neuen Boote enttäuscht.<sup>1</sup>



Trotzdem gedachten die beiden führenden Männer der Kölner Handelskammer, Merkens und Bernhard Boisserée, nicht nur zuzuschauen, sondern der Dampfschiffahrt eine Chance zu geben. Um das Risiko nicht allein tragen zu müssen, suchten sie sich einen starken, erfahrenen Partner. Den glaubten sie in den niederländischen Handelskammern gefunden zu haben. Die Absicht der Kölner war auf eine Dampfschiffschleppfahrt gerichtet. Geschleppt werden sollten die Lastkähne der Berufsschiffer. So würde diesen das Vermögen und der Arbeitsplatz erhalten bleiben. Den Fortschritt sahen sie in der Zeitersparnis, die durch die Dampfer zu erzielen war.<sup>1</sup>

Jetzt schalteten sich Antwerpener Dampfschiffer ein in der Hoffnung, mit den Kölnern ins Geschäft zu kommen. Doch ihre Probefahrten mit zwei Dampfbooten überzeugten nicht.

Geschickter als die Antwerpener ging die Rotterdamer Handelskammer unter Leitung ihres Vorstandes Vollenhoven vor: Er gründete eine Dampfschiffahrtsgesellschaft und bot den Kölnern eine Teilhaberschaft an. In einer Sitzung der Kölner Handelskammer unter Leitung des Oberbürgermeisters hielt der Kunstgelehrte Sulpiz Boisserée einen Vortrag und warb für eine Beteiligung an der niederländischen Gesellschaft. Diese wurde beschlossen (24. April 1824) und durch den Kauf von 50 Aktien zu je 500 Gulden besiegelt. S. Boisserée war Kölner Bürger, ein Freund Goethes und einer der führenden Köpfe des deutschen Geisteslebens jener Zeit. Seine Meinung galt nicht nur in der Kunst, sondern auch im Wirtschaftsleben und in der Politik der Rheinstadt.<sup>1,5</sup>

Die leitenden Männer der Rotterdamer AG. hielten dafür, das Eisen zu schmieden, solange es warm ist und luden die maßgebenden Herren der Kölner Handelskammer zur Generalversammlung in Den Haag ein. Zu Beginn fuhren die Teilnehmer auf dem Dampfer „Der Seeländer“ von Antwerpen nach Rotterdam. Die unbeschreiblich schöne Fahrt beeindruckte alle Fahrgäste. Die Kölner konnten bei dieser Fahrt auch die verantwortlichen Techniker des Schiffes kennen lernen: den deutschen Schiffbauer Röntgen aus Neuwied und den englischen Maschineningenieur Cockerill. Es wurde verabredet, im kommenden Herbst (1824) das Schiff „Seeländer“ während einer Fahrt auf dem Mittelrhein bis Bingen einer echten Belastungsprobe zu unterziehen.<sup>1</sup>

Am 30. Oktober erschien wie ausgemacht das Dampfschiff vor Köln. An Bord befand sich die ganze Prominenz der holländischen Dampfschiffahrt: die Techniker Röntgen und Cockerill, der Kaufmann Vollenoven dergleichen Abordnungen aus Aachen und Lüttich. Der „Seeländer“ zeigte vor Köln seine Schlepperfähigkeit, indem er einen Lastkahn mit 2000 Zentner Ladung gegen die reißende Strömung zog, obwohl er eigentlich nur zur Personenfahrt gebaut war. Am nächsten Tag stieg der Rhein durch ein Moselhochwasser fast um zwei Meter. Die Strömung war die stärkste,



an die man sich je erinnerte. Der „Seeländer“ schaffte es mit Mühe bis St. Goar. Weiter reichten seine Kräfte nicht, da durch das lehmige und harte Rheinwasser sich reichlich Kesselstein angesetzt hatte. Die Dampferzeugung hatte so stark abgenommen, dass die Schaufelräder nur  $22\frac{1}{2}$  Umdrehungen in der Minute machten anstatt 32. Man musste einen Tag Pause einlegen, um die Röhren zu reinigen. Bei der Weiterfahrt umfuhr das Schiff die Pfalz bei Caub und wandte sich dann wieder rheinabwärts Koblenz zu. Sulpiz Boisserée war mit von der Partie und schrieb seinem Bruder Melchior in einem begeisterten Brief: *„Der Steuermann, ein tüchtiger Kerl, Urban von Köln, setzte was darein, so nahe als möglich am Ufer zu fahren, und weil der Fluß überall ausgetreten war, so kamen wir ganz dicht bei den Häusern und Gartenmauern vorbei, und konnten den Menschen genauer ins Gesicht sehen als sonst jemals.“*<sup>5</sup>

In Koblenz lenkte der Steuermann den „Seeländer“ in die Moselmündung bis zur Brücke. Von dort wandte er sich wieder mit einer eleganten Wendung dem Rhein zu, wobei er seine Manövrierfähigkeit unter Beweis stellte. Ergänzend sei bemerkt, dass der „Seeländer“ auch zwei Masten besaß, an denen bei geeignetem Wind die Segel gesetzt werden konnten.<sup>5</sup>

Die eben beschriebene Probefahrt hatte die Fähigkeiten, aber auch die augenblicklichen Grenzen der Möglichkeiten der Dampfschiffahrt aufgezeigt. Dem Vorteil der enormen Zeitersparnis ( $\frac{2}{3}$ ) standen die hohen Kosten des Schiffes und seiner starken Besatzung gegenüber: Es benötigte 23 Personen, darunter hochbezahlte Techniker, während ein Lastkahn mit 2000 Zentner Ladung nur 11 Mann brauchte. Es bestand also keine Eile, die Pferde durch die Dampfmaschine zu ersetzen.

### *Die Leinenzug-Schiffahrt*

Die Leinenzug- oder Segelschiffahrt hatte seit Jahrhunderten den Warentransport auf dem Rhein beherrscht. Die Lastschiffe hatten auf dem Oberrhein eine Ladefähigkeit bis zu 2500 Zentner. Sie waren Privateigentum der Schiffer, die sich in Zünften, die sich Schifffergilden nannten, örtlich zusammenschlossen. Die Zahl der Schiffe pro Gilde war festgelegt. Das „Schiffsrecht“ wurde in den Besitzerfamilien vererbt. Der Warentransportmarkt war also stabil aufgeteilt und die Aufteilung so beschaffen, dass jeder Schiffer ein gutes Auskommen besaß. Eine preisdrückende Konkurrenz war auf diese Weise ausgeschlossen. Ein Lastschiff der genannten Größe benötigte drei Steuerleute und acht Schiffsknechte. Zwei Steuermänner bewegten am Bug den langen Riemen (Ruder) und einer das Heckruder. Die Schiffsknechte waren auf die beiden Seitenruder verteilt. Bei kleineren Schiffen stand nur ein Steuermann am Bug. Die Bewegung des Schiffes erfolgte bei der Bergfahrt vom Niederrhein bis Schröck (= Leopoldshafen) mit Gespannen von bis zu 12 Pferden, die sich auf dem Leinpfad, hart am

Uferrand, bewegten und mit einer langen „Leine“ mit dem Kahn verbunden waren. Südlich von Schröck war die Strömung so stark und der Leinpfad so schlecht, dass die Pferde durch Männer ersetzt wurden. (Vergleiche Wolgaschiffer!, die Zugkraft eines Pferdes musste durch 7–8 Männer ersetzt werden.) Die Angaben über ihre Zahl gehen von 56 (Gothein) bis 80 (Eckert). Diese Männer mussten teilweise bis zu den Hüften im Wasser gehen (bei Einmündungen von Altrheinarmen). Entsprechend gut war die Entlohnung und die Verpflegung.

Als Lohn erhielt ein Zieher für die Strecke Schröck–Straßburg 17 Gulden. Dazu kam eine reichliche Verpflegung mit vier Mahlzeiten am Tag. Ein Gewährsmann spricht davon, dass in Schröck allein als Getränke 2500 Flaschen Wein an Bord genommen wurden. Bei günstigem Wind (Segel!) hatte die Mannschaft Glück. Da war man schon in acht Tagen am Ziel. Bei widrigem Wind konnte die Tour nach Straßburg 14 Tage dauern.<sup>1</sup>

#### *Schleppversuche mit dem „Herkules“*

Obwohl der Seeländer mit seiner Probefahrt nur halb überzeugte, beschloss die niederländische Gesellschaft auf Drängen der Kölner den Bau eines kräftigen Schleppdampfers mit 100 PS, der als „Herkules“ überzeugen sollte. Das neue Schleppschiff zog auch im Februar 1825 bei furchtbarem Schneesturm die Kähne von Rotterdam bis zur deutschen Grenze. Obwohl der „Herkules“ nicht versagt hatte, kündigten die Besitzer der geschleppten Kähne im Mai 1825 wieder.

Doch diesem Rückschlag erfolgte im Juli 1825 wieder ein neuer Impuls: Der preußische König und der preußische Generalpostmeister sprachen sich für die Dampfschiffahrt aus.<sup>1</sup>

#### *Das Jahr 1825, das Gründungsjahr der Dampfschiffahrtsgesellschaften*

Schon im Januar 1825 hatte der vorwärts drängende Geist des Kölners Sulpiz Boisserée in einer Sitzung die Idee entwickelt, die in den nachfolgenden Jahren der Rheindampfschiffahrt zum Durchbruch verhalf: In den Zentren der Rheinschiffahrt wie in Köln oder Mainz sollten territoriale Schiffahrtsgesellschaften gegründet werden, die durch gegenseitige Beteiligung und enge Zusammenarbeit den Erfolg herbeiführen könnten. Die Gesellschaften sollten sich auf bestimmte Rheinstrecken beschränken. So wie die Holländer die Strecke Rotterdam– bzw. Antwerpen nach Köln bedienten, sollten die Kölner nur den Mittelrhein (Köln–Mainz) und die Mainzer nur den Oberrhein und den Main befahren.

Mit dem Beginn des Jahres 1825 begann also die Saat der regionalen Dampfschiffahrt zu sprießen: Im Januar erhielt ein bayerischer Unternehmer vom König von Bayern die Konzession, die Strecke von Ludwig-

schanze (= Ludwigshafen) nach Mainz mit Dampfschiffen zu befahren. Am 31. August überreichte der König der Niederlande der Niederländischen Dampfschiffahrtsgesellschaft in einem feierlichen Rahmen die Konzession, obwohl sie schon drei Jahre den Rhein ohne Genehmigung befuhr.<sup>1</sup>

Ein Paukenschlag für die Rheindampfer war die Fahrt des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen zusammen mit der Zentralkommission von Mainz auf dem Dampfer „Rhein“ von Koblenz bis Köln. Das Schiff fuhr anschließend noch von Köln nach Straßburg und zurück. Das war die erste Fahrt eines Dampfers auf dem Oberrhein. Nach dieser gelungenen Demonstration *„herrschte in der ganzen Kaufmannschaft nur eine Stimme“*. In diesem günstigen Klima erfolgte am 22. September 1825 in Karlsruhe die Gründung der „Großherzoglich badischen Dampfschiffahrtsgesellschaft.“<sup>1,2</sup>

Von besonderer Bedeutung war aber der Zusammenschluss aller oberrheinischen Interessenten an der Dampfschiffahrt zur Dampfschiffahrtsgesellschaft „Am Rhein und Main“ in Mainz, in der sich Kaufleute aus Mainz, Frankfurt, Straßburg und dem Großherzogtum Baden zusammenfanden. So wie sich die Kölner auf den Mittelrhein beschränken wollten, so wollten die Mainzer nur den Oberrhein und den Main bedienen. Die badische Gesellschaft blieb aber als eigenständige Gesellschaft innerhalb des größeren Rahmens der Mainzer Vereinigung bestehen.

Die Mainzer „Rhein-Main AG“ erwarb zum Zeichen der festen Verbindung und der guten Zusammenarbeit von der Kölnischen Preußisch-Rheinischen AG. sofort 300 Aktien.<sup>1</sup>

### *Die Gründung der „Großherzoglich badischen Dampfschiffahrtsgesellschaft auf dem Rhein“<sup>3</sup>*

Im Gesetz- und Regierungsblatt des Großherzogtums Baden wurde am 22. September 1825 die behördliche Genehmigung einer badischen Dampfschiffahrtsgesellschaft ausgesprochen. Die Gesuchsteller und Hauptaktionäre waren:

1. Frhr. v. Cotta, Verleger zu Stuttgart, 2. US-Konsul Church, 3. Kaufmann Kiesling, Rastatt.

In der Präambel zur Genehmigung stellte die Regierung ihre Stellung fest:

*„Es liegt außer unserer Macht, alle Nachteile zu beseitigen, welche nach aller geschichtlichen Erfahrung (auch) mit den nützlichsten Erfindungen verbunden sind, welche eine Umgestaltung längst bestehender Einrichtungen zur Folge hatten. Wir haben uns aber für verpflichtet erachtet, die gegenwärtig auf dem Rhein zu regelmäßiger Fahrt verpflichteten Schiffer*



*hinsichtlich der Nachteile, die ihnen durch die Dampfschiffahrt entgegen kommt, ... daß sie bei der neuen Anstalt Beschäftigung und Verdienst erhalten.*“<sup>3</sup>

Sechs Artikel werden der Gesellschaft zur Bedingung gemacht. Darunter sind besonders wichtig:

1. Spätestens in 9 Monaten soll der erste Dampfer in Bewegung gesetzt werden.
2. Den Gildenschiffen ist ein Drittel des Aktienkapitals anzubieten.
3. Es sollen badische Schiffer eingestellt werden.  
Das Aktienkapital wurde auf 250 000 Gulden festgesetzt (500 Aktien zu je 500 Gulden).

#### *Die badischen Schiffahrtstationen am Oberrhein*<sup>10</sup>

Auf dem badischen Anteil des Oberrheins konnten die Lastschiffe bis zu 2500 Zentner von Mannheim bis Kehl transportieren. An diesem Teilstück des Rheins lagen vier Haltestationen:

1. Freistett, 2a. Neuburg (nur Talfahrt), 2b. Schröck (nur Bergfahrt), 3. Mannheim.

Diese Stationen waren Hafenplätze mit Lagerhallen. Da ein Steuermandatspatent in der Regel nur zwischen zwei Stationen galt (z. B. Freistett–Neuburg bzw. Schröck), musste dort auch ein Wechsel des Steuermandats erfolgen. Deshalb waren die Stationen auch bevorzugte Wohnorte der Steuerleute.

Die Stationen besaßen meist auch das Stapelrecht, in Baden bestimmt Freistett und Mannheim.

Was das bedeutet, drückt ein bezirksamtliches Schreiben so aus: ... *„In Freistett werden alle Güter, wohin ihre Bestimmung auch gehen möge, ausgeladen und zu Land transportiert.“*

Bekannte Rheinhäfen mit Stapelrecht waren Mainz und Köln. Das war für die Schiffahrt eine starke Behinderung. So mussten vor dem Wiedereinladen die Waren eventuellen Käufern präsentiert werden.

Im Freistetter Rheinhafen stand schon 1715 ein Lagerhaus. Für das Jahr 1818 wird ein Umsatz von 5000 Tonnen angegeben. Um dieselbe Zeit (1820) setzte Mannheim 10 000 Tonnen um.

Da in Schröck keine Schiffergilde bestand, waren deshalb die Steuerleute und Schiffer von Freistett zusammen mit denen von Mannheim in Fragen der Rheinschiffahrt die Ansprechpartner.



*Die Vorgeschichte der privilegierten badischen Rheinschiffahrtsgesellschaft<sup>3</sup>*

Am 21. November 1824 teilte der Kinzigkreis dem Bezirksamt Rheinbischofsheim mit, dass bei der badischen Regierung schon mehrfach die Gründung einer Rheindampfschiffahrtsgesellschaft beantragt wurde. Der Amtmann möge veranlassen, dass der Schiffahrtsdeputierte David Rohr von Freistett sich am 23. November beim Innenministerium in Karlsruhe einfinden möge. Man darf als sicher annehmen, dass bei dieser Begegnung die Probleme der Rheindampfschiffahrt besprochen wurden. Der Rat des Fachmanns war dem Minister so wichtig, dass er dem sparsamen Fiskus die nötigen Reisespesen (25 Gulden) abverlangte.

*Das „Nein“ der Freistetter Schiffergilde<sup>3</sup>*

Die großherzogliche Regierung hatte ein Interesse am Florieren der Gesellschaft und alle Ämter halfen mit, die Firma in Gang zu bringen. So forderte der Amtmann des Bezirksamts Rheinbischofsheim die Freistetter Schiffergilde auf, sich binnen zehn Tagen über den Kauf von Schiffahrtsaktien zu erklären (26. Mai 1826).

Die Vertreter der Gilde erklärten am 3. Juni 1826: „Die Freistetter Tourschiffer lehnen in diesem Augenblick den Erwerb von Aktien ab. Das Weitere vorbehalten. gez. David Rohr.“ Das war ein „Nein“ mit Vorbehalt.

Am 28. 6. 1826 teilte der Schriftführer der AG., Herr Kiesling, Rastatt, dem Innenministerium mit, dass er sowohl den Freistetter wie auch den Mannheimer Schiffern 83 Aktien angeboten habe, aber beide hätten abgelehnt (dasselbe gelte auch für Mainz und Straßburg). Dadurch sei die Firma ihrer Verbindlichkeit entbunden. Sie stelle das fest, um späteren Reklamationen vorzubeugen. Die AG. habe ihr Möglichstes getan. So hat sie den einzigen Schiffer in Schröck, der der Mannheimer Gilde angehört, die Stelle eines Schiffmeisters auf einem der Dampfboote angetragen und ihn nach Rotterdam gesandt, damit er dort die nötigen Kenntnisse und Eigenschaften erwerbe (28. Juni 1826).

Kiesling teilte diesen Sachverhalt dem Innenministerium mit. Dieses schaltete wieder das Bezirksamt ein.

(1. Vorladung): Deshalb bestellt Amtmann Jägerschmidt den Schiffahrtsdeputierten David Rohr und dessen Kollegen Martin Maier für den 3. Juli auf das Amt und bat sie um Stellungnahme zum Aktienkauf der Dampfschiffahrt-AG. Die beiden erklärten:

*„In ihren Schiffen und Gerätschaften stecke gegenwärtig ein Geldwert von 40 000 Gulden. Das sei ein großer Teil ihres Vermögens. Ohnedies hätte in den letzten 5 Jahren die Freistetter Schifferschaft durch das Emporkommen der Oberländer Kleinschiffer einen beträchtlichen Schaden erhalten. So*

werde ihnen jetzt durch das Privilegium der Dampfschiffahrt der Herzstoß gegeben und dieses Unternehmen gründe sein Glück auf den Untergang der Freistetters Schiffer.

Man biete ihnen deshalb ein Mittel an, die Existenz zu behaupten, und das sei der Kauf von Aktien der Dampf-AG. Doch gelte das nur bedingt. Das setze voraus, daß der Staat oder die AG. ihnen ihre Fahrzeuge abkaufe und sie für den zustehenden Verlust entschädige. Sie möchten nicht den Rest ihres Vermögens in ein „gewagtes Unternehmen“ setzen, dessen Ausgang zweifelhaft sei und an dessen Leitung sie keinen Anteil hätten.

Ihr Gesuch geht deshalb dahin, daß ihnen der Wert ihres Etablissements bezahlt werden möge, damit sie die Aktien kaufen könnten. Sie könnten es vor ihren Familien nicht verantworten, den Rest des Vermögens an jenes Unternehmen zu wagen.“

Dieser Bericht wurde dem Innenministerium vorgelegt. Dieses verfügte, dass es auf den Vorschlag eines Kaufs nicht eingehen könnte (10. Juli 1826).

Das hohe Amt wollte den Dialog aber noch nicht abbrechen und um Reklamationen zu vermeiden, sollten Beweise über die Haltung aller Schiffer bezüglich des Angebots erbracht werden.

(2. Vorladung): Deshalb lud der Amtmann alle Freistetters Schiffer auf den 4. August zu einer Versammlung ein. Dort forderte er sie auf, sich für Annahme oder Ablehnung des Angebots zu entscheiden. Die anwesenden 4 Schiffer (D. Rohr, M. Meier, Jac. Wolf, Friedr. Rohr) erklärten:

„Sie wollen angesichts des Aufkommens der Dampfschiffahrt das tun, was ihr Interesse gebietet. In ihrem Etablissement steckt soviel Geld, das durch die Kleinschiffahrt und durch die Dampfschiffe zu Grunde geht. Die Schiffer wollen auf welchem Weg auch immer einen Ersatz ihres Schadens erhalten.“

In der Antwort vom 14. August 1826 stellte das Hohe Amt fest, dass ihm Beweise fehlten, dass alle Schiffer sich schon entschieden hätten und beauftragt den Amtmann mit der Regelung der Angelegenheit.

(3. Vorladung): Dieser beruft die Schiffer nochmals ein, insbesondere aber auch die Beistände der Witwen der verstorbenen Zunftgenossen (29. August 1826). Der Amtmann stellte fest, dass alle früher nicht erschienenen Schiffer da wären und auch namentlich festgehalten wären:

Abraham Wolf (junior?)

Jacob Rohr

Abraham Wolf, Wwte., Beistand Martin Siehl

Georg Heck, Wwte. Beistand Vogt Kauz

Daniel Wolf, Wwte. Beistand Bürgermeister Hauß

Die bisherigen Erklärungen der Freistetters Schiffer wurden vorgelesen. Alle Anwesenden schlossen sich der früheren Erklärung von David Rohr und Martin Meier an.

### *Das Problem der Entschädigung der Schiffer*<sup>1,3</sup>

Ein Souverain des Deutschen Bundes entsprach mit seiner Maßnahme den Vorstellungen der Gildenschiffer: König Wilhelm von Württemberg. Er kaufte den acht Friedrichshafener Bodenseeschiffern ihre Fahrzeuge ab. Die arbeitslosen Schiffer machte er zu Staatsdienern, die er sofort wieder in Pension schickte. Der relativ geringe Umfang der Kosten erleichterte sicher die Aktion. Baden lehnte diese Lösung ab. Abgesehen von den höheren Ausgaben konnte sich das Land auf die Grundsätze der Gewerbefreiheit berufen. Der Staat hat sich aus dem Wirtschaftsleben herauszuhalten, im Guten wie im Schlechten. Preußen nahm dieselbe Haltung ein: Entschädigung nicht, bestenfalls Unterstützung. Bei den Kleinschiffern, deren Tätigkeit Freistett beklagte, handelte es sich um die Zunftgenossen zwischen Kehl und Basel, die mit kleinen Schiffen mit einer Ladekapazität von einigen Hundert Zentnern ihnen Konkurrenz machten. Offenbar hatte deren Kundschaft den Hafen von Freistett früher über die Landstraßen angefahren.

Stärker als durch die Kleinschiffer wurde der Hafen von Freistett durch die Eisenbahn bedroht. 1840 in Mannheim begonnen, erreichte der Eisenbahnbau Mitte der 40er Jahre das badische Oberland. Die Kaufleute, die ihre Waren ins Oberland schickten, stellten fest, dass die Bahnhöfe der neuen Bahn ihrer Kundschaft näher lagen als der Freistetter Hafen und wechselten das Transportmittel. Sie gingen vom Schiff zur Bahn. Bei den Transporten handelte es sich vornehmlich um Kolonialwaren wie Kaffee und Zucker. Nur bei diesen wertvollen Gütern lohnten sich die hohen Frachtkosten, die sich beim Mannschaftszug südlich Karlsruhe ergaben. Für Freistett gab es keinen Ausweg. Das war das Ende seines Frachthafens.<sup>1,2</sup>

Die Abnahme der Zahl der Freistetter Steuerleute entsprach höchstwahrscheinlich auch der Abnahme der Schiffer:<sup>10</sup>

Zahl der Freistetter Steuerleute: Im Jahr 1820: 14 Mann. Im Jahr 1842: 8 Mann. Im Jahr 1854: Null.

### *Die Start- und Probejahre der Dampfschiffe 1827–29*<sup>1,2</sup>

Das erste Dampfschiff, das den deutschen Teil des Rheins befuhr, war die „Caledonia“. Sie traf am 12. Juni 1816 in Köln ein. Sie kam von Rotterdam und hatte für die ganze Strecke fünf Tage gebraucht. Von der Demonstrationsfahrt des „Seeländers“ im Oktober 1824 hatten wir schon gehört, desgleichen von der Fahrt des preußischen Königs am 1. September 1825, die eine Serie von Gründungen auslöste. Im folgenden Jahre 1826 wurden die von den neu gegründeten Firmen bestellten Schiffe gebaut, die dann 1827 den Fahrbetrieb aufnahmen.



Am 1. Mai 1827 trat die „Konkordia“ die Fahrt von Köln nach Mainz an. Ungefähr ein Jahr später (am 1. Juni 1828) kam noch das Schiff „Prinz Wilhelm“ hinzu. 1827 sollte auch das Dampfboot „Ludwig“ von der badischen Gesellschaft den Dienst aufnehmen. Doch bei der Probefahrt erwies es sich als untauglich und erst nach einigen Umbauten konnte es 1830 den Dienst aufnehmen (Bericht folgt!). Nachdem die Kölner 1829 noch den „Prinz Friedrich“ in Dienst stellten, verkehrten auf dem Mittelrhein (Köln–Mainz) drei Dampfboote.

Im Mai 1830 erschien endlich nach drei Probe- und Umbaujahren das Badische Dampfschiff „Ludwig“ in Mannheim. Die „Mannheimer Zeitung“ vom 31. Mai veröffentlichte darüber einen ausführlichen Bericht:

*„Vorgestern, nachmittags  $1/2$  5 Uhr, ist das neue Dampfschiff auf dem Oberrhein, der „Ludwig“, zum ersten Mal wieder an unserem Freihafen, von Mainz kommend, angefahren. Es scheint durch die vorgenommenen Verbesserungen sowohl an Größe und Schönheit als an innerer Vollkommenheit, gewonnen zu haben. Die Handlungsinning hat einen feierlichen Empfang desselben vorbereitet. Kanonenschüsse begrüßten es, Musik schallte ihm entgegen, und es wurde von einer eigenen Deputation bewillkommt und ist von Tausenden von Zuschauern von den Ufern aus begrüßt worden.*

*Gestern nachmittag geruhten Ihre Königliche Hoheit, die verwitwete Frau Großherzogin (Stefanie), mit den Prinzessinnen und einer zahlreichen Suite, eine Spazierfahrt, sowohl den Rhein ab- als aufwärts auf diesem Schiffe zu machen, die den erfreulichsten Anblick gewährte.*

*Heute früh um 6 Uhr ist es von Mannheim nach Schröck, bis wohin diese erste Probefahrt sich erstrecken sollte, abgefahren. Eine große Anzahl hiesiger Einwohner ... haben es nach Schröck begleitet.“*

Am 1. Juni 1830 erschien dieser Artikel auch in der „Karlsruher Zeitung“.

Vom 5. Juni 1830 ab nahm das Dampfschiff „Ludwig“ den regelmäßigen Fahrdienst zwischen Mannheim und Mainz auf. Abfahrt in Mainz: An ungeraden Tagen morgens 8 Uhr.<sup>9</sup>

### *Die Rheindampferflotte von 1830<sup>1,2</sup>*

Im Jahre 1830 waren also auf dem Rhein folgende Fahrdienste installiert:

|                     |                                                    |
|---------------------|----------------------------------------------------|
| Auf dem Oberrhein   | 2 Boote (Mannheim–Mainz)                           |
| Auf dem Mittelrhein | 3 Boote (Mainz–Köln)                               |
| Auf dem Niederrhein | 9 Boote (Köln–Rotterdam)                           |
| Schelde und Nordsee | 4 Boote (von Rotterdam nach Antwerpen bzw. London) |

Die oben angeführten 18 Boote stellten die erste Generation von Dampfbooten auf dem Rhein dar. Sie waren (wahrscheinlich) alle in Rotterdam



gebaut worden. Die Dampfmaschinen kamen von Birmingham. Die Dampfer machten noch alle Kinderkrankheiten der neuen Technik durch und fielen oft aus. Die „Konkordia“ wäre 1827 am Binger Loch fast gescheitert.

Als Anhaltspunkt für die Maße eines Bootes seien die Dimensionen der „Konkordia“ und des „Prinz Wilhelm“ angegeben: 43 Meter lang und 5 Meter breit.

Nur die Gerippe der Schiffe waren aus Eisen, die Schale bestand aus Forlenholz. Zwei Masten erlaubten den Segelbetrieb. Die Boote waren für die Personenfahrt eingerichtet. Man lobte ihre Bequemlichkeit. Doch war auch ein beträchtlicher Stauraum für Waren vorhanden, die als Eilgüter transportiert wurden. Sogar an einen Pferdestall mit Wagenremise war gedacht.

Es bestanden vier Preisklassen. Der billigste Fahrpreis von Mannheim nach Mainz betrug 3 Gulden 12 Kreuzer für die Vorkajüte. Die teuerste Klasse für dieselbe Strecke (Pavillon) kostete das Doppelte. Die Fahrzeit betrug nur ein Drittel einer bisher üblichen Segeljacht bzw. Postkutsche. Deshalb verschwanden die Jachten in wenigen Jahren.

Vom Jahre 1830 ab wurden auch in Deutschland Rheindampfer gebaut. Am 7. Mai d. J. lief in Ruhrort das Schiff „Stadt Mainz“ vom Stapel.

### *Die Rheinschiffahrtsakte (1831)*<sup>1</sup>

Das folgende Jahr (1831) brachte die schon lange erwartete Rheinschiffahrtsakte. Sie war noch vom Wiener Kongress in Auftrag gegeben worden und galt für alle sechs Uferstaaten. Sie dehnte die Gewerbefreiheit auf den gesamten Schiffsverkehr des Rheins aus. Besonders begrüßt wurde der Wegfall des Stapelrechts, wodurch das teure und zeitraubende Aus- und Einladen in Mainz und Köln wegfiel. Die Verbände der Gildenschiffer wurden aufgelöst, dadurch wurde in der Schifffahrt die Konkurrenz ermöglicht.

Seit den Sommermonaten 1833 wurde auch die Strecke *Mannheim–Straßburg* regelmäßig befahren. Als das neue Schiff zu einem Dienstantritt den Rhein heraufgefahren kam, wurde es bei seiner Ankunft in St. Goar mit Jubel und Kanonenschüssen begrüßt (Bericht von Sulpiz Boisserée).<sup>5</sup>

Die Schifffahrtsgesellschaft „Rhein und Main“ (Mainz) wollte nicht recht in Schwung kommen. Deshalb wurde sie 1832 von der Kölner Preußisch-Rheinischen Gesellschaft übernommen. Die Kölner hatten zwar jetzt das Verkehrsmonopol auf dem Rhein, waren aber nach allen Seiten vertraglich gebunden, so dass man nicht von einer Diktatur sprechen konnte. Das änderte sich auch nur vorübergehend, als die Düsseldorfer eine eigene Gesellschaft gründeten. Auch diese schloss sich nach einigen Jahren den Kölnern an. Bei dem Anschluss der „Mainzer“ ging auch der denkwürdige „Ludwig“ in Kölner Besitz über.

1837 hatten die Kölner neun Dampfschiffe laufen (1830: 4 Schiffe). Dadurch war es möglich, die Frachttarife zu senken. Sie nahmen um rund ein Drittel ab.

#### *Der Dampfbootverkehr Basel–Straßburg*<sup>11</sup>

Im Jahre 1838 wurden in Basel zwei Rheinschiffahrtsgesellschaften gegründet:

1. „Le Service general de navigation“, 2. „Die Adler vom Oberrhein“.

Die Schiffe beider Gesellschaften verkehrten zwischen Basel und Straßburg. Als im Elsass ab 1840 die Eisenbahn zwischen Basel und Straßburg fuhr, verringerte sich das Interesse an den Rheindampfern. Der Verkehr Basel–Straßburg wurde unrentabel und deshalb 1842 eingestellt.

#### *Die Schiffverkehrsordnung*<sup>4</sup>

Ein Jahr nach der Aufnahme des *regelmäßigen* Dampfbootverkehrs auf dem Mittelrhein entstand das Bedürfnis, eine neue Ordnung zur Regelung des Schiffsverkehrs einzuführen, eine Ordnung, die auch die Besonderheit der Dampfschiffe berücksichtigt. Deshalb erließ die zuständige preußische Behörde am 9. Mai 1828 ein

*„Polizey Reglement für die den Rhein befahrenden  
Dampf- und Segelschiffe und Flöße“*,

das wir nachstehend auszugsweise zitieren:

##### § 1.

*Wenn zwei Dampfschiffe einander begegnen, so soll das stromaufwärtsfahrende Dampfschiff überall, soweit es das Fahrwasser zuläßt, das linke Rheinufer, das stromabwärtsfahrende Dampfschiff aber, soviel es das Fahrwasser zuläßt, das rechte Rheinufer halten.*

##### § 2.

*Wenn ein Dampfschiff stromaufwärts an einem andern ebenfalls stromaufwärts fahrenden Dampfschiff vorbeifahren will, so soll das Dampfschiff, das vorbeizufahren gedenkt, durch aufhissen einer blauen Flagge bis zum halben Mast, und durch fünf Schläge auf die Glocke dem vorfahrenden Dampfschiff ein Zeichen geben, worauf das vorfahrende Schiff gehalten ist, soweit es das Fahrwasser zuläßt, das linke Rheinufer zu halten, um das vorbeizufahren gesonnene Dampfschiff zwischen sich und dem rechten Rheinufer vorbei zu lassen, wobei das vorbeifahrende Schiff soweit als möglich das rechte Rheinufer halten muß.*

§ 8.

*Wenn die zu Tal fahrenden Dampfschiffe zu Berg fahrenden Segelschiffen begegnen, so sollen die Dampfschiffe immer soviel als das Fahrwasser es zuläßt, die entgegengesetzte Seite des Leinpfadufer halten, die Segelschiffe sollen dagegen, wo es nötig ist, auf dem Leinpfadufer beilegen.*

§ 9.

*Jedes Schiff, welches beim Dunkeln fährt, soll ohne Ausnahme, ob es ein Dampfschiff oder ein Segelschiff ist von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang bei der Bergfahrt mit zwei hellbrennenden Laternen am Mast versehen sein, bei der Talfahrt aber noch eine dritte hellbrennende Laterne auf halbem Mast führen.*

§ 11.

*Jedes Dampfschiff, welches bei Nebel an irgend einer Stelle auf dem Strome vor Anker liegt, soll von fünf Minuten zu fünf Minuten Zeichen durch 7 Schläge auf die Glocke geben.*

§ 12.

*Offene Fahrzeuge dürfen nie stärker beladen werden, als daß sie noch 6 Zoll Bord über Wasser haben. Kleinere Fahrzeuge, bis zu 10 Lasten Ladefähigkeit, müssen mit sog. Windborden versehen sein, welche sie sowohl vor dem Wellenschlage des Windes als derjenigen der Dampfschiffe schützen.*

§ 13.

*Wenn einem Dampfschiff in der Fahrt solche kleinen Fahrzeuge begegnen, die entweder zu Tal oder zu Berg, oder von einem Ufer zum andern fahren, so soll nichts desto weniger das zu tal fahrende Dampfschiff in der Nähe derselben die Räder still setzen oder sich so weit davon entfernt halten, daß Unglücken, welche durch Wellenschlag entstehen können, möglichst vorgebeugt werde.*

§ 14.

*Alle Flöße sind verpflichtet, einen Wahrschaunachen eine halbe Stunde ihrem Floße vorangehen zu lassen. Derselbe muß mit einer leicht in die Augen fallenden rot und schwarzen Flagge bezeichnet sein.*

Die oben stehenden Paragraphen sind zwar nur schlichte Verkehrsregeln. Sie geben aber auch das Atmosphärische der Rheinschiffahrt wieder: Es leuchten die Laternen vom Mast, die Glocke tönt durch den Nebel. Das war die romantische Seite der Rheinschiffahrt.

Die Verwaltung der Rheinischen Dampfschiffahrtgesellschaft, Köln, sandte am 29. Juli 1837 die zum Teil oben zitierte, aus 18 Paragraphen bestehende Rheinschiffahrtsverkehrsordnung an die badische Regierung und legte ihr nahe, ähnliche Regeln auch für die badische Rheinstrecke einzuführen. Ihr Fehlen „*ist in vielen Fällen von solchen nachteiligen Folgen für die Dampf- wie für die Segelschiffahrt gewesen ...*“. Auf der preußischen Rheinstrecke (Mittelrhein) habe sie sich seit neun Jahren bestens bewährt. Es ist zu vermuten, dass die badische Regierung dem guten Rat folgte.

### *Die Schleppdampfer verdrängen die Segelschiffe<sup>1,2</sup>*

Durch die Rheinschiffahrtsakte angeregt, fasste die Kölner Handelskammer den Entschluss, den ganzen Rheintransport an die Dampfschiffahrt zu ziehen: Die Personen- und Eilgüterbeförderung sollten die Dampfboote besorgen. Für die Massengüter sollte die Schleppdampferfahrt entwickelt werden. Doch die Holländer widersetzten sich dieser Regelung. Sie wollten an der alten Art der Schiffahrt nichts ändern: Ein starrer Fahrplan von Station zu Station, bedient von den Gildenschiffern mit festen Preisen. Die nächsten beiden Jahrzehnte (1831–1850) der Rheinschiffahrt waren erfüllt vom Ringen der beiden Verkehrssysteme, bei dem die Schleppschiffahrt langsam an Boden gewann. So sahen sich im Rheinhafen Mannheim 1843 bei nüchterner Überlegung die Gildenschiffer veranlasst, das Angebot der Dampfschiffer anzunehmen und mit ihnen zusammen einen gemeinsamen Dampfschleppverkehr aufzubauen. Dieses Beispiel war eine rühmliche Ausnahme und fand keinen Nachahmer. Der Mannheimer Schleppverkehr ließ sich so gut an, dass die neue Gesellschaft bereits ein Jahr später (1844) einen zweiten Schleppdampfer anschaffen mussten. Wie von Anfang an waren auch hier die Kölner die Vorreiter. Sie besaßen 1845 bereits vier Schleppdampfer und 18 eiserne Kähne. Die eisernen Kähne hatten gegenüber den alten Holzschiffen den Vorteil, dass sie bei derselben Zugkraft ein Drittel an Ladung mehr transportieren konnten.

### *Appell der Gildenschiffer an die Nationalversammlung<sup>1</sup>*

Als sich 1848 in Frankfurt die Nationalversammlung konstituierte, versammelten sich die Gildenschiffer in Köln in einer Generalversammlung und richteten an das neue Parlament in einem Appell die Forderung, sich für die alte Rheinschiffahrt einzusetzen. Man hörte die bekannten Schlagworte: „Arbeitsliebender Mittelstand gegen die Geldaristokratie“. Oder: „Arbeit gegen Kapital“. Oder: „Schiffahrtstreibende Handelsleute im Dienste des Mammon“. Die Dampfschiffahrt und die eisernen Kähne sollten verboten werden. Den Worten folgten bald die Taten: Auf die Dampfschlepper wurde geschossen. Kapitän und Steuerleute mussten sich verbarrikadieren.



Wie kann man die Appellanten verstehen? Sie waren Kinder des Absolutismus: Wenn oben befohlen wird, wird unten gehorcht, schnell und genau. Nachdenken ist zwecklos. Das Diktat der Tradition war noch sehr kräftig. Was über Jahrhunderte richtig war, kann doch nicht verkehrt sein. Was Freiheit bedeutet, auch im Wirtschaftsleben, war ihnen fremd.

Die Dampfschleppgesellschaften beantworteten den Appell mit einer gedruckten Denkschrift, in der die Vorwürfe als unbegründet zurückgewiesen wurden. Man versprach, die Zahl der Dampfer und der Kähne nicht zu erhöhen.

### *Das Ende des Leinenzugs<sup>1</sup>*

Die Bevorzugung der Schleppschifffahrt durch die großen Transportgesellschaften hatte sich ausgewirkt. So hat sich die Transportleistung von 1830 bis 1846 von rund 18 Millionen Zentner auf 42 Millionen Zentner erhöht, was nur der Schleppschifffahrt zu verdanken war.

Um den ehemaligen Gildeschiffen zu helfen, boten die Schleppergesellschaften diesen an, sie für billigen Lohn zu schleppen. Die Bundesversammlung ihrerseits hielt es für undenkbar, die Schleppschifffahrt zu behindern. Sie empfahl die Stiftung einer Unterstützungskasse, die den Segelschiffen Geld zur Anschaffung von Schleppdampfern geben sollte. Diese begannen einzusehen, dass eine Ablösung des Leinenzugs auch in ihrem Interesse lag. Diese Einsicht wirkte sich aus: Bei Düsseldorf fand von 1847 bis 1850 eine Abnahme der Leinenzugpferde um 85% statt. Die Masten und Segel verschwanden von den Schiffen und die eisernen Kähne vermehrten sich.

### *Dampfwagen gegen Dampfboot<sup>1,2</sup>*

Doch auch die Bäume der Dampfschifffahrt wuchsen nicht in den Himmel. Der Zwillingsbruder des Dampfboots, der „Dampfwagen“, sprich Lokomotive, hatte seit Beginn der 40er Jahre die Eisenbahnen entstehen lassen. Diese rissen mit ungeahnter Kraft die Personenfahrt und die Transportgüter an sich. Der Wandel vollzog sich in sensationeller Weise in wenigen Jahren. So fiel der Warenumsatz des Straßburger Hafens von rund 36 000 Zentner im Jahre 1843 auf ein Zwanzigstel im Jahre 1846. 1854 hörte dieser Transport ganz auf. Ein Jahr später (1855) wurde auch der Personenverkehr ganz eingestellt. Die Kölner Gesellschaft fuhr nur noch bis Mainz.

Diese revolutionäre Entwicklung wurde durch die beiden Eisenbahnlinien bewirkt, die zu beiden Seiten des Rheins, parallel zu ihm, entstanden waren und den Personen- und Güterverkehr an sich gezogen hatten.

### *Der Schiffsverkehr auf dem Oberrhein schläft (1855–1892)<sup>6</sup>*

Welches Bild der schlafende Oberrhein bot, beschreibt 1885 der badische Baurat Honsell, der als Wasserbauingenieur die Rheinkorrektion geleitet hatte:

*„Gegenwärtig, gehen einige Male im Jahr Schleppdampfer mit ein höchstens zwei Kohlenschiffen von der Ruhr bis Plittersdorf und Greffern, ganz selten, oft mehrere Jahre gar nicht, bis Kehl bzw. Straßburg.*

*Mehr belebt ist die Stromstrecke zwischen Maxau und Mannheim.“*

### *Das Wiederaufleben der Schifffahrt am Oberrhein (1892)<sup>6,7</sup>*

Wenn diese Verkehrssparte gegen Ende des Jahrhunderts (1900) aus ihrem Dornröschenschlaf erwachte, so war die Ursache dort zu suchen, wo sie Baurat Honsell versteckt wusste, nämlich in der Schiffbarkeit des Rheins. Diese ließ seiner Meinung nach zwischen Maxau (bei Karlsruhe) und Mannheim keine Wünsche offen, wohl aber oberhalb Karlsruhe. Die Tullasche Rheinkorrektion hatte eine Verbesserung der Landeskultur (Überschwemmungen usw.) zum Ziel, nicht aber die Schiffbarkeit. Jetzt wurde durch die Initiative des elsässisch-lothringischen Landesausschusses im Jahre 1893 beschlossen, die Regulierung des Oberrheins bis Straßburg durchzuführen. Die Wasserbauer verstanden unter dieser „Regulierung“ die „Ausbildung eines geregelten Fahrwassers von 2 Meter bei gemitteltem Niedrigwasser“. Das bedeutet, dass auch bei Niedrigwasser die Wassertiefe im Talweg mindestens zwei Meter betragen muss.

Dieser Beschluss wirkte als Startsignal zum Ausbau des Straßburger (Baubeginn bereits 1892) und des Kehler Hafens (1897–1902) wie letzten Endes auch des Karlsruher Hafens (1898–1901). Die Folgen von Regulierung und Hafenbau war ein ungeahnter Aufschwung der Transportleistungen des ganzen oberrheinischen Schiffsverkehrs.

### *Kohlenkähne in Greffern<sup>6</sup>*

Ein für die Wirtschaftsgeschichte der nördlichen Ortenau interessanter Aspekt sei noch aufgeführt: Honsell sprach davon, dass in der verkehrsarmen Zeit um 1885 ein bis zwei Kohlenschiffe im Jahr bis Plittersdorf und Greffern fuhren. Der Verfasser erinnert sich daran, dass nach dem Ende der Inflation in den 20er Jahren jedes Jahr in Greffern ein Kohlenschiff anlegte. Auftraggeber waren die beiden örtlichen Kohlenhändler von Stollhofen und Lichtenau, die Herren Mast und Bertsch. Diese hatten die Ankunft des Schiffes zehn Kilometer im Umkreis bekannt gemacht und zum Kauf eingeladen. Von allen Seiten rollten bespannte Dielenwagen nach Greffern. Dort lag am Rheinufer unterhalb des Dorfes der eiserne Kohlenkahn. Star-

ke Männer trugen die gefüllten großen Körbe über schwankende Planken ans Ufer und schütteten die Kohlen auf die dort wartenden Wagen. Eine lange Reihe von Pferde- und Kuh-bespannten Dielenwagen verstopften die Anfahrtsstraßen, darunter auch der des Vaters des Verfassers. Diese Kohlenfahrten wiederholten sich Jahr um Jahr. Sie waren ein Bestandteil des lokalen Wirtschaftslebens und reichten – durch den Krieg unterbrochen – wahrscheinlich bis in die Jahre um 1885 zurück.

### *Ausblick*

Nach der Jahrhundertwende (1900) hatte die Dampfschiffahrt auf dem Rhein einen Höhepunkt erreicht und die alte Art der Schifffahrt war total besiegt. Doch es war nur ein Sieg auf Zeit. Schon in den 20er Jahren machte die Transporttechnik den nächsten Schritt nach vorn. Da begann bereits der Dieselmotor der Dampfmaschine Konkurrenz zu machen. Die Schiffingenieure bauten in die Hecks der eisernen Kähne einen Dieselmotor mit Schiffsschraube ein und die neuen von uns Expressboote genannten Wasserfahrzeuge der Zukunft waren fertig. Besonders Basler Reedereien begannen diese Boote einzusetzen. Nach dem (2.) Krieg waren die Dampfer verschwunden. An die Stelle der Schlepper traten die Schieber. Man nannte sie „Schuber“. Das waren Schiffe mit sehr starken Dieselmotoren (bis zu 4600 PS), die die Lastkähne in einem Block vor sich herschoben. Bei den Schiffstypen auf dem Oberrhein scheint nur der Wechsel beständig zu sein.

## 2 Das Steuermannswesen vor der Rheinkorrektion unter besonderer Berücksichtigung des Freistetter Hafens<sup>1</sup>

Die Handelsschiffahrt auf dem unkorrigierten Rhein war auf seinem Oberlauf (Oberrhein zwischen Mannheim und Basel) mit einem besonders hohen Risiko behaftet. Durch die hohe Geschwindigkeit des Wassers, die dauernden Veränderungen des Strombetts mit der Fahrrinne waren die Wasserfahrzeuge ständig vom Schiffbruch bedroht, und nur durch ein besonders geschicktes Verhalten der Steuerleute konnte ein Debakel verhindert werden. Während des behandelten Zeitabschnitts (1800–1854) wohnten die Steuermänner in der Nähe der Rheinhäfen. Entsprechend den damals noch in allen Handwerksberufen üblichen Zusammenschlüssen in Zünften bestand in jedem Rheinhafen ein Verein der Steuermänner. Diese Vereine gaben sich Statuten, die von manchen Vereinen zu Steuermannsordnungen erweitert wurden.

Beweggründe, eine solche Ordnung zu haben, waren mehrfach vorhanden. Sie sollte:

1. das gegenseitige Verhalten der Mitglieder regulieren,
2. das fachgerechte Steuern der Rheinschiffe gewährleisten,
3. das Verhalten der Steuermänner der Schiffsbesatzung gegenüber regeln,
4. in ihrer Gesamtheit bei dem hohen Geldwert des Transportguts eine solide Rechtsgrundlage bieten, falls es bei Schiffsunfällen zu Gerichtsverhandlungen käme.

Die Freistetter Schiffahrtsgilde unter Leitung des Schiffahrtsdeputierten David Rohr legte bereits am 29. Februar 1816 den Entwurf einer Steuermannsordnung vor. Natürlich rechneten die Freistetter nicht damit, dass sich die Rheinschiffahrt nach ihren Vorschlägen richten werde. Ihr Entwurf war sicher als Anregung für den Staat gedacht, der als Träger der Verkehrshoheit in der Pflicht war, eine allgemein verbindliche Steuermannsordnung vorzuschreiben.

*Entwurf einer Steuermannsordnung der Freistetter Schiffahrtsgilde vom 29. 2. 1816*

*Prolog: Steuermänner sollen nur die sein, die sich nach dem Gildereglement qualifiziert haben und deren Kenntnisse geprüft sind. Folgende Pflichten sind verbindlich:*

1. *Wer sich für ein Schiff verpflichtet hat (als Steuermann!), muß bis zum Ziel mitfahren, sonst 10 Reichsthaler Strafe.*



2. Aus einem Hafen nur mit Genehmigung der Hafenpolizei abfahren.
3. Soll das Schiff und die Güter behutsam begleiten.
4. Der Steuermann darf das Ruder nie verlassen. Beim Landen ist darauf zu achten, daß das Schiff gut verankert ist.
5. Gegen Unfug, gute Sitte und Ehrbarkeit, anstössige Unordnung auftreten.
6. Mit gutem Beispiel vorgehen, sich eines nüchternen Lebenswandels befleißigen.
7. Schiffsleuten mit Bescheidenheit begegnen.
8. Sich mit dem festgelegten Steuerlohn begnügen.
9. Keinen unnötigen Aufenthalt veranlassen (Strafe!).
10. Beschwerden, wenn bei Bergfahrten zu wenig oder zuviel Pferde verwendet werden.
11. Nach jedem Hochwasser und Eisgang ist die Fahrtstrecke mit einem kleinen Nachen zu befahren und genau feststellen, ob sich Änderungen im Strom oder auf dem Leinpfad ergeben haben und diese der Behörde anzeigen. Die Ausgaben der Untersuchung werden erstattet. Der ober-rheinische Steuermann ist gehalten, jedesmal vor der Abfahrt die Strecke, die er befahren will, mit einem kleinen Nachen zu untersuchen.
12. Er soll, wenn er etwas der Schifffahrt Hinderliches oder Gefahrdrohendes entdeckt, Anzeige machen.
13. Die Steuerleute haben das Monopol, geladene Schiffe auf ihrem Distrikt zu steuern.
14. Das Schiff nicht zu sehr beladen, damit sie das Schiff auf Distanz halten können.
15. Neu angehende Steuerleute sollen nur als 2. und 3. (Steuerleute) mitfahren.
16. Der Schiffer muß für die hinlängliche Mannschaftsbespannung sorgen und auch dafür, daß der Mannschaft ihre Unterhaltungsmittel zu seiner Zeit verabreicht werden, um sie, ihre Schuldigkeit zu tun, auffordern zu können.
17. Die Schiffsherrn sollen durch ihr Betragen keinen Anlaß zu Unordnung geben, die Schiffsmannschaft nicht zu gerechten Beschwerden reizen.
18. Beschwerden der Schiffsmannschaft gegen den Schiffsherrn beim Vorstand anbringen.
- 19–21. Die Schiffsmannschaft soll auf das Geschirr achten und sich nicht an den Kaufmannsgütern vergreifen. Solches wird den einschlägigen Behörden zur strengen Strafe übergeben.

Unterschrieben von: David Rohr (Schiffahrtsdeputierter),  
Abraham Wolff sen., Abraham Wolff jun., Georg Heck, Martin Meier

Obiger Entwurf hatte 1816 wohl keinen rechtsverbindlichen Charakter erhalten, sonst hätte die zuständige Behörde nicht 1820 einen ziemlich anders formulierten Entwurf vorgelegt. Diese staatliche Haltung hatte sich offenbar 1835 geändert, als Freistett aufgefordert wurde, eine Abschrift des Entwurfs von 1816 vorzulegen. Man hatte sicher erkannt, dass beide Vorschläge sich vorzüglich ergänzen.

Der eben angeführten Abschrift war noch eine *Tabelle des Steuermannlohns* beigegeben, wie sie nachstehend wiedergegeben wird:

|                                                                     |                              |                  |
|---------------------------------------------------------------------|------------------------------|------------------|
| <i>Freistett–Neuburg von einem Schiff mit 2000 Zentner und mehr</i> |                              | <i>18 Gulden</i> |
|                                                                     | <i>2. Steuermann</i>         | <i>12 Gulden</i> |
|                                                                     | <i>3. Steuermann</i>         | <i>6 Gulden</i>  |
|                                                                     | <i>1000 Zentner 1. Stm.</i>  | <i>12 Gulden</i> |
|                                                                     | <i>2. Stm.</i>               | <i>8 Gulden</i>  |
|                                                                     | <i>500 Zentner 1. Stm.</i>   | <i>8 Gulden</i>  |
|                                                                     | <i>2. Stm.</i>               | <i>5 Gulden</i>  |
| <i>Neuburg–Germersheim</i>                                          | <i>2000 Zentner 1. Stm.</i>  | <i>8 Gulden</i>  |
|                                                                     | <i>1000 Zentner 1. Stm.</i>  | <i>7 Gulden</i>  |
| <i>Schröck–Mannheim</i>                                             | <i>1000 Zentner und mehr</i> | <i>15 Gulden</i> |
|                                                                     | <i>unter 1000 Zentner</i>    | <i>12 Gulden</i> |
| <i>Schröck bis Freistett</i>                                        | <i>2000 Zentner und mehr</i> | <i>20 Gulden</i> |
|                                                                     | <i>1000 Zentner und mehr</i> | <i>13 Gulden</i> |
|                                                                     | <i>500 Zentner und mehr</i>  | <i>10 Gulden</i> |

Wie – leider – zu erwarten war, bekam der Freistetter Entwurf nicht die staatlichen Weihen. Denn das badische Finanzministerium schickte – datiert mit dem 1. Juni 1821 – dem Kinzigkreis einen eigenen Entwurf mit der Auflage, denselben der versammelten Freistetter Schifffahrtsgesellschaft und den Steuerleuten vorzulegen und den Vollzug nach Mainz (Generalschifffahrtskommission!) zu melden.

Wegen der Vollständigkeit dieses Entwurfs und seines amtlichen Charakters, sei er nachfolgend ausführlich wiedergegeben:

*Staatlicher Entwurf einer Steuermannsordnung (1821)*

*Der Leitgedanke: „Eine bestimmte Verfügung ist notwendig, um unfähige Hände auszuschalten.“*

*Artikel 1.*

*Nur Steuerleute, die anerkannt sind und das Patent haben, dürfen ein Schiff führen.*

*Artikel 2.*

*Um das Patent zu erhalten, sind die Steuerleute innerhalb 6 Wochen angehalten Beweise zu liefern, daß sie*

- 1. für die Stromstrecke (z. B. Straßburg–Neuburg), auf der sie fernerhin fahren wollen, bisher befahren haben und die nötige Flußkenntnis besitzen.*
- 2. Ihre moralische Aufführung muß einwandfrei sein. Sie müssen das Vertrauen des Schifferstandes genießen. Sie müssen Zeugnisse der Gildeschiffer der Strecke, die sie befahren wollen, beibringen.*

*Artikel 3.*

*Sie müssen:*

- 1. Volljährig sein (Nachweis!).*
- 2. 4 Jahre Lehrzeit absolviert haben.*
- 3. 4 Jahre als Schiffsknecht die Strecke befahren haben, auf welcher sie Steuermann werden wollen.*
- 4. Deutsch lesen und schreiben können.*
- 5. Sie müssen sich einer Prüfung unterziehen in Gegenwart des Rheinspektors der betreffenden Strecke.*
- 6. Sie müssen sich durch ein Führungszeugnis und durch ein Attest der Lokalbehörde des Wohnorts und des Handelsvorstandes ausweisen.*

*Artikel 4.*

*Wer unter den Steuerleuten die Vorschriften Nr. 2 und 3 erfüllt hat erhält von der Rheinschiffahrtsverwaltung ein Zeugnis, mit dem sie bei der Regierung die Ausstellung des Patents beantragen können. In ihrem Patent muß die Strecke angegeben sein, auf der sie als Steuermann fahren dürfen.*

*Artikel 5.*

*Sobald die Steuerleute das Patent erhalten haben, müssen sie dieses der Rheinschiffahrtsverwaltung vorlegen. Die Schiffahrtsverwaltung wird eine Liste der patentierten Steuerleute öffentlich bekannt machen.*

Artikel 6.

Um einen hinlänglichen Verdienst der Steuerleute zu garantieren, soll die Zahl der Steuerleute auf eine bestimmte Zahl beschränkt werden. Qualifizierte Kandidaten sollen aber als Steuermannsgehilfen arbeiten dürfen. Sie bekommen dann die erste frei werdende Steuermannsstelle. Sie dürfen auch fahren, wenn kein Steuermann zur Stelle ist.

Artikel 7.

Die für jede Station (z. B. Straßburg, Neuburg) patentierten Steuerleute bilden einen eigenen Verein. Sie wählen sich einen Obersteuermann als Vorstand. Diese haben eine Adjunkt. Sie sind verantwortlich für die pünktliche Erfüllung aller Vorschriften. Streitigkeiten sollen sie gütlich beilegen. Sie haben zu sorgen: Für die Kontrolle des Flußbetts, für den Eingang der Gelder der Unterstützungskasse.

Artikel 8.

Wegen der verschiedenen Beschaffenheit des Rheinbetts werden Stationen festgelegt:

|                    |                 |
|--------------------|-----------------|
| <i>Straßburg</i>   | <i>Bingen</i>   |
| <i>Neuburg</i>     | <i>Caub</i>     |
| <i>Germersheim</i> | <i>St. Goar</i> |
| <i>Mannheim</i>    | <i>Coblenz</i>  |
| <i>Mainz</i>       | <i>Cölln</i>    |

Die nicht genannten Häfen haben eigene Steuerleute.

Artikel 9.

An allen diesen Stationen haben die Schiffer mit ihren beladenen Schiffen die Steuermänner zu wechseln und kein Steuermann darf das überschreiten (bei Strafe!).

Artikel 10.

Aber von Cölln bis Holland können auf der ganzen Strecke diesselben (Cöllnischen!) Steuerleute fahren.

Artikel 11.

Der Schiffer kann den Steuermann seines Vertrauens frei wählen. Ein Vorbestellen, auch schriftlich, ist verboten.

Artikel 12.

Wenn mehrere Schiffe zu gleicher Zeit einen Hafen verlassen, darf das mit der größten Ladung den Steuermann (wenn mehrere gleichzeitig abfahren wollen.) frei wählen.



Artikel 13.

*Der Steuermann soll gegen den Schiffmeister mit Bescheidenheit auftreten ... bei Gefahr mit ihm die Maßnahmen besprechen und der Meinung des Schiffmeisters sich unterwerfen, im Trunke nicht übernehmen, das Schiff erst auf der Station verlassen.*

Artikel 14.

*Solange der Steuermann das Ruder führt, hat das Schiffsvolk demselben unbedingt Folge zu leisten. Doch bleibt dieser verantwortlich für alle unglücklichen Ereignisse als Folge nachlässiger Führung. Er muß vor der Abfahrt Mängel rügen und abstellen und schriftlich Anzeige machen.*

Artikel 15.

*Nimmt die Ladung durch die Schuld des Steuermanns unterwegs Schaden, so kann er 3–4 Monate oder für immer das Patent verlieren.*

Artikel 16.

*Wenn der Steuermann während der Fahrt etwas im Flußbett oder auf dem Leinpfad gewahr wird, was der Schifffahrt hinderlich ist, so muß er das dem nächsten Erhebungsamt melden.*

Artikel 17.

*Zweimal im Jahr (März und September) sollen die Steuerleute auf ihren Stationen das Flußbett und auch den Leinpfad befahren und untersuchen und das Resultat melden. Steuerleute, die sich dieser Pflicht zu entziehen versuchen, werden bestraft (bis zu 20 Francs).*

Artikel 18.

*Bei Unglücksfällen, Sturm, Hochwasser und Eisgang muß der Steuermann tätig helfen. Verweigerte Hilfe wird geahndet.*

Artikel 19.

*Klagen der Schiffer gegen Steuerleute sollen gerichtlich geklärt werden. Vorher soll eine schriftliche Vernehmung erfolgen.*

Artikel 20.

*Der Lohn der Steuerleute soll unter Leitung der Lokalbehörden durch die Vorstände, durch Steuerleute und 3 qualifizierte Schiffer reguliert werden. Der Lohn bleibt solange bestehen, bis beide Teile eine Erhöhung oder eine Erniedrigung verlangen.*

*Artikel 21.*

*Bei jedem Verein ist eine Unterstützungskasse anzulegen. Bei Krankheit und Dienstunfähigkeit werden daraus Unterstützungen bezahlt. Für Witwen und Kinder gilt dasselbe. Bei Empfang des Patents sind 20 Francs in die Kasse zu zahlen. Darüber hinaus sind vom Lohn jeder Fahrt 3% zu entrichten.*

*Artikel 22.*

*Die Kasse steht unter der Aufsicht der Lokalbehörde oder Ortsvorstände, die die Gelder aufbewahren.*

*Artikel 23.*

*Wer aus dieser Kasse Unterstützung beziehen will, muß sich an den Vorstand der Steuerleute wenden. Er braucht auch eine Genehmigung der Ortsvorstände.*

*Artikel 24.*

*Jedes Jahr ist diese Kasse (des Beauftragten der Lokalbehörde) zu prüfen.*

*Artikel 25.*

*Diese Regeln sollen für den ganzen Rhein gelten, auch für den Hafen von Straßburg (da die Strecke zwischen Straßburg und Neuburg einer ganz besonderen Vorsorge und Aufsicht bedarf!). Vor jeder Fahrt zu Tal nach Neuburg muß der Talweg untersucht und die gefährlichen Stellen bezeichnet werden.*

*Artikel 26.*

*Für die Holzflöße wird eine gesonderte Ordnung ergehen, damit die Schifffahrt auf keinen Fall durch die Flöße benachteiligt wird.*

*Erläuterungen zu den Steuermannsordnungen*

Beim Lesen der Steuermannsordnungen regt sich bei dem einen oder anderen Artikel das Bedürfnis nach einer näheren Erläuterung derselben. Wir beginnen mit der Freistetters Ordnung.

In ihr ist in starkem Maße die Tendenz zu spüren, die Gesamtheit der an einem Schiffstransport beteiligten Männer zu einer partnerschaftlichen Gemeinschaft zu vereinigen. Gegenseitige Rücksichtnahme soll das Aufkommen von Differenzen vermeiden. Die Rechte der Gegenseite sind jeweils zu respektieren. Das Bild des Steuermanns, wie es von der Ordnung gezeichnet wird ist ein Muster an Ehrbarkeit. Man spürt das Bangen um seine Haltung, was nicht verwundert, wenn man an die großen Vermögenswerte

denkt, die seiner Hand anvertraut sind, mit denen wirtschaftliche Existenzen stehen und fallen. Da Beschwerden Spannungen erzeugen, sind diese nicht während der Fahrt, sondern anschließend beim Schiffsvorstand anzubringen.

Nr. 1 der Ordnung erinnert an die Vertragstreue. Die Nr. 4 verlangt, dass der Steuermann das Ruder nicht verlassen darf. Da die Talfahrt von Freistett nach Neuburg 15 Stunden dauert, hieße das, dass er 15 mal 60 Minuten das Ruder in den Händen halten muss. Sicher sind für die unausweichlichen Pausen Vertretungen durch die 2. oder 3. Steuermänner vorgesehen. In der Lohntabelle der Freistetters Ordnung sind diese Steuermannskategorien ja vorgesehen. Allerdings fehlen Erläuterungen. Nur in Artikel 6 der ministeriellen Ordnung werden neben den voll konzessionierten Steuermännern, die im „Numerus clausus“ sind, auch die „Steuermannsgehilfen“ genannt, die in Vertretung fahren dürfen und auch „angehende Steuermänner“ genannt werden. Die Steuermannsklassen eins bzw. zwei ergänzen sich jeweils aus den darunter liegenden Klassen, so dass sich eine dreifache Staffelung nach den Dienstjahren ergibt, die offenbar jeder Steuermann nacheinander durchläuft.

Die Vorschrift mit der „Distanz“ (Nr. 14) wird verständlich, wenn man sich daran erinnert, dass das befahrbare Strombett nur eine begrenzte Breite hat, dessen Tiefe von der Mitte nach außen abnimmt. Der beim Beladen der Schiffe ausgenutzte Tiefgang muss sich also nach den weniger tiefen Randbereichen richten, um ein seitliches Ausweichen („Distanz“) zu ermöglichen. Ein weiterer beachtenswerter Umstand ergibt sich aus den Bedingungen der Bergfahrt, bei der die Lastschiffe gegen den Strom gezogen werden müssen. Rheinaufwärts wurden dazu bis Schröck (heute Leopoldshafen) Pferde eingesetzt. Das konnten je nach Ladung bis zu 12 Tiere sein. Diese bewegten sich auf dem Leinpfad, der hart am Ufer angelegt war. Ab Schröck wurden die Stromverhältnisse so schwierig, dass man die Pferde durch Menschen ersetzen musste. So wurden im Mannschaftszug bis zu 56 Männer eingesetzt. Diese mussten an manchen Stellen (Altrheinmündungen!) bis zu den Hüften im Wasser gehen. Nur durch hohen Lohn und eine sehr gute Verpflegung fanden sich Männer, die diese Strapazen auf sich nahmen. Ein gutes Verhältnis von Schiffsmeister und Steuermann zu diesen Männern und den Pferdehaltern war unabdingbar (Nr. 16).

Das Verhältnis Schiffsmeister–Steuermann–Schiffsvolk wird in den Artikeln 13 und 14 behandelt. So muss das Schiffsvolk dem ruderführenden Steuermann unbedingt Folge leisten. Die Stellung des Schiffsmeisters zum Steuermann ist schwieriger. Unausgesprochen steht offenbar fest, dass der Schiffsmeister unter normalen Umständen nicht in die Tätigkeit des Steuermanns eingreifen darf. Das ändert sich erst bei Gefahr, die ja evtl. von diesem verschuldet sein kann. Dann muss der Steuermann die zu treffen-

den Maßnahmen mit dem Schiffsmeister besprechen und „sich der Meinung des Schiffsmeisters unterwerfen“.

Die ständigen Veränderungen des Talwegs und des Leinpfads durch den „wilden“ Strom erforderte eine ständige Kontrolle der beiden. Das galt besonders für die Strecke Straßburg–Neuburg. Die diesbezüglichen Forderungen der Steuerordnungen (Nr. 11 bzw. Artikel 17) scheinen das Nötige doppelt zu verlangen. So fordert die Nr. 11, dass der oberrheinische Steuermann die Fahrtstrecke vor der Fahrt „mit einem kleinen Nachen untersucht“. Wird diese Forderung durchgeführt, dann erübrigt sich die halbjährliche Kontrolle (Artikel 17), wie auch die Kontrolle nach Eisgängen und Hochwassern. Es sei denn das „vor jeder Fahrt“ gälte nur für die Strecke Straßburg–Neuburg. Verdoppelung jeder Fahrt war eine teure Forderung und belastete die Kassen und die körperliche Leistungsfähigkeit der Beteiligten. Wahrscheinlich waren das die Steuerleute selbst, da sie die einzigen kompetenten Männer für diese Aufgabe waren. Ihre Tätigkeit vor einer Talfahrt Freistett–Neuburg hätte dann ungefähr so aussehen können:

- 2 Tage vor der Abfahrt eine Kontrollfahrt mit dem Nachen nach Neuburg,
- 1 Tag vor der Abfahrt Rückreise nach Freistett (ca. 50 km mit der fahrenden Post?),
- 1 Tag danach Talfahrt nach Neuburg.

Bis jetzt bewegten wir uns in der dünnen Luft der Verordnungen. Wir wollen uns jetzt in die Realität des Freistetter Hafens begeben und die Menschen kennen lernen, die diese Ordnungen befolgen mussten. Aus dem Jahre 1820 liegen uns zwei Namenslisten dieser Leute vor:

*Die Freistetter Steuermänner von 1820 mit der Fahrlizenz für die Talfahrt Kehl–Neuburg und die Bergfahrt Schröck–Kehl*

| 1805                      | 1820                                   |
|---------------------------|----------------------------------------|
| Jacob Haus (Bischofsheim) | Georg Wolff                            |
| Jacob Wolff X             | Michel Bläß (Diersheim)                |
| Jacob Rohr X              | Georg Schott                           |
| Michael Siehl X           | Daniel Wolff X                         |
| Friedrich Eisen           | Friedrich Fischer                      |
| Jacob Siehl               | Michael Hummel                         |
| Friedrich Böhringer       |                                        |
| Jacob Meyer X             | Die X sind zugleich auch Setzschiffer. |

Beim Hafen Freistett sind also 14 Steuerleute ansässig, davon sind fünf auch als Setzschiffer tätig, d.h. diese können auch die Funktion eines



Schiffsmeisters übernehmen, nur sind sie nicht Schiffseigner, sondern gegebenenfalls Beauftragte derselben.

Mit Freistett als Heimathafen sind folgende acht Schiffseigner *als Rangeschiffer der Schiffergilde* dort ansässig (1820):

| Jahrgang der Annahme als Rangeschiffer          | Jahrgang                      |
|-------------------------------------------------|-------------------------------|
| 1798 Abraham Wolff sen.                         | 1807 Martin Meier (Diersheim) |
| 1798 David Rohr<br>(seit 1805 Schiffervorstand) | 1809 Friedrich Rohr           |
| 1804 Daniel Wolff<br>(jetzt fährt die Witwe)    | 1819 Abraham Wolff jun.       |
| 1805 Georg Heck                                 |                               |
| 1807 Jacob Rohr<br>(jetzt fährt die Witwe)      |                               |

Zu den acht Schiffseignern gehörten auch zwei Witwen als Erben ihrer Ehemänner. Alle Angehörigen der Freistetter Schiffergilde waren „Rangeschiffer“, d. h. sie unterwarfen sich in ihrer Berufsausübung den gemeinsam erarbeiteten Übereinkünften der Gilde. Dabei handelte es sich vor allen Dingen um die Abfahrts- und die Ladezeiten. Aus einer Übereinkunft (1820) und einer Meldung des Schifffahrtsvorstandes an die badische Rheinschifffahrtsbehörde über eine Vereinbarung vom Jahre 1807 erfahren wir Einzelheiten:

Ab dem Monat März fahren die Güterschiffe in einem festen Turnus. Die Abfahrten erfolgen alle 14 Tage und zwar unabhängig davon, ob viele oder wenige Güter geladen sind. Zuwiderhandlungen unterliegen einer Strafe. Nur in bestimmten Ausnahmefällen – z. B. bei schlechtem Wetter oder Eisgang – kann der Schifffahrtsdeputierte den Abfahrtstermin der in Ladung befindlichen Schiffe um 3–4 Tage hinausschieben.

Die Ladezeit in Mainz wird auf zehn Tage festgesetzt. Wenn dort mehrere Schiffe gleichzeitig geladen werden, darf der Schiffer nach Freistett vor dem Schiffer nach Straßburg abfahren. Aber von einem solchen früher abfahrenden Schiff ist bei 600 Zentner Ladung 150 Francs Entschädigung zu zahlen. Trotz des Risikos gelegentlich nur mit geringer Last und geringem Verdienst fahren zu müssen, hielt die Gilde an ihrem starren Kalenderplan fest. Sie war sich sicher, dass die Kaufmannschaft feste Termine schätzte und mit Aufträgen honorierte.

#### *Der Erlass des Straßburger Präfekten*

In den gewohnten Ablauf der Schifffahrt am Oberrhein ertönte 1824 ein Paukenschlag des Straßburger Präfekten. Dieser ließ im Straßburger Hafen einen zweisprachigen, gedruckten Text anschlagen, in dem er das bisherige

Verfahren der freien Steuermannswahl der Rheinschiffer im Bereich des Straßburger Hafens verbot. In Zukunft sollten alle Lastschiffe auf der großen Rheininsel im Eingang des Hafens ihren Steuermann wechseln und für die Weiterfahrt talwärts einen französischen Steuermann nehmen. Das würde im Bereich von Straßburg vornehmlich die aus dem Süden (Basel, Breisach) kommenden Schiffe treffen. Der Freistetter Steuermannsverein schlägt vor, in Kehl auch eine Hafenstation einzurichten. Dann könnten die Freistetter Steuerleute dort die Oberländer Schiffe übernehmen, die ohnehin ohne Steuerleute dort ankämen. Da sie nur kleinere Lasten (bis zu 200 Zentner) transportierten, glaubten sie, die Steuermänner ersparen zu können. Die Freistetter meinten, die Oberländer könnten Straßburg mit demselben Recht umfahren, mit dem die Straßburger Freistett umgingen.

Wegen der einseitigen Maßnahmen des Straßburger Präfekten fand (in Mannheim oder Mainz) im Juli 1824 eine Konferenz statt, an der der Freistetter Schifffahrtsvorstand David Rohr teilnahm. In einem Bericht an das Bezirksamt Rheinbischofsheim vom 29. Juli 1824 schildert Rohr die Situation, und was er als Gegenmaßnahme in die Wege geleitet habe. Im nachfolgenden Abschnitt soll der wichtigste Passus aus seinem Bericht wörtlich wiedergegeben werden:

*„... Der Erlaß des Straßburger Präfekten ist eine Polizeimaßnahme. Sie betrifft die Schiffer, die von oberhalb Straßburg kommen und nur 200 Zentner geladen haben. Sie müssen in Straßburg Steuerleute nehmen. Dieser Beschluß ist der Rheinschiffahrtsverwaltung in Mainz zugegangen und ich habe in einer Sitzung Einwendungen gegen dieses einseitige Vorgehen des Präfekten gemacht. Da die Freistetter Steuerleute wie die von Straßburg von Kehl und Freistett bis Neuburg allgemein anerkannt sind, daß sowohl denjenigen, die auf diesem Rheinufer wie auf dem jenseitigen oberhalb Kehl und Straßburg, die mit ihren Schiffen den Rhein unterhalb Kehl bis Neuburg fahren, es freistehen muß, welcher Steuerleute sie sich bedienen wollen. Es ist nicht gesetzlich bestimmt, welche Steuerleute man ab Straßburg nehmen muß, vom jenseitigen oder diesseitigen Ufer ...*

*Ich habe meine Erklärung aus dem Protokoll abschreiben lassen, sowie auch den Beschluß des Präfekten von Straßburg und dasselbe dem Großherzoglich badischen Kommissar bei der Hohen Zentralkommission in Mainz (Herr Beck) übergeben, welcher es übernommen hat, alles Weitere zu besorgen.“*

### *Rivalität im Freistetter Hafen (1829)*

Im April 1829 offenbarten sich wie in einem Aprilscherz Spannungen, die sich im Freistetter Hafen aufgebaut hatten. Wegen der Wünsche der Basler Schiffer in Bezug auf die Rückladung in den badischen Häfen, bestellte der Freistetter Hafenmeister Wagner die anwesenden Schiffer auf den 13.

April 1829, nachmittags 2 Uhr in den „Löwen“, um ihre Meinung zu vernehmen. Es erschien keiner der Schiffer, obwohl der Schiffervorstand Rohr und drei weitere Schiffer zu Hause waren und Wagner 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden wartete. Der Hafenmeister war empört und verlangte vom Bezirksamt, durch eine „hochgefällige Dekretur“ ihm wegen Zeitversäumnis eine Entschädigung zu verschaffen. Rohr wies die Unterstellung einer bösen Absicht zurück, obwohl sein Hinweis auf Missverständnisse nicht überzeugen konnte. Amtmann Jägerschmid befreite ihn nicht von der Bezahlung einer Entschädigung.

Einige Monate später (am 18. September 1829) wurden die Freistetter Schiffer wegen desselben Problems abermals zusammengerufen, dieses Mal aber vom Amtmann selbst. Dieser stellte zuerst fest, dass sie sich im April „in ungehorsamer Weise“ nicht gestellt hätten. Dieses Mal kostete es aber „3 Gulden Strafe für jeden, der nicht gehorcht“. Im Biedermeier konnte die Behörde recht scharf reagieren, wenn sie meinte, man wolle sie an der Nase herumführen.

David Rohr war offenbar der Meinung, dass man ihn mit der Einberufung der Sitzung hätte beauftragen sollen. Er war schon seit 1805 Schiffervorstand und nach allem, was wir wissen, ein kluger und energischer Mann. Aber wie viele Leute dieses Charakters überzog er sein Prestige-konto im Bestreben, im Freistetter Hafen die Nr. 1 zu sein. Der Hafenmeister Wagner erwies sich in diesem Streit aber als genauso hart wie sein Rivale.

Ob sie sich anschließend wohl wieder vertrugen? Jedenfalls ist David Rohr zehn Jahre später (1839) noch immer Schiffervorstand.

Im Jahre 1832 wandte sich der neu geschaffene Mittelrheinkreis Rastatt an den Amtsbezirk Rheinbischofsheim wegen der Ausarbeitung einer neuen Steuermannsordnung. Nähere Einzelheiten sind aber in den Akten nicht zu finden. 1839 machte dieselbe Behörde wieder einen Versuch, eine Reform der Steuermannsordnung durchzuführen, und verlangte vom Bezirksamt Rheinbischofsheim, die Meinung der Freistetter Steuermänner und Schiffer über den Entwurf festzustellen. Amtmann Jägerschmid schickte dem Schiffervorstand Rohr diesen Entwurf zu zusammen mit einem Gutachten der Mannheimer Schifferschaft mit der Weisung, sich mit den Mannheimern auf eine gemeinsame Stellungnahme zu einigen und das Gutachten ihm zu übergeben. Es ist bemerkenswert festzustellen, dass damals die Freistetter und die Mannheimer Schiffer als gleichberechtigte Partner miteinander verhandelten.

Amtmann Jägerschmid entschloss sich, die Ausarbeitung der Stellungnahme selbst durchzuführen und diese Sache nicht David Rohr zu überlassen. Für dieses Mal wollte er wohl vor Überraschungen sicher sein. Seine Handschrift zeugt heute noch von seinem klaren Willen:

Am 17. Juni 1839 schrieb er ein

*Gutachten über den Entwurf einer Steuermannsordnung (1839) nach dem Vernehmen des Freistetter Schifferstandes*

I.

*Ganz damit einverstanden, daß Steuermänner ein Patent haben müssen. Wegen der Zuteilung des Patents sollen sie ein Gesuch machen. Das Patent soll den Steuerleuten nicht entzogen werden, die von der Kreisverwaltung Mannheim bereits eines haben. Der Besitz des Gemeindebürgerrechts wird nicht verlangt.*

III.

*Die zweimalige Befahrung einer Strecke, für die einer Steuermann werden will, genügt nicht. Er soll als Schiffsknecht 2 Jahre lang Dienst tun und das bei allen Wasserständen und sich mit dem Strom vertraut machen bei Berg- und Talfahrt. Über den Leumund des Kandidaten sollen der Schiffervorstand und der Gemeinderat zu hören sein.*

IV.

*Das Ende eines Steuervertrags kann erfolgen:*

*Wenn der Steuermann mit den Schiffsknechten in Streit gerät.*

*Wenn er sich in einen Gegenstand vergafft zum Nachteil der Schiffsführung.*

*Er soll das Steuerruder aber erst dann aus der Hand geben, wenn der Schiffsführer es selbst in seine Hand übernimmt.*

V.

*Bei den ersten absichtlichen Zuwiderhandlungen soll seine Entlassung sofort erfolgen.*

Zusätzlich werden noch folgende Vorschläge gemacht:

Artikel 1.

*Nach jedem hohen Wasserstand und nach Eisgängen ist die Stromstraße mit einem Nachen zu befahren und Änderungen im Strom und am Leinpfad der Schifffahrtspolizeibehörde zu melden gegen Empfang der Auslagen. Ferner sollen sie den Weg, den sie befahren wollen, ein oder zwei Tage vor der Abfahrt mit dem Nachen untersuchen. Diese Vorsicht wird selbst ohne besonderes Gebot von den Freistetter Steuerleuten geübt.*

Artikel 2.

*Die oberrheinischen Steuerleute sollen den Strom nicht zu tief befahren, d. h. nicht so viele Güter auf die Lastschiffe bringen lassen, so daß sie nicht außerstande sind, das Schiff in seiner Distanz halten zu können (Breite des Talwegs!).*



### Artikel 3.

*Die neu angehenden Steuerleute sollen während des ersten Jahres nur als 2. oder 3. Steuerleute fahren.*

Die Forderungen von Vorschlag 1 sind bereits in den Artikeln 17 und 25 des amtlichen Entwurfs von 1821 enthalten. Dieser Vorschlag lässt vermuten, dass er damals nicht in die amtliche Steuerordnung aufgenommen worden ist.

Die Forderung des Vorschlags 2 (Grenzen der Beladung) ist bereits als Nr. 14 im Freistetter Entwurf, war also bis dato amtlich nicht verlangt.

Der letzte Vorschlag mahnt zur Vorsicht bei jungen Steuerleuten.

Am 13. Febr. 1842 wurde die Freistetter Schifffahrt vom Bezirksamt Rheinbischofsheim wieder nach ihrer Meinung über die Probleme der Rheinschifffahrt befragt und zwar, ob sie 1. eine Vereinbarung mit Frankreich über die Steuerleute zwischen Straßburg und Neuburg wünsche und 2., wie sie über die Einrichtung einer neuen Steuermannstation denke. Die Freistetter lehnten beides ab. Neue Stationen seien unnötig.

Über das Verhalten der Oberländer Schiffer gaben sie folgende Auskunft:

Wenn diese zu Berg fahren, bestellen sie in Leopoldshafen (= Schröck) Freistetter Steuerleute und fahren über Freistett bis Straßburg, es sei denn, sie transportieren meist Güter nach Straßburg. Dann nehmen sie Straßburger Steuermänner. Die Freistetter begleiten die Oberländer bis zur Kehler Brücke und übergeben dann für die Heimfahrt die Schiffe an Steuermänner aus Ober-Neuenburg.

Die Freistetter Schiffer dürfen nur bis an den Anfang des Straßburger Hafens fahren (Wache an der Breusch), obwohl dieser Hafen ein Freihafen sein soll. Wollen sie in die Stadt fahren, dann müssen sie einen Straßburger Steuermann nehmen, der für die Stunde fünf Francs verlangt.

Schon 1824 erschwerte der Straßburger Präfekt die Schifffahrt im Straßburger Hafen. Im Jahre 1841 soll aber ein für ganz Frankreich geltendes Gesetz erlassen worden sein, das auf französischen Gewässern (Strömen, Kanälen, Seen) keine ausländischen Steuerleute zulässt.

Dreizehn Jahre später (1854) wurde ein neues Problem akut. Die Rheinfahrtskommission in Karlsruhe äußerte sich als oberste badische Schifffahrtsbehörde über die Frage, ob man auch in Zukunft zur Führung von Rheinschiffen nur patentierte Steuermänner zulassen solle. Gegner dieser Vorschrift nannte diese auch Lotsenzwang. Am Mittelrhein, also von Mainz an abwärts wäre der Lotsenzwang von Preußen und Nassau aufgehoben. Nassau hatte ihn nur noch für das gefährliche Stück von Rüdesheim bis St. Goarshausen beibehalten. Frankreich und Bayern (Rheinpfalz) seien geneigt, ihrem Beispiel zu folgen. Mit der Kunst der Steuermänner wäre es

auch nicht so weit her. Aus Humanitätsgründen lasse man bei den Prüfungen fünf gerade sein. Überdies zeige die Statistik, dass die Zahl der Unfälle auf den preußischen Strecken ohne Lotsen nicht größer wäre als auf dem Oberrhein. Die Schiffe nähmen Lotsen aber nur dort, wo es gefährlich wäre und nicht überall. Das wäre bedeutend billiger.

Der Freistetter Schiffervorstand Jacob Meier war in seiner Antwort der Meinung, man solle den Lotsenzwang noch solange gelten lassen, wie die Rheinkorrektion im Gang sei. Es bestünde allerdings kein Grund mehr, sie auf dem korrigierten Rhein beizubehalten. Bezüglich des augenblicklichen Zustandes der Freistetter Rheinschifffahrt stellte er das Ende der Güterschifffahrt des Hafens fest:

*„In Freistett wird die Schifffahrt auf dem Rhein nicht mehr betrieben, daher die dortigen Steuerleute den Rhein auch nicht mehr befahren. Soviel mir bekannt ist, ist auf dem oberen Rhein in Ober- und Niederhausen noch die einzige Steuermannstation.“*

Nachdem die Dampfmaschine in der ganzen Industrie eine technische Revolution hervorgerufen hatte, wurde nun auch das Verkehrswesen von diesen Umwälzungen erfasst. Dampfschiffe und Lokomotiven verdrängten die bespannten Schiffe von den Wasserstraßen und die Pferde von den Landstraßen. Die Dampfschiffe waren viel schneller und billiger. Die Ablösung auf dem Rhein vollzog sich ab 1830. Während die Steuermannsliste von 1820 von Freistett noch 14 Steuerleute meldet, waren es 1842 noch acht und 1854 keine mehr. Da der Mannschaftszug südlich Leopoldshafen (= Schröck) sehr teuer war, wurden nur hochwertige Güter (Kolonialwaren, Kaffee, Zucker) transportiert. Mit der Eröffnung der Rheintallinie übernahm die Eisenbahn diese Transporte.<sup>2</sup>

So kam der Freistetter Hafen ins Abseits. Die Freistetter Schiffer, soweit sie ihren Beruf nicht aufgaben, lösten sich von ihrem Heimathafen und übernahmen zum Beispiel einen Lastkahn, der von einem Schleppdampfer gezogen wurde.

Die Aufhebung des Lotsenzwangs – oder umgekehrt ausgedrückt – die Pflicht, ein Rheintransportschiff nur einem geprüften Steuermann anzuvertrauen, war schon 1854 bei einigen Staaten (Preußen und Hessen) abgeschafft. Die Liberalisierung des Wirtschaftslebens schritt rasch voran. Die Zünfte verschwanden. Sogar die Gesellen- und Meistertitel hielt man für überflüssig.

Den historisch Beflissenen wird es interessieren, welchen weiteren Weg die Geschichte der Rheinschifffahrt einschlug. Schon im neuen Jahrhundert schlug das Pendel wieder nach der anderen Seite aus.

Heute stellt das Bundesverkehrsministerium als staatlicher Wächter aller Transportsysteme die Weichen mit Gesetzen, die jedem Wasserfahrzeug auf dem Rhein bis hin zum Fischerkahn seinen Platz zuweisen. Im Zentrum dieser gesetzlichen Bestimmungen steht

*Die Rheinpatentverordnung vom 15. Dez. 1997.<sup>3</sup>*

Ihr § 1.03 Nr. 1 dekretiert:

*Wer auf dem Rhein ein Fahrzeug führen will, bedarf eines Rheinpatents nach dieser Verordnung für die jeweilige Fahrzeugart und -größe sowie für die zu durchfahrende Strecke.*

Der Schiffsgröße angepasst werden zwei Patente erteilt:

1. Das Große Patent. Es berechtigt zur Führung aller Fahrzeuge.
2. Das Kleine Patent. Es berechtigt zur Führung eines Fahrzeugs unter 35 Metern Länge und zur Führung eines Passagierfahrzeugs mit nicht mehr als 12 Fahrgästen.

Es gibt besondere Patente zur Führung von Sportbooten, Behördenbooten, Feuerlöschbooten. Keine Fahrerlaubnis benötigen die kleinen Wasserfahrzeuge unter 15 Metern Länge (Ruderboote, Segelboote, Motorboote mit einer Antriebsleistung unter 4 PS).

Die Liste der Anforderungen an einen Bewerber eines Rheinpatents ist umfangreich:

1. Erfahrung in der Rheinschifffahrt (in Dienstjahren).
2. Körperliche Tauglichkeit wird verlangt. Eine ärztliche Untersuchung mit einem ausführlichen ärztlichen Zeugnis wird verlangt.
3. Die geistige Befähigung wird durch eine gründliche, fachliche Prüfung festgestellt.
4. Ein guter Leumund ist Voraussetzung.

*Lotse = Steuermann der Sonderklasse<sup>4</sup>*

In der Mitte des 19. Jahrhunderts, als sich einige Staaten aus der Kontrolle des Steuermannswesens zurückzogen, bildete sich eine Gruppe von Steuerleuten heraus, die auf die Bitten der Schiffsführer hin an besonders gefährlichen Stellen das Steuerruder übernahmen. Diese Berufsgruppe konsolidierte sich zur Gruppe der Lotsen. Ihre Mitglieder verfügten über ein überdurchschnittliches Maß an Berufserfahrung und Fahrgeschicklichkeit. Als der Staat sich wieder stärker in das Steuermannswesen einschaltete, institutionalisierte er diese Berufsgruppe und schuf für ihre Mitglieder das Lotsenpatent. Der Erwerb dieses Patents setzte den Besitz des Großen Patents voraus. Nach der Bundesverordnung vom 18. Juni 1956 musste ein Steuermann, der das Lotsenpatent erwerben wollte, darüber hinaus noch folgende Fakten nachweisen:

1. Eine 1–2-jährige Lernzeit als Lotsengehilfe bei einem Lehrlotsen.
2. Das Bestehen einer Prüfung mit erhöhten Anforderungen.
3. Eine lange Dienstzeit als Steuermann.

Das Lotsenpatent gilt (1956) nur für die Rheinstrecke von Basel bis Mannheim–Ludwigshafen.

Die Annahme eines Lotsen durch einen Schiffsführer ist in jedem Falle freiwillig.

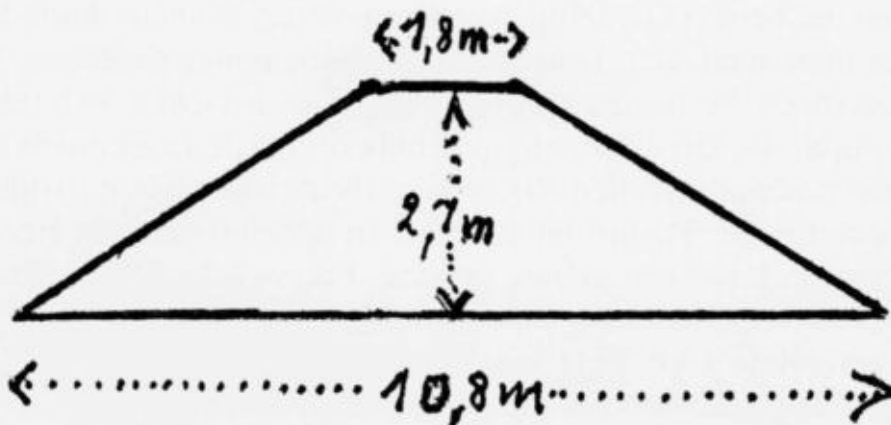
Damit war die Rheinschifffahrt wieder bei drei Steuermannsklassen angelangt (Lotsenpatent, Großes Patent, Kleines Patent), wie sie die Freistetters Steuermannsordnung (1. Steuermann, 2. Steuermann, 3. Steuermann) bereits im Jahre 1816 vorgesehen hatte und praktizierte.

### **3** Der Rheineinbruch von 1813 bei Grauelsbaum<sup>1</sup>

Im 14. Jahrhundert schuf sich das unterelsässische Adelsgeschlecht der Lichtenberger ein souveränes Territorium, das sich mit den Ämtern Lichtenau und Willstätt auch auf rechtsrheinisches Gebiet erstreckte. Zur Verbindung der durch den Rhein getrennten Landesteile richteten die Landesherren in der Nähe der Amtstadt Lichtenau eine Fährreite ein. Die Fährleute sollten ihre Unterkünfte unter den Augen des Lichtenauer Amtmanns auf der rechten Rheinseite errichten. Das war die Geburtsstunde von Grauelsbaum. Die kleine Siedlung umfasste entsprechend der Zahl der Fährleute nur eine kleine Zahl von Haushaltungen. Sie war nie als selbständiges Dorf geplant. Ihre Einwohner waren Bürger von Scherzheim. Erst bei der Lichtenau-Scherzheimer Allmendteilung im Jahre 1773 wurde Grauelsbaum als selbständiges Dorf etabliert. Der Dorfname „Grauelsbaum“ war bei den umliegenden Gemeinden noch in der Jugendzeit des Verfassers nicht populär. Man fuhr ins „Fahr“ zu den „Fahrmern“. Der Beruf der Gründerväter wurde zum Ortsnamen. Die Bezeichnung „Grauelsbaum“ hatte nur amtlichen, aber keinen volkstümlichen Charakter.

Wenn sich im Lauf der Jahrhunderte die Zahl der Haushaltungen auf über 20 vermehrte, so ging das zu Lasten der Lebensqualität aller Einwohner. In einer Zeit, in der die Selbstversorgung aus der eigenen Scholle eine unabdingbare Voraussetzung der Existenz war, drohte den Siedlern am Rheinufer immer wieder der Verlust des Landes als Ernährungsbasis. Der labile Rheinstrom riss dieses Land immer wieder weg. Bei sechs Haushal-





Querschnitt durch den 1811 geplanten Rheindamm

tungen lässt sich eher wieder neues Land finden als bei 20. Da wird der Zwischenfall zur Katastrophe und im Laufe der Jahrhunderte mussten die Grauelsbaumer mehrere solche Katastrophen überstehen.

Mit Dämmen und Faschinenbauten versuchten die Rheingemeinden die Schäden abzuwenden oder zu reparieren. Der Rhein war aber letzten Endes immer der Stärkere. Seit 1806 war das ganze rechte Rheinufer von Weil bis Mannheim im Großherzogtum Baden vereinigt. Für den Rheinbau im Bereich des Bezirksamts Rheinbischofsheim war der Rheinbauingenieur Beisenherz verantwortlich. Zuständig für den gesamten Straßen-, Brücken- und Wasserbau war Major Tulla.

Im Jahr 1811 berichtet Ing. Beisenherz, dass der Rhein schon seit drei Jahren seine Richtung auf das Rheinufer bei Grauelsbaum richte und drohe, „das ohnehin wenige Feld der Gemeinde wegzureisen“. Die Gemeinde bittet um Hilfe gegen den Rhein, „der ihr Weniges zu verschlingen drohe. Dem gefräßigen Strom sollte durch einen soliden Bau Schranken gesetzt werden“. Durch bloßes Abwarten würde dem Rhein immer mehr Terrain geopfert.

Ing. Beisenherz erhielt den Auftrag, bei Grauelsbaum einen Dammbau vorzubereiten. Amtsschultheiß Götz, der letzte Amtsschultheiß von Lichtenau, setzte deshalb eine Versteigerung an, zu deren Teilnahme zehn Gemeinden im Umkreis von Grauelsbaum eingeladen waren. Die Gesamtlänge des geplanten Dammes sollte 324 Meter (1080 Fuß) betragen. Diese Länge wurde in 18 Lose mit einer Länge von jeweils 18 Metern abgeteilt. Diese Lose sollten einzeln versteigert werden. Die Versteigerung fand am 20. April 1811 statt. Die Zuschläge erhielten neun Lichtenauer, acht Grauelsbaumer und ein Ulmer. Die Kosten lagen pro Los zwischen 56 und 78 Gulden. Der Gesamtbetrag des Voranschlags kam auf 1194 Gulden.

Am 11. Mai 1811 wurde der fragliche Dammbau genehmigt. Da inzwischen der Damm auf der Ulmer und Grefferner Gemarkung gebrochen

war, baten die beiden Gemeinden um einen Augenschein durch Major Tulla. Dieser fand auch statt, hatte aber ein unerwartetes Ergebnis: Tulla stünde in dauernden Verhandlungen mit den französischen Behörden. Es sei geplant, durch die Grauelsbaum gegenüberliegende Insel einen Durchstich zu machen und dadurch den Rhein vom diesseitigen Ufer abzulenken. Ein jetzt gebauter neuer Damm müsste aber in der Zeit bis zum Ende der Verhandlungen nochmal neu gebaut werden. Eine solche Uferdeckung müsste aber nach einer Berechnung 20 000 Gulden kosten. Diese Summe steht in keinem Verhältnis zum Wert des Terrains, das dadurch geschützt werden soll. Deshalb müsste man mit einer solchen Dammarbeit noch warten. Das Angebot der Gemeinde Grauelsbaum, die 1400 Gulden Entschädigungsgeld für verlorenes Gelände zum Rheinbau zu verwenden, sei höchst unzweckmäßig. Schon am 12. Januar 1811 lauteten die Richtlinien des Innenministeriums für den Rheinbau: Bis zur Aufklärung über die Rheinrektifikation (= Regulierung) und die neue Grenze „sind daher die dem Rheinangriff ausgesetzten Ufer einstweilen unbedeckt zu belassen“. Man sieht, dass Tulla schon 1811 auf eine Korrektur des gesamten Rheins setzte und die Kosten des Rheinbaus nach dem alten Muster für rausgeschmissenes Geld hielt.

Es war also kein Wunder, wenn der geplante Damm trotz Versteigerung und Baugenehmigung nicht gebaut wurde. Die Person Tullas verkörperte die eine Konzeption der Rheinuferpolitik, die seit Jahrhunderten Geltung hatte und die auch bei der Rheinkorrektur (1840–72) realisiert wurde. Die bei der Besiedelung des Ufergeländes festgelegten Gemarkungsgrenzen der Gemeinden sollten durch eine Verlagerung der Wasserläufe des vielgestaltigen Rheinstroms nicht tangiert werden. Dadurch kamen die Gemeinden im Lauf der Jahrhunderte zu Geländebesitz auf der anderen Seite des Hauptstroms. So hatte Grauelsbaum etwas Gemeindebesitz auf der elsässischen Seite des Rheins. Erst die Politik der französischen Revolution lehnte einen Gemeindebesitz auf der jeweils anderen Rheinseite ab. Der Hauptstrom (Talweg) sollte nicht nur Hoheitsgrenze, sondern auch Gemeindegrenze sein. Das brachte Unzuträglichkeiten mit sich. Wenn zum Beispiel der Hauptstrom ein Stück des rechten Rheinuferes abspaltete, konnte das Frankreich nur recht sein. Das traf für Grauelsbaum zu. An anderer Stelle mochte das Gegenteil der Fall sein. Ja, manche Ufergemeinden unterstützten den Hauptstrom noch durch zweckentsprechende Faschinenbauten, wenn seine Tendenz ihnen Geländezuwachs versprach. Man sprach vom „Faschinenkrieg“. Vielleicht hatten die Verhandlungen Tullas mit den französischen Behörden bezüglich Grauelsbaums deshalb kein Ergebnis, weil derartige Gedanken eine Rolle spielten.

Als die Jahre 1811 und 1812 vergingen, ohne dass etwas geschah, fühlte die Bevölkerung von Grauelsbaum das Unheil näher kommen. Sie sahen sich als Opfer der amtlichen Rheinuferpolitik.

„Wir sehen uns genötigt, unsere Bitte höchsten Ortes anzubringen. Wir flehen mit Tränen in den Augen um Erbarmen (4. Febr. 1812). Die unglückliche, arme Gemeinde ist nun schon mehr als 100 Jahre durch Einbrüche des Rheins in Not und Dürftigkeit versetzt. Sie ist schon wenigstens dreimal zurückgebaut worden. Manchmal hat sie bis zu 10 Jahre Ruhe gehabt (1790–1800). Aber seit drei Jahren haben wir wieder einen Rheineinbruch.“ Die Rückbauten waren dadurch nötig geworden, weil der Rhein dabei war, den alten Standort des Dorfes zu verschlingen. Die Härten eines Rückbaus waren nur dadurch gemildert, dass die kleinen Fachwerkhäuser wie Zelte abgeschlagen und wieder aufgerichtet werden konnten.

Der Verzicht Tullas auf Rheinbaumaßnahmen alter Art setzten voraus, dass er die französische Behörde von der Richtigkeit seiner Pläne überzeugen konnte. Das gelang ihm aber nicht. Er war deshalb genötigt, die traditionellen Rheinbaumaßnahmen wieder aufzugreifen. Auch nach dem Sturz Napoleons und der Neuordnung Europas durch den Wiener Kongress verhinderte Frankreich noch 25 Jahre lang die Rheinkorrektion, bis sie endlich 1840 nach Tullas Plänen unter Zusammenarbeit von Baden und Frankreich begonnen wurde.

Die Änderung der Meinung Tullas über die Rheinbaumaßnahmen zeigte sich in einem Erlass des badischen Innenministeriums vom 23. März 1813, das den sofortigen Beginn des Dammbaus bei Grauelsbaum anordnete (Schreiben an das Bezirksamt Rheinbischofsheim) und forderte, dass die Arbeiten noch vor dem Sommerhochwasser durchgeführt werden sollten. Um die Arbeiten zu beschleunigen, wurde auch Vergabe durch Akkord angeordnet und Frohnarbeit abgelehnt.

Am 5. Mai 1813 fand auf dem Damm bei Grauelsbaum ein Augenschein statt, an dem Oberstleutnant Tulla und die Rheinbauingenieure Beisenherz und Ludwig teilnahmen. Ing. Ludwig war offenbar für die Dörfer des Murgkreises zuständig (Ulm und Greffern).

Eine Woche später genehmigte auch der Kinzigkreis den Neubau des Dammes (11. Mai 1813). Da die Versteigerung der Baulose bereits im April 1811 stattgefunden hatte, hätte der Dammbau sofort beginnen können. Dem standen aber die Bedenken des Ing. Beisenherz entgegen: „Unter diesen Umständen (ist es) höchst gefährlich am Grauelsbaumer Damm mit der Arbeit zu beginnen, weil kein Anschluß bei Ulm vorhanden wäre. Schon ein mittleres Wasser hätte am Endpunkt des Dammes beginnend nach und nach den ganzen Damm weggeschwemmt.“ Das Nichteinsetzen des Dammbaus im Ulmer Bann blockierte den Beginn der Arbeiten bei Grauelsbaum. Angesichts der drohenden Gefahr und der gebotenen Eile bemühten sich die Bürgermeister von Ulm und Schwarzach, eine amtliche Verfügung für den Baubeginn zu erreichen. Es ist schwer zu verstehen, dass sie damit keinen Erfolg hatten.

Beisenherz musste tatenlos zusehen, wie die wertvolle Zeit verstrich, in der man durch Dammarbeit die Katastrophe noch hätte verhindern können.



Mit dem Monat Juli kam wie jedes Jahr mit der Schneeschmelze in den Alpen auch das Hochwasser. Es strömte ungehindert durch die Lücke des Damms im Ulmer Wörth ins freie Feld und verwandelte das Land bis gegen Lichtenau in einen See. Pfarrer Schoch nützte die einmalige Gelegenheit und fuhr zusammen mit dem Förster Götz und dem Apotheker Wagner mit dem Nachen von Lichtenau bis Grauelsbaum.<sup>2</sup> Dort stellte er fest, dass nur noch die vier höchstgelegenen Häuser auf dem Trockenen standen. Die übrigen standen im Wasser und bei manchen floss dasselbe durch die Fenster in die Stuben. Während der Kahnfahrt konnte er beobachten, dass nur noch bei den hochgelegenen Äckern die Ähren des Getreides aus dem Wasser schauten. Die Frauen von Grauelsbaum waren mit ihren Kindern nach Lichtenau gefahren und wurden dort einquartiert. Das Vieh konnte gerettet werden.

Nun war also die Katastrophe hereingebrochen, ohne dass irgendjemand versucht hätte, sie aufzuhalten. Beim Murgkreis herrschte das große Schweigen. Erst ein Vierteljahr nach dem Hochwasser, am 29. Oktober 1813, dekretierte der Murgkreis den Bau des Rheindamms im Ulmer Wörth und ein halbes Jahr später (am 10. Mai 1814), als dort der Rheinbau nur schleppend voranging, versprach der Murgkreis dem Kinzigkreis nach dessen Intervention, sich von Ingenieur Ludwig einen Bericht über den Stand der Rheinbauarbeiten vorlegen zu lassen.

Im Grauelsbaumer Bann hatten die Dammarbeiten während des Winters 1813/14 gute Fortschritte gemacht, so dass der Helmlinger Rheinbauaufseher Wagner am 28.2.1814 meldete, dass der Damm bei Grauelsbaum soweit fertig sei. Doch sei der Damm im Ulmer Kriegwörth erst zu  $\frac{1}{6}$  fertig. Bei den übrigen  $\frac{5}{6}$  sei aber noch gar nichts gemacht, so dass der neue Damm bei Grauelsbaum immer noch bei Hochwasser weggeschwemmt werden könnte, solange nicht der ganze Damm fertiggestellt wäre. Beisenherz meldete diesen Tatbestand beim Bezirksamt Rheinbischofsheim und bat dieses, beim Murgkreis zu intervenieren. Von der Reaktion des Murgkreises (am 10. 5. 1814) hatten wir früher schon Kenntnis genommen. Angesichts der ungenügenden Arbeit des Murgkreises erhebt sich – man denke an die katastrophalen Folgen – die Frage der Verantwortung. Der im Jahre 1815 geplante Prozess der Gemeinde Grauelsbaum hätte hier sicher einige Klarheit geschaffen. Leider liegen hierüber keine Akten vor. Aber bei dieser bitteren Angelegenheit müssen sich alle Amtsvorstände, angefangen bei den Amtmännern über die Kreisdirektoren bis hinauf zum Minister fragen lassen, warum sie nicht rechtzeitig Alarm geschlagen haben. Was tat Oberstleutnant Tulla in den entscheidenden Tagen nach seinem Augenschein in dieser Sache? Die badische Verwaltung hatte einen guten Ruf. Warum hat sie hier in ihrer Gesamtheit versagt? (Nicht nur der Murgkreis!) Gut verwalten heißt, nicht nur Anordnungen erlassen, sondern auch deren Durchführung zeitgerecht zu kontrollieren.



Schon bevor das Hochwasser weggelaufen war, machten sich die Verantwortlichen Gedanken, wie man der ruinierten Gemeinde Grauelsbaum helfen könnte. Diese Gemeinde war denkbar arm. Sie besaß nur 13 Morgen Ackerfeld bei einer Einwohnerschaft von 113 Köpfen. Diese setzte sich zusammen aus 19 Haushaltungen und fünf Witwen. Der Verlust des linksrheinischen Landbesitzes wurde durch einen Akt der Regierung kompensiert: Die Gemeinde erhielt 17 Morgen der Hobbelsäcker und sechs Morgen der Sandmatt, wofür allerdings noch ein Finanzausgleich von 4000 Gulden zu zahlen war.

Der Stabhalter David Hänsel bemühte sich jetzt um eine umfassende Unterstützung der Gemeinde. Da das Hochwasser durch das Unterlassen des Dammbaus verursacht war, wäre der Staat in der Pflicht. Zu allererst gälte es aber die Ernährung der Geschädigten sicherzustellen. Da die Grundbirnen (Kartoffeln) als Grundnahrungsmittel auf den Äckern verfaulten, wäre die Überlassung der Hälfte des Grundbirnenzehnten von Lichtenau und Scherzheim eine erste Hilfe. Diese Hilfe würde aber nicht ausreichen. Der Stabhalter bat deshalb noch um eine Spende von einem Viertel Korn für jede Familie.

(1 Viertel = 6 Sester =  $6 \times 15$  Liter). Auch wäre es angebracht, die staatlichen Abgaben (Steuern) für das Jahr 1813 zu erlassen. Eine allgemeine Kollekte lehnte Hänsel ab. Bei dem allgemeinen Geldmangel würde da ohnehin nicht viel zusammenkommen. Das war ein Hinweis auf die am 2. August 1813, als das Hochwasser gerade am Abfließen war, geforderte allgemeine Kriegsteuer, denn das Großherzogtum Baden befand sich als Verbündeter Frankreichs im Krieg mit Russland. Napoleon befand sich auf dem Rückzug und sammelte gerade seine Truppen, um sich bei Leipzig den Gegnern zu stellen. Zum finanziellen Desaster kam noch die menschliche Tragödie: Nur ein Zehntel der badischen Truppen sahen die Heimat lebend wieder.

Auch Lichtenau hatte bei dem Julihochwasser 1813 Schaden genommen. Deshalb bat der Stadtbürgermeister Dietrich um Überlassung des halben Grundbirnenzehnten. Dem wurde stattgegeben. Die Gemeinde musste aber den Marktpreis bezahlen. Dieser betrug nach der Festsetzung durch das Domänenamt Kork 39 Gulden und 58 Kreuzer.

Die bedürftige Gemeinde Grauelsbaum erhielt den halben Grundbirnenzehnten von Lichtenau und Scherzheim als Spende. Außerdem war noch die Verteilung von 20 Vierteln Getreide vorgesehen. Diese sei so vorzunehmen, dass eine Haushaltung nach ihrem individuellen Bedürfnis und nicht nach dem entstandenen Schaden berücksichtigt werde. Die Frucht kam vom herrschaftlichen Speicher in Lichtenau. Am 7. Oktober 1813 erfolgte die Verteilung an die Grauelsbaumer Familien. Aus der Liste der Empfänger seien vier Beispiele herausgegriffen:

Es erhielten:

- 1) Michael Zimmer (3 Personen): 5 Sester 5 Mässel Korn, 40 Sester Kartoffel.
- 2) Christian Ludwig, Witwe (6 Personen): dieselbe Mengen wie Michael Zimmer.
- 3) Matthias Ludwig, Gerichtsschöffe (10 Personen): 5 Sester 5 Mässel Korn, 60 Sester Kartoffel.
- 4) Friedrich Hänsel, Witwe (1 Person): 2 Sester 6 Mässel Korn, 20 Sester Kartoffel.

Der Verteilungsmodus ist schwer zu begreifen. So erhielt Nr. 1 soviel wie Nr. 2 bei halber Personenzahl. Nr. 4 kommt als Einzelperson ganz gut weg. Ohne genaue Kenntnis der Familienverhältnisse lassen sich die Zahlen nicht beurteilen.

Am Tage nach der Verteilung bedankt sich Stabhalter Hänsel brieflich beim Oberamt Rheinbischofsheim. Wegen des zeitgemäßen Stils sei dieser Brief wörtlich wiedergegeben:

*„8. Oktober 1813 ... für die erwiesene Wohltat dankt er und seine Mitbürger ... er dankt Hochwürden dem Amtmann herzlich und wünscht ihm Gesundheit bis in die späteste Zeit ... und verbleibt als gehorsamster, untertänigster Diener*

*Stabhalter David Hänsel.“*

Nachdem das Ernährungsproblem für die kommenden Monate gelöst war, erhob sich die Frage der Unterkünfte. Die staatlichen Stellen neigten dazu, die Grauelsbaumer Familien in ihren Notquartieren in Lichtenau den Winter über wohnen zu lassen. Man glaubte ihnen nicht zumuten zu können, in die nassen und verschlammten Häuser zurückzukehren. Die Grauelsbaumer lösten das Problem in der festen Hoffnung, mit eigener Kraft die Schwierigkeiten meistern zu können. Sie kehrten so bald als möglich heim, säuberten und trockneten die Wohnräume und richteten sich wieder häuslich ein. Der Lichtenauer Pfarrer Schoch wurde vom Bezirksamt Rheinbischofsheim gebeten, ihm mitzuteilen, ob er es für richtig hält, die Grauelsbaumer den Winter über in den Nachbarorten unterzubringen. Pfarrer Schoch, beeindruckt von dem Willen der meisten Grauelsbaumer, so bald als möglich in ihre Häuser zurückzukehren, begrüßte die schnelle Heimkehr. Er schreibt: *„Die Einwohner schätzen ihre Lage richtig ein und wünschen nichts sehnlicher, als die Herstellung des Rheindamms. Allein ihr Wohnen am Wasser bietet ihnen mancherlei Vorteile (Fischen, Goldwaschen, Rheinschiffahrt), die sie an anderen Orten nicht hätten. Deshalb werden sie schwer zu bewegen sein, Grauelsbaum zu verlassen, wenn nicht größte Not sie zwingt. Natürlich sitzen die armen Leute bei dem derzeiti-*

gen Zustand wie der Vogel auf dem Zweige, denn der Rhein darf nur etwas anschwellen, so wird er Grauelsbaum aufs Neue überschwemmen.“

Nachdem durch die gespendeten Naturalien die augenblicklichen Nahrungssorgen der Grauelsbaumer beseitigt waren, ergab sich als nächster Schritt in die schwierige Zukunft das Problem des Schadenersatzes für die verdorbenen Feldfrüchte. Zu diesem Zweck verlangte das Bezirksamt Rheinbischofsheim die Bildung einer Kommission, die die Felder begehen und die Schäden der einzelnen Bürger feststellen sollte. Die Kommission bestand aus drei Mann: Dem Stadtbürgermeister Dietrich von Lichtenau, dem Stabhalter David Hänsel von Grauelsbaum und dem Lichtenauer Sachverständigen Heinrich Heiland. Die drei Männer begingen das Feld und stellten einen 4-seitigen Schadensbericht zusammen. Nachstehend bringen wir einige Beispiele aus der Schadensliste vom 1. August 1813:

## 1) David Hänsel, Stabhalter

| Jüch | $\frac{1}{4}$ | $\frac{1}{8}$ | Feldfrucht  | Gulden | Flächenmaße:                |
|------|---------------|---------------|-------------|--------|-----------------------------|
| 3    | 1             |               | Gerste      | 48     | 1 Jüch (Morgen) = 36 Ar     |
| 1    | 1             | 1             | Weizen      | 93     | $\frac{1}{4}$ Jüch = 9 Ar   |
| 1    |               |               | Haber       | 15     | $\frac{1}{8}$ Jüch = 4,5 Ar |
| 1    | 1             |               | Saubohnen   | 12     |                             |
| 2    |               |               | Welschkorn  | 32     | 252                         |
| 2    |               |               | Klee        | 18     |                             |
| 1    |               |               | Hanf        | 22     |                             |
| 1    |               |               | Mattwuchs   | 4      |                             |
|      | 1             |               | Grundbirnen | 8      |                             |

## 2) Georg Korn

|   |   |   |           |    |    |
|---|---|---|-----------|----|----|
| – | 1 | – | Weizen    | 18 |    |
| – | 1 | – | Gerste    | 16 | 52 |
| – | 2 | – | Grundbirn | 18 |    |

## 3) Michael Zimmer

|   |     |   |           |    |    |
|---|-----|---|-----------|----|----|
| – | 1   | – | Gerste    | 16 |    |
| – | 1,1 |   | Weizen    | 14 | 44 |
| – | 1,1 |   | Grundbirn | 14 |    |

## 4) Jakob Kautz

|   |   |   |                            |    |    |
|---|---|---|----------------------------|----|----|
| – | – | 1 | Grundbirn                  | 8  |    |
|   |   |   | Haus- und<br>Gartenschaden | 10 | 18 |

## 5) David Ludwig

|   |   |   |           |   |  |
|---|---|---|-----------|---|--|
| – | – | 1 | Grundbirn | 8 |  |
|---|---|---|-----------|---|--|

## 6) Daniel Stengel, Lichtenau (Blumwirt)

|         |  |  |        |    |  |
|---------|--|--|--------|----|--|
| 1, 1, – |  |  | Weizen | 87 |  |
|---------|--|--|--------|----|--|

Auf der Liste sind insgesamt 33 Geschädigte aufgeführt, mehr als Grauelsbaum Haushaltungen hat (24). Darunter sind nämlich auch einige Lichtenauer und Scherzheimer Bürger, die in dem überschwemmten Gelände Schaden erlitten haben.

In einer Anmerkung unter der Liste steht noch eine die Bilanz sehr belastende Bemerkung: *„Das Feld von Grauelsbaum ist 2–3 Schuh hoch mit Kies und Sand bedeckt. Wenn das nicht weggeführt wird, kann das Land nicht eingesät werden.“*

In einer Kurzbeschreibung der Gemeinde Grauelsbaum wird vermerkt, dass der Grundbesitz im Mittel nur dazu ausreichte, den halben Nahrungsbedarf der Einwohner zu decken. Die andere Hälfte müssten sie durch eine anderweitige Tätigkeit (Fischen usw.) dazuverdienen.

Fünf Beispiele aus der Schadensaufstellung der Dreierkommission geben einen anschaulichen Querschnitt durch diese Besitzverhältnisse. David Hänsel ist der Einzige, der aus seinem Grundbesitz leben könnte. Mit 3,5 Hektar hatte er ungefähr so viel wie ein Kleinbauer in der Rheinebene der Umgegend. Er verdankte sein Stabhalteramt neben seinen menschlichen Qualitäten sicher auch seinem „überdurchschnittlichen“ Grundbesitz. Einem armen Schlucker gab man das Amt nicht. Außer David Hänsel besaßen noch vier Grauelsbaumer Bürger jeweils einen Acker von einem Juch Größe.

Die mit Abstand wichtigste Ackergröße war das „Viertel“ (= 9 Ar) mit 69 Stück. Ein solches Grundstück nennt man in der Umgangssprache „Äckerlein“. Ein richtiger Acker hat ungefähr die doppelte Fläche. Doch die Tendenz zur Aufteilung ging noch weiter. Man zählte in Grauelsbaum 19 Zwergäcker mit einer Größe von einem „Achtel“ (= 4,5 Ar).

Kennzeichnend für den Ackerbau jener Zeit war auch die Diversifizierung, d. h. man pflanzte beim Getreide nicht nur Weizen, sondern dazu auch Gerste und Hafer. Wenn eine Getreideart (z. B. der Weizen) nicht gut gerät, so kann der Getreideausfall nie katastrophal werden. Merkwürdigerweise fehlt der Roggen und der Halbweizen (Roggen + Weizen). Einige Male erscheint auch der Hanf, das damals rentable Handelsgewächs. Saubohnen pflanzte nur Hänsel. Die anderen Feldfrüchte kommen aber bei allen Bürgern vor. Als Grundnahrungsmittel spielte aber die Kartoffel (Grundbirne) die wichtigste Rolle. Jeder Haushalt pflanzte jeweils ein Ackerstück. Das waren zur einen Hälfte Viertels-Äcker, zur andern Hälfte Achtels-Äcker. Zwei Haushaltungen gaben sich mit einem halben Achtel zufrieden (oder mussten sich zufrieden geben). Nicht ohne Grund wurde deshalb Grauelsbaum eine „arme Gemeinde“ genannt.

Die Dokumentierung der Verluste an Feldfrüchten im Gesamtwert von 1516 Gulden diente als Grundlage für die anschließende Entschädigungsforderung. Am 13. September 1813 wies das Bezirksamt Rheinbischofsheim den Kinzigkreis darauf hin, dass die Gemeinde Grauelsbaum vom

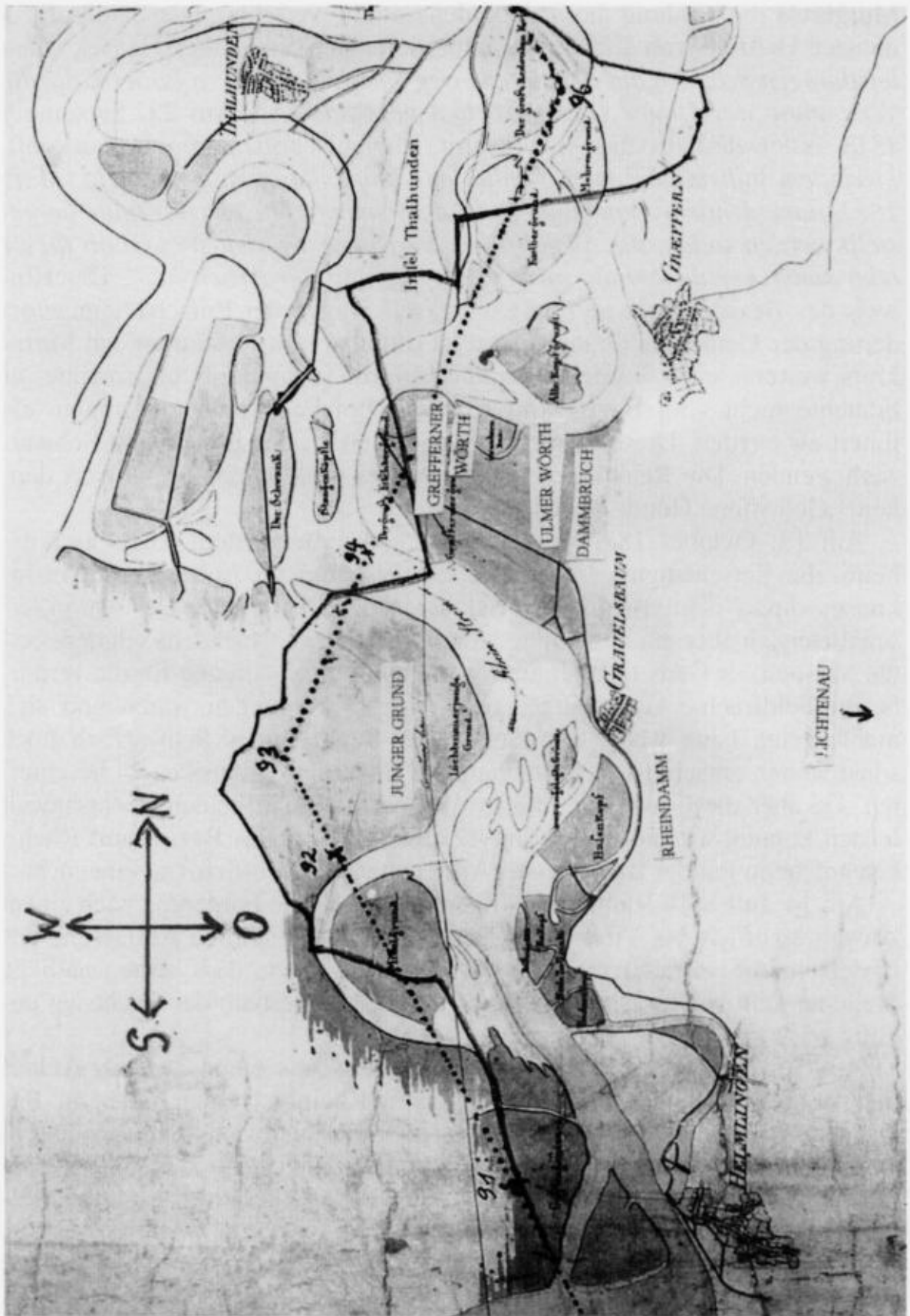


Murgkreis die Zahlung dieser Schadenssumme verlange. Der Stadtbürgermeister Dietrich von Lichtenau autorisierte den Stabhalter Hänsel, „den letzthinigen Schaden auf dem Rechtsweg von denjenigen zu fordern, die die Verspätung der Ulmer Dammarbeiten verschulden“. Am 22. September 1813 bittet deshalb das Bezirksamt Rheinbischofsheim um Auskunft, „welchem Individuum der Beschluß des Innenministeriums vom 15. März 1813, nach dem der Damm noch vor dem Sommerhochwasser hätte hergestellt werden sollen, die Ausführung übertragen worden sei und ob dieser oder sonst wer die Schuld an der Verzögerung der Arbeit hat“. Der Hinweis des Bezirksamtes an den Kinzigkreis wegen der Entschädigungsforderung der Gemeinde Grauelsbaum ist offenbar von diesem an den Murgkreis weitergeleitet worden. Dieser reagierte verschnupft und meinte, er bräuchte nicht vom Bezirksamt Rheinbischofsheim an Grauelsbaum erinnert zu werden. Diese Gemeinde möge sich an das Bezirksamt Schwarzach wenden. Die Reaktion des Murgkreises lässt an das Sprichwort denken: „Getroffene Hunde bellen.“

Am 13. Oktober 1813 entschloss sich das Bezirksamt Rheinbischofsheim, die Entschädigungssache von Grauelsbaum im Auftrag des Kinzigkreises direkt beim Bezirksamt Schwarzach zu betreiben. Der Murgkreis schaltete sich aber ein und lehnte jede Forderung ab. Nachdem seit dem ersten Versuch der Gemeinde Grauelsbaum, eine Entschädigung für die verdorbenen Feldfrüchte zu erhalten, zehn Monate vergangen waren und sich nichts getan hatte weder von Seiten des Bezirksamtes Schwarzach noch sonst woher, entschloss sich Stabhalter Hänsel, den Rechtsweg zu beschreiten. Da aber die Gemeinde so arm war, dass sie sich keinen Rechtsanwalt leisten konnte, wandte er sich am 12. Juli 1814 an das Bezirksamt Rheinbischofsheim mit der Bitte, einen „Armenanwalt“ (ex officio) zu ernennen.

Am 14. Juli 1814 lehnte das Hofgericht Rastatt die Forderung nach einem Anwalt ex officio ab. Vielleicht machte sich das Gericht die Auffassung des in derselben Stadt amtierenden Murgkreises zu eigen, dass keine staatliche Stelle an dem Hochwasser schuld wäre und dass deshalb der Rechtsweg unnötig sei.

Am 16. November 1814 nahm der Kinzigkreis einen zweiten Anlauf und beauftragte abermals das Bezirksamt Rheinbischofsheim, beim Bezirksamt Schwarzach die Entschädigung Grauelsbaums zu betreiben und in 14 Tagen zu berichten, „in welchen terminis die Sache stehe“. Das Bezirksamt Schwarzach wies darauf hin, dass das Hofgericht Rastatt die Stellung eines Armenanwalts abgelehnt habe und bittet um weitere Weisung. Jetzt machte der Stabhalter den riskanten Schritt und nahm einen Anwalt auf Kosten der Gemeinde. Er beauftragte den Rastatter Anwalt Krapf mit der Wahrung der Grauelsbaumer Interessen. Dieser bat am 5. Januar 1815 beim Bezirksamt Rheinbischofsheim, ihm Akteneinsicht zu verschaffen. Diese Bitte veranlasste den Kinzigkreis am 11. Januar 1815, Rheinbauin-



Situationsplan des Rheins v. Krauth (1816) mit Noblatgrenze (nachgezogen) und der Rheinbanngrenze v. 1840 (vom Verf. punktiert eingetragen)

spektor Beisenherz zu beauftragen, ein Gutachten darüber zu erstellen, „*ob die Dammarbeiten bei Ulm im Sommer 1813 wegen des Hochwassers wirklich nicht durchgeführt werden konnten*“.

In dem am 28. Januar 1815 überreichten, mehrseitigen Gutachten schilderte Beisenherz bis ins Einzelne das Geschehen bezüglich des problematischen Dammbaus und kam zu dem Ergebnis, dass von Seiten des Murgkreises versäumt wurde, die nötigen Bauarbeiten anzuordnen.

„*Inzwischen (Sommer 1813) geschah im Ulmer Bann nichts, obwohl man auch einen Notdamm hätte bauen können.*“ Diese Zeilen sind nur ein kleiner, aber zentraler Ausschnitt aus dem Gutachten, das in seiner Gesamtheit die Schuld des Murgkreises beweist.

Mit diesem Gutachten hatte Rechtsanwalt Krapf schwerwiegende Argumente zur Hand, um die Sache der Gemeinde Grauelsbaum mit Erfolg durchzufechten. Leider brechen an dieser Stelle die Akten ab, und wir erfahren nicht, wem die Richter in Rastatt Recht gaben.

### *Die Karte des Rheins zur Zeit des Damnbruchs<sup>3</sup>*

Die Krautsche Karte von 1816 bietet uns die Gelegenheit, das Hochwasser bei Grauelsbaum im Jahre 1813 unter den örtlichen geographischen Verhältnissen zu beurteilen. Vorbemerkung: Die Karte ist westorientiert!

Im Bereich von Grauelsbaum treffen sich im Hauptstrom zwei nach Westen ausgreifende Stromschleifen:

1. Der von Helmlingen kommende Strom zielt in nordwestlicher Richtung auf die Halbinsel „Junger Grund“. Dort wird er nach rechts (Ostnordost) direkt in Richtung auf das Dorf Grauelsbaum abgelenkt. Hier ist der Hochwasserdamm am Westrand des Dorfes zugleich Rheinufer (schwarze Linie!).
2. An diesem Dorfrand beginnt die zweite Rheinschleife. Der Strom wendet sich nach Nordwesten. Die Wucht der Beharrungskräfte der Wassermassen trifft die südostnordwest-orientierte Flanke des Grefferner Wörths. Dort – genau beim „Ulmer Wörth“ – durchbrachen sie 1813 den Hochwasserdamm.

Um den Damm direkt bei Grauelsbaum und nördlich davon zu entlasten, plante Tulla 1811 einen Durchstich durch die Halbinsel „Junger Grund“. Im Verlauf der späteren Rheinkorrektion schnitt der Rhein tatsächlich einen Teil dieser Halbinsel ab. Im Verlauf der angedeuteten Korrektion wurde der Hauptstrom soweit in westlicher Richtung verlegt, dass heute das Rheinufer fast 900 Meter westlich des (alten) Dorfes liegt.

Anmerkungen zu **1**

- 1 Gothein, Eberhard: Geschichtliche Entwicklung der Rheinschifffahrt im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903
- 2 Eckert, Christian: Rheinschifffahrt im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1900
- 3 Staatsarchiv Freiburg (= STAF) B713/2/17–18
- 4 STAF B713/7/69
- 5 Boiserée, Sulpiz: Briefwechsel – Tagebücher, 3 Bände, Göttingen 1970. Die Briefe und Tagebücher sind streng chronologisch geordnet, so dass das Auffinden eines Zitats leicht möglich ist
- 6 Das Großherzogtum Baden, Verkehrswesen, Baurat Honsell, Karlsruhe 1885
- 7 Das Großherzogtum Baden, Wasserstraßen, Barck, L., Karlsruhe 1912
- 8 Quetsch, Franz: Geschichte des Verkehrswesens am Mittelrhein, Freiburg 1891
- 9 Karlsruher Zeitung, 1830–33
- 10 STAF B713/7/73
- 11 Badische Zeitung, 1960–1990

*Die Bilder sind entnommen:*

1. Der Nr. 8, das Segelschiff mit Leine und Pferdezug.
2. Der Nr. 3, das Dampfschiff. Es ist abgebildet auf dem Briefkopf der rheinischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, Köln, vom Jahre 1843.

Anmerkungen zu **2**

- 1 Freiburger Staatsarchiv (STAF), B713/7/73
- 2 Gothein, Eberhard: Die geschichtliche Entwicklung der Rheinschifffahrt im 19. Jahrhundert, Leipzig 1903
- 3 Bundesgesetzblatt II, 2174, vom 15. Dezember 1997
- 4 Bundesgesetzblatt II, Nr. 19, vom 15. Juni 1956

Anmerkungen zu **3**

- 1 Die Akten für das vorliegende Thema befinden sich im Freiburger Staatsarchiv: B713/7/89–90 und B713/4/5 (Akte Buchweiler vom 23. 10. 1763)
- 2 Der Bericht über die Kahnfahrt des Pfarrer Schoch ist der Lichtenauer Pfarrchronik entnommen
- 3 Die Krauthsche Karte befindet sich im GLA Karlsruhe, Abteilung H, Rheinstrom 55

Literatur: Lauppe, Ludwig: Das Rheindörflein Grauelsbaum. In: Die Ortenau (1966), 172 ff.



## Ein Schuttertaler Bauernsohn wird zum Stammvater einer Ärzte-Dynastie im Mittleren Osten der Vereinigten Staaten

– Eine ungewöhnliche Familiengeschichte aus den Tagen der Pionierzeit –

*Gerhard Finkbeiner*

Betritt man die Weber-Medical-Clinic in Olney/Illinois und lässt sich in der Empfangshalle in einem der schweren Ledersessel nieder, so fällt der Blick unwillkürlich auf eine Porträt-Galerie. Links des Haupteingangs reihen sich zehn ausdrucksvolle, kluge Männer-Gesichter aneinander, alles Ärzte aus der Familie Weber, die einst am „Weber-Olney-Sanitarium“ praktizierten:

|                            |             |                                     |
|----------------------------|-------------|-------------------------------------|
| Dr. George Theodor Weber   | (1868–1941) | Internist, und Sohn                 |
| Dr. Bernard A. Weber       | (1900–1956) | Radiologist;                        |
| Dr. Joseph Cornelius Weber | (1875–1949) | Otolaryngologist, mit den Söhnen   |
| Dr. Paul C. Weber          | (1901–1997) | Obstetrician, und                   |
| Dr. Frank C. Weber         | (1904–1981) | Orthopedic Surgeon;                 |
| Dr. Lawrence Weber         | (1901–1985) | Surgeon;                            |
| Dr. Frank Joseph Weber     | (1878–1944) | Surgeon, mit den Söhnen            |
| Dr. Tom L. Weber           | (1911–1945) | Pediatrician, und                   |
| Dr. Frank J. Weber         | (1913–1983) | Surgeon;                            |
| Dr. James August Weber     | (1887–1951) | Physician for ear, nose and throat. |

Den meisten Besuchern sind die Namen der Weber-Ärzte noch persönlich bekannt, wenn nicht, so doch aus Erzählungen der Eltern oder aus Presseberichten vertraut.

Die Geschichte der Weber-Familie kennt in Olney jeder, der in dieser 20 000-Einwohner-Stadt schon längere Zeit wohnhaft ist. Aber nicht nur in Olney und Umgebung, im ganzen südlichen Illinois genießen die Weber-Ärzte noch großes Ansehen. Ihre Leistung für die Entwicklung des Gesundheitswesens in Illinois ist unvergessen, wie die bis zum heutigen Tage in regelmäßigen Zeitabständen erscheinenden Berichte in der Regionalpresse über die Pionierleistung der Weber-Ärzte beweisen.<sup>1</sup>

*1857 wanderte Benedikt Weber vom Schmalzenhof nach Nordamerika aus*

Die Geschichte der Weber-Ärzte reicht in die Tage der Pionierzeit zurück, als zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Menschen massenhaft aus Deutschland in die nordamerikanischen Staaten auswanderten. Allein in Baden



*Eingangshalle der Weber-Medical-Clinic in Olney/Illinois mit zehn Porträts von Weber-Ärzten. Links Frau Zäzilia Räßple, geb. Weber, vom Schmalzenhof in Schutttertäl, und Dr. Peter Weber, Olney* *Foto: Gerhard Finkbeiner*

verließen 500 000 Bewohner das Land. Aus der damaligen Gemeinde Schutttertäl waren es rund 300 Einwohner, die in Nordamerika eine bessere Existenz erhofften. Einer dieser Auswanderer war Benedikt Weber, geboren am 16. April 1833 auf dem Schmalzenhof im Laulisgraben.

Laut Pässeintrag vom 4. April 1857, ausgestellt in Lahr, wollte Benedikt Weber „in die nordamerikanischen Freistaaten, um seine Verwandten zu besuchen“. Vor Benedikt Weber waren nämlich bereits 1854 seine Schwester Maria Anna mit ihrem Ehemann, dem Schmied Johann Georg Fehrenbacher vom Fehrenbacherhof, mit vier Kindern, und die Brüder Franz-Josef und Anton in die Staaten ausgewandert. Die Brüder Isidor und Ludwig sowie die verwitwete Mutter Walburga Weber, geb. Schäfer, folgten im Jahr 1864 nach.<sup>2</sup>

Bekannt ist von Benedikt Weber, der von Beruf Zimmermann war, dass er mit dem Segelschiff von Le Havre nach New Orleans reiste, mit einem Raddampfer den Mississippi-Strom und Ohio-River bis nach Evansville/Indiana hinauffuhr und sich zuerst in Haubstadt/Indiana niederließ. Dort lebte sein Bruder Anton.



*Aus der Bauernfamilie Weber vom Schmalzenhof in Schuttertal-Laulisgraben wanderten zur Mitte des 19. Jahrhunderts sieben Familienangehörige nach Nordamerika aus.*  
*Bildnachweis: Gerhard Finkbeiner*

In Haubstadt heiratete Benedikt Weber am 15. Januar 1861 Eva Regina Schäfer (1842–1898), Tochter des ebenfalls aus Deutschland eingewanderten Müllers und nunmehrigen Muhlenbesitzers Anton Ludwig Schäfer und seiner Ehefrau Maria Barbara, geb. Schultheiß.

1865 zog Benedikt Weber mit seiner Frau und dem erstgeborenen Töchterchen Maria Barbara nach Wendelin, Jasper County/Illinois, kaufte sich 400 acre wildes Land und begann zu farmen. In der Familie des Benedikt Weber lebte auch die 1864 eingewanderte Mutter Walburga Weber; sie starb am 16. November 1870 und wurde in Wendelin auf dem Holy Cross Cemetery bestattet.

In Wendelin/Illinois siedelten insgesamt zehn Familien aus Schuttertal. Sie alle haben sich von der Landsiedlungsbehorde Waldland gekauft, gerodet, urbar gemacht und mit dem Aufbau einer Farm begonnen.

Dem Farmerehepaar Benedikt Weber/Eva Regina Schäfer wurden zwölf Kinder geboren, neun Söhne und drei Töchter.<sup>3</sup> Zwei Kinder, Ludwig Anton und Joseph Wilhelm, starben bereits im Alter von 13 und 14 Jahren an Hirnhautentzündung und Masern. 1898 starb auch die Mutter Eva Regina



Noch im Alter von 67 Jahren wanderte 1864 die verwitwete Hofbäuerin Walburga Weber, geb. Schäfer (1797–1870) zu ihrem Sohn Benedikt Weber nach Wendelin/Illinois aus. Begleitet wurde sie von ihren beiden Söhnen Isidor (1838–1914) und Ludwig (1840–1908).

Foto: H.O. Klein, HOF-PHOTOGRAPH in Lahr i. Baden



Benedikt Weber, von Beruf Zimmermann und Farmer, ist der Stammvater der Weber-Ärzte in Olney/Illinois.

Foto: W.S. Foster, Art-Studio, Ingraham, Illinois

Weber an Tuberkulose. Diese drei Lebensschicksale sind der Hintergrund folgender Familiengeschichte in „THE AMERICAN MAGAZINE“ vom Oktober 1931 von Neil M. Clark über die Weber-Ärzte in Olney:

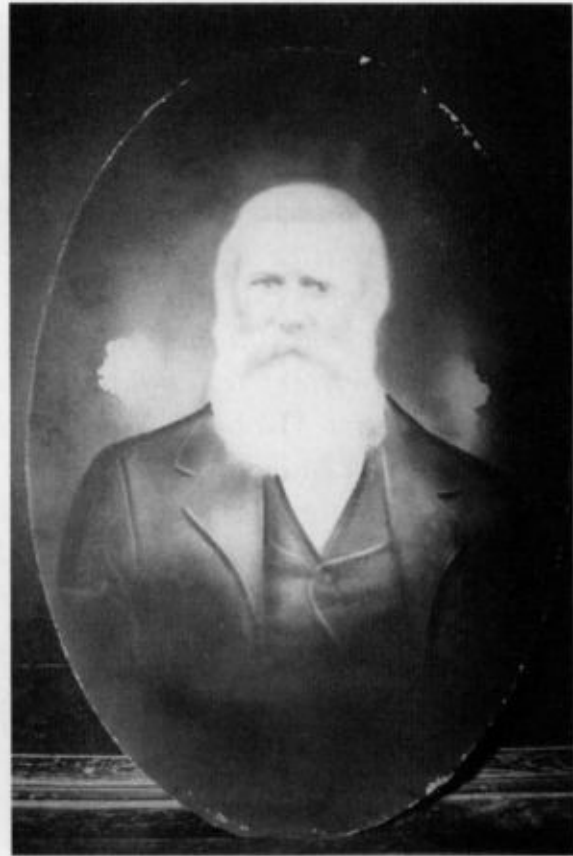
***You don't need a big place to grow a big heart!***

*Sie fahren auf der Autobahn nach Westen in Richtung St. Louis, Missouri. Rasch lassen Sie die letzten Häuser hinter sich und Sie fragen sich gähnend: Welche Stadt war das? Nur ein anderes Gerichtsgebäude! Sie nennen es Olney. Jedoch, wenn Sie beim Vorüberfahren einen Haufen von Gebäuden bemerkt hätten, die ein wenig zu groß sind für diesen Platz, wenn*





Porträt der Eva Regina Weber, geb. Schäfer, von Haubstadt/Indiana (28. März 1842 – 23. April 1898).



Porträt des Benedikt Weber von Schuttertal (16. April 1833 – 17. April 1933).

*Sie sich dariuber gewundert und angehalten hätten, um sich zu erkundigen, wären Sie auf eine Geschichte gestoßen, welche die aufregendste ist seit langer Zeit.*

*Sechs Geschwister, vier Brüder und zwei Schwestern, haben hier 33 Jahre lang zusammengearbeitet; seit kurzem arbeitet eine neue Generation mit ihnen. Sie haben aus einem Traum eine Einrichtung geschaffen, so gut in ihrer Art und Größe wie nur wenige in diesem Land: das Olney-Sanitarium.*

*Ein großes Hospital in einer Stadt mit 6000 Einwohnern. Die Türen stehen für Reiche und Arme offen sowie für die ständig zunehmende Patientenzahl aus allen Staaten der Union. Ein Hospital, das Jahr für Jahr Verluste macht wie die meisten Krankenhäuser, jedoch eines, das immer vergrößert und verbessert wurde, ohne einen Pfennig aus einer Stiftung und ohne staatliche Unterstützung.*

**„Clod-bumpers“ and „hill-billies“, they call themselves**

*Sie müssen lange suchen, bis Sie eine bessere Ausstattung zur Erleichterung des Leidens finden und so viel Freundlichkeit begegnen werden. Und das Wunder? Männer und Frauen, die dies zusammen aufbauten, sind ein Haufen von Bauern. Tölpel und Hinterwäldler nennen sie sich. Bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahr arbeiteten die Brüder von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf der Farm ihres Vaters. Sie rodeten Wälder, fällten Baumstämme und pflügten die Erde. Doch einer hatte eine Idee und viele seiner Geschwister, Neffen und Nichten folgten begeistert seinem Beispiel.*

*Ihr Name ist „Weber“. Vier Brüder sind Ärzte, Männer mit großen Fähigkeiten. Nah und fern sind sie als Doktor George, Doktor Neal, Doktor Frank und Doktor James bekannt. Die zwei Schwestern, Miss Katharina und Miss Minnie, sind ausgebildete Krankenschwestern.*

*Ihr leitender Sinn ist Doktor George, der Älteste der Geschwister. In seinem Gesicht können Sie durch hundert Lach- und Kummerfalten 63 außerordentliche Jahre erkennen. Es war seine Idee, der Traum seines jungen Herzens, welcher in einer Anzahl freundlicher Gebäude verwirklicht wurde.*

**The dream found root in the rough soil far back in the hills of Jasper County/Illinois**

*Die Samen dieses Traums schlugen weit weg im rauhen Boden der Berge von Jasper County, Illinois, Wurzeln. Dort, wo Doktor George und seine Brüder und Schwestern ihre Jugend verbracht haben. Es war ein armes, hartes Pionier-Dasein auf dem Land, welches ihr Vater Benedikt Weber 1865 zu leben begann. Ein Blockhaus nahe beim Wald. Nachts kommen die wilden Tiere bis zum Haus. Das nächste Dorf Ingraham liegt fünf Meilen weg. Man erreicht es auf einer windungsreichen, schlammigen, holperigen Straße. Überall Armut und Krankheit.*

*Eines Tages war auch Mutter Weber krank, so krank, dass sie oft tagelang das Bett nicht verlassen konnte. Das Älteste der Kinder, eine Schwester, heiratete früh und zog fort. Die zurückgebliebenen Schwestern waren kleine Mädchen. Deshalb verrichteten George und seine Brüder nicht nur die Arbeit draußen im Feld und Wald, sondern auch die Hausarbeit. Einmal musste George ein ganzes Jahr lang für die Familie kochen. Alle Jungs lernten das Nähen, ihre Kleider zu flicken und ihre Socken zu stricken und zu stopfen. George war das Kind, auf dem die ganze Verantwortung für die Familie mit elf Kindern lastete.*

*Eines Tages widerfuhr George ein denkwürdiges Erlebnis, welches ihn für das Leben prägte. „Eines Tages“, erzählt er mir, „rief mich meine Mutter und sagte: ‚George, lauf rüber zu Frau Volk! Sag ihr, ich fühle mich nicht wohl. Sie soll kommen! Dann geh zu deinem Vater! Er arbeitet an der*



*Georg Theodor Weber im Jahr 1890, als er sich am „Missouri-Medical-College“ in St. Louis als Medizinstudent bewarb.*

*Bildnachweis:  
Mary Fehrenbacher, Olney*

*Scheune. Er soll ebenfalls kommen!’ Ich rannte zur Volk-Farm und tat, was mir gesagt worden war. Ich hatte weit zu gehen, und als ich zurückkam, war ein Baby da. Ich war erst sieben Jahre alt und wußte natürlich nichts von diesen Dingen. Doch was ich sah, gab mir ernsthaft zu denken. Ohne Doktor stirbt eine Frau vielleicht, wenn ein Baby auf die Welt kommt! Wie schrecklich, wenn meine Mutter gestorben wäre!’“*

*So begann der Traum, der nun im Olney-Sanitarium verwirklicht wurde. Andere Erlebnisse folgten!*

### ***Poverty and sickness were constant companions of their young lives***

*„Ich hatte einen älteren Bruder“, fährt Doktor George fort. „Als er 14 Jahre alt war, erkrankte er an Hirnhautentzündung. Doktor Schmid, unser Hausarzt, war ein kleiner, vergreister Mann mit einem weißen Ziegenbartchen. Er war schon vor langer Zeit aus Deutschland eingewandert und hatte im Bürgerkrieg bei den Unions-Truppen gedient. Bei ernsthaften Krankheiten war er meistens hilflos. Er war ein typischer Landarzt jener Tage, nicht besser und nicht schlechter, doch freundlicher als manch ein anderer. Mein Bruder starb. Mein anderer Bruder, sieben Jahre alt, hatte die Masern. Vorsichtsmaßregeln, welche die Ärzte heute treffen, waren unbe-*

kannt. Innerhalb einer Woche starb mein zweiter Bruder. Ihr Tod berührte mich tief und stellte mir viele Fragen. Mussten sie sterben? Wusste unser Doktor alles, was wir wissen können? Oder sollten wir mehr lernen, um ein paar Menschen mehr retten zu können? Ich begann nachzudenken!

Natürlich war da auch noch meine Mutter. Ich verehrte sie, und sie hatte Tuberkulose. Doktor Schmid kam sehr oft, um nach ihr zu sehen, teilweise auch, weil er den Most meines Vaters liebte. Doch er untersuchte sie, tat, was er konnte und war immer freundlich. Ich weiß nun, dass niemand in jenen Tagen etwas über Tuberkulose wusste. Es war eine Geißel Gottes; nichts konnte getan werden. Deshalb sagte Doktor Schmid nie etwas, was ein Arzt heute sagen würde: Frau Weber, Sie können gesund werden! Oder wenigstens: Die Krankheit kann gestoppt werden. Doch Sie brauchen Ruhe, gutes Wasser, frische Luft, Sonnenschein und nahrhaftes Essen. Vor allen Dingen aber Ruhe! Sie wussten nichts und wir wussten auch nichts. Niemand wusste etwas. Ich fühle, dass wir sie vielleicht hätten retten können, wenn wir die richtige Behandlung gewusst hätten! Dann würde sie vielleicht heute noch leben wie mein Vater.“

Im Innern des Jungen brannte ein wildes Feuer. Er hatte großes Mitleid und einen ebenso großen Vorsatz. Seine Brüder und seine Mutter mussten sterben, aber vielleicht könnte das Leben anderer Menschen gerettet werden! Er wollte lernen, wie man sie rettet. Und so entschloss er sich zum ersten Schritt, welcher schließlich auch dazu führte, seine Brüder und Schwestern aus den Bergen wegzuführen zu dieser wichtigen Arbeit.

### ***For two years George Weber taught in the district where he had been a pupil***

Der erste Schritt war, eine gute schulische Ausbildung anzustreben. Seine Schulbildung war weder gut noch schlecht. Die Schulzeit in der Bezirksschule dauerte nie länger als fünf Monate im Jahr. Sehr oft konnte er nicht zur Schule gehen. Doch er lernte sehr schnell; er nahm sich vor, Lehrer zu werden.

Zur Vorbereitung ging er zu einer 60 Meilen entfernt gelegenen Akademie in Princeton. Nach zwei Semestern bekam er ein Lehrer-Zertifikat. Zwei Jahre lang unterrichtete er im Bezirk, wo er früher die Schule besucht hatte. Im ersten Jahr erhielt er 25 Dollar im Monat. 30 Dollar im zweiten Jahr und das fünf Monate im Jahr. Wer hätte ihm eine Chance für seine Zukunft gegeben oder gedacht, dass er einmal als Mitglied in das „Amerikanische College of Surgeons“ aufgenommen werden würde? Das war weit, weit weg.



### **George Weber was accepted as a student in the old Missouri Medical College in St. Louis**

1890 wurde George aufgrund seines Lehrer-Zertifikats an dem alten „Missouri Medical College“ in St. Louis als Student aufgenommen. Man würde lange brauchen, um die Geschichte dieser Jahre zu erzählen. Wie er sein Geld für die Ausbildung verdiente. Er kümmerte sich um selbstmordgefahrdete Patienten und arbeitete in einem Heim, wo unglückliche Mütter ihre Kinder zur Welt brachten. Wo immer George helfen und ein paar Dollar für sein Studium verdienen konnte, war der Student zur Stelle.

Ein Doktor im Olney-Sanitarium namens Dr. Harry D. Fehrenbacher, der auf der der Weber-Farm benachbarten Farm aufgewachsen ist, erzählte mir folgende Geschichte:

„Ich ging eines Tages auf der Straße, barfuß, ein kleiner Junge noch. Plötzlich kam Doktor George winkend über das Feld gerannt. George war ein erwachsener Mann. Wir alle wussten, dass er im Winter die Universität besucht, um Medizin zu studieren. Was soll es ihm nützen, sagten einige. George fragte mich, ob ich in die Stadt ginge. Ich antwortete: Ja! Würdest du bitte beim Ladengeschäft anhalten und mir eine Geigen-Darmsaite kaufen? Das war lustig! Denn niemand von den Webers spielte Geige. Doch er erzählte mir, dass sie Gras gemahht hätten. Eine der Stuten hatte ihr Fohlen dabei. Das Fohlen war in die Sense gerannt und eine Sehne im Fuß war glatt durchgeschnitten. Das Fohlen wäre wahrscheinlich für immer gelähmt gewesen, oder sie hätten es erschießen müssen. Doch der Chirurg in George sagte: Wir werden es retten! Er wollte die Darmsaite zum Nähen. Ich holte sie. George nähte das Fohlen, und es wurde wieder gesund. Ich sagte mir:

Wenn ein Arzt Dinge wie diese kann, werde ich auch Arzt. Bald waren die Fähigkeiten des jungen Doktors überall bekannt. Er beendete sein Studium und überlegte, wo er eine Arztpraxis eröffnen sollte. Irgendein kleiner Ort, wo ihn niemand kannte. Doch das Schicksal meinte es anders mit ihm.

### **Dr. George Weber was graduated in 1984**

Er kam, nun als Doktor George, zu Besuch nach Hause. Und da passierte etwas. Die Familie hatte die Farm der Mutter Weber wegen verlassen und war nach Ingraham gezogen. Hier hatte der Schwager, Johann Georg Fehrenbacher, eine Schmiedewerkstatt und ein Geschäft für landwirtschaftliche Geräte. Er berichtete Doktor George von der Tragödie der Pfarrerstochter. Nach einer Lungenentzündung hatte sie versäumt, sich richtig zu erholen. Ihr Arzt behauptete, sie habe Tuberkulose – damals ein Wort, das einem Todesurteil gleichkam. Ihr Vater, sagte der Fehrenbacher-Schmied,

wünsche, dass du sie dir anschaust. Ich werde gehen, antwortete George. Er ging nicht als Arzt, sondern als ein alter Freund. Als er zurückkam, fragte der Schwager, was er denke. Doktor George schüttelte seinen Kopf: Sie hat keine Tuberkulose. Bist du sicher? Ja! Doch da ist eine Entzündung im linken Lungenflügel. Wird diese Entzündung nicht behandelt, könnte das Mädchen daran sterben.

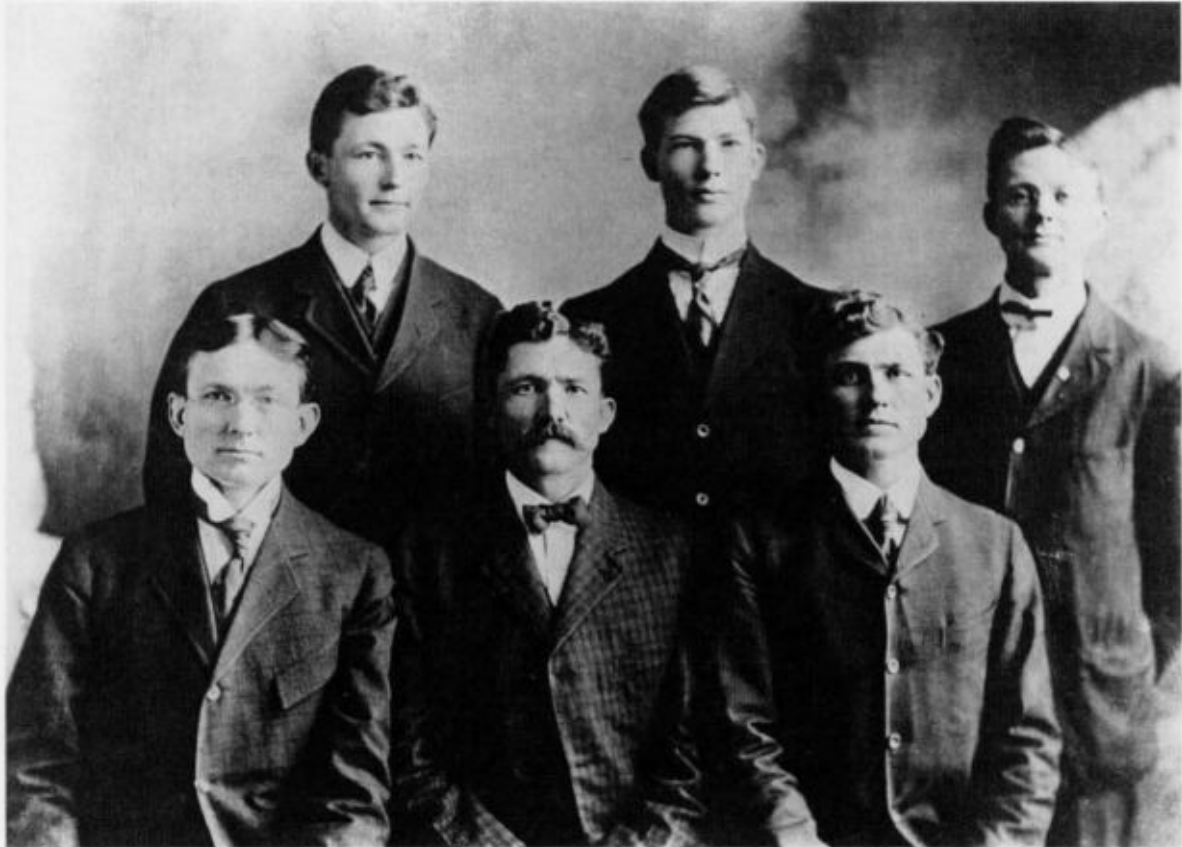
Der Schwager konnte diese Nachricht nicht für sich behalten. Vielleicht war dies gut so! Er erzählte jemandem, dass George gesagt habe, dass Alice keine Tuberkulose habe. Eine indiskrete Bemerkung, da George nicht der Arzt des Mädchens war. Die Worte kamen dem Vater des kranken Mädchens zu Ohren, ebenso dem Hausarzt. Die Behauptung verlangte nach einer exakten Diagnose. Doktor George stellte sie, erklärte, was er dachte, und was zu unternehmen sei. In kürzester Zeit war das Mädchen auf dem Weg völliger Genesung.

Diese Nachricht verbreitete sich in der ganzen Gemeinde und der weiteren Umgebung. Doktor George konnte noch heilen, wenn dies andere nicht mehr vermochten! Viele Patienten kamen zu ihm nach Ingraham, obwohl Doktor George noch keine Praxis hatte. Schließlich drängte man ihn zu bleiben. Notgedrungen begann er in seinem kleinen Heimatort zu praktizieren. Andere Aufsehen erregende Fälle ereigneten sich.

Fünf Meilen entfernt war die kleine Stadt Wakefield. Dort war die Tochter des ortsansässigen Arztes an Diphtherie erkrankt. Vor Entdeckung des Antidoxins war es eine schreckliche, zum Tode führende Krankheit. Doch in St. Louis hatte Dr. George gesehen, wie sein Lehrer die Intubation angewandt hatte, welche die Patienten vor dem Erstickungstod bewahrte. Dr. George befand sich im Besitz der notwendigen Schläuche. Da der betreffende Arzt nicht imstande war, seine Tochter zu retten, bat er Dr. George, diese Schläuche zu bringen.

Begleitet von einem jungen Freund, dem Medizin-Studenten A. L. Ziliak, fuhr Dr. George die fünf Meilen, so schnell, wie es die schlechte Straße erlaubte, nach Wakefield. Doch als sie ankamen, trafen sie den Vater tränenüberströmt an. „Sie sind zu spät!“, sagte er gebrochen. „Sie ist tot!“ Sie gingen zusammen in das Zimmer, wo das Mädchen lag. Die Augen des jungen Ziliak waren scharf. Er entdeckte eine kleine Bewegung. „Sieh“, sagte er. „Das Mädchen hat fast nicht wahrnehmbar nach Luft geschnappt.“ Dr. George nahm ihr Handgelenk. Ein sehr, sehr schwacher Puls. Geschwind schob er einen der Schläuche in ihren Rachen, so wie er es gesehen hatte. Fünf Minuten später bekam das Mädchen wieder leicht Farbe. Sie begann normal zu atmen. Bald wurde sie wieder ganz gesund.

Dr. George erzielte diese Heilungen in dem kleinen Landort in den Bergen, wo er geboren war. Sein Ruhm verbreitete sich. Mehr und mehr Patienten verlangten nach ihm, reisten von weit her an, und zwar in solch großer Zahl, dass er sie nicht mehr allein behandeln konnte.



Die Söhne des Farmerehepaars Benedikt Weber/Eva Regina Schäfer. Oben (v. l.): Dr. Frank Joseph (1878–1944), Dr. James August (1887–1951) und Dr. Joseph Cornelius (1875–1949); Unten (v. l.): Dr. Georg Theodor (1868–1941), Anton Edward (1871–1958) und Benedict Martin (1873–1962) (Foto v. 1910)

Bildnachweis: Mary Fehrenbacher, Olney

Die Brüder, die mit ihm in einem Zuhause aufgewachsen waren, in dem Leid, Not und Krankheit Alltag waren, verehrten und liebten George und sagten untereinander: „George macht etwas Sinnvolles!“ – „Ihr könnt dasselbe tun!!“, drängte Dr. George. – „Mit diesen Pranken?“ Neal, der jüngere Bruder, zeigte seine vernarbten und schwieligen Hände, die durch harte Arbeit so geworden waren. „Wie kann man mit diesen Händen den zarten Pulsschlag fühlen?“ – „Meine waren auch so!“, erwiderte der ältere Bruder. „Außerdem“, fügte er hinzu, „verdiene ich nun. Wenn ihr studieren möchtet, helfe ich euch!“ Und das tat er.

Neal trat zuerst in seine Fußstapfen. Als Nächster Frank und zuletzt James. Dr. George griff tief in seine Taschen, um ihnen zu helfen. „Er ist ein guter Mensch!“, sagte einer der Brüder zu mir und dies mit einer solchen Liebe, wie man es bei Brüdern nicht oft antrifft.





1898 kaufte Dr. George Th. Weber in Olney/Illinois das Hotel „Arlington“ und baute es um zum „Olney Sanitarium“. (Foto von 1915)

***On a downtown Olney corner, Dr. George Weber found a little hotel for sale***

*Im April 1898 starb Mutter Weber. Der Sohn, der seine Begeisterung seiner Mutter zu verdanken hatte, war nun schon vier Jahre in Ingraham und praktizierte dort. Einen Monat später zog er über die Berge nach Olney, 18 Meilen weit weg, und eröffnete ein kleines Krankenhaus, so wie er es sich schon lange erträumt hatte.*

*Er erklärte mir, warum er dies getan hat.*

*„In jenen Tagen waren die Straßen sehr schlecht. Ein Landarzt verbringt mehr Zeit im Kampf mit Schlamm und Unwetter als im Kampf mit Krankheit und Tod. Ich dachte, ich könnte mehr tun, wenn ich nicht zu all den kranken Leuten gehen müsste, sondern sie zu mir kommen würden. Ein kleines Hospital wollte ich. Ingraham hatte nur 300 bis 400 Einwohner. Die nächste Eisenbahn war zwölf Meilen entfernt. Olney war größer und lag an der Eisenbahnstrecke.“*

*An einer Ecke in der Innenstadt war ein Hotel zum Verkauf ausgeschrieben. Es war genau richtig für ihn, und er kaufte es.*

*Es gab anfangs große Finanzierungsprobleme. Mühevoll wurde das Hotel zu einem Hospital mit 15 Betten umgewandelt. Dr. George wurde mit*





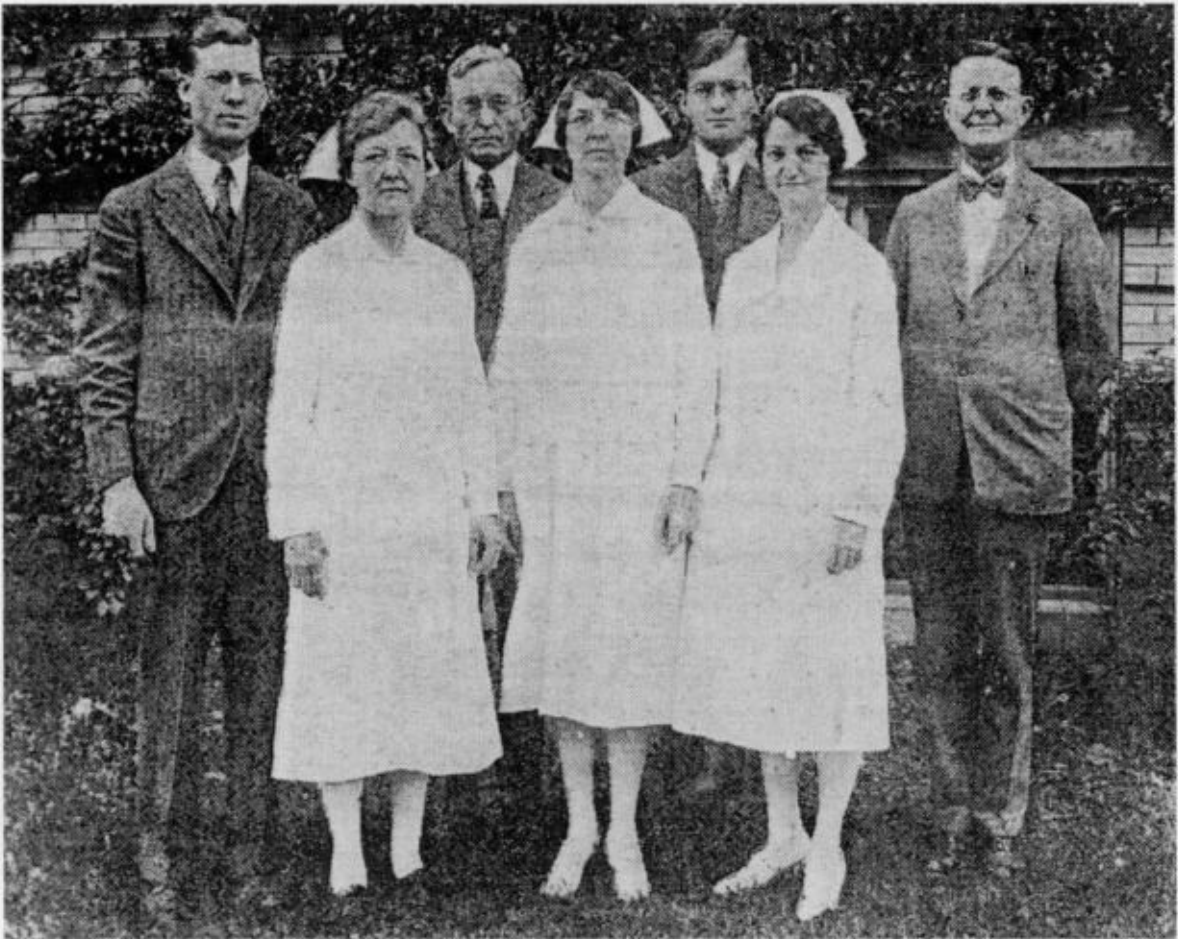
*Dr. George Th. Weber mit seinem Operationsteam im Jahr 1900. Von links: Dr. George Th. Weber, George Liebermann, Operationshelfer und zuständig für die Chloroform-Anästhesie, die Schwestern Faith Fischer und Mayme Brassie und Dr. A. Laurence Ziliak. Bildnachweis: Russell F. Desch, Indianapolis*

*den Geldproblemen fertig. Er bezahlte seine Schulden und setzte seinen Traum fort.*

***The Olney Sanitarium was the only hospital between St. Louis and Cincinnati to regularly obtain recognition of the „American College of Surgeons“***

*Die Brüder arbeiteten nicht von Anfang an zusammen. Erster Partner von Dr. George war Dr. Ziliak, der nun in Princeton, Indiana, ist. Nach seinem Abschluss praktizierte Dr. Neal ein paar Jahre in einer Nachbarstadt. Schließlich entschloss man sich zur Zusammenarbeit. Nachdem Dr. Frank ein Jahr anderswo praktiziert hatte, kam er als Erster in die Klinik. Er ersetzte Dr. Ziliak. Dann wurde ein dritter Arzt gebraucht. Dr. Neal gab seine Praxis auf und kam nach Olney. Dr. James, der Jüngste der Familie, schloss sich ebenfalls seinen Brüdern an.*

*Dr. George begeisterte auch seine Schwestern. Auf seinen Vorschlag hing Katharina nach St. Louis und ließ sich zur Krankenschwester ausbil-*



*Das Weber-Team am Olney-Sanitarium im Jahr 1933. Oben (v.l.): Dr. James August Weber, Dr. George Theodor Weber, mit Sohn Dr. Bernard A. Weber und Dr. Joseph Cornelius Weber; Unten (v.l.): Katharina und Philomena Regina Weber mit Kusine Olevia Barbara Weber. Auf dem Foto fehlt Dr. Frank Josef Weber.*

*Foto: Globe-Democrat Staff Photograph*

*den. Nach einer zusätzlichen Ausbildung in New York kam sie als Oberschwester zurück. Sie widmet sich völlig ihrer schweren Aufgabe. Schwester Katharina baute eine Krankenschwestern-Schule auf, an der zur Zeit 40 Schülerinnen ausgebildet werden.*

*Schwester Minnie kam ein paar Jahre später hinzu. Sie schult ebenfalls Krankenschwestern und ist stellvertretende Oberschwester. So, damit sitzen alle sechs im gleichen Boot, und jeder bringt seine speziellen Kenntnisse ein.*

*Das kleine Hotel verschwand als solches und wurde ein Teil von einem großen Gebäude mit Platz für 75 Betten. Ein schönes Empfangs- und Büro-Gebäude wurde gebaut, in dem auch die Krankenschwestern untergebracht sind.*



*Dr. Paul C. Weber*



*Dr. Frank C. Weber*



*Dr. Bernard A. Weber*



*Dr. Lawrence Weber*



*Dr. Frank J. Weber*



*Dr. Tom Weber*



*Dr. Eugene P. Weber*

*Die Weber-Ärzte der zweiten Generation im Jahr 1949.*



*Enkelin Dorothy Louise Eagle-son, geb. Weber, mit dem Porträt ihres Großvaters Benedikt Weber, der am 16. April 1933 seinen 100. Geburtstag feiern konnte – und damals von 129 Nachkommen, darunter 45 Enkel und 72 Urenkel, beglückwünscht wurde. Benedikt Weber, der während seiner letzten Lebensjahre ein Appartement in der Weber-Klinik bewohnte, war ein von den Patienten geschätzter Gesprächspartner und humorvoller Unterhalter. Vor allem die kleinen Patienten liebten den alten, weißbärtigen Mann als Märchen- und Geschichtenerzähler. Benedikt Weber starb einen Tag nach seinem 100. Geburtstag.  
Foto: Gerhard Finkbeiner*

***„We never turn anyone away, whether they can pay or whether they can not. Or does a man on a stretcher suffer any less because he is poor?“  
(Dr. George Weber)***

*Alle Geldeinnahmen wurden so verwendet, wie es die Brüder verdienten; fast alles steckte man wieder in das Bauen, Erweitern und Verbessern. Die Brüder dachten sehr wenig an ihre eigenen persönlichen Bedürfnisse und Wünsche. Ihre Wertvorstellungen sind sehr tief gründend. Anstatt dass sie verlangen, was sie nur bekommen können, wie es andere tun, haben sie die gleichen Preise für alle, ob arm oder reich. Wenn ein Patient nicht bezahlen kann, wird die Rechnung einfach abgeschrieben. Kein Patient wird dürftig behandelt, nur weil er ein dünnes Sparbuch besitzt. „Wir nehmen sie“, sagt ein Bruder, „tun, was wir können, und geben unser Bestes für jeden Patienten, ohne festzustellen, ob er bezahlen kann oder nicht. Leidet ein Mensch in einer Streckvorrichtung weniger, nur weil er arm ist?“ Sie legen ihr verdientes Geld zusammen und entnehmen die Gehälter.*

*Die Brüder, die in ihrer Jugend selten das Pfeifen einer Dampflok gehört oder gar einen Zug gesehen hatten, reisen heute sehr viel. Immer auf der Suche nach Wissen. Der Gedanke an den alten Dr. Schmid ist stets gegenwärtig: Wie viele Menschen hätte er retten können, wenn er mehr ge-*





Die 1971 neu erbaute „Weber-Medical-Clinic“ in Olney/Illinois ist heute eine Gemeinschaftspraxis, in der gegenwärtig 26 FachArzte arbeiten, unter ihnen einer aus der dritten Weber-Ärzte-Generation, Dr. Peter Weber.

Foto: Gerhard Finkbeiner

wusst hätte ... nur ein bisschen mehr. Es kommt selten vor, dass einer der Brüder oder die Söhne und Neffen, die sie nun unterstützen, nicht gerade auf einem Kongress weilen. Zweimal im Monat trifft man sich zu Sitzungen, wo dann die Probleme und Änderungen hitzig diskutiert werden. Dr. Frank ist als guter Chirurg bekannt. Keiner von ihnen ist ein hervorragender Spezialist, doch haben alle spezielle Kenntnisse, und sie haben eine gut abgerundete Klinik.

Es gibt keine Streitereien unter ihnen. Die älteren Männer fragen die jüngeren um Rat, ohne in Verlegenheit zu geraten. Sie gehen zusammen fischen, essen an einem Tisch zu Mittag und machen Spae miteinander. Es gibt kein Neidgefuhl, keine Zänkereien oder Reibungen. Ich bat Dr. George darüber um Auskunft. Etwas verwirrt über die Frage, erklärte er: „Ich glaube, wir haben keine Zeit zum Streiten.“ Die gleiche Frage an Dr. Frank: „Wir sind eine Meute von Hunden. Wir jagen hinter dem gleichen Hasen her!“

Ein Teil dieser verblüffenden Geschichte ist auch, wie die dritte Generation ins Bild kam. Dr. Georges Sohn, Bernard, war der Erste der jungen Männer, der mit seinem Medizin-Studium fertig war und sich den Brüdern

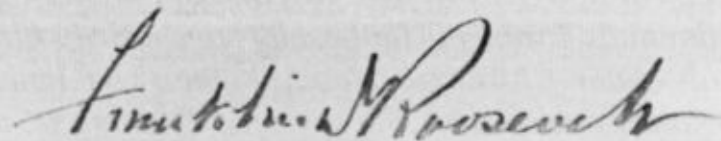
THE WHITE HOUSE  
WASHINGTON

April 11, 1933.

My dear Mr. Weber:

I have just learned that on April  
sixteenth you will celebrate the one-  
hundredth anniversary of your birth, and  
I want to join your friends in extending  
congratulations and best wishes to you  
on that occasion.

Very sincerely yours,



Mr. Benedict Weber,  
Olney, Illinois.

*Gratulationsschreiben von Präsident Franklin Roosevelt anlässlich des 100. Geburtstags von Benedikt Weber.*

*anschluss. Bald kamen auch Dr. Paul, der junge Dr. Frank und dann kam Dr. Lawrence, ein Neffe. Keiner wurde gezwungen, diesen Beruf zu ergreifen. Eher das Gegenteil. Doch sie bestanden darauf. Drei weitere Söhne bereiteten sich auf diesen Beruf vor, und eine Nichte und Großnichte befinden sich unter den Krankenschwestern. Und Opa Benedikt Weber, der vor so vielen Jahren in die wilden Berge kam, um ein Heim für seine Familie zu gründen, rundet sein Jahrhundert im Hospital ab. Er hat ein Zimmer dort und ist eine allseits beliebte Persönlichkeit. Mit 98 Jahren ist er noch gesund.*

*Ehrlich, wie ist das Leben geheimnisvoll und wunderbar!*

*1960 wurde die neue „Weber-Medical-Clinic“ in Olney erbaut*

33 Jahre lang leiteten die sechs Geschwister als gleichberechtigte Partner die Olney-Klinik. Söhne, Enkel und Neffen studierten wieder Medizin und setzten das Werk ihrer Väter in der zweiten und dritten Generation fort.

1949 wurde die Ausbildung der Krankenschwestern verstaatlicht und die Schwesternschule 42 Jahre nach ihrer Gründung geschlossen.

Als das staatliche „Richland-County-Memorial-Hospital“ 1953 in Olney eröffnet wurde, schloss das „Weber-Olney-Sanitarium“ in dem 100 Jahre alten, ehemaligen Hotelgebäude seine Pforten.

Das Ärzteteam der Weber-Klinik setzte seine Arbeit jedoch fort und baute 1960 eine neue Gemeinschaftsklinik am Stadtrand von Olney. 1971 wurde die Weber-Klinik vergrößert und den medizinischen Bedürfnissen der Zeit entsprechend modernisiert. Heute wird die „Weber-Medical-Clinic“ von einem Team von 24 Fachärzten geleitet. Der Gemeinschaftspraxis gehören aus der Dr.-Weber-Sippe noch Dr. Peter Weber an, der Sohn von Dr. Frank J. Weber.

Das alte Olney-Sanitarium steht nicht mehr. Geblieben ist im südlichen Illinois und südwestlichen Indiana der anerkannt gute Ruf der „Weber-Doctors“, der auch in die neue „Weber-Medical-Clinic“ mit eingezogen ist.

*„Worth and not birth,  
talent and not titles  
are the sweet stepping to  
distinction and honor.“*

*Dr. Frank J. Weber, Sr. (1878–1944)*

#### *Quellen und Anmerkungen*

- 1 Der Autor besuchte im April 1987 die Weber-Medical-Clinic in Olney/Illinois, begleitet u.a. von der Familie Josef Räßle/Zäzilia Weber vom Schmalzenhof in Schuttertal
- 2 Vgl. OSB Schuttertal die Familiennummern 585 und 2811.
- 3 Verzeichnis der Familie Benedikt Weber/Eva Regina Schäfer: Benedikt Weber, geb. 16. April 1833 in Schuttertal, gest. 17. April 1933 in Olney/Illinois

Eva Regina Schäfer, geb. 28. März 1842 in Haubstadt/Indiana, gest. 23. April 1898 in Ingraham/Illinois

Verehelichung: 15. Januar 1861 in Haubstadt/Indiana

Kinder:

Mary Barbara Weber (9. Nov. 1861 bis 1. Aug. 1941)

∞ Charley Nix;

Ludwig Anton Weber (26. Juni 1864 bis 29. Aug. 1878);

Joseph Wilhelm Weber (8. Juli 1866 bis 12. Aug. 1873);

Dr. George Theodor Weber (10. Sept. 1868 bis 26. Dez. 1941)

∞ Elizabeth Hausner;

Anton Edward Weber, Farmer (27. Jan. 1871 bis 22. April 1958)

∞ Emma Fehrenbacher;

Benedict Martin Weber, Farmer (28. Mai 1873 bis 2. Mai 1962)

∞ Kate Desch;

Dr. Joseph Cornelius Weber (1. Okt. 1875 bis 3. Mai 1949)

∞ Zula May Kepp;

Dr. Frank Joseph Weber (23. Juli 1878 bis 25. März 1944)

∞ Gertrude Loftin;

Philomina Regina Weber (25. Okt. 1880 bis 4. Dez. 1973)

Krankenschwester;

Katharina Weber (26. Nov. 1882 bis 12. Febr. 1980)

Krankenschwester;

Karl H. Weber (31. Dez. 1884 bis 9. Jan. 1885);

Dr. James August Weber (17. Jan. 1887 bis 13. Nov. 1951)

∞ Eugenia Powers;

- 4 Zu großem Dank verpflichtet bin ich Mary Fehrenbacher, 5051 E. Westpoint Ln., Olney/Illinois, und Russell F. Desch, 6301 E 14th St., Indianapolis/Indiana. Sie waren mir bei meinen Forschungen eine große Hilfe. Ihnen verdanke ich zahlreiche Kontakte zu Nachkommen der eingewanderten Weber-Familien. Durch sie bekam ich Einsicht in Familienaufzeichnungen und die Möglichkeit, alte Fotodokumente zu reproduzieren



## Josef Bildstein (1895 Nordrach – 1976 Zell a. H.). Neues zur Biographie. – 25 Jahre Bildstein-Aufsätze in Zell a. H.\*

*Dieter Kauf*

Seit dem Jahre 1998 habe ich die Ehre und gleichermaßen auch die Freude, Mitglied in der Jury der Stadt a. H. und des Ritter-von-Buß-Bildungszentrums in Zell a. H. zu sein, die über die Preise innerhalb des Josef-Bildstein-Aufsatz-Wettbewerbs entscheidet.

In dieser Zeit und schon früher als Gast habe ich die nunmehrige 25-jährige Tradition der Bildstein-Aufsätze in Zell a. H. kennen und schätzen gelernt. Eine positive Folge davon ist u. a., dass im Jahresband 2001 der „Ortenau“ erstmals einer der preisgekrönten Aufsätze erschienen ist.

Eine weitere Folge meines Mitwirkens in dieser Jury war ein wachsendes persönliches Interesse an der Person Josef Bildsteins, der ich im ersten Teil dieser Untersuchung nachgehen möchte. Dabei wurde ich selbst zu einem „Bildstein-Schüler“.

### *Zur Biographie von Josef Bildstein*

Liest man die bisher vier erarbeiteten Bildstein-Aufsätze sowie die Schwarzwälder Post<sup>1</sup> zum Thema Josef Bildstein, so erfährt man das genaue Geburts- und Todesdatum; vieles wird über Josef Bildstein als Sammler berichtet. Wir kennen genau belegt die zwei wichtigen Schritte, die Josef Bildstein 1965 und 1967 gemacht hat, um der Stadt Zell a. H. seine Schätze zu vermachen.

Wir kennen von mehreren Bildern das Aussehen und die Objekte des Sammlers Josef Bildstein.<sup>2</sup>

Sein gepflegter Bart, der dem österreichischen Kaiser Franz Joseph alle Ehre gemacht hätte, rückt aber Josef Bildstein schon ein wenig in die Nähe eines besonderen Menschen.

„Nach dem Besuch der heimatlichen Schule sah man den Josef zunächst als Holzhauer in den Wäldern um die Moos und den Rautschkopf.“<sup>3</sup>

Ein Großstädter, der heute diesen Satz liest und überhaupt nicht weiß, was ein Holzhauer ist, stellt sich diesen aufgrund seiner etwaigen Heimatfilm-Erfahrung vielleicht so vor: beschwingt, jung, mit keckem Tirolerhut

\* Grundlage dieser Arbeit ist ein Vortrag des Verf., den dieser am 7. November 2001 in Zell a. H. vor dem Hist. Verein gehalten hatte

und Janker, mit Lederhose und einer blitzenden Schrotaxt über der Schulter. Hat so Josef Bildstein in den Wäldern um die Moos gearbeitet?

Josef Bildstein wurde am 9. Juni 1895 nachmittags um ein Uhr in der elterlichen Wohnung im „Hinterthal“ von Nordrach geboren.<sup>4</sup> Sein Vater war der Wagner, der „Krummholz“ Josef Bildstein. Seine Mutter hieß Kreszentia, geb. Feger.

In einem seiner Lebensläufe schrieb Bildstein, dass er von 1901–1909 die Volksschule in Nordrach besucht habe und dass er von 1909–1914 Arbeiter im Gemeindewald war.<sup>5</sup>

Arbeitet man die Taglohnzettel der Gemeinde Nordrach aus der Zeit von 1909–1914 aufmerksam durch, so erfährt man, dass der damals Vierzehnjährige bei Pflanzarbeiten im Eichbosch und vor allem bei Wegausbesserungen beschäftigt war.<sup>6</sup>

Im Jahre 1910 war er erneut mit Wegausbesserungen und dem Bau von Ladplätzen, mit Pflanzensetzen und Entfernen von Misteln in der Arbeit ausgelastet. Er beseitigte in diesem Jahr Hochwasserschäden und half mit, Bäche und Gräben auszuheben.<sup>7</sup>

Diese Arbeiten waren auch 1911 sein tägliches Brot. Erst in diesem Jahr war er als nunmehr Sechzehnjähriger in den Holzhauerrotten der Eusebius Dreher und Peter Decker beschäftigt.<sup>8</sup>

Dieser Holzhauerarbeit ging Josef Bildstein auch in den Jahren 1913 und 1914 nach, wobei er wiederum die harte Arbeit der Ausbesserung von Waldwegen leisten musste.<sup>9</sup>

Im Jahre 1914 ist er als „des Wagners Sohn“ in der Liste der Kranken- und Invalidenversicherung der Gemeinde Nordrach<sup>10</sup> erwähnt. „Dann aber vermittelte ihm seine Schwägerin, die als Klosterfrau im Dienste der Nächstenliebe in Mannheim weilte, die Stelle als Schlossgärtner. 36 Jahre weilte der Nordrachter in der großen Stadt am Zusammenfluss von Rhein und Neckar.“<sup>11</sup>

Doch wie sieht dies Josef Bildstein in seinem Lebenslauf?

Von 1919 bis 1923 sah sich Josef Bildstein als Arbeiter in der Heilstätte Friedrichsheim in Marzell im Kandertal. Er arbeitete dort – nach seinen eigenen Worten – bis zur Schließung im Jahre 1923.<sup>14</sup>

Im selben Jahr heiratete er in Marzell am 26. 11. 1923 Hierlanda Maria Doll, die Tochter des Schmiedes Andreas Doll aus Rippoldsau.

Im Hauptheiratsregister der Gemeinde Marzell wird Josef Bildstein als „Gartenarbeiter“ und seine Frau als „Dienstmädchen“ bezeichnet und aufgeführt.<sup>15</sup>

Am 29. April 1924 erst tritt Josef Bildstein als Arbeiter in den Dienst der Stadt Mannheim. Bis 1935 war er im Genesungsheim Neckargemünd, einer Einrichtung des Mannheimer Krankenhauses, angestellt. Dieses Heim wurde 1935 geschlossen.<sup>16</sup> Ob an dieser Anstellung mehr seine Schwägerin als Klosterfrau beteiligt war, oder ob es mehr LVA-Beziehun-



Abb. 1: Die Heimat Bildsteins: Nordrach Hintertal

gen waren, lässt sich derzeit leider nicht feststellen. Sicher ist, dass Bildsteins Frau u. a. eine Schwester mit Namen Bertha hatte, die 1885 geboren<sup>17</sup> wurde. Diese Berta starb am 11. 7. 1959 in Mannheim, was im Geburtenregister von Rippoldsau vermerkt ist.

Josef Bildstein und seine Frau wohnten in Mannheim in der Stamitzstraße,<sup>18</sup> d. h. in der Stadtmitte außerhalb der Quadrate nördlich des Neckars.

Seit dem 31. März 1935 gehörte Josef Bildstein zum Städt. Gartenbauamt Mannheim. Zunächst war er Arbeiter im Viktor-Lenel-Stift, danach bis 1943 in der Gartenverwaltung beim Städt. Hochbauamt.<sup>19</sup>

Und wieder war der Krieg sein Schicksal. Ab 15. August 1943 wurde er eingezogen und im Februar 1946 aus französischer Gefangenschaft entlassen.

Wenige Tage später bat er bei der Stadt Mannheim um Wiederbeschäftigung, die seinen Antrag befürwortend an die amerikanische Militärregierung weiter leitete.<sup>20</sup>

Am 4. März 1946 konnte er seine Arbeit wieder bei der Stadt Mannheim aufnehmen.

Im Jahre 1949 beging er sein 25-jähriges Dienstjubiläum bei der Stadt Mannheim. Er erhielt 100,- Mark als Jubiläumsgabe.<sup>21</sup>

Im gleichen Jahr wurde er zum Vorarbeiter ernannt.<sup>22</sup> Sein damaliger Stundenlohn betrug 1,29 DM.

Aus einem Unfallbericht vom 13. März 1958 erfahren wir, dass Josef Bildstein damals in den Parkanlagen des Mannheimer Schlosses beschäftigt war. Er war auf einem vereisten Parkweg ausgerutscht und gestürzt. Dabei verstauchte er sich das linke Knöchelgelenk und erlitt eine Bänderzerrung.<sup>23</sup>

Am 20. Mai 1960 wurde ihm mitgeteilt, dass er bald 65 Jahre alt sei und damit das Arbeitsverhältnis ende. „Für die langjährige, der Stadt Mannheim treu geleisteten Dienste sprechen wir Ihnen Dank und Anerkennung aus.“<sup>24</sup>

Sein letzter Stundenlohn betrug 2,48 DM.<sup>25</sup> Im Jahre 1962 wurde seine Rente von 341,50 DM auf 358,50 DM erhöht.<sup>26</sup>



Abb. 2, 3: Josef Bildstein, der Sammler

Fotos: K. Klein, Hausach

Im Jahre 1965 betrug seine Rente schließlich 535,40 DM.<sup>27</sup>

Josef Bildstein erwies sich als dankbarer und gewitzter Ruheständler, da er im Oktober 1961 an das Personalamt der Stadt Mannheim eine Ansichtskarte mit seinem Haus am Bach und an der Straße schickte.

Auf der Rückseite der Karte schrieb er: „Meine Herren vom Personalamt! Jeden Monat schickt ihr mir Geld nach hier. Ihr dürft auch sehen, wo ich wohne. Das Haus vorn mit dem Kreuzzeichen ist mein Eigentum. Hier lebe ich fern vom Duft von der Anilin. Gruß Bildstein Stadtarbeiter a. D. (Josef).“<sup>28</sup> (Abb. 4, 5)

Schon am 4. Juli 1960 meldete sich Josef Bildstein bei der Gemeinde Nordrach<sup>29</sup> an. Am 2. Juli war er umgezogen. Dabei gab er an, dass er schon von 1895 bis 1914 in Nordrach gelebt habe. Am 22. Juni 1964 verstarb seine Frau in Nordrach.<sup>30</sup> Josef Bildstein selbst verstarb am 27. Februar 1976<sup>31</sup> in Zell. Von seinen drei Schwestern lebte nur noch Luise, geb. 1891, im Altenheim St. Gallus in Zell a. H.

Was ist das Fazit dieser biographischen Fakten? Josef Bildsteins Leben erhielt schärfere Konturen. Er war ein Mensch, der von Jugend an hart arbeiten musste. Zudem nahm er dabei einen mehrfachen Ortswechsel in Kauf: Von Nordrach nach Marzell, von Marzell nach Neckargemünd und Mannheim. Er war – modern gesprochen – ein mobiler Mensch.





Luftkurort Nordrach im Schwarzwald 300–400 m ü. d. M.

Abb. 4: Karte Bildsteins an das Personalamt in Mannheim, Vorderseite

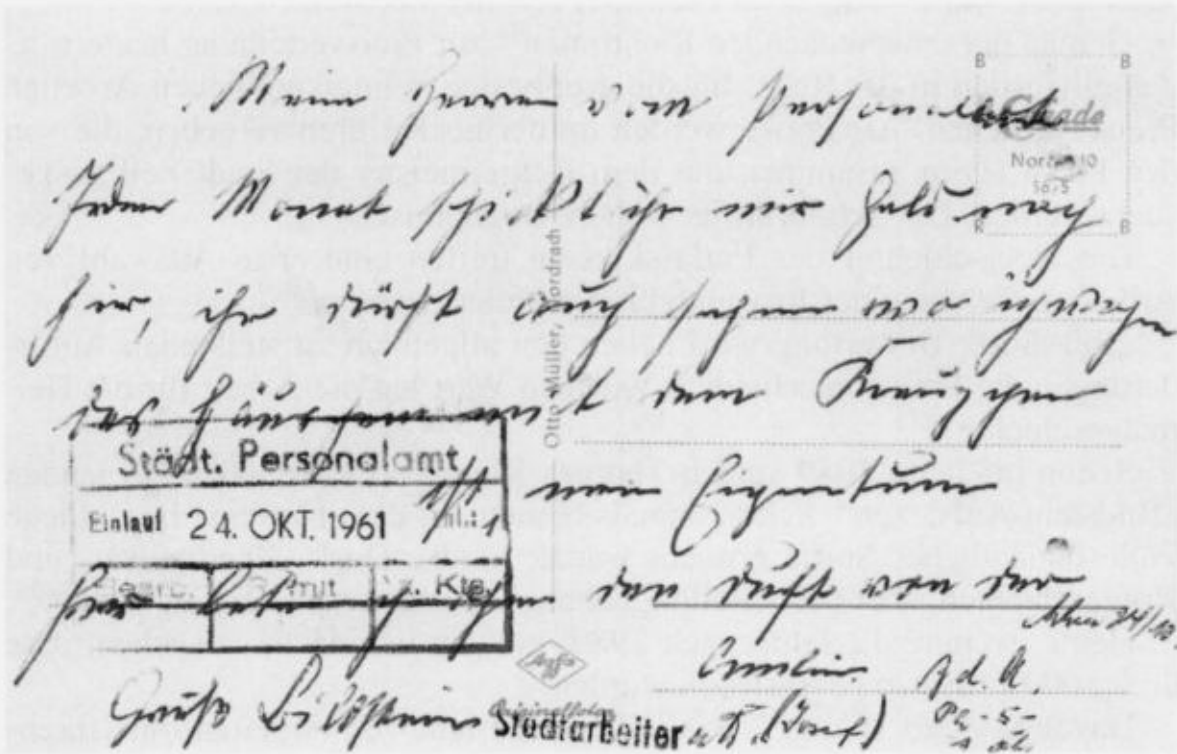


Abb. 5: Rückseite

Nicht zu vergessen: Josef Bildstein war zweifacher Kriegsteilnehmer. Damit ist aber auch ersichtlich: Josef Bildstein ist nicht nur als Sammler und Heimatgeschichtler ein Vorbild für uns und unsere Jugend, sondern vor allem als Mensch, der sein Leben lang hart gearbeitet und sich damit auch sein Hobby des Sammelns ermöglicht hat.

### *25 Jahre Bildstein-Aufsätze in Zell a. H.*

Josef Bildstein ist in Zell a. H. bekannt als Sammler von Uhren und von Münzen. Er besaß aber auch eine wertvolle Bücherei, die fast alle Hansjakob-Bände und eine vielseitige Heimatliteratur umfasste.

So verstand er es, seine Sammelobjekte immer mit einer Geschichte zu verweben und damit auch interessant zu machen.<sup>32</sup>

In seinem Testament vermachte Josef Bildstein 1966 die ganzen Sammlungen der Stadt Zell a. H., die ihm dafür in ihrem „Spital“ ein ruhiges und beschauliches Alter gewährte.

Kurz vor seinem Tod bat Josef Bildstein Herrn Günter Haiss als „letzten Willen“, mit seinen Ersparnissen den Abgangsschülern der Zeller Hauptschule für die „besten Aufsätze“ über die Heimat als Preise Uhren zu verleihen.

So konnte dann nach seinem Tod am 27. Februar 1976 im nachfolgenden Jahr 1977 erstmals der sog. „Bildstein-Preis“ verliehen werden.<sup>33</sup> Im Jahre 2001 war es dann schon der 25. Preis in einer stolzen Reihe.

Gemäß der entsprechenden Richtlinien<sup>34</sup> zur Preisverleihung heute werden alljährlich in der Regel für die drei besten heimatkundlichen Arbeiten Preise verliehen. Als Preise werden immer noch Uhren vergeben, die von den Preisträgern zusammen mit dem Bürgermeister der Stadt Zell ausgesucht werden. Die Schule stiftet weitere Buchpreise.

Die Deutschlehrer der Entlassklassen treffen eine erste Auswahl von Arbeiten, die von einer Jury endgültig prämiert werden.

„Bei dieser Bewertung wird neben den allgemein zu stellenden Anforderungen die Frage entschieden: Welchen Wert hat die Arbeit für die Heimatgeschichte?“<sup>35</sup>

Schon im Jahre 1989 sprach Thomas Kopp von über 300 vorliegenden „Bildstein-Aufsätzen“. Schon damals betonte er, dass hier eine beachtliche Fülle heimatlicher Stoffe erreicht wurde: Stadt-, Dorf-, Handwerker- und Hofgeschichten, aber auch Stellungnahmen zu Problemen der Gegenwart.<sup>36</sup>

Heute, weitere 12 Jahre nach 1989, können wir davon ausgehen, dass über 1000 Aufsätze geschrieben wurden.<sup>37</sup>

Davon wurden von 1977 bis 2001 insgesamt 183 Arbeiten mit Uhrenpreisen und mit Buchpreisen ausgezeichnet.<sup>38</sup> Denn nur in den ersten beiden Jahren verlieh man nur einen Preis, danach bis 1987 in der Regel drei bis fünf Preise. Nach 1989 wurden meist acht bis zehn Preise ausgelobt, 1992 und 1998 gar 15 Preise.

Versucht man sich nun den *Inhalten* der Bildstein-Aufsätze zu nähern, so wird man sich zunächst die ausgezeichneten Arbeiten vornehmen müssen. Dabei fällt auf:

Über 60 von den 183 Arbeiten beschäftigen sich mit dem Thema „Haus und Hof“, das sowohl die Geschichte und Eigenart bestimmter Häuser und Höfe beschreibt, aber auch Einblicke in spezielle Berufe und Tätigkeiten gewährt, die mit Einzelgebäuden verbunden sind. Ich nenne dabei etwa die Mühle, das Brennhaus, das Leibgeding, aber auch die Gerberei, das Krankenhaus und das Kloster.

Nahezu 30 Aufsätze von 183 beschreiben das, was man biographisches Material nennt. Was wunder, wenn dabei vor allem Oma und Opa und der Urgroßonkel erhalten müssen. Eine Fülle von Menschlichem und Allzumenschlichem wird hier geboten – eine Fundgrube für die Oral-History, für die Geschichte von unten, vom Einzelmenschen her.

Die drittstärkste Themengruppe der 183 Preisarbeiten beschäftigt mit „Zelliana“ und „Nordrachiana“, d. h. speziellen Fragestellungen zur Geschichte oder einzelnen Zeitabschnitten in Zell a. H. und in Nordrach. Natürlich sind dabei auch die ehemaligen Gemeinden miteinbezogen, die heute zur Stadt Zell a. H. gehören. Schüler aus diesen Gemeinden besuchen das Ritter-von-Buß-Bildungszentrum in Zell a. H.

„Brauchtum“ und damit verbundene Tätigkeiten umfassten das viertstärkste Thema, gefolgt von Aufsätzen über „Landschaft, Landwirtschaft und Schule“.

Kleindenkmale werden beschrieben und allgemein gehaltene Probleme angegangen. Hunde und Pferde werden Objekte der Beschreibung und der jugendlichen Zuneigung.

Seit dem Jahre 1992 tauchen immer mehr Themen auf, die in die Welt der Zuwanderer, der Gastarbeiter, der Spätaussiedler gehören. Lebensbereiche des fernen Kasachstan, der Ukraine, des Kaukasus tun sich auf. Aber auch Schlaglichter aus Südtalien sind dabei.

Josef Bildstein schließlich war insgesamt viermal Gegenstand von Aufsätzen (1979, 1982 und 2001).

Schon im Jahre 1989, als bereits über 300 Bildstein-Aufsätze vorlagen, verspürte man das drängende Bedürfnis, dieses umfangreiche heimatgeschichtliche Potenzial der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen.

„Schüler schreiben über die Heimat“, lautete der Titel der ersten Veröffentlichung von 21 Aufsätzen.<sup>39</sup> Einmal sollte dabei die ganze Bandbreite der Themen ersichtlich werden. Zum anderen versuchte man auch die besten Arbeiten vorzustellen.

Der damalige Rektor Bernd Antes nannte diese Veröffentlichung im Rahmen des Stadtjubiläums 1989 einen Beitrag, der sich erfrischend offen mit der Heimat befasste.

Die Themengruppen der veröffentlichten Aufsätze von 1989 spiegeln sich in den vorgenannten. Die große Überzahl beschäftigte sich mit Haus- und Hofgeschichten, u. a. mit dem Nillhof, dem Rautschhof, aber auch mit Mühlen und dem St. Georgs-Krankenhaus in Nordrach.

Brauch und Arbeit waren damals als Themen auch beliebt: Eichenschälen/Rütibrennen, Brotbacken zu Großmutterns Zeiten und altes Hochzeitsbrauchtum.

Unter dem Oberbegriff „Nachgeforscht“, der der zweiten Aufsatz-Veröffentlichung entnommen ist,<sup>40</sup> waren Themen zu finden wie z.B. Bergbau in den Schottenhöfen, Postgeschichte in Nordrach, was geschah in Zell 1918 und 1945 oder die Gesteinsarten im Harmersbachtal.

Unter „Varia“ würde ich das Thema über die Erziehung im Kinderheim und über Lohn und Rechte der Mägde und Knechte einordnen, übrigens heute noch mit großem persönlichem und fachlichem Gewinn zu lesen. Eine zweite Veröffentlichung von Bildstein-Aufsätzen im Jahre 1994 umfasste 25 Beiträge.<sup>41</sup> Diese gruppierte man in sechs Großthemenbereiche:

- Kindheit und Jugend,
- Hofgeschichten,
- Landwirtschaft, Handel und Gewerbe,
- Unglück und Krieg,
- Menschen,
- Nachgeforscht.

Die Inhalte der Arbeiten vergleichen sich mit den vorgenannten Themen.

In der Zeit von 1994 bis 2000 wurden nochmals insgesamt 67 Bildstein-Aufsätze mit Preisen ausgezeichnet.<sup>42</sup> Beachtet man auch diese Themen-Gruppen, so stehen Landwirtschaft/Handel und Gewerbe der Häufigkeit nach an erster Stelle. 16 Aufsätze behandelten Berufe wie Weber, Rolladen-Bauer, Maskenschnitzer, Korbmacher, Orgelbauer und Imker. Der Zeller Rundofen und die Keramik waren dabei auch vertreten, ebenso der Holzeinschlag und der Mineralienabbau im Schwarzwald und in der Grube Klara.

Elf von diesen 67 Arbeiten zwischen 1994 und 2000 hatten Biographisches als Thema. Auch hier waren es vor allem Omas, Opas, ein Urgroßonkel als Pater und eine Uroma, die uns im Vergleich eindrucksvolle Lebensschicksale und verschiedenste menschliche und familiäre Ausgangssituationen bieten und verdeutlichen.

Ebenfalls elfmal war die Themengruppe „Nachgeforscht“ vertreten. Hier waren es vor allem verschiedene Schulgeschichten, eine Arbeit über Bildstöcke in Unterentersbach, ein Bericht über das Schlachten und Säcklestrecken. Erforscht wurde die Nebenbahn Biberach–Oberharmersbach, der Inhalt und die Entwicklung der Schwarzwälder Post und die Geschichte des Kindergartens vom Ende des 19. Jh. bis heute.



Auch einzelne Haus- und Hofgeschichten standen in 9 von 67 Arbeiten im Vordergrund. Hier zeigte sich vor allem die Entwicklung und Technisierung der Landwirtschaft. Man erfährt vieles von den Menschen in den Tälern und auf den Höfen.

Was aber seit 1992 begann, setzt sich im verstärkten Maße zwischen 1994 und 2000 fort. Insgesamt 8 von 67 Preisarbeiten haben Themen vor allem aus Russland und Kasachstan zum Gegenstand:

- Meine Kindheit in Russland,
- Schule in Kasachstan,
- Geschichte der Deutschen in Russland,
- Unsere Übersiedlung nach Deutschland,
- Wo ist meine Heimat?,
- Reise in ein fremdes Land,
- Mein Leben in Kasachstan und Deutschland

und aus Italien

- Meine frühere Heimat Brindisi – meine jetzige Heimat.

Unter der Rubrik Unglück und Krieg wird über das Hochwasser 1991 in Nordrach berichtet oder über die Oma im Krieg.

Natur und Landschaft sind aber auch Themen der Aufsätze: z. B. der Brandenkopf oder eine zweitägige Wanderung um Nordrach.

Spezialthemen aus Zell a. H. berücksichtigen etwa das Krankenhaus, den Wald, die Wasserversorgung oder 100 Jahre „Zeller Blättle“.

Versuchen wir eine letzte lupenhafte Feineinstellung auf die Themen der Preisarbeiten im Jahre 2001. Hier stehen bei 12 Arbeiten die Haus- und Hofgeschichten an erster Stelle:

Rösslemühle, Hugeseppenhof, Cafe-Bäckerei Erdrich und die Riebenmühle werden vorgestellt.

Drei biographische Themen folgen: E. P. Huber, Josef Bildstein und der Opa im 2. Weltkrieg.

Unter das Thema „Nachgeforscht“ gehören eine Abhandlung über die Trachten im Schwarzwald, über den Sturm „Lothar“ und die Senfproduktion in Steinach.

Zwei Aufsätze behandeln die verschiedenen Schulsysteme in Russland und Deutschland, sowie den Weg von Russland nach Deutschland.

### *Bildstein-Aufsätze als ertragreiche Quelle für das Harmersbachtal*

Versuchen wir auch hier ein Fazit: Sowohl die Preisarbeiten wie auch die nicht ausgezeichneten vermitteln nicht nur in der Regel gut recherchierte und ansprechend formulierte Erkenntnisse über die Geschichte, Kunst, Kultur- und Arbeitswelt im Harmersbachtal und darüber hinaus. Sie be-

schäftigen sich außerdem mit Persönlichkeiten aus dieser Landschaft und zeichnen oft ganze Generationenfolgen in Familien nach. Umwelt- und zeitkritische Fragen werden nicht ausgeklammert. Reizvoll wäre es durchaus, ähnliche oder gleiche Themenstellungen miteinander zu vergleichen, um noch weittragendere Ergebnisse zu erzielen.

In neuester Zeit gewähren die Bildstein-Aufsätze vermehrt Einblicke in Heimatregionen und Kulturen der nach Deutschland eingewanderten Familien. Sie spiegeln damit die multikulturelle Situation auch des Harmersbachtals heute wieder.

Gerade bei diesen höchst informativen Beiträgen wünscht man sich, dass sie von Menschen zur Kenntnis genommen werden sollten, die heute den Zuwanderern einen guten Start und eine gute erste Begleitung in ihrer neuen Heimat geben sollen und wollen. Hier in diesen Aufsätzen ist m. E. oft ein Schlüssel dafür zu finden, *wie* und *ob* und *warum* sich Zuwanderer *so* und *so* verhalten. Die Einheimischen verstehen dies nur sehr schwer, könnten aber hier einiges aus diesen Bildstein-Aufsätzen lernen.

Das, was sich Josef Bildstein so erwünscht hatte, als er den Preis stiftete, ist m.E. voll eingetreten und hat sich durchaus in Dimensionen gesteigert, die von Josef Bildstein so nicht erahnt werden konnten.

Und ein Letztes: Das Erfrischende und das Offene hat sich in all diesen Aufsätzen nicht nur bis 1989, sondern bis heute erhalten.

Dies sei am Beispiel der 1. Preisarbeit aus dem Jahre 2000 erläutert: Ein Juror beurteilte den Aufsatz über die Lebensverhältnisse auf der Letschek wie folgt: „Sehr gute Informationen über das Zusammenleben verschiedener Generationen, sehr gute Sicht der landwirtschaftlichen Probleme und der finanziellen Belastung der Bauern in den letzten Jahren. Dabei fehlen nicht eine Fülle köstlicher Lebensweisheiten. Überraschend ist auch die gute Diktion.“<sup>43</sup>

Ein anderer Juror merkte an:

„Eine überzeugende, beeindruckende, rührende und überaus zu Herzen gehende Geschichte. Bildreich und lebendig erzählt, eine gelungene Balance zwischen ganz persönlicher Familiengeschichte und Dokument eines allgemeinen Zeitzeugnisses. Ein geradezu literarisches Vergnügen.“<sup>44</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Hervorzuheben ist der Beitrag von Ehret, Angelika: Der Sammler und Heimatfreund Josef Bildstein. In: Schwarzwälder Post vom 19./20. 6. 1992
- 2 vgl. Lo Voi, Timo: Sammler aus Leidenschaft „Josef Bildstein“. Bildstein-Aufsatz 2000/2001 und Klein, K.: Geheimnisvoller Schwarzwald, Kehl 1980, 12–16
- 3 Klein, K.: Geheimnisvoller Schwarzwald, 13
- 4 GA (= Gemeindearchiv) Nordrach: Geburts-Hauptregister 1891–1895, Nr. 23

- 5 Lebenslauf vom 15. 3. 1946 (Personalakten der Stadt Mannheim. Dankenswerterweise wurde eine Kopie von der Stadt Mannheim am 20. September 01 dem Verf. zur Verfügung gestellt)
- 6 GA Nordrach: Beilagen zur Gemeinderechnung 1909 (B 64)
- 7 a. a. O.: Beilagen zur Gemeinderechnung 1910 (B 64) und Gemeinderechnung 1910 (B 61)
- 8 GA Nordrach: Beilagen zur Gemeinderechnung 1911 (B 64)
- 9 GA Nordrach: Gemeinderechnung 1913 und 1914 (B 61)
- 10 GA Nordrach: Beilagen zur Gemeinderechnung 1914 (B 64)
- 11 Klein, K.: Geheimnisvoller Schwarzwald, 13
- 12 Lebenslauf vom 15. 3. 1946 (Personalakten)
- 13 GA Nordrach: Nr. 1569
- 14 Lebenslauf vom 15. 3. 1946 (Personalakten)
- 15 Gemeinde Malsburg-Marzell: Heiratshauptregister 1923
- 16 nach seinen eigenen Worten im Lebenslauf vom 15. 3. 1946 (Personalakten)
- 17 Standesamt Bad Rippoldsau: Geburtenhauptregister 1885, Nr. 20
- 18 Standesliste für Arbeiter (Personalakten) und Anmeldung vom 4. 7. 1960 in Nordrach (GA Nordrach. Anmeldungen (Nr. 1844)
- 19 Lebenslauf vom 15. 3. 1946 und Antrag auf Verleihung der Stadtarbeitereigenschaft vom 15. 10. 1953 (Personalakten)
- 20 Gesuch um Wiedereinstellung vom 20. 2. 1946 (Personalakten)
- 21 Schreiben der Stadtverwaltung Mannheim vom 29. 4. 1949 (Personalakten)
- 22 Schreiben der Stadtverwaltung Mannheim vom 29. 11. 1949 (Personalakten)
- 23 Unfallanzeige vom 17. 3. 1958 (Personalakte)
- 24 Schreiben vom 20. 5. 1960 (Personalakte)
- 25 Personalbogen zur Ruhe- und Hinterbliebenenversorgung vom 10. 5. 1960 (Personalakten)
- 26 Zahlung von Versorgungsbezügen. Erhöhung der Renten vom 8. 3. 1962 (Personalakten)
- 27 Zahlung von Versorgungsbezügen 21. 4. 1965 (Personalakten)
- 28 Karte in den Personalakten
- 29 GA Nordrach: Anmeldungen (Nr. 1844)
- 30 GA Nordrach: Sterbebuch 1964, Nr. 6
- 31 Stadt Zell a. H.: Sterbebuch 1976, Nr. 25
- 32 Ehret, A: Der Sammler und Heimatfreund Josef Bildstein. In: Schwarzwälder Post vom 19./20. 6. 1992
- 33 ebenda
- 34 DIN-A4-Blatt „Bildsteinpreisverleihung am Ritter von Buß Bildungszentrum in Zell a. H.“, o. D. (im Besitz des Verfassers)
- 35 ebenda
- 36 Antes, Bernd (Hrsg.): In: Schüler schreiben über die Heimat. 13 Jahre Bildstein-Aufsätze, Zell a. H. Bildungszentrum Ritter von Buß 1989. Geleitwort
- 37 Spathelf, Hans: In: Breig, Franz (Hrsg.), Schüler schreiben über die Heimat. Band 3. 24 Bildungsaufsätze 1995–2000. Zell a. H., Bildungszentrum Ritter von Buß und Hist. Verein Zell 2002, 5
- 38 Ein Verzeichnis der 183 Preisarbeiten verdanke ich dem Ritter-von-Buß-Bildungszentrum in Zell a. H., Herrn Rektor Hans Spathelf bin ich zu großem Dank für seine Unterstützung verpflichtet
- 39 s. Anmerkung 36

- 
- 40 Antes, B. (Hrsg.): In: Schüler schreiben über die Heimat, Band 2, 25 Bildstein-Aufsätze 1990–1994, Zell a. H. 1994
- 41 s. Anmerkung 40
- 42 davon wurden im Frühjahr 2002 ausgewählte 24 Aufsätze veröffentlicht (s. Anm. 37)
- 43 Anmerkungen eines Jurors zu den Bildstein-Aufsätzen 2000 (im Besitz des Verf.)
- 44 Notizen eines Jurors zum Aufsatz über die Letschek im Jahre 2000 (im Besitz des Verf.)



## Die heimischen Holzarten in ihrer Verwendung auf dem Bauernhof\*

*Berthold Breithaupt*

Sehr geehrter Herr Landrat, Herr Bürgermeister,  
meine Damen und Herren!

Als Sie, Frau Holzförster, mich vor einiger Zeit gefragt haben, ob ich bei der Eröffnungsveranstaltung zur „Offenen Gartentür“ etwas über die heimischen Holzarten in ihrer Verwendung auf dem Bauernhof sagen könnte, dachte ich: warum denn nicht? Denn erstens bin ich hier in Gutach zwischen den Wäldern und den Obstbäumen geboren, zweitens hatte ich seit meiner frühesten Kindheit engsten Kontakt zum Bauernhof, zur Land- und Forstwirtschaft und drittens habe ich das Handwerk des Zimmermanns erlernt. Also dachte ich, das Thema Holz dürfte kein Problem sein. Deshalb gab ich Ihnen, Frau Holzförster, damals spontan meine Zusage.

Je mehr ich mich aber mit diesem Thema beschäftigt habe, desto mehr Holzarten sind mir aufgefallen, die alle auf ihre bewährte Weise von den Menschen auf den Bauernhöfen genutzt worden sind.

Die Bäume, die Sträucher und Hecken mit ihren Früchten und ihrem Holz waren für die Menschen auf ihrem langen Weg durch die Geschichte schon immer ein guter Begleiter und ein wichtiger Rohstoff:

Der Gletschermann „Ötzi“, der vor ca. 5300 Jahren gelebt hat und 1991 im oberen Ötztal gefunden wurde, gibt uns einen Einblick in seine Zeit. Bei ihm wurden Holzgegenstände aus 17 verschiedenen Holzarten gefunden. So wurde z.B. aus Eibenholz sein Bogen und sein Beilholm hergestellt, und seine Pfeilschäfte waren vom Hartriegel und Schneeballstrauch. Eibe, Schneeball und Hartriegel wachsen auch heute in unserem Museum.

1917 registrierte der Volkskundler Josef Blau im Hauswesen eines armen Waldbauern nicht weniger als 27 verschiedene Holzarten, die alle je nach ihren Eigenschaften für den passenden Gebrauch ausgewählt worden waren.

Man sieht an diesen beiden Beispielen, dass die Menschen in früheren Zeiten ein sehr umfangreiches Wissen, zum Teil hoch differenziertes Erfahrungswissen, über den Rohstoff Holz hatten.

\* Vortrag anlässlich der Eröffnungsveranstaltung zur „Offenen Gartentür 2001 im Ortenaukreis“ am 25. April 2001 im Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof

Je billiger das Eisen wurde und je mehr andere, industriell hergestellte Materialien aufkamen, desto mehr wurde das Holz von den neuen Werkstoffen verdrängt, und das Wissen um den Rohstoff Holz wurde weniger.

Ich möchte Ihnen nun erzählen, was ich noch über die Nutzung der verschiedenen Holzarten weiß oder erfahren habe. Zunächst werde ich beim Hausbau beginnen, dann etwas zu den Maschinen, den Arbeitsgeräten und zu den Möbeln sagen und zum Schluss noch auf einige Dinge eingehen, die im täglichen Leben nicht so sehr im Vordergrund standen.

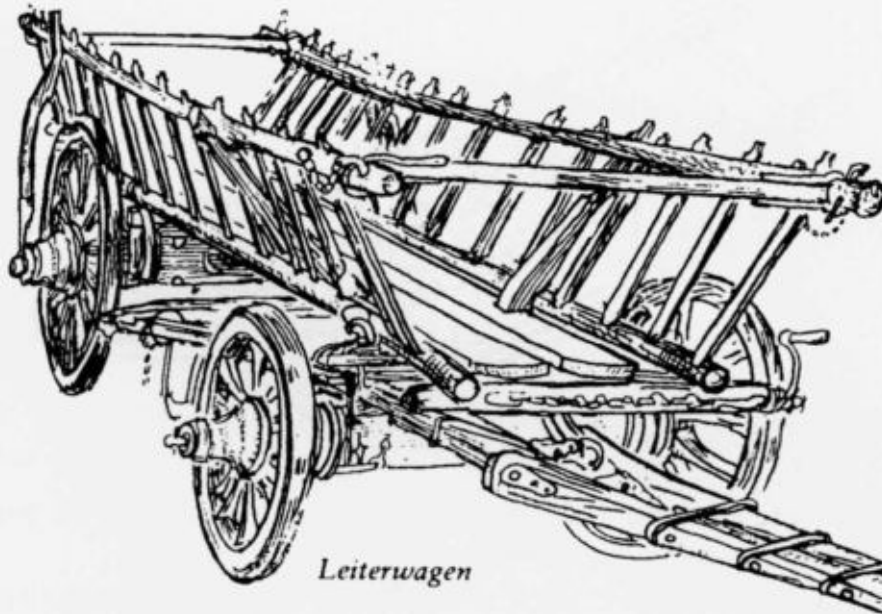
Beim Vogtsbauernhof, der 1612 hier an seinem jetzigen Standort (260 m NN) erbaut wurde, sind zwei Holzarten verwendet worden. Es ist das Holz der Tanne und der Eiche. Beim Hippenseppenhof, der 13 Jahre früher, also 1599 im Katzensteig bei Furtwangen (950 m NN) erbaut wurde, ist nur Fichtenholz verwendet worden. Das Bauholz der Schwarzwälder war also Tannen-, Fichten- und in geringerem Umfang auch Eichenholz. Die Tannen und Eichenbäume wachsen im milderen Klima der Täler. Die Fichte, die große Kälte ertragen kann, ist der Baum des Hochschwarzwaldes und lieferte dort das Bauholz.

Das Eichenholz ist gegen Feuchtigkeit sehr resistent und wurde deshalb hauptsächlich als Schwellenhölzer verwendet. (Die Schwellen bilden den Rahmen, auf dem das Hausgerüst aufgebaut ist). Zwischen dem Steinfundament und der Schwelle ist keine Isolierschicht, so dass die Feuchtigkeit ungehindert ins Holz aufsteigen kann. Wie man beim Vogtsbauernhof sehen kann, hat das Eichenholz der Feuchtigkeit bis heute standgehalten.

Nach alten Überlieferungen und Erfahrungen und neuesten Erkenntnissen soll das Holz im Winter von Ende November bis Anfang Januar im abnehmenden Mond gefällt werden, wobei die Zeit der Wintersonnwende am günstigsten ist. Jeder der ein Haus baut, sollte den folgenden alten Lehrsatz beherzigen: „Wer sein Holz zu Christmess fällt – dem sein Haus wohl zehnfach hält.“ Ein warnender Satz sagt: „Zu Fabian und Sebastian (20. Januar) fängt der Saft zu treiben an.“ Danach sollten keine Bäume für Bauholz mehr gefällt werden.

Eine dendrochronologische Untersuchung, die 1994 am Bauholz des Hippenseppen- und des Vogtsbauernhofes durchgeführt wurde, hat diese Verfahrensweise bestätigt: Sie zeigt, dass das Holz für den Hippenseppenhof im Winter 1598/99 und für den Vogtsbauernhof im Winter 1611/12 gefällt wurde.

Beim Betreiben von Maschinen wie Sägen, Mühlen, Hanfreiben usw. wird der Werkstoff Holz mit am stärksten beansprucht. Der schlimmste Feind des Holzes ist der stetige Wechsel zwischen nass und trocken, und diesem Wechsel sind das Wasserrad und Teile des Wellbaumes ausgesetzt. Für diese Beanspruchung musste nun das geeignetste Holz verwendet werden. Eichenholz oder das harzhaltige Kernholz der Kiefer wurden zum



Leiterwagen

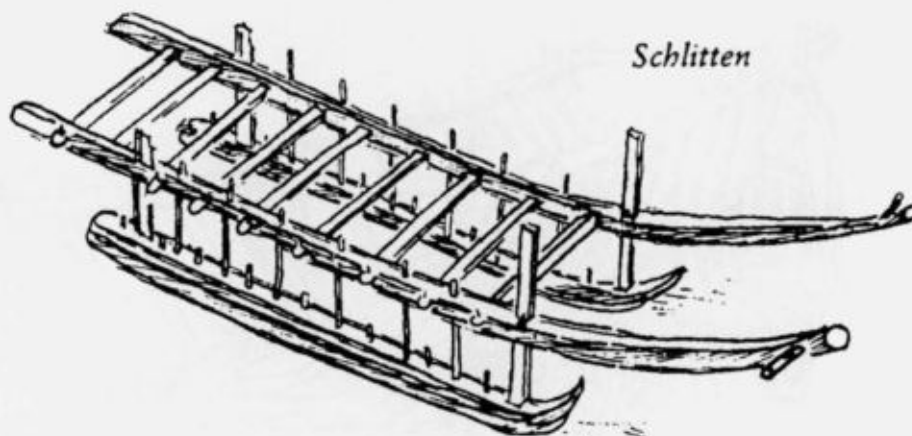
Bauen der Wasserräder benutzt, während die Antriebswellen in der Regel aus Eichenholz, im Ersatzfall aus Kiefer oder Tanne gefertigt wurden.

Im hölzernen Getriebe der Maschinen, wo die Bewegung übersetzt und umgesetzt wird, gibt es auf Kammern und Spindeln einen starken Reibungsdruck. Für diese Hölzer wurde das dafür geeignete Kernholz des Apfelbaumes verwendet. Da dieses Holz nicht überall zur Verfügung stand, wurden andernorts die Kammern und Spindeln aus Weißbuche gefertigt.

Und nun zu den Arbeitsgeräten, die vielfach aus Eschenholz hergestellt waren: Dazu ist es notwendig, zwei unterschiedliche Ausprägungen dieses Baumes zu kennen. Der Wagner unterscheidet die „Bach-Esche“, also die Esche, die in der Feuchtigkeit gewachsen ist, einen schnellen grobfaserigen Wuchs hat und deren Holz schwer, aber elastisch, zäh und fast nicht zu brechen ist von der „Wald-Esche“, die auf trockenem Boden wächst und deren Holz leicht und spröde ist.

Zum Bau eines Leiterwagens waren mehrere Holzarten notwendig: Beim Rad wurde die Nabe entweder aus Ahorn-, Eichen- oder Nussbaumholz gefertigt, die Speichen aus dem Holz der „Bach-Esche“ oder der Robinie. (Die Robinie, die im Volksmund auch „Akazie“ genannt wird, wurde erst 1601 aus Nordamerika nach Europa eingeführt.) Die Radfelgen wurden aus „Bach-Esche“ oder Rotbuche hergestellt.

Also meine Damen und Herren, Sie sehen – Materialkunde war auch früher schon wichtig. Neben dieses alte Holzrad habe ich ein modernes Rad gestellt und zwar eine Autofelge der Firma BBS in Schiltach. BBS stellt mit modernster Technik Felgen her und beliefert unter anderem auch den Sportwagenhersteller Ferrari. Michael Schumacher fährt in seinem Rennwagen auf BBS-Felgen aus Schiltach im Schwarzwald! Diese Felgen halten problemlos eine Geschwindigkeit von 350 km/h aus, während das



alte Holzrad von Ochsen oder Pferdegespannen gezogen in der Stunde 4 bis 6 km zurücklegte.

Nun aber wieder zurück zum alten Leiterwagen. Für schwere Brennholztransporte war der ganze Aufbau aus dem Holz der „Bach-Esche“. Beim leichteren Leiterwagen für Garben- oder Heutransporte waren die Leiterbäume aus Fichten- oder Tannenholz und die Schwinger aus Esche.

Im gebirgigen Schwarzwald waren auch Schlitten wichtige Transportmittel. Die Schlitten für den Brennholztransport wurden ganz aus dem zähen Holz der „Bach-Esche“ gefertigt. Bei leichteren Schlitten für den Transport von Heu, Garben, Wellen usw., die den Berg hochgetragen werden mussten, waren die Schlittenhörner aus Birken-, die Schlittenläufer aus Ahornholz, die Pfähle und Schwinger aus Eschenholz oder Robinie gefertigt.

Leiterwagen und zum Teil auch schwere Schlitten wurden vom Ochsengepann mit Doppeljoch gezogen. Starke Schub- und Zugkräfte mussten von ihm ausgehalten werden. Diese Doppeljochs wurden fast immer aus Birkenholz angefertigt, das sich in frischem Zustand gut bearbeiten lässt. Im trockenen Zustand ist dieses Holz leicht, aber sehr zäh und widerstandsfähig.

Stiele für Äxte, Beile, Krepfen, Drehgeschirre, Pickel usw. wurden aus dem Holz der „Bach-Esche“ hergestellt.

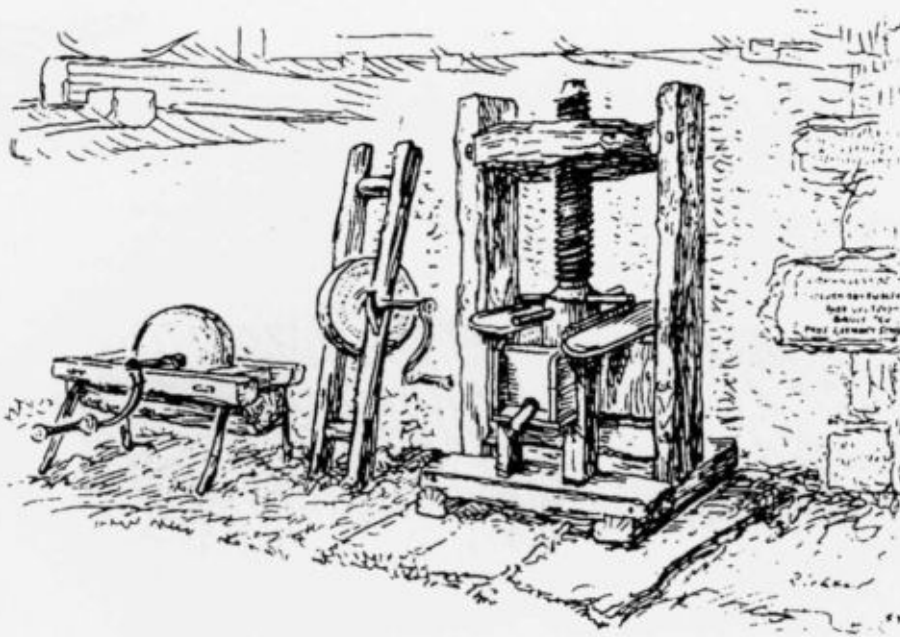
Der Sensenworb wurde aus dem Holz des Ahorn und der „Wald-Esche“ gefertigt. Bei den Rechen waren die Stangen aus Erlen- oder Fichtenholz, das Rechenhaupt aus Ahornholz und die Rechenzähne waren aus dem Holz der „Wald-Esche“ oder des Haselstrauches. Die Heugabeln wurden aus dem Holz der „Wald-Esche“ gemacht.

Bei den Mistbären und Schaltkarren wurden die Seitenbretter aus Birkenholz, die Böden aus Fichte- oder Tannenholz gefertigt.

Meine Damen und Herren, was hat nun der Apfel in meiner Hand mit Holz zu tun?

Ich möchte Ihnen aufzeigen, welche Holzarten Verwendung fanden von der Ernte des Apfels bis zum Trinken des Mostes:





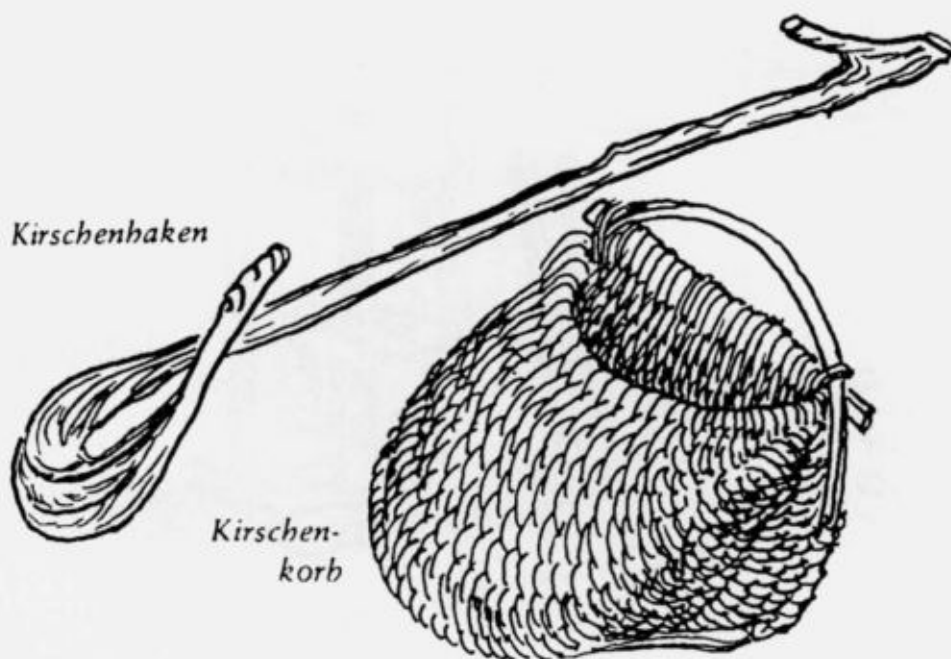
Für die Leitern, die zur Ernte notwendig waren, brauchte man lange, schlanke, gesunde und gerade gewachsene Fichtenstangen, aus denen die Leiterbäume gemacht wurden. Die Leitersprossen waren aus dem Holz der „Wald-Esche“. Gesammelt wurde das Obst in „Schiedle“, also Körben, die aus einjährigen Weidentrieben geflochten wurden. Der Mahltrog für die Äpfel war aus Eichenholz.

Bei der Trotte (Presse) war das Trottebett aus Eichen- oder Eschenholz, die Spindel und der Spindelbaum waren wieder aus dem fetthaltigen Kernholz des Apfelbaumes gefertigt. Das Mostfass war aus Eichenholz, der Fasshahn aus Esche oder Robinie. Nicht weniger als sieben unterschiedliche Holzarten kamen also zum Einsatz, um aus Äpfeln Most herzustellen!

Die längsten Baumleitern hatten ca. 45 Sprossen (das entspricht einer Länge von ca. 15 Metern), und wurden an den hohen Kirschbäumen verwendet. Die Kirschkörbe, zum Ernten der Kirschen waren aus geschlitztem Haselholz geflochten.

Und nun ein paar Worte zu den Möbeln. Beim großen Stubentisch war die Tischplatte aus Ahorn- oder Kirschbaumholz, das Untergestell aus Kirschbaum. Die Brettstühle wurden aus Kirschbaum-, Nussbaum-, Birnbaum-, Ahorn-, Eschen-, Tannen- und Fichtenholz angefertigt. Die Bettkästen, Kleidertröge und Schränke waren aus Fichten- und Tannenholz. Seit Ende des 19. Jahrhunderts, wurden Bettladen und Schränke auch aus Kirsch- und Nussbaumholz angefertigt.

Brennholz war in großer Menge notwendig und bestand immer aus Holz, das für keinen anderen Zweck mehr verwendet werden konnte. Der Bedarf wurde hauptsächlich mit Reisig- und Bengelwellen gedeckt, welche mit Bändern aus Weide, Birke oder Fichtenästen zusammengebunden wurden. 500–700 Wellen waren jedes Jahr pro Hof notwendig.



Nun aber noch etwas zu den Wasserbauten, zu den Wuhrbauten, die hier in der Gutach standen. Mit den Wuhrbauwerken wurde das Flussbett aufgestaut, um das Wasser seitlich in den Wuhrgraben abzuleiten. Dadurch wurden die Wiesen bewässert und die zahlreichen Mühlen betrieben. Für ein Wuhrbauwerk waren Pfähle notwendig, welche in das Bachbett eingerammt wurden. Dazu eignete sich am besten das Stammholz von Ulme, Erle, Eiche und der Kiefer. Für die übrigen zur Konstruktion des Wuhres benötigten Holzteile wurde Tannenholz verwendet, das sich, wie die vorher erwähnten Pfähle, im dauernd nassen Zustand sehr lange hält.

Aus dem Palmstock (*Ilex*) wurden Geiselstöcke und Stiele für Steinhämmer gefertigt, aus dessen Rinde ein klebriger Sud gekocht, der auf eine Rute aufgetragen wurde (Leimrute) um Singvögel lebend zu fangen.

Auch im Volksglauben spielten Sträucher und Bäume eine Rolle. So wurden z. B. in Mühlenbach Palmzweige auf sieben einjährige Haselruten zum „Palmen“ gebunden.

Bevor ich nun zum Schluss komme, darf ich Ihnen noch dieses kleine „Brettle“ oder „Hölzle“ (18/12/3 cm) zeigen, das mir 1979 eine Bäuerin in Hofgrund am Schauinsland geschenkt hat und das mir ganz besonders ans Herz gewachsen ist. Es ist aus dem Holz einer Rotbuche gefertigt, wie sie zerzaust und vom Wind nach Osten gebeugt auf dem Schauinsland stehen. Die Bäuerin hat mir erzählt, dass schon ihre Mutter dieses kleine „Hölzle“ auf dem Ofen erwärmt und als Wärmeholz ihrem Kind mit in die Wiege gelegt hat.

Nun wünsche ich, dass die Bäume, Sträucher und Hecken mit ihren Früchten und ihrem Holz den Menschen auch auf ihrem zukünftigen Weg ein guter Begleiter sein dürfen.

## Ortenau-Bilder aus dem „Dr. Paul Wolff und Alfred Tritschler Presse-Bildarchiv“ in Offenburg

*Martin Ruch / Thomas Sommer*

Sie waren die „Pioniere der Leica“, der legendären Kleinbildkamera, und hatten sich durch Zufall gefunden: Dr. Paul Wolff aus Mühlhausen im Oberelsass und der Offenburger Alfred Tritschler. Ihr Archiv mit einem Negativbestand von ca. 500 000 Aufnahmen hat die Wirren der Zeit überstanden und existiert heute noch in Offenburg, dem letzten Sitz der gemeinsamen Firma. Von 1927 bis 1960 datieren diese Schwarzweiß-Bilder: Ein einmaliger, kostbarer Bestand an visueller Erinnerung befindet sich damit in der Ortenau. Längst haben die Namen der beiden Fotografen Geschichte gemacht. In keinem Handbuch über Schwarzweiß-Fotografie fehlen sie. Und bis heute kommen Anfragen nach Ausstellungen in Offenburg an. Im Frühjahr 2001 beispielsweise zeigte die Leica-Gallery in New York eine Retrospektive mit Aufnahmen von Paul Wolff „Fifty Years after his death“.

### *Paul Wolff*

„Das Schicksal spielte sie mir in die Hände, und damit begann für mich ein bedeutungsvoller Abschnitt meines persönlichen und beruflichen Lebens“, so schrieb Dr. Paul Wolff über seine Liebe zu dem kleinen, handlichen und gerade erst neu entwickelten Fotoapparat, den er 1926 auf der Internationalen Fotoausstellung in Frankfurt von der Firma Ernst Leitz in Wetzlar erhalten hatte. Im Labor gelang es ihm bald, das grobe Korn des Kleinbildnegativs zu unterdrücken, das bis dahin eindeutig ein Nachteil der Leica-Aufnahmen gewesen war. Sein Leitsatz: „Belichte reichlich, entwickle kurz!“. Damals musste jeder Fotograf auf jeder Stufe der Bildentstehung noch selbst aktiv sein und Bescheid wissen, war Künstler und Chemiker in einem.

1887 war Wolff im oberelsässischen Mühlhausen zur Welt gekommen. Seine ersten Erfahrungen mit der großen, schwerfälligen Plattenkamera



*Dr. Paul Wolff (1887–1951)*

machte er zwar bereits in jungen Jahren. Doch ergriff er zunächst den Beruf des Arztes, den er ab 1914 im Kriegsdienst ausübte. Sein erster Bildband mit eigenen Bildern erschien dann 1917: „Alt Straßburg“. Viele weitere Bände sollten folgen, so u. a. über Dresden, Leipzig, Weimar, die Vogesen, den Rhein. Und sein Leben mit der Leica fasste er in einem eigenen Buch zusammen: „Meine Erfahrungen mit der Leica“ wurde zum Renner. Bilder, Texte und die Gestaltung stammten von Wolff und beeinflussten Generationen von Fotografen.

Dem acht Jahre jüngeren Tritschler begegnete Wolff auf der Suche nach einem Mitarbeiter, den er ab 1927 für sein Unternehmen benötigte.

1944 wurde das kostbare Plattenarchiv der beiden durch einen Luftangriff zum größten Teil vernichtet, verschont blieben allerdings die Kleinbildnegative, die ausgelagert gewesen waren und die nun nach dem Krieg die Grundlage für die Weiterführung des Archivs bildeten. 1951 starb Wolff.



*Alfred Tritschler (1905–1970)*

### *Alfred Tritschler*

Tritschler wurde 1905 in Offenburg geboren. Sein Vater war Kaufmann und betrieb in Offenburg ein bekanntes Feinkostgeschäft. Nach der Volks- und Real- schulzeit begann Tritschler mit einer Fotografenlehre in der Lichtbildwerkstätte Paul Härtl in Offenburg, einem stadtbekanntem Atelier, das bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts bestand. 1924/25 besuchte er die Höhere Fachschule für Phototechnik in München, Schwerpunkt Kinotechnik. Das führte ihn schließlich zur UFA in Babelsberg, wo er die Kleinbildkamera LEICA kennen lernte.

1927 schrieb Dr. Paul Wolff in Frankfurt eine Stelle aus, Tritschler bewarb sich und wurde nicht nur Partner, sondern

auch Mitbegründer der Firma Dr. Paul Wolff & Tritschler OHG in Frankfurt/Main.

Für die Opel-, Adler- und Wanderer-Werke erwies sich Tritschler als erfahrener Industriefotograf. 1936 waren Wolff und Tritschler in Berlin und machten aus ihren Bildern über die Olympischen Spiele ein Buch: „Was ich bei den Olympischen Spielen 1936 sah“. Allein reiste Tritschler 1936 im Luftschiff Zeppelin nach Rio de Janeiro – dem Bildreporter sind viele eindrucksvolle Aufnahmen gelungen.





„Was ich bei den Olympischen Spielen 1936 sah“

Im Krieg war Alfred Tritschler als Bild-Berichterstatter tätig und lieferte Bilder von verschiedenen Kriegsschauplätzen in Frankreich, Afrika, Russland. Das Kriegsende sah ihn dann zwar wieder in seiner Heimatstadt Offenburg, doch zog er bereits im Jahr darauf nach Braunsfels/Lahn, wo Paul Wolff mit dem geretteten Archiv eine erste Bleibe gefunden hatte.

Ab 1948 datieren die ersten Industriaufträge, die Tritschler ausführte. Berühmte Bildbände entstanden, etwa „Der Dom zu Aachen“. Im Offenburger Burda-Verlag erschien 1949 in Deutsch und Französisch „Kleiner Wagen auf großer Fahrt“: Die Reise eines Volkswagens nach seiner Fertigung in Wolfsburg, von den Alpen bis ans Meer.

1951 starb Paul Wolff. Alfred Tritschler übernahm die Verantwortung für den kleinen Betrieb mit 20 Mitarbeitern. 1953 wurde Robert Sommer neuer Teilhaber. Tritschler fotografierte noch Seereisen (Spanien) oder Unter-Tage-Arbeit für Industrie und Tourismus. Doch 1963 schied er aus der Firma aus, die nun von Robert Sommer als Einzelfirma weitergeführt wurde. 1970 starb Alfred Tritschler. Das Historische Bildarchiv Dr. Paul Wolff und Tritschler wird seit 1979 von Thomas Sommer betreut.

### *Eine Fotofahrt durch den mittleren Schwarzwald*

1935 machten sich von Offenburg aus die beiden Fotografen auf den Weg, um im Kinzigtal und der näheren Umgebung zu fotografieren. Einige Bilder sollen hier vorgestellt werden in willkürlicher Reihung: denn es ist kein Reise- und Fotoplan erhalten.

Start der Reise mit den zwei prachtvollen Sportwagen ist auf dem Marktplatz im Herzen der Stadt vor dem „Hotel Sonne“ (Abb. 4): der Offenburger Kartoffelmann wartet im Hintergrund auf die Fotografen (Abb. 5), die reichlich Gepäck bei gutem Wetter in die Cabrios laden.

Abschied von der „Sonne“: die Wirtstochter Hella mit dem Vater Karl Schimpf (Abb. 6) und den Stammgästen am Gasthaustisch (Abb. 7). Erster Halt unterwegs irgendwo am Straßenrand (Abb. 8) und schließlich eine längere Rast am „vierten Hof“ in Niederwasser (Abb. 9), bevor es irgendwo im Kinzigtal (Vogtsbauernhof) zurück geht und der Schoßhund Gassi muss (Abb. 10). An einem Misthaufen vorbei (Abb. 11) erreicht man Gegenbach (Abb. 12). Schön und romantisch, wie gemalt von Hans Thoma, ist die Landschaft (Abb. 13). Romantisch ist auch die ländliche Szene mit den Hof-Generationen und dem Hofhund (Abb. 14); ländlich, wenn auch

arbeitsam ist die Begegnung mit dem Ochsenwagen (Abb. 15). Auch Abb. 16 zeigt eine Begegnung, eine herzliche, liebevolle Vorbereitung zur Hochzeit im Harmersbachtal. Der sich anschließende bäuerliche Alltag heißt überall schwere Hausarbeit (Abb. 17) oder Waldarbeit (Abb. 18). Das „Kurhaus Alexanderschanze“ war einmal ein Begriff (Abb. 19). Die Bilder 20 und 21 zeigen den ländlichen Frauenalltag in den 30er Jahren.

Wolff war im Jahr nach dieser Kinzigtalreise noch einmal in Offenburg und hat sich im Gästebuch der „Sonne“ folgendermaßen eingetragen: „Wer nennt einem vielgereisten Lichtbildner ein Hotel, das so wenig diese Bezeichnung verdient als die „Sonne“ in Offenburg? Gut Licht! Paul Wolff 5.5.36“. (Abb. 22) Eingeklebt ist eine Aufnahme von der vorjährigen Reise: ein schöner Abschluss einer romantischen Schwarzwaldfahrt. Und ein gutes Beispiel für den einzigartigen Dokumentationscharakter des Bildbestandes Wolff–Tritschler.

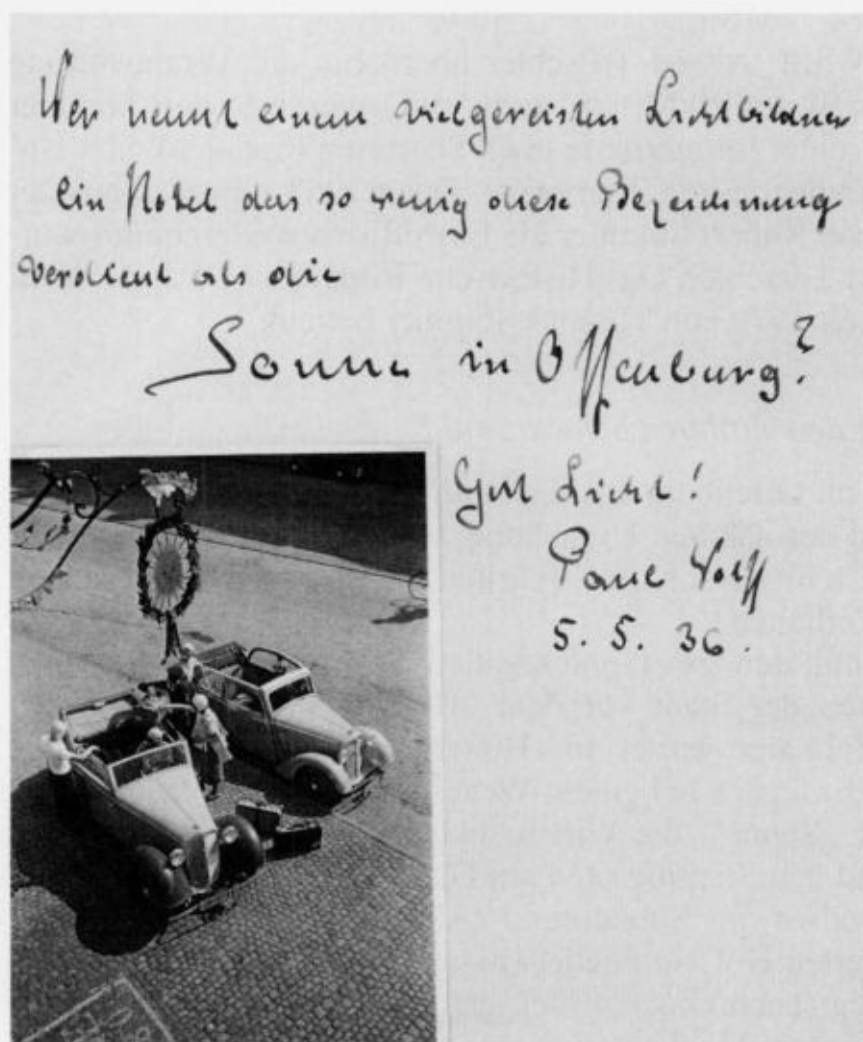


Abb. 22:  
Gästebuch „Hotel Sonne“, freundl. Genehmigung  
Frau Schimpf-Schöppner



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7





Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10



Abb. 11



Abb. 12



Abb. 14



Abb. 13



Abb. 15



Abb. 16



Abb. 17



Abb. 18





Abb. 19



Abb. 20



Abb. 21

Abb. 4-21:  
Wolff-Tritschler-Bildarchiv, Offenburg

## Quellen in Ortenauer Kommunalarchiven zum Thema Zwangsarbeit

*Wolfgang M. Gall, Cornelius Gorka, Dieter Kaufß*

Mit großer Mehrheit hat der Deutsche Bundestag am 6. Juli 2000 das Gesetz zur Errichtung einer Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ verabschiedet. Es trat am 12. August 2000 in Kraft. Zweck der Stiftung ist es, über Partnerorganisationen Finanzmittel zur Gewährung von Leistungen an ehemalige Zwangsarbeiter aus der Zeit des Nationalsozialismus bereitzustellen.

Eine wichtige Rolle bei der Beschaffung von Daten der Nachweise nehmen die Archive ein. Denn ohne die in Archiven verwahrten Unterlagen können die meisten ehemaligen Zwangsarbeiter den Nachweis nicht erbringen.

Neben den Staatsarchiven richten sich Anfragen vorwiegend an Kreis- und Kommunalarchive. Die Unterlagen über die Zwangsbeschäftigung sind zwar sehr lückenhaft. Dennoch ergeben sich einige Möglichkeiten, an Personendaten zu gelangen. Der folgende Beitrag versucht, zwei Fragen zu beantworten: Welche Möglichkeiten ergeben sich bei personenbezogenen Recherchen in einem Kommunalarchiv? Wie werden die Anträge bearbeitet? Am Schluss des Beitrags werden am Fallbeispiel Offenburg konkrete Zahlen belegt.

### *Kurzer historischer Rückblick*

Im Juli 1944 stellten über 5,7 Mio. ausländische Zivilarbeiter, über 1,9 Mio. Kriegsgefangene und etwa 400.000 KZ-Häftlinge knapp 26% aller Arbeiter und Angestellten im Deutschen Reich. Der Begriff „Zwangsarbeiter“ ist sehr kompliziert. So genannte ausländische Zivilarbeiter wurden im gesamten Deutschen Reich, auch in der Ortenau, als Arbeitskräfte eingesetzt. Schätzungen gehen davon aus, dass beispielsweise in Offenburg 3.500 Zwangsarbeiter eingesetzt wurden.<sup>1</sup> Ein Großteil von ihnen waren bei der Reichsbahn, bei ortsansässigen Firmen, in kommunalen und staatlichen Verwaltungen, landwirtschaftlichen Betrieben und bei Privatpersonen zwangsverpflichtet.

### *Was ist ein Zwangsarbeiter?<sup>2</sup>*

Zwangsarbeit im Dritten Reich lässt sich durch zwei Merkmale kennzeichnen: erstens die Unauflöslichkeit des („Zwangs“-)Arbeitsverhältnisses für

eine nicht absehbare Zeitdauer und zweitens die geringen Chancen, nennenswerten Einfluss auf die Umstände des Arbeitseinsatzes zu nehmen.

Arbeiter aus dem besetzten Westeuropa (z.B. Frankreich und Niederlande) waren deutlich besser gestellt als ihre Kollegen aus Osteuropa, die größtenteils mit Gewalt nach Deutschland gebracht wurden. Westeuropäische Zivilarbeiter und Kriegsgefangene hatten seltener mit Misshandlungen zu rechnen und teilweise bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen.

Die Zwangsarbeiter lassen sich in vier Gruppen unterteilen:

- a. Freiwillige ausländische Zivilarbeiter konnten den ganzen Krieg hindurch Deutschland verlassen, spätestens nach Ablauf ihres Arbeitsvertrags. Zu dieser Gruppe zählten Arbeiter aus den mit Deutschland verbündeten Staaten Bulgarien, Italien (bis 1943), Kroatien, Rumänien, Slowakei und Ungarn, aus dem neutralen Spanien und dem besetzten Dänemark.
- b. Zwangsarbeiter mit etwas Einfluss auf ihre Existenzbedingungen und normaler und geringfügig erhöhter Sterblichkeit. Sie unterlagen einer Dienstverpflichtung, hatten aber geringfügige Chancen, ihre Existenzbedingungen zu verbessern. Zu ihnen zählten Zivilarbeiter aus den besetzten Gebieten außerhalb Polens und der Sowjetunion, insoweit sie nicht zur Gruppe der Freiwilligen gehörten, außerdem verschiedene Kriegsgefangenen aus Belgien, Frankreich, Großbritannien und Jugoslawien.
- c. Zwangsarbeiter ohne nennenswerten Einfluss auf ihre Existenzbedingungen und mit deutlich überdurchschnittlicher Sterblichkeit. Zu ihnen zählen Zivilarbeiter aus Polen und der Sowjetunion sowie die polnisch-jüdischen und italienischen Kriegsgefangenen.
- d. Zwangsarbeiter ohne jeglichen Einfluss auf ihre Existenzbedingungen und mit extrem hoher Sterblichkeit. Zu ihnen zählen die polnisch-jüdischen und sowjetischen Kriegsgefangenen, Häftlinge aus Konzentrationslagern und Arbeitserziehungslagern sowie „Arbeitsjuden“ aus Zwangsarbeitslagern und Ghettos. In Offenburg waren im Winter 1944 SS-Baubrigaden mit 1.500 „Sklavenarbeitern“ bei Reparaturarbeiten an der zerstörten Bahnanlage eingesetzt.

Die meisten ehemaligen Zwangsarbeiter aus Osteuropa, die sich in den letzten Jahren an die deutschen Kommunalverwaltungen gewandt haben, gehören der Gruppe c. an.



### *Wie wurden Menschen zu Zwangsarbeitern?*

Auf dem Höhepunkt des Machtausdehnung des Dritten Reichs waren Besatzungsbehörden fast überall auf dem europäischen Kontinent mit der Rekrutierung von Arbeitskräften beschäftigt. Nicht nur für den „Reichseinsatz“ brauchten die damaligen Machthaber Arbeitskräfte, sondern auch für Bauvorhaben in den besetzten Gebieten. Im März 1942 ernannte Adolf Hitler Fritz Sauckel zum Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz. Dieser installierte einen eigenen Apparat in den besetzten Gebieten.

Für die Rekrutierung ausländischer Zivilarbeiter lassen sich vier Grundformen unterscheiden:

- a. Reine Werbung
- b. Werbung mit maßgeblicher Beeinflussung der Existenzbedingungen
- c. Konskription, d.h. Aushebung ganzer Jahrgänge unter Rückgriff auf die einheimische Bevölkerung
- d. Deportation durch willkürliche Gewaltanwendungen deutscher oder deutsch-verbündeter Sicherheitsorgane

### *Wo wurden Zwangsarbeiter untergebracht?*

Die Zwangsarbeiter wurden größtenteils – nach ihrer nationalen und ethnischen Herkunft getrennt – in Lagern untergebracht. Der Gedankenwelt der Nationalsozialisten waren der Individualismus und die individuellen Menschenrechte vollkommen fremd. „Fremdvölkische“ hatten grundsätzlich keinerlei Rechte. Hintergrund war die Rassenideologie der Nationalsozialisten, die den Wert jedes Menschen nach seiner „rassischen“ Zugehörigkeit festlegte und davon dessen Rechte ableitete. Für jede „Rasse“ legten sie eigene Vorschriften fest. Durch eine besondere Kennzeichnungspflicht wurden die Ostarbeiter besonders diskriminiert. In Offenburg z.B. gab es zwei große Lager, die u.a. die Industrie und Reichsbahn gemeinsam mit der Stadtverwaltung unterhielten und nutzten: das Ost- und das Westarbeiterlager.

### *Wie kommen Anträge nach Deutschland?*

#### *Der Bearbeitungsweg von Anträgen*

Die Bearbeitung von Anfragen ehemaliger Zwangsarbeiter kann auf zwei Wege in Gang kommen. Zum einen gehen die Anfragen beim Internationalen Suchdienst des Roten Kreuzes (ISD) in Arolsen (Nordhessen) ein oder werden direkt an die kommunalen Behörden (Gemeinden, Städte, Landkreise) geschickt. Die Anfrage kann entweder direkt vom Betroffenen ausgehen oder in seinem Namen von einer nationalen Partnerorganisation gestellt werden. Die Anträge sind gebührenfrei.

Es ist zunächst Aufgabe der kommunalen Stellen, in ihren eigenen Archivbeständen nach Hinweisen über die Beschäftigung der Antragsteller nachzuforschen. Dabei können auch örtliche Kontakte zu Firmen oder Zeitzeugen genutzt werden. Bleibt die Suche ergebnislos, so ergeht ein Schreiben an die zuständige Allgemeine Ortskrankenkasse. Fällt dabei das Ergebnis wiederum negativ aus, wird der Antrag an das Staatsarchiv Freiburg weitergeleitet. Die Staatsarchive übernehmen dann die abschließende Beratung der Negativfälle.

Geht aus dem Antragsschreiben hervor, dass der Betroffene auch in einer anderen Gemeinde beschäftigt war, so ist eine Kopie des Antrags der jeweiligen Gemeindeverwaltung zu übermitteln. Es empfiehlt sich aber auch hier eine vorherige Recherche in den eigenen Archivbeständen. Auf jeden Fall sollten die Antragsteller eine Antwort auf ihre Anfrage erhalten. Bei längerer Beantwortung der Anfrage sollte ein Zwischenbescheid zugesandt werden.

Bei einer positiven Antwort reicht der Nachweis aus, dass die betreffende Person als Zwangsarbeiter beschäftigt war. Die Antwort geht jeweils an den Antragsteller bzw. die nationalen Partnerorganisationen. Dabei soll auch eine Kopie des Antwortschreibens dem Internationalen Suchdienst des Roten Kreuzes (ISD) zugehen. Bei individuellen Anfragen von Betroffenen können dem jeweiligen Antwortschreiben Merkblätter in polnischer, russischer oder ukrainischer Sprache beigelegt werden.

Hinsichtlich der Nutzung von Zwangsarbeiterunterlagen durch Außenstehende (so genannte Dritte) wird auf die Nutzungsbestimmungen und Sperrfristen des Landesarchivgesetzes (LArchG) für Unterlagen mit personenbezogenen Daten hingewiesen, die auch für die kommunalen Archive gelten.

Für weitere Fragen zum Verfahren ist beim Hauptstaatsarchiv Stuttgart eine Landeskoordinierungsstelle für Anfragen ehemaliger Zwangsarbeiter (LKS) eingerichtet worden.

Ansprechpartner ist Frau Pfeiffer, Tel. 0711/ 212-4342.

### *Recherchen nach Zwangsarbeitern im Kommunalarchiv*

Bei der Suche nach Zwangsarbeitern ist eine genaue Durchsicht der Gemeindeakten sinnvoll.

Die *Akten* der badischen Stadt- und Gemeindearchive bis 1965 waren und sind nach dem so genannten Külby-Aktenplan geordnet. Dieser wurde 1905 verbindlich eingeführt und bis 1965 angewendet.

Die Akten sind leicht daran zu erkennen, dass die Aktendeckel und die ganze Systematik nach einem römischen Zahlensystem geordnet sind. Der römischen Zahl folgt nach einem Punkt in der Regel eine arabische Zahl.

Außer Akten sind auch *gebundene Bücher* zu benutzen, die in den meisten Fällen separat stehen und keinen Bezug (außer dem Titel) zu den Aktenbeständen haben.

Als dritte Gruppe wären die *Gemeinderechnungen* und deren *Beilagen* einzusehen.

Folgende *Aktengruppen* sollten bei einer Recherche unbedingt eingesehen und genutzt werden:

### III.3 Forstwesen

- Forstpersonal
- Waldarbeiter
- Waldwegebau
- Einsatz ausländischer Arbeiter

### VII.1 Landbau und Landeskultur

- Polnische Arbeiter
- Altkleider-Sammlung für polnische Arbeitskräfte

### IX. Militär- und Kriegswesen

Verschiedene einzelne Betreffe

### XI.2 Sicherheits- und Sittenpolizei

- Ausländer
- An- und Abmeldungen

(Hier sind auch gebundene Bücher zu beachten:

- Meldebuch bzw. Meldekarteien
- Fremdenbuch
- An- und Abmeldungen)

### XIII. 4 oder 6 Staatsfinanzen und Steuern

- Verzeichnisse der ausgestellten Lohnsteuerkarten

### XVIII. Arbeitsversicherung, Unfallversicherung

- Unfallanzeigen im landwirtschaftlichen Bereich  
Arbeitsversicherung, Invalidenversicherung
- Verzeichnisse über ausgestellte Quittungskarten (diese gibt es auch in gebundener Art)

Sollten Unterlagen von städtischen Krankenhäusern vorhanden sein, lassen sich Zwangsarbeiter häufig in den Aufnahmebüchern nachweisen.

In den *Beilagen* zur *Gemeinderechnung* geben auch Lohnzettel oder Taglohnblätter Auskünfte über etwaige Zwangsarbeiter. Die Suche ist langwierig, u.U. in Einzelfällen lohnend.

Recherche und Bearbeitung von Anträgen sind übrigens begründet durch das Landesverwaltungsverfahrensgesetz B/W §§ 22–26 und das Landesarchivgesetz § 6.

In Offenburg wurden beispielsweise in den jährlich geführten Quitzungsbüchern für Arbeiter Namen von Zwangsarbeitern gefunden.

### *Das Fallbeispiel Offenburg*

Das Stadtarchiv Offenburg erstellte 2000 ein Dossier über die Anzahl und Herkunft der Zwangsarbeit in Offenburg. Es stützte sich bei den Recherchen auf drei Quellen:

1. 26 Listen mit Namen von Zwangsarbeitern aus Belgien, Frankreich, Holland, Italien, Jugoslawien, Lettland, Polen, Spanien, Tschechoslowakei, UdSSR, Ungarn sowie aus dem Elsass aus dem Jahr 1946

Eine erste Dokumentation mit den Namen aller 1851 in den genannten Listen aufgeführten Personen hat der Historiker Bernd Boll im Rahmen seiner Dissertation erstellt und seine Ergebnisse in eine Datenbank eingegeben. Er hat sie dankenswerter Weise dem Stadtarchiv zur Auswertung und Ergänzung zur Verfügung gestellt. Im Jahr 2001 wurden die Daten in eine Augias-(Access-)Datenbank konvertiert. Es hat sich herausgestellt, dass etwa 100 Namen doppelt aufgeführt werden. Der Grund liegt in der Datenaufnahme im Jahr 1946. Einige, vor allem russische Namen wurden mangels Sprachkenntnissen falsch geschrieben. Zusätzlich kamen Doppelnennungen zustande, da Zwangsarbeiter oft bei mehreren Arbeitgebern beschäftigt wurden.

Die Datenbank enthält folgende Feldnamen: Nachname, Vorname, Geschlecht, Nationalität, Geburtsdatum u. -ort, Beschäftigungsort und Dauer der Beschäftigung.

### *Herkunft der Listen*

Die ursprünglichen Listen wurden auf Anweisung der französischen Militärbehörde erstellt. Sie verlangte im Dezember 1945 von den Gemeinden eine genaue Aufstellung sämtlicher ausländischer Arbeiter, welche während des Krieges untergebracht waren. Sie musste in mehrfacher Ausfertigung „erstens getrennt nach verschiedenen Betrieben und zweitens getrennt nach Staatsangehörigkeit angefertigt werden“. Eine weitere Kartei des Landratsamtes wurde zwei Tage nach der Besetzung durch die französischen Truppen (am 15.4.1945) an das Militärkommando übergeben.

Am 31.12.45 fand eine Besprechung verschiedener Offenburger Behördenvertreter sowie des Reichsbahnausbesserungswerks und der Polizei statt. Die Teilnehmer stellten fest, dass in Offenburg *etwa 3.500 Erfassun-*



gen über ausländische Kriegsgefangene und Zivilarbeiter vorlagen, die „Erfassungskartei und die nötigen Akten aber 2 Tage nach der Besetzung vom Militär abgeholt wurden“. Der ehemalige Leiter des Lagers „Kronenwiese“, Ritter, teilte den Anwesenden mit, dass die DAF (Deutsche Arbeitsfront), die zusammen mit der Stadtverwaltung die Oberaufsicht über das sog. Westarbeiterlager hatte, die Erfassungskartei an sich genommen hatte. Es existierten lediglich Listen über die Einziehung der Unterkunft- und Verpflegungsgelder. Auf deren Basis erstellte Ritter lückenhaft die von den Militärbehörden gewünschten Listen.

In einem Schreiben heißt es, dass die Stadtverwaltung keine genauen Angaben zur Beschäftigung von Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern geben könne, da die Vermittlung ausschließlich über das Arbeitsamt erfolgte.

Die Listen übergab das Bürgermeisteramt an die „Section des Personnes Déplacées-Service des Recherches“ in Freiburg. Nur von „einem Bruchteil dieser damals vorgelegten Listen befinden sich Durchschriften in unseren Akten“, heißt es in einem Begleitschreiben.

Die Originallisten wurden von den französischen Behörden an das Besatzungsarchiv Colmar abgegeben. Mehrere Anfragen anderer Stadtarchive haben ergeben, dass im Colmarer Archiv keine Namenslisten mehr vorhanden sind. Sie wurden Anfang der 50er Jahre an den Internationalen Suchdienst in Arolsen abgeliefert. Der Internationale Suchdienst hat auf Anfragen wegen Überlastung eine rasche Beantwortung von Rechercheanfragen nicht in Aussicht gestellt.

Das Badische Generallandesarchiv Karlsruhe verwies außerdem auf Hebelisten der AOK, in denen auch ausländische Arbeitskräfte namentlich festgehalten wurden.

Unterlagen des städtischen Krankenhauses mit sämtlichen medizinischen Akten wurden im Februar 1946 an das Französische Rote Kreuz abgegeben.

In den Archivunterlagen existiert außerdem ein Verzeichnis über 31 uneheliche Kinder, deren Vater „als Staatsangehöriger der Vereinten Nationen bekannt ist oder als solcher vermutet werden kann“.

### *Nationalität der Zwangsarbeiter in Offenburg*

Von insgesamt aktenmäßig erfassten Personen waren:

751 sog. Westarbeiter:

42 Belgier, 378 Franzosen (davon 62 Kriegsgefangene), 160 Holländer, 166 Italiener, 1 Schweizer, 4 Spanier

und 1099 sog. Ostarbeiter

darunter:

2 Armenier, 4 Galizier, 7 Jugoslawen, 5 Kroaten, 1 Lette, 249 Polen (vor allem Landarbeiter), 817 Sowjetrussen, 9 Slowenier, 4 Tschechoslowaken, 1 Ungar

1422 Personen waren in Offenburg und den heutigen eingemeindeten Ortschaften beschäftigt. Bei 28 Personen fehlen die Angaben. Die übrigen 401 Personen arbeiteten in Gemeinden des ehemaligen Amtsbezirks Offenburg.

Die Offenburger Zwangsarbeiter arbeiteten bei ca. 100 Betrieben und Behörden (z.B. Stadtverwaltung, Arbeitsamt).

Größte Offenburger Arbeitgeber waren:

Reichsbahn (933 Personen), Stahlbau-Müller (71 Personen), Spinn- und Weberei (24 Personen), Stadtverwaltung Offenburg (24 Personen), Maschinenfabrik Martin (16 Personen), Schoemperlen & Gast (16 Personen), Wroblewski (13 Personen)

#### *Quittungsbücher der Arbeiter-Versicherung (1940–45) und die Einwohnermeldekartei*

Im Rahmen der Recherchen hat das Stadtarchiv das vorhandene Datenmaterial durch eine Auswertung der Versicherungsbücher der Jahre 1943/44 ergänzt. Dabei konnten 354 Personen gefunden werden, darunter befanden sich 239 Zwangsarbeiter, die nicht in den Listen aufgeführt waren. Weitere Namen fanden sich in der Einwohnermeldekartei, die jedoch aus Zeitgründen nicht systematisch ausgewertet werden konnte.

#### *Das Offenburger Lagersystem*

In Offenburg gab es folgende Lager:

##### *1. Das Kriegsgefangenenlager Stalag V C.*

|            |                                                    |
|------------|----------------------------------------------------|
| Betreiber: | Wehrmacht                                          |
| Ort:       | Das ehemalige Landwehrübungslager „Am Holderstock“ |
| Belegung:  | Zwischen 1.700 und 3.500 Gefangene                 |
| Zeitraum:  | Ab März 1942                                       |

Wer in den Lagern untergebracht war, lässt sich nicht feststellen. Die Kartei wurde bei Aufgabe des Lagers weggebracht.

Weitere kleinere Lager mit Kriegsgefangenen unterhielten verschiedene Offenburger Firmen und die Stadtverwaltung:

|            |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              |
|------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Betreiber: | Offenburger Industrie/Stadtverwaltung                                                                                                                                                                                                                                                                                        |
| Ort:       | a. Betriebsgelände Spinn- und Weberei<br>b. Bärensaal, Langestr. 29<br>c. Bad Ries, Winzerstube (städtisches Lager)<br>d. Firmengelände Robert Dold                                                                                                                                                                          |
| Belegung:  | a. 22 französische Offiziere<br>b. Kriegsgefangenenkommando 6062 (Stahlbau Müller, Martin, Kirsch u.a.) mit 50 Mann<br>c. Kommando 6031 französische Kriegsgefangene im Rebhut, Kommando 6029 bzw. 6054 mit 10–13 bzw. 25 Personen im Bad Ries u. in der Winzerstube für Gärtnereien insgesamt 80 Mann<br>d. 20 Mann (Inder) |
| Zeitraum:  | a. ab ca. August 1941<br>b. ab ca. August 1941<br>c. ?<br>d. ?                                                                                                                                                                                                                                                               |

## 2. Das Reichsbahnlager und spätere Ostarbeiterlager

|            |                                                              |
|------------|--------------------------------------------------------------|
| Betreiber: | Reichsbahn                                                   |
| Ort:       | Ausbesserungswerk                                            |
| Belegung:  | ca. 100 russische Gefangene; ab 1942 russische Zivilarbeiter |
| Zeitraum:  | Anfang 1942 bis August 1942                                  |

Die Lagerinsassen wurden im August 1942 in das Ostarbeiterlager verlegt:

|            |                                                 |
|------------|-------------------------------------------------|
| Betreiber: | Reichsbahn                                      |
| Ort:       | Baracke des ehemaligen Südwestmarklagers der HJ |
| Belegung:  | 1000 Schlafplätze, 993 Zivilarbeiter            |
| Zeitraum:  | ab August 1942                                  |

## 3. Westarbeiterlager

In der Stadt waren ca. bis Ende 1943 kleinere Lager für Westarbeiter verteilt:

|            |                                                                             |
|------------|-----------------------------------------------------------------------------|
| Betreiber: | Reichsbahn                                                                  |
| Ort:       | a. Baracken auf Rangierbahnhof, Güterstraße<br>b. Michelhalle, Glaserstraße |

- Belegung: a. Franzosen (?), später Holländer  
 b. 60 Italiener
- Zeitraum: a. Anfang 1942 – Ende 1943  
 b. ab März 1942

Das zentrale Westarbeiterlager wurde Ende 1943 fertig gestellt.

- Betreiber: Stadtverwaltung u. Deutsche Arbeitsfront
- Ort: Baracken auf der Kronenwiese
- Belegung: 400 Zivilarbeiter aus Frankreich, Belgien, Niederlande, Spanien und Kroatien
- Zeitraum: ab Ende 1943

#### *4. Weitere Zwangsarbeiter im Einsatz:*

Hinzu kommen die 8., 9. u. 10. SS-Baubrigade sowie der Bauzug des KZs Flossenbürg, die zwischen Weihnachten 1944 und April 1945 im Auftrag der Reichsbahn in Offenburg stationiert waren. Eine Baubrigade umfasste ca. 504 Häftlinge. Zum Bauzug gehörten 635 Häftlinge aus Belgien, Italien, der Tschechoslowakei, der Sowjetunion und Polen.

#### *Die Rolle der Stadtverwaltung*

Aus den Unterlagen geht hervor, dass die Stadtverwaltung ca. 24 Zwangsarbeiter beschäftigt hatte. Bei einigen von ihnen wird in der Liste der Einsatzbereich aufgeführt.

6 Franzosen (Bauhof, Westarbeiterlager, Stadtgärtnerei), 1 Holländer (Westarbeiterlager), 2 Italiener (?), 2 Polen (Stadtwerke, Westarbeiterlager), 13 Sowjetrussen (Westarbeiterlager, Krankenhaus)

Bekannt ist außerdem der Einsatz von Kriegsgefangenen im St. Andreas-Weingut.

Darüber hinaus fungierte die Stadtverwaltung als „Treuhand“ der Offenburger Betriebe. Sie war Bauherr des Westarbeiterlagers. Die Baukosten in Höhe von 80.000.– RM konnten bereits nach drei Jahren ausgeglichen werden durch einen Unkostenbeitrag pro Kopf und Tag, den jeder Zivilarbeiter zu entrichten hatte. 1944 betrug der Überschuss 30.000.– RM.

Zur Lagerverwaltung setzte die Stadtverwaltung einen eigenen ehrenamtlichen Beigeordneten ein: Philipp Nünlist, Kreispropagandaleiter der NSDAP.



Seit Sommer 2001 steht das Stadtarchiv Offenburg in ständigem Kontakt mit den nationalen Stiftungen Polens, Russlands, der Ukraine und Weißrusslands mit dem Ziel, die Namen der noch lebenden ehemaligen Zwangsarbeiter zu erfahren. Diese Bemühungen sind noch nicht abgeschlossen. Es zeigt sich zum jetzigen Zeitpunkt, dass zahlreiche Namen nicht mehr gefunden werden können.

#### *Weiterführende Literatur*

Empfehlungswert ist das Schwerpunktheft „Zwangsarbeit und Kommunen“ der Information zur modernen Stadtgeschichte, Nr. 2/2001; insbesondere Adressen und links im Beitrag. Literatur, Hilfsmittel und Internetseiten zum Thema Zwangsarbeit von Ursula Reuter und Pawel Polian, 33 ff.

#### *Anmerkungen*

- 1 Das Stadtarchiv Offenburg hat mit der intensiven Aufarbeitung bereits 1986 begonnen. Offenburg gehört zu den ersten deutschen Kommunalarchiven, die „Zwangsarbeit“ zum Thema einer wissenschaftlichen Untersuchung machten. Mit der wissenschaftlichen Bearbeitung beauftragte das Archiv 1986/88 den Historiker Bernd Boll. 1994 erschien seine Dissertation zum gleichen Thema im Centaurus-Verlag, Pfaffenweiler.
- 2 Die folgenden Passagen orientieren sich an der Veröffentlichung von Mark Spoerer, Zwangsarbeit unterm Hakenkreuz, 2001.



## Jahrgang 1927: Erinnerungen aus der Jugendzeit in Sasbach

*Erwin Fischer*

### *Der Kriegsausbruch verändert das tägliche Leben*

Seit dem 1. September 1939 ist Krieg. Der Angriff der deutschen Wehrmacht auf Polen ist in vollem Gange. England und Frankreich erklären daraufhin Deutschland am 3. September 1939 den Krieg.

Zu den Familien mit wehrfähigen Männern flatterten Einberufungsbeehle. Die Grundnahrungsmittel wurden rationiert, Brot, Fleisch, Butter, Zucker gab es nur auf Lebensmittelkarten zu kaufen. Dem „Normalverbraucher“ stand die geringste Kalorienmenge zu. Schuhe und Kleidung waren nur auf Bezugscheine erhältlich. Die Einheitsseife und Tabak gab es auf Zuteilung zu kaufen.

Durch diese einschneidenden Maßnahmen wurde ein einfaches Butterbrot nun bewusst und mit großem Genuß verzehrt. Auf Plakaten war groß zu lesen: „Kampf dem Verderb.“ Um Gemüse und Kartoffeln zu haben wurde auch das kleinste Stück Boden ausgenützt. Obwohl die Essensrationen eingeschränkt waren, hungerte in der Anfangszeit des Krieges noch niemand.

Auf dem Schulhof übten wir Buben unter Anleitung von Lehrer Berberich den Umgang mit einer Handspritze, die in einen Eimer mit Wasser gestellt wurde, um im Brandfalle ein kleines Feuer selbst löschen zu können.

Solch eine Übung war eine willkommene Abwechslung. Jeder war mit Eifer dabei, an den Ernstfall dachten wir ja noch nicht. Zu Hause musste der Speicher von unnötigen, brennbaren Gegenständen entrümpelt werden. Die Verdunkelung aller Fenster wurde angeordnet, um nachts den feindlichen Fliegern kein Ziel zu bieten. Bei einem Probealarm in der Schule mussten alle Schüler zügig, jedoch ruhig, den Schulkeller aufsuchen. Der Schulunterricht ging in gewohnter Weise weiter.

Die Sprengung der halben Rheinbrücke bei Wintersdorf am 12. Oktober 1939 durch die Franzosen, morgens in aller Frühe, war als dumpfer Schlag in Sasbach hörbar.

Zu Hause wurden Gasmasken zur Probe aufgesetzt, sie rochen unangenehm nach Kunststoff.

Für die Gesundheit der Schulkinder wurde in der Winterhalbzeit in Abständen Lebertran verabreicht. Diesen Lebertran, der für Knochen und

Haut gesund sein soll, musste ich immer schnell hinunterschlucken. Einmal konnte ich es nicht verhindern, er kam wieder hoch, vermutlich war der Löffel zu groß oder zu voll. Neben den Schulaufgaben zu Hause, die in einer Stunde zu bewältigen waren, mussten im Sommer Heilkräuter in die Schule mitgebracht werden, die auf umliegenden Felldrändern gesammelt wurden.

In der Volksschule im dritten Stock wurden diese Heilkräuter auf Papierbahnen zum Trocknen ausgelegt. Es roch gut in diesem Raum, wenn Taubnesselblüten Gänseblümchen, Zinnkraut, Brombeerblätter oder Kamille ihren Duft verbreiteten. Weiter wurden die älteren Schulkinder in der Sommerzeit einmal in der Woche statt der letzten zwei Unterrichtsstunden zum Kartoffelkäfer-Absuchen, zusammen mit einer erwachsenen Person auf die Felder geschickt.

An heißen Tagen bekamen wir zum Abschluss solch einer Aktion gelegentlich eine kleine Limonade im Gasthaus „Linde“ oder „Krone“ spendiert. Wegen Platzmangel in der Schule fand der Unterricht auch im Rathaus im ersten Stock und in der Turnhalle bei der „Sauweid“ statt. Trotz dieser zusätzlichen Nebentätigkeiten und Umstände haben alle Schulkinder Rechnen, Schreiben und lesen gelernt. Ein Lob gilt heute noch den Lehrern, die uns in dieser angespannten Kriegszeit soviel für das Leben vermitteln konnten.

Der Unterschied zwischen Mann und Frau wurde im Religionsunterricht einmal kurz gestreift. Zwischen Ackerbau und Viehzucht aufgewachsen, wussten wir schon, dass der Storch die Kinder nur im Märchenbuch brachte. Besonderheiten gab es auch, die Mädchen durften im Religionsunterricht bei ihrer Kleidung keine kurzen Ärmel tragen, schon gar nicht eine ärmellose Bluse. Für uns Buben war diese Anordnung völlig unverständlich. Im Kühnerbad konnte man sich erfrischen und schwimmen. Buben und Mädchen hatten getrennte Badezeiten. Auf die Einhaltung dieser Badeordnung wurde sehr geachtet.

Während meiner Schulzeit lief man fast von Ostern bis Allerheiligen barfuß. Es bildete sich dabei an der Fußsohle eine dicke, robuste Hautschicht. Bei den Erntearbeiten konnte deshalb ohne Schwierigkeit barfuß über Stoppelfelder gelaufen werden. Die Sommerferien waren in die Erntezeit gelegt worden, damit die Kinder dabei viel mithelfen konnten.

Taschengeld war bei uns zu Hause unbekannt. Die bescheidene Kasse konnte aufgebessert werden durch fleißige Mithilfe bei der Zwetschgenernte, beim Reinigen der Fässer, bei dem ich durch die kleine Öffnung vom Fasstürchen schlüpfen musste. Beim „Grotte und Schlange jagen“, wo alle Buben von Haus zu Haus gingen, kamen dann doch ein paar Mark zusammen. Bei diesem Glockengeschell konnten wir nebenbei „spendable“ Leute kennen lernen. In Sasbach wird dieser alte Brauch bis zum heutigen Tag wachgehalten. Der Spruch eines jeden Buben lautet: „Grotte un Schlange



zum Tor nus, s'isch Peterstag.“ Dieser Tag ist der 22. Februar. Wichtig bei dieser Schellentour war, kein Loch in der Hosentasche zu haben.

Für eine gefangene Maus, die auf dem Feld in einem gebohrten Loch von 10 cm Durchmesser und 20 cm Tiefe gefangen wurde, bezahlte der Feldhüter Adolf Früh uns einen Pfennig. Zum Schutz der für den Obstbau nützlichen Vögel wurden von uns Buben die Elstern verfolgt, die als deren Nesträuber galten. Die mitunter riskanten Kletterpartien brachten je Ei oder je Elster fünf Pfennig ein. Heute ist die Jagd auf Elstern verboten. Das waren unsere Einnahmequellen.

Durch den Krieg wurde es notwendig, wichtige Unterlagen oder wertvolle Bücher in Sicherheit zu bringen. Im Pfarrhaus halfen wir Buben daher Herrn Pfarrer Anton Himmelsbach, Akten und schwere Bücher in den Keller zu tragen. Die gewölbte Kellerdecke machte einen stabilen Eindruck. Als Dank für unsere große „Hilfe“ durften wir aus einem runden Korb schöne, kleine, gutreife Birnen mitnehmen. Jeder von uns Helfern packte seine Hosentaschen übervoll mit dieser köstlichen Frucht. Das kleine Drama nahm nun seinen Lauf.

Auf dem Heimweg über den Kirchplatz schlugen diese herrlich süße Birnchen bis auf den Oberschenkel durch. Schnell verschlangen wir die Birnen, um Schlimmeres zu verhüten. Den Rest, den wir nicht mehr schafften, feuerten wir Buben mit großer Zielgenauigkeit auf ein Plakat mit dem „Kohlenklau“. Unsere Zielscheibe der „Kohlenklau“ war eine schwarze Gestalt mit einem Sack auf dem Rücken. Dieses Plakat sollte zum sparsamen Umgang von Strom und Heizmaterial mahnen.

### *Die erste Einquartierung der Wehrmacht in Sasbach, im Herbst 1939*

Eine Kompanie mit pferdebespannten Geschützen und Bagagewagen traf in Sasbach ein, alles war auf den Beinen, um die Soldaten zu sehen. Besonders neugierig besahen wir Buben die in der Friedhofstraße stehenden Geschütze. Den Soldaten wurden ihre Quartiere zugeteilt. Am Rebbuckel zwischen Zwetschgenbaumreihen wurden Fahrzeuge und Geschütze getarnt abgestellt. Im Bereich der Bunkeranlagen bei Scherzheim kamen diese Geschütze in Feuerstellung. Für Transporte in diese Stellung am Westwall fuhren mit Einbruch der Dunkelheit diese schwerbeladenen Fahrzeuge in Sasbach los und waren dann vor Tagesanbruch wieder zurück.

Das Munitionslager mit Granaten hatten die „klugen“ schwäbischen Soldaten in dem leerstehenden Gebäude von Turenne-Wächter Raphat untergebracht. Sicher in der Annahme, die Franzosen würden ihr eigenes Gelände um das Turenne-Denkmal nicht unter Feuer nehmen. Herrn Raphat, einem französischen Invaliden, war die Aufsicht und die Pflege der Turenne-Anlagen anvertraut. In einem bescheidenen Museumsraum waren Kanonenkugeln aus der Schlacht von Sasbach vom 27. Juli 1675 zu sehen.



*Geschütz mit „Protze“ gezogen von 6 Pferden, einer in Sasbach einquartierten Batterie (Artilleriekompanie), Herbst 1939. Abb.: Bayer*

Bei diesem Kampf zwischen dem kaiserlichen und dem französischen Heer verlor Marschall Turenne durch eine Kanonenkugel das Leben. Gleich zu Beginn des Krieges wurde die Familie Raphat nach Frankreich zurückgerufen. Das Turenne-Denkmal mit den Anlagen und dem Wohnhaus gehörten dem französischen Staat.

Zu dieser Zeit stand das Turenne-Denkmal noch. Am Ortsrand gelegen war dieser Standort mit der brisanten Munition für den Ortskern von Sasbach ungefährlicher. Das Haus beherbergt heute ein Museum deutsch-französischer Geschichte und ist ein Ort der Begegnung und Versöhnung zwischen den einstigen „Erbfeinden“.

Im Pfarrhof, zwischen Pfarrhaus und der „Zehntscheuer“, war die Feldküche aufgestellt. Im großen Gebäude der Zehntscheuer befand sich das Krankenrevier, ebenso verschiedene Lager für Waffen und Geräte. Eine hohe, dicke Mauer mit einem eisernen Eingangstor begrenzte den Pfarrhof zur Erlenbadstraße, der heutigen Obersasbacherstraße.

Die relative Ruhe während des Winters 1939/40 machte es möglich, dass Pferdegespanne mit Fahrer vom Militär für Feldarbeiten ausgeliehen werden konnten. Dies war eine gute Gelegenheit, um im Reitsattel ein Pferd leiten zu können. Es war jedoch nur außerhalb vom Ort möglich, wo keine Vorgesetzten zu erwarten waren.

Bei Alex Straub am Lindenplatz operierte ein Militär-Tierarzt einen Ochsen. In gebührendem Abstand beobachte ich mit anderen Zuschauern, wie das betäubte, stehende und zusätzlich aufgehängte Tier an der Bauchseite geöffnet wurde. Der Tierarzt streifte dann mit einer Handvoll gekochter Kartoffeln die Magenwände ab. Bis an die Schulter griff er mit dem Arm in das Tier hinein. Stolz präsentierte dann der Operateur die von den Kartoffeln aufgenommenen Fremdkörper: Nägel und Drahtteile. Das Tier erholte sich bald wieder. Diese Operation war für mich und die Umstehenden damals eine Sensation.

### *Pferdeappell am Lindenplatz in Sasbach*

So ein Pferdeappell war spannend und erregte die ganze Aufmerksamkeit von uns Buben. Einem Tierarzt im Offiziersrang, genannt Veterinär, wurde jedes Pferd vorgeführt. Gründlich untersuchte er dabei das Gebiss, die Hufe, das Fell, ob auch sauber geputzt wurde, und den allgemeinen Zustand des Pferdes. Während dieser Untersuchung stand ein Eimer mit Wasser neben dem Offizier. Hatte ein Pferd noch Durst und trank aus diesem Eimer, so wurde dem Pferdehalter unterstellt, er habe sein Pferd nicht ausreichend getränkt. Als Strafe für diese Nachlässigkeit durfte er dann zusätzlich Wache stehen.

Aus Rechnungsbelegen vom Gemeindearchiv wurden für die Militäreinheit Nr. 05838 E vom 12.02.–31.03.1940 für Quartiergeld der Betrag von 5132.90 RM ausbezahlt. Für einen einzelnen Soldaten z.B. bei Wilhelm Fischer Nr. 9 Quartiergeld vom 12.02. bis 01.04.1940 = 48 Tage ergibt den Betrag: 28.80 RM. Von weiteren Militäreinheiten sind in Rechnungen aufgeführt: Militäreinheit Nr. 29987 E; Nr. 05838 E; IR. 336; 19 Infanterie Regiment 75; Reichsarbeitsdienst Nr. 28673; Bau-Batl. 50.

Die Lendersche Lehranstalt in Sasbach war vom Juli bis Oktober 1939 geschlossen. Im September und Oktober wurde die Lenderschule zur Auffangstelle für Evakuierte der vorderen Rheindörfer und Volksdeutsche „Rückwanderer“ aus dem Osten. Anschließend war ein Baubataillon darin untergebracht. Die Baukompanie und die in Sasbach einquartierte „Batterie“, eine Artillerie-Kompanie, badeten im Albertus-Bau der Heimschule Lender.

Wie aus einer Vereinbarung zwischen Bürgermeister Früh und der Lenderschen Lehranstalt hervorgeht, wurden die Kosten für den dadurch bedingten hohen Wasserverbrauch von der Gemeinde erlassen.

Mit der Wiederaufnahme des Schulbetriebes im Winterhalbjahr 1939/40 wurde die Spannung zwischen Staat und der Schule auch nach außen sichtbar. Nur Wilhelm Benz durfte weiterhin in Mathematik Unterricht erteilen, alle übrigen geistlichen Lehrer mussten die Heimschule Lender verlassen.

Nach dem Polenfeldzug kamen zehn polnische Kriegsgefangene nach Sasbach, sie arbeiteten bei Landwirten und wurden auch dort gepflegt. In



der Anfangszeit waren die Gefangenen über Nacht im Spritzenhaus untergebracht. Stierfütterer Meinrad Vollmer versah die Anwesenheitskontrolle und schloss das Gebäude abends ab und am Morgen wieder auf. Drei Polen gefiel es in Sasbach so gut, sie blieben nach dem Krieg für immer hier.

Der bisher ruhige Kriegsverlauf wurde ab Frühjahr 1940 ernster. Die Spannung bei den Erwachsenen war für uns Jugendliche spürbar. Trotz dieser Lage besuchten wir mit dem Fahrrad zu dritt den Vater von einem Nachbarsfreund in seiner Stellung bei Schiftung im Hanauerland. In einem Bunker, in dem man sich in den Gängen bücken musste, stellte uns ein Offizier mit den Worten: „Was haben denn hier Zivilisten zu suchen“? Er gab sich dann zufrieden, als er von Karl Rudolphie hörte: Sein Sohn und zwei Nachbarsbuben hätten ihn hier besucht.

### *Die politische Einstellung meines Vaters*

Nach dem „Blitzkrieg“ gegen Polen und nach den U-Bootserfolgsmeldungen gegen England, die von den wenigen „Volksempfänger“-Radios in Sondermeldungen mit viel Marschmusik bekannt gegeben wurden, war es nicht verwunderlich, wenn bei vielen Einwohnern eine „Siegesstimmung“ aufkam.

Ältere Personen wie mein Vater, Jahrgang 1878, der den Ersten Weltkrieg in Frankreich, in Polen und zuletzt am Hartmannsweilerkopf im Elsass als Geschützführer erlebt hatte, waren sich des „Endsieges“ gegen die halbe Welt aber nicht so sicher. Doch Zweifel am „Endsieg“ durfte niemand laut aussprechen. Der Aufruf auf Plakaten: „Vorsicht, Feind hört mit“ hatte hier eine doppelte Bedeutung. Viele politische Witze machten die Runde. So auch der von den zwei Anglern am Rhein: Der Elsässer zog einen Fisch nach dem andern heraus, der Badener dagegen nicht einen. Mit Erstaunen ruft er über den Rhein: „Bei dir beißen sie gut!“ Der Elsässer sah die Misere des Badenens und rief zurück: „Bei Euch dürfen sie halt das Maul nicht aufmachen.“

Vor 1933 war mein Vater der „Zentrumspartei“ nahestehend, er war kein politisch aktiver Mensch. Dass es unter der neuen Regierung wieder mehr Arbeit gab, wurde von allen als notwendig und gut befunden. Durch Ereignisse wie die gewalttätige Verschleppung und Misshandlung von Bürgermeister Eduard Kühner durch braune Fanatiker, die ihn 1933 morgens in aller Frühe aus dem Bett holten, blieb mein Vater distanziert zu den neuen braunen Machthabern.

Als in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 wegen des Attentats auf den deutschen Legationsrat in Paris überall im Lande die Synagogen brannten, war sein besorgter Ausspruch: Wir ziehen den Hass der ganzen Welt auf uns! Unverständlich war für meinen Vater der Druck auf Personen, die beim Staat oder bei einer Behörde tätig waren. Diese waren ge-



zwungen, in die Partei einzutreten, sonst gab es für sie keine Aufstiegsmöglichkeit oder es drohte gar die Entlassung. Für öffentliche Aufträge war die Parteizugehörigkeit und die Spenden für die Partei mitentscheidend, auch bei den Handwerkern. Für Beamte, die an der Fronleichnamsprozession teilnahmen, hatte das unangenehme Folgen, etwa die Versetzung an einen anderen Ort. Der „deutsche Gruß“ in der Schule zwischen Lehrer und Schüler war „Heil Hitler“. Für uns Kinder war das nichts Besonderes, für meinen Vater war es jedoch nicht sein Gruß.

Ab 1935 gehörte jeder Schüler der Hitlerjugend an. Bei einem Fackelzug zum Ehrenmal vor dem Friedhof trug ich stolz eine Fackel in der Nähe der im Zug mitgetragenen Hakenkreuzfahne. Mein älterer Bruder, der als Schuhmacherlehrling in Achern arbeitete und am Samstagabend immer spät nach Hause kam, begegnete mit dem Fahrrad auf dem Heimweg unterhalb vom „Prinzenbuckel“ diesem Fackelzug. Ein SA-Fanatiker riss ihn vom Fahrrad und schlug ihm ins Gesicht, weil er die Hakenkreuzfahne nicht begrüßt hatte. Ich stand mit der Fackel wie gelähmt daneben und musste zuschauen. Einigen Teilnehmern war diese Art der „Belehrung“ nicht recht, wie ich aus den Bemerkungen hörte. Dem SA-Eiferer flogen übrigens während des Krieges keine Granatsplitter um den Kopf. Er war zu Hause. Und nach dem Krieg hat er sich auf „gutbürgerlich“ gewandelt. Mein Bruder, den er geschlagen hatte, fiel am 7. August 1943 mit 21 Jahren bei Dorogobush in Russland.

### *Absturz eines englischen Aufklärungsflugzeuges am 3. Mai 1940*

Solche Ereignisse mit schrecklich verstümmelten Menschen blieben im Gedächtnis haften. Dies war der Anfang, es kamen noch einige Erlebnisse dieser Art im weiteren Kriegsverlauf dazu.

Ein feindliches Flugzeug flog vor Mitternacht am 3. Mai 1940 vom Rhein her über Achern in Richtung Achertal. Der Bahnwärter Josef Fallert hatte Dienst am Bahnübergang Römerfeld in Sasbach. Er bemerkte das tieffliegende Flugzeug, es hatte ein ungewohntes Motorengeräusch. Das Flugzeug kam für den Bahnwärter außer Hörweite, da gab es vor der Hornisgrinde einen gut sichtbaren Lichtschein. Seine Beobachtung meldete er bei seiner Dienststelle in Achern. Am nächsten Morgen wurde im Ort bekannt, dass ein feindliches Flugzeug zwischen Seebach und Breitenbrunnen, im Sasbacher Markwald abgestürzt und verbrannt und die Besatzung dabei ums Leben gekommen sei.

Der Absturzschneise nach, deutlich sichtbar mit den umgelegten großen Buchen und Tannen, kam das Flugzeug von Seebach her in Richtung Breitenbrunnen und stürzte in der Nähe vom „Hohfelsen“ in ca. 850 Meter Höhe in ein steiles Waldgebiet oberhalb vom Kohlweg ab. Weil es Sasbacher Waldgebiet war, fiel die Bergung der toten Besatzung der Gemeinde Sas-

## Beisetzung abgestürzter englischer Flieger

Am Westhang des Schwarzwaldes stürzte ein englisches Flugzeug vom Typ Bristol-Blenheim ab und verbrannte. Die drei englischen Flieger fanden dabei den Tod. Am Montag nachmittag wurden sie in Achern auf dem Seldenfriedhof unter militärischen Ehren beigesetzt. Ein Ehrenzug der Wehrmacht geleitete die drei Särge, nachdem das Musikkorps einen Choral gespielt und der Divisions-Feldgeistliche die kirchlichen Gebete gesprochen hatte, zum Grabe und erwies dort den in Ausübung ihres soldatischen Dienstes gefallenen Gegnern die letzte Ehre. Der Geistliche wies in seiner Ansprache auf den Geist der Ritterlichkeit hin, der es uns Deutschen gebiete, auch dem toten Gegner die Achtung nicht zu versagen, die wir unseren Gefallenen entgegenbringen. Unter den Weisen des Musikkorps sanken die Särge ins gemeinsame Grab. Dann legte ein Vertreter der Wehrmacht drei Fliegerkränze nieder, deren Schleifen das Hakenkreuz schmückte. Ein Vertreter der Luftwaffe fand zu Herzen gehende Worte für die toten Gegner, die in soldatischem Pflichtgefühl ihren Dienst versahen und dabei das Leben einbüßten. Wenn sie auch nicht, wie unsere deutschen Flieger von der Gerechtigkeit ihrer Sache durchdrungen sein konnten, so hätten sie doch ihre Pflicht bis zum Letzten getan. Die Musik spielte die Weise vom Guten Kameraden und drei Salven trachten über die frischen Gräber, die die Stadt Achern nunmehr in ihre sorgende Obhut genommen hat.

bach zu. Leichenschauer Anselm Vollmer und mein Vater, Schreinermeister und Totengräber Hermann Fischer, bargen die verstümmelten drei englischen Flieger.

Die Flugzeugteile wurden von einer Luftwaffen-Mannschaft aus Böblingen abtransportiert. Die Besatzung hatte Zivilkleidung dabei, um im Notfall leichter der Gefangenschaft entgehen zu können. Nach Räumung der Absturzstelle war der Ort Ziel vieler Neugieriger. Zusammen mit Schulkameraden war ich selbstverständlich auch dort. Kleine Aluminiumbruchstücke, die wir noch fanden, nahmen wir als Souvenir mit nach Hause.

Zunächst kamen die drei toten Flieger in Transportbehältnisse in die Friedhofskapelle von Sasbach. Nach der Umbettung in Särge war Achern die nächste Station. Wie Herr Moring aus Achern in seinem Buch: „Freiheit in Gefangenschaft“ sich erinnert, wurden die drei Särge der englischen Flieger in der Illenau-Kapelle von Achern aufgebahrt. Bis zur Beerdigung am 6. Mai 1940 stellte die Hitlerjugend die Ehrenwache. Herr Moring war selbst Angehöriger dieser Ehrenwache.

Mit militärischen Ehren fand die Beerdigung auf dem Heldenfriedhof in Achern statt. In einem Bericht des „Mittelbadischen Boten“ vom 7.5.1940 wird diese Trauerfeier mit Ansprachen und Kranzniederlegung eindrucksvoll wiedergegeben. Diese feierliche Beerdigung, mit Ehrenzug der Wehrmacht, mit Musikkorps, mit Divisions-Feldgeistlichen und einem Offizier der Luftwaffe, hatte neben der Anteilnahme einen politischen Hintergrund. Wie heute bekannt ist, fanden auch an anderen Orten für abgestürzte Flugzeugbesatzungen des Gegners solche feierlichen Beerdigungen statt. In der Öffentlichkeit sollte die deutsche Ritterlichkeit gegenüber dem toten Gegner zum Ausdruck kommen und die Gerechtigkeit unserer militärischen Aktivitäten. So blieb der Eindruck, dass solche Trauerfeiern von höherer Stelle gesteuert und propagandistisch ausgenutzt wurden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Gefallenen der ehemaligen Gegner auf Sammelfriedhöfen umgebettet oder in ihr Heimatland überführt. Die drei englischen Flieger wurden nach Dürnbach in Bayern umgebettet. Hier fanden alliierte Soldaten aus 13 Nationen ihre letzte Ruhe.

Nach der Taglohnliste von Holzhauermeister Bernhard Oberle und Forstwart Oberle wurden für die Holzaufbereitung nach dem „Fliegerbrand“ des englischen Flugzeuges im Sasbacher Markwald, oberhalb des Kohlweges, insgesamt 26 Arbeitstage abgerechnet. Der Taglohn eines Waldarbeiters betrug damals 5.50 RM. Von der Verwaltung der Luftwaffe in Stuttgart erhielt die Gemeinde Sasbach für den „Flurschaden“ durch den Flugzeugabsturz den Betrag von 1108,65 RM überwiesen. Diesem Betrag nach war der Schaden im Wald beachtlich hoch.





*Das Ferngeschütz am Murhof, vom rückwärtigen Berg her gesehen, im Augenblick des Abschusses*  
*Abb.: Käshammer*

### *Ziel der Aufklärungsflüge übers Achertal*

Vom Flugplatz Poix, ca. 25 km südwestlich der Stadt Amiens im Department Somme in Frankreich, war das Flugzeug vom Typ Bristol-Blenheim um 20.20 Uhr zum Aufklärungsflug nach Deutschland gestartet. Mit einer Fluggeschwindigkeit von 350 km/Std. war das Flugzeug nach eineinhalb Stunden hier im Achertal. Seit Oktober 1939, wenige Wochen nach Kriegsausbruch, hatten die Engländer an der Somme ihre Flugzeuge stationiert. Von hier aus starteten sie zu Aufklärungsflügen über den Schwarzwald und dem Rheinland.

Bei der Westwall-Inspektion besichtigte Adolf Hitler zusammen mit hohen Offizieren am 18. Mai 1939 auch die militärischen Anlagen mit den zwei Ferngeschützen am Murhof und am Hübschberg in Ottenhöfen. Solche hohen Besuche, sowie die umfangreichen Bauaktivitäten, blieben den Franzosen und den Engländern nicht verborgen.

Der Absturz in der Nacht vom 3. Mai 1940 erfolgte nur sieben Tage vor Beginn des Frankreich-Feldzuges. Die niedrige Flughöhe, die Flugroute von Achern nach Ottenhöfen, lassen darauf schließen, dass dieser Aufklärungsflug gezielt den Eisenbahngeschützen auf der Achertalbahn und vor allem den zwei Ferngeschützen am Murhof und am Hübschberg galt.



Ab Mitte Mai 1940 beschossen diese zwei Ferngeschütze und die Eisenbahngeschütze die Maginotlinie von Straßburg bis Hagenau im Elsass.

Beim Heumachen in der „Heid“, nahe dem Großweierer Wald, konnte jeweils bei einem Abschuss ein Rauchring in Richtung Achertal beobachtet werden, so ähnlich wie der in die Luft geblasene Rauchring eines Zigarren-Rauchers.

In dieser Zeit flogen Verbände von Stukas Ju 87 gut sichtbar und schwer brummend über uns hinweg in Richtung Westen, sie kamen nach kurzer Zeit wieder zurück.

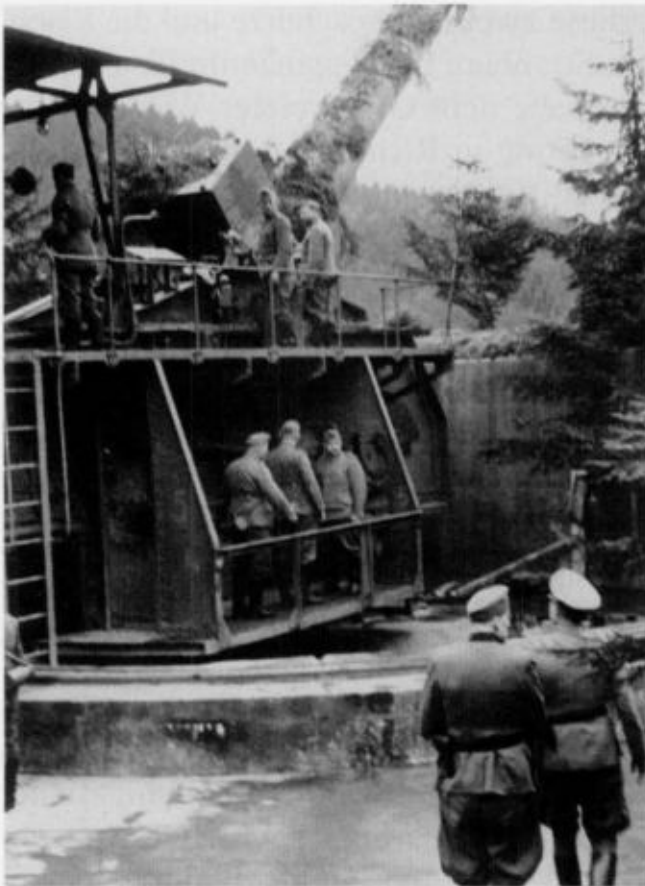
### *Die Ferngeschütze am Murhof und Hübschberg*

Zu dem Ferngeschütz am Murhof in Ottenhöfen möchte ich Herrn Josef Herrmann, ehemaliger Lehrer und Schulleiter aus Seebach, und seine Ehefrau, die am Murhof aufgewachsen ist und Adolf Hitler bei seiner Inspektion der militärischen Anlagen gesehen hat, zitieren:

Bekannt wurde der Murhof und der benachbarte Hof Hübschberg im Zweiten Weltkrieg 1939-1945 durch die Geschützanlagen des sogenannten Westwalls, die im Eiltempo 1938-1939 ausgebaut wurden. In unmittelbarer Nähe wurde rechts und links vom Bauernhaus „Murhof“ eine Geschützanlage betonierte, mit den dazu gehörigen Munitions- und Mannschaftsbunkern. Auch zwei Wasservorratsbunker gehörten dazu. Insgesamt sieben Bunkeranlagen standen schließlich allein auf dem Gelände, das zum Murhof gehörte. Es wurde als Militärgrundstück vermessen, abgetrennt, und musste nach verlorenem Krieg wieder zurückgekauft werden.

In der Bauzeit arbeiteten zeitweise 1000 Arbeiter der „Organisation Todt“ bei Tage und ebenso 1000 Mann bei Nacht. Der Bauer Rösch hatte keine ruhige Stunde mehr, er machte Kontrollgänge, ob nicht jemand mit brennender Zigarette in Scheune, Stallungen oder Speicherräume sich aufhielt. Schließlich war auf so einem Hof fast alles frei zugänglich. Beim ersten Einsatz der Geschütze während des Frankreich-Feldzuges musste die Familie Rösch vom Feld weg in einen Mannschaftsbunker eilen, wegen des Luftdruckes den Mund öffnen und die Ohren zuhalten. Auf dem Dach war kaum mehr ein ganzer Ziegel, die Wände waren größtenteils eingedrückt, nur das Balkengerippe stand noch. In der Nacht bei Regen und völliger Dunkelheit, es bestand bei allen Gebäuden Verdunkelungspflicht, zog die Familie mit dem gesamten Viehbestand nach Seebach und kehrte erst nach einem halben Jahr wieder zurück, als der Frankreichfeldzug vorüber, das Haus wieder instandgesetzt und die Geschütze zur Kanalküste abgezogen waren.

In der ganzen Zeit, als die Geschützanlagen existierten, lebte man in stetiger Angst vor Luftangriffen. Die Familie Rösch war die einzige im Achertal, die zu Kriegsflüchtlingen wurden und Haus und Hof verlassen mussten.



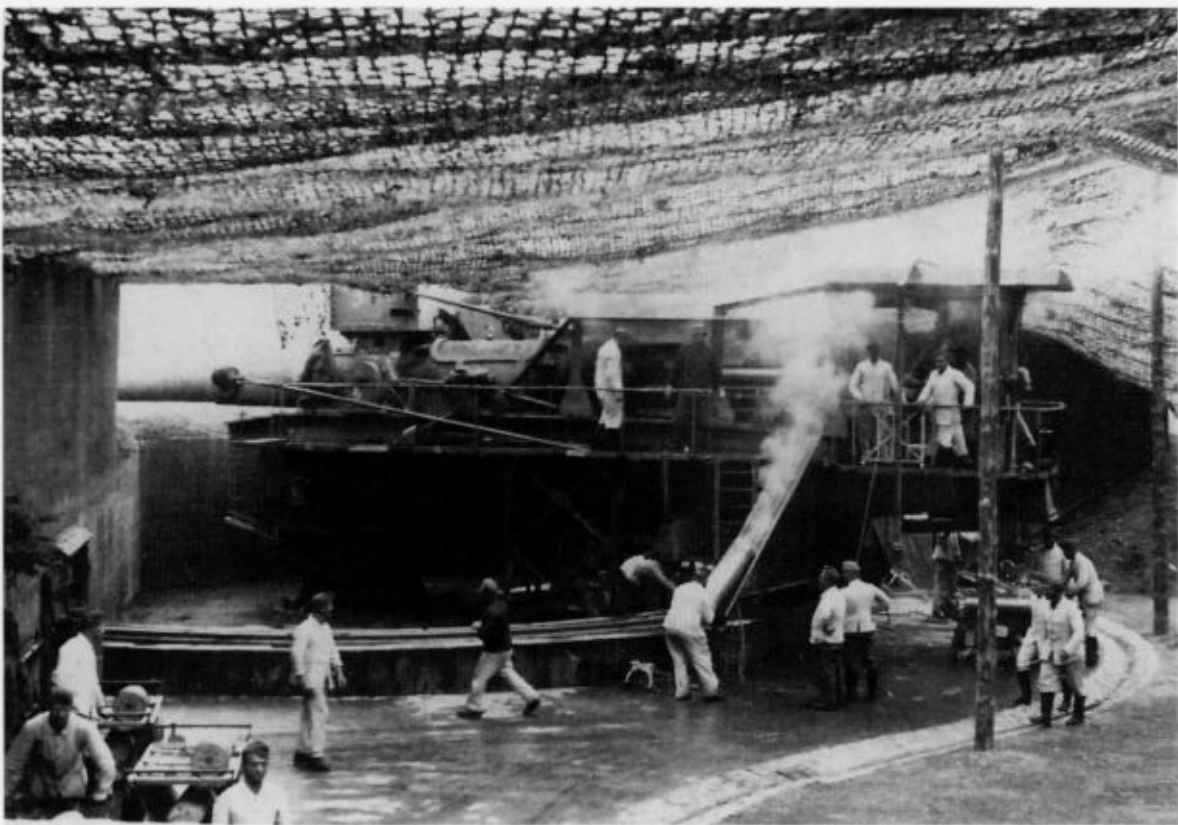
*Das Ferngeschütz am Murhof in  
Feuerstellung  
Abb.: Käshammer*



*Transport von Kartusche und  
Geschoss vom Munitionsbunker  
zum Aufzug bei der Geschütz-  
anlage  
Abb.: Käshammer*



*Der halbkreisförmige Schwenk-  
bereich der Geschütz-  
anlage  
Abb.: Käshammer*



*Abtransport der leeren, heißen Kartusche über eine Rutsche      Abb.: Käshammer*



*Die fast mannshohe Kartusche im verschossenen Zustand  
Abb.: Käshammer*



*Durch die Druckwelle wurde der Bauernhof „Murhof“, der in unmittelbarer Nähe stand, schwer beschädigt. Das Dach wurde dabei weitgehend abgedeckt, Wände waren eingedrückt, Holzverschalungen abgerissen  
Abb.: Käshammer*





*Der „Murhof“ in Ottenhöfen steht nun bald 300 Jahre. Am Eckpfosten ist die Jahreszahl 1736 eingekerbt. Wenn er sprechen könnte ...* *Abb. Fischer*

### *Die Evakuierung der Bevölkerung von Muckenschopf nach Sasbach am 9. Juni 1940*

Für mich als 13-Jähriger war es ein trauriger Anblick, wie die ersten Wagen morgens am westlichen Ortseingang von Sasbach, an der „Brusel“, einem Stauwehr am Sasbach ankamen.

Die Leiterwagen waren vollgepackt mit den notwendigsten Habseligkeiten. Die Milchkühe und das Jungvieh waren hinten an den Wagen angebunden. Diese weite Strecke zu laufen war für die bisher nur im Stall stehenden Tiere eine große Belastung.

Mit gutem Willen, Rücksichtnahme und Einschränkung wurde die Unterbringung von Mensch und Tier bewältigt. Die Hauptlast lag bei den Frauen, die nicht nur den Haushalt mit ihren Kindern in fremder Umgebung, sondern auch das Vieh, manchmal in verschiedenen Ställen, zu versorgen hatten. Zusätzlich musste aus Muckenschopf Futter für das Vieh herangeschafft werden. Eine nicht ungefährliche Aktion, bei der die Leute vor Granateinschlägen nicht sicher waren. Anfang Juni, zu Beginn der Heuernte, war der Heuvorrat gering und Grünfutter war in Sasbach nicht in ausreichender Menge vorhanden.



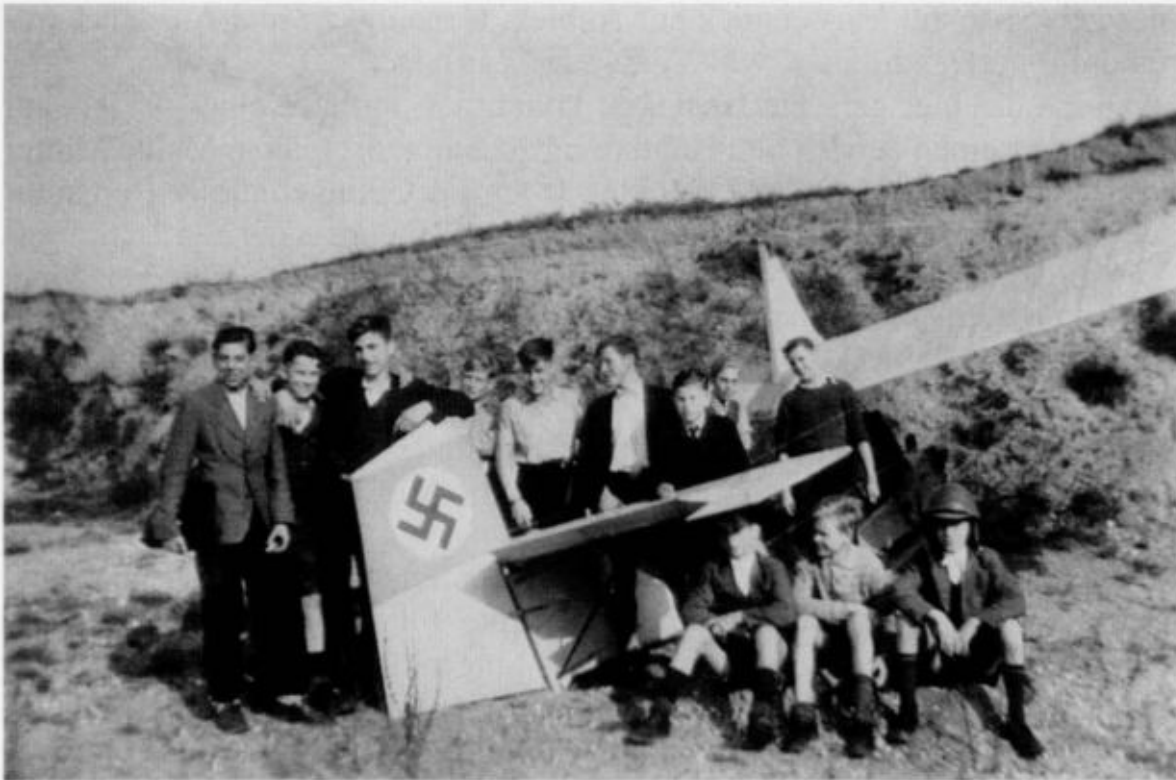
*Ein Fahrradausflug an den Rhein mit einer Besichtigung der Westwall-Bunker, nach Beendigung des Frankreich-Feldzuges* *Abb.: Fehringer*

Scheunen und Ställe waren vorher schon weitgehend belegt mit untergestellten Pferden der in Sasbach einquartierten Soldaten. Eine Rechnung „Stroh für die Turnhalle von 66.88 RM“ zeigt, wie alle Räumlichkeiten in diesem Zeitraum im Ort gebraucht wurden.

Am 19. Juni 1940 wehte die deutsche Fahne auf dem Straßburger Münster. Nach dem Waffenstillstand mit Frankreich am 25. Juni 1940 konnten die Flüchtlinge aus dem Hanauerland wieder in ihre Ortschaften zurückkehren, soweit ihre Häuser noch standen oder bewohnbar waren.

Einem Ausflug an den Rhein stand nun nichts mehr im Wege. Am „Westwall“ stiegen wir Buben auf die Bunkeranlagen, die direkt an der Uferzone des Rheines begannen.

Das Elsass, das nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg von 1914–1918 zu Frankreich kam, war nun wieder „deutsch“ und dem Reich angegliedert. Mit meinen Eltern konnte ich Verwandte in Straßburg in der Nähe vom „Poligon“ besuchen und das Münster und die Altstadt besichtigen. Mein Vater kannte sich in Straßburg gut aus. Er war hier in jungen Jahren Soldat beim 14er Fußartillerie-Regiment gewesen. Ein Gedenkstein am Immenstein bei Neusatz erinnert noch an dieses Regiment.



*Die Fluggruppe aus Achern auf dem Fluggelände „Baldenau“ in Rastatt. Der Autor 3. v.l. Abb.: Privat*

### *Meine Segelfliegerei 1942–1943*

Schon der Flugmodellbau in der Volksschule unter Leitung von Lehrer Morgentaler hatte mich fasziniert. Nach der Schulentlassung 1942 war es für mich dann selbstverständlich, bei der Segelfliegergruppe in Achern einzutreten.

Diese Gruppe leitete Fluglehrer Schröder aus Achern. Er war in Offenburg bei der Reichsbahn im Werkstattbereich tätig und war ein Fachmann in Theorie, ein Mann, der sein vielfältiges, handwerkliches Wissen an uns weitergab.

Im theoretischen Unterricht lehrte er uns Jugendliche z.B. die Grundkenntnisse und die Wirkungsweise der Luftströmung an der Tragfläche von einem Flugzeug.

Der praktische Unterricht fand im Bauraum über dem Gebäude der heutigen Weinstube „Trotte“ in Achern statt. Beim Angriff auf Achern am 7.1.1945 fielen diese Räumlichkeiten den Bomben zum Opfer.

Jeden Freitagabend kamen in diesem Werkraum die flugbegeisterten Jungen zusammen, um nach genauer Anweisung von Fluglehrer und Werkstattleiter Schröder Probestücke in Holz und Metall anzufertigen. Nicht im-

mer gelang so ein Musterstück auf Antrieb, Genauigkeit und Ausdauer waren dafür notwendig.

Durch die hier gelernte Fertigkeit konnte ich mithilfe eines Nagels auf dem Acker einen zerrissenen Hanfstrang zusammenspleißen. Meine Mutter war über diese „Soforthilfe“ erstaunt. Über das Gelingen dieser Reparatur auf dem Feld war ich innerlich ein wenig stolz.

Vor dem Fliegen war zu Hause eine große Hürde zu überwinden. Mein Vater musste dazu die dafür notwendige „Verzichtserklärung“ unterschreiben. Das bedeutete bei einem Flugunfall, dass jeder Anspruch gegenüber dem Staat ausgeschlossen war.

Jeden Sonntag war bei guter Witterung Flugdienst in Rastatt in der Baldenau. In laufschriftartigem Tempo wurde die Maschine von der Halle am Bahnhof zum Fluggelände gefahren.

Nach dem Zusammenbau der SG 38, einem Schulflugzeug, das auch eine unsanfte Landung aushalten konnte, machte Fluglehrer Schröder immer den ersten Probeflug. Jedem Start voraus gingen die Kommandos des Fluglehrers: Haltemannschaft fertig! Startmannschaft fertig! ausziehen! laufen! Beim letzten Kommando: Los, gab die Haltemannschaft das Flugzeug frei.

Bis zum Ausklinken des dicken Gummiseiles stieg das Flugzeug steil nach oben. Die Maschine musste mit dem Steuerknüppel waagrecht gehalten werden und sollte zur Landung leicht aufsetzen.

Bis zur A-Prüfung waren fast 60 solcher kleinen Flüge von kurzer Dauer vorgeschrieben, um sich die notwendige Sicherheit anzueignen. Jeder Start wurde in ein Flugbuch eingetragen, das Flugverhalten und jeder Fehler wurden hier vermerkt. In der Heimschule Lender nahm die Acherner Fluggruppe an einem „Funklehrgang“ teil. Hier wurde an Morseapparaten geübt, um mit Morsezeichen Texte zu übermitteln. Der internationale Hilferuf: SOS sah in Morsebuchstaben mit Punkten und Strichen so aus: . . . \_ \_ \_ . . .

Mit Spaß und Eifer war ich bei der Sache, zu Hause übte ich mit meiner jüngeren Schwester. Diese gab mit dem Gleichton der Handorgel die Buchstaben in Morsezeichen, die ich dann in Buchstaben schreiben musste.

Wir wechselten diese Übungen miteinander ab, zum Schluss konnte meine Schwester die Texte schneller schreiben als ich.

Die bekannten Flugzeugtypen der Luftwaffe und der Gegner waren jedem Flugschüler bekannt. Auch die Bedeutung von Abkürzungen für den Flugverkehr wurde gelernt. Die Abkürzung QBI bedeutete: Schlechtwettervorschriften treten in Kraft.

Die Flugbegeisterung und die Lernfreudigkeit von uns jungen Menschen wurde, ohne dass wir es voll begriffen, als vormilitärische Ausbildung für den Fliegernachwuchs verwendet. Für einen Fluglehrgang war man dann schon lange vorher angemeldet.

Mein Termin traf mit der geplanten Kriegstrauung meiner Schwester zusammen. Ein Tag vor Lehrgangsbeginn war mein künftiger, sympathischer



Schwager noch nicht von seinem Fronturlaub aus Russland eingetroffen. Zur Hochzeit war ich als Trauzeuge vorgesehen. Es war noch nicht ganz sicher, wann er ankommt, so entschied ich mich für den Fluglehrgang. Während des Lehrgangs in Niederbronn im Elsass traf der Bräutigam ein. Die Kriegstraung konnte stattfinden, auch ohne mich.

Für die Segelfliegerei und besonders für diesen Fluglehrgang hatte bei mir zu Hause, bis auf meine jüngste Schwester, niemand Verständnis. Die Faszination vom selbständigen Steuern eines Flugzeuges hatten sie nicht erlebt und konnten daher nicht mitfühlen.

Bei diesem Fluglehrgang in Bad-Niederbronn flog bei tiefhängenden Wolken am 19. Juni 1943 ein deutsches Flugzeug, eine HE 111, über unsere Köpfe hinweg und schlug an der nahegelegenen, bewaldeten Bergkuppe auf. Wir jungen Flugschüler rannten zur Absturzstelle, da kam jedoch jede Hilfe zu spät. Die Vier-Mann Besatzung war tot. Sie bestand aus dem Flugzeugführer, den es durch die Glaskanzel geschleudert hatte, dem Beobachter, dem Bordfunker und dem Bordmechaniker. Wie es sich aus der Nachforschung ergab, waren sie zu einem Übungsflug vom Fliegerhorst „Dijon“ in Frankreich gestartet und gehörten dem KG 55 an.

Dieses schreckliche Erlebnis ging an mir nicht spurlos vorbei, meine Gedanken waren: Wenn der Krieg noch lange dauert, dann könnte mein Ende auch so aussehen.

Am 11.11.1943 wurde ich in die Luftwaffenstelle nach München zur Flugzeugführer-Eignungsprüfung einbestellt. Ich war gerade mal sechzehnhalb Jahre alt, da war ich als Fliegernachwuchs schon registriert. Diese Eignungsprüfung war sehr umfangreich, Sport Gedächtnis und Schulwissen wurden geprüft. In Geographie wurde nach Nebenflüssen links und rechts des Rheines gefragt.

### *Die ernste Kriegslage 1944*

Die inzwischen verschärfte Kriegslage, durch die schweren Bombenangriffe auf die Städte und die sich häufenden, beängstigenden Nachrichten aus Russland ließen unsere Zukunft immer bedenklicher erscheinen. Die Todesanzeigen der Gefallenen zeigten deutlich die Situation. Welche Not hinter solch einer Todesnachricht jeweils stand, können nur die Betroffenen ermessen, bei denen der Bruder oder der Vater nicht mehr zurückkehrte. Manches junge Eheglück wurde zerstört, so bei meinem Schwager, der die Geburt seines Sohnes nicht mehr erlebte. Die Todesnachricht kam zuerst an das Rathaus, dort hatte der Bürgermeister die Aufgabe, den Angehörigen diese traurige Nachricht zu überbringen.

Beim Angriff auf Achern am 7.1.1945 fielen auch Bomben auf Sasbach. Eine Fünf-Zentner-Bombe explodierte wenige Meter vom Elternhaus entfernt auf der Unterdorfstraße. Von Glasscheiben und Riegelwänden des



Sol- u. Ostseebad Kolberg. Seebrücke

kleinen Fachwerkhauses überschüttet, überstand meine Schwester im Wohnzimmer, das 14 Tage alte Baby im Arm, am Boden liegend, diesen Angriff. Wegen Stromausfall durch Jabo-Angriffe kam der Bub bei Kerzenschein auf die Welt.

Zum Glück wusste ich noch nicht, was mich noch alles erwarten sollte, vom Fronteinsatz in Holland bis zur Verwundung vier Wochen vor Kriegsende.

#### *Meine Zeit beim Reichsarbeitsdienst, bei der Luftwaffe und im Lazarett*

In der Zeit vom 4. April 1944 bis 31. Juli 1944 war ich beim Reichsarbeitsdienst. Die Baracken der Abteilung 6/266 in Stuttgart-Vaihingen standen im Wald auf dem heutigen Gelände der Firma IBM an der Autobahnkreuzung nach Böblingen. Trotz der Kriegszeit übten wir noch den Spatengriff. Der „Bettenbau“ war noch aus der Kaiserzeit, man begab sich vorsichtig in die „Falle“, damit die Kante vom Strohsack nicht deformiert wurde.

Nahtlos folgte ein Segelfluglehrgang in Mosbach vom 3. bis 15. August 1944. Hier erreichte ich den B-Schein. Auf den Wiesen machten sich bei den Landungen die Grenzsteine unangenehm bemerkbar. Als Schreiner durfte ich daher mehrfach die defekten Kufen austauschen.

Zur Luftwaffe wurde ich am 26. September 1944 nach Nagold zum Flieger-Ersatzbataillon VII einberufen. Kurz nach der Ankunft in Nagold erfolgte ein Luftangriff. Vom nahen „Eisberg“ sah ich die herabfallenden



Erwin Fischer, Post nach Sasbach

Bomben, die wie Wassertropfen in der Nachmittagssonne glänzten. Untergebracht waren wir in leerstehenden, getarnten Munitionsdepots im Wald vom Eisberg. Nach der Einkleidung erfolgte die Fahrt von Nagold in Güterwagen über Nürnberg, Berlin nach Kolberg an der Ostsee. Im vorsichtigen Vorbeifahren sahen wir in Nürnberg, wie ein Zug von einem Luftangriff, die Lokomotive und die Wagen mit den Rädern nach oben durcheinander auf den Gleisen lagen.

Die Kasernen vom Flugplatz Kolberg-Bodenhagen mit Klinkerfassaden und ihren Vier-Mann-Zimmern waren sehr ordentlich. Das Rollfeld war entlang der Ostseesteilküste. Hier erfolgte meine Grundausbildung beim Flieger Ausbildungsregiment 204.

Im Gegensatz zu den Wachmannschaften bekamen wir jungen Rekruten ein reichhaltiges Essen. Die Ausbildung war hart, wir durften uns nur im Laufschrift bewegen. Inzwischen hatten sich die „Fronten“ besonders in Ostpreußen den Reichsgrenzen genähert. Künftiges fliegendes Personal mit einer längeren Ausbildung wurden bei dieser Kriegslage nicht mehr ausgebildet. Deshalb kamen wir nach Gardelegen, eine „Hochburg“ der Fallschirmjäger. Diese Unterkünfte waren heruntergekommene Baracken. Unter den Strohsäcken befanden sich nur noch einzelne Auflagebretter. Vorgänger von uns hatten sie als Heizmaterial zweckentfremdet. Die bogenförmige Wellblechhalle, mit einem Rumpf einer JU 52 für Sprungübungen, stammte aus besseren Zeiten. In Weißewarte beim Fallschirmjäger-



Granatwerfer-Lehrbataillon Nr. 1 endete die kurze Ausbildungszeit. Hier begegnete ich meinem Segelfliegerfreund Eugen Riehle aus Achern, der im März 1945 kurz vor Kriegsende fiel.

Mitte Februar wurde es ernst, unbehindert durch feindliche Flieger kamen wir nach einer Nachtfahrt in Holland an. Bei der Ankunft schneite es waagrecht, der Wind wehte bald die gute Erbsensuppe aus dem Kochgeschirrdeckel. Das Wetter in Holland wechselte sehr schnell vom Regenschauer bis zum Sonnenschein. In den ersten Tagen wurden wir abwechselnd Tag und Nacht zum „Wache schieben“ eingesetzt. Auf Beobachtungsposten in der Nacht, liegend oder eingebuddelt auf einem mannshohem, Strohhaufen, war die Gefahr groß, einzunicken. Wir Posten wurden laufend kontrolliert und die Beobachtungen abgefragt. Einmal fütterten wir Kinder von einem Flüchtlingstreck aus unserer Feldküche. Mit weißer Fahne, Pferden und Wagen kamen sie an. Der Kompaniechef hatte ein Herz für diese abgemagerten Kinder. Daraufhin war der holländische Pfarrer, bei dem der Kompanietrupp einquartiert war, freundlicher zu uns.

Die Stimmung war nach außen hin ungebrochen, wenn auch jeder wusste, wie der Krieg enden wird. Einmal stimmte der Kompaniechef, in einem umbauten Hof, das Lied an: „Wilde Gesellen vom Sturmwind durchweht, Fürsten in Lumpen und Loden, ziehn wir dahin bis das Herze uns steht, ehrlos bis unter den Boden. Doch der Gekrönte sendet im Tau tröstende Tränen hernieder“. Wir alle sangen oder summten leise mit, für viele spiegelte es die tatsächliche Stimmung wider. Der Rückzug erfolgte im Raum Arnheim nach Winterswijk in Richtung deutscher Grenze.

Einmal suchten wir nach einem Nachtmarsch gegen Morgengrauen ein Quartier in einem schönen Holzhaus. Zögerlich machte der Hausherr auf. Ohne viel zu sprechen legten wir uns auf den Boden im Wohnzimmer. Nach wenigen Minuten musste ich mit einem weiteren Mann mit „geliehenen“ Fahrrädern in ein Nachbarort fahren. Wir überquerten dabei eine Straßenkreuzung, wo gerade Pioniere dabei waren, eine Sperre zu errichten, da schlugen die ersten Granaten ein. Wir lagen mit den Fahrrädern auf der Straße und waren zum Glück nicht verletzt. Nach Ausführung unseres Auftrages kamen wir beide wieder gut zurück. Doch das Holzhaus, wo wir beide uns vor einer Stunde nur kurz hinlegen konnten, war durch einen Volltreffer dem Erdboden gleichgemacht worden.

Ende März 1945 kam ich dann zur 12. Sturmgeschütz-Brigade. Der Umgangston zwischen Vorgesetzten und uns jungen Soldaten war kameradschaftlich, fast fürsorglich. Vom forschen Kasernen-Kommandoton war nichts mehr zu spüren. Die Vorgesetzten wollten keine Helden.

Der Ablauf eines Tages war oft ähnlich: Übernachten in einer Scheune, vor Tagesanbruch wecken, aufstehen. Zum Frühstück gab es oft ein Kochgeschirr voll Suppe, ein süßes Milch-Haferflocken- oder Nudelgemisch.

Im Halbdunkel dann wegfahren auf einem Sturmgeschütz. Das lange



Kanonrohr hatte das Kaliber 8,8 cm. In Scheinmanövern, mit laut heulenden Motoren, versuchten die erfahrenen alten Hasen die Engländer zu täuschen, um dann fast lautlos im Kriechgang in einer anderen günstigen Position auf die englischen Panzer zu lauern. Kommandant Leutnant Deutsch hatte schon 26 Panzer abgeschossen.

Es sah manchmal nach einer geregelten Zeiteinteilung aus. Um 6 Uhr begannen die ersten Schusswechsel, von da an war jeder von uns „Begleitern“ wach und nicht mehr müde. Dann war Feuerpause bis 9 Uhr. Vor Mittag nochmals das gleiche Kriegsspiel. Vom Spätnachmittag bis zum Abend war dann meistens der Teufel los. Auf die langsamen Artillerie-Beobachtungsflugzeuge verschwendeten wir viel Gewehrmunition, nur vor der Vierlingsflak hatten sie Respekt.

In Deutschland war, nach Gildehaus und Bad Bentheim, Lingen für mich der letzte Einsatz. Hier wurde ich vier Wochen vor Kriegsende am 6. April 1945 noch durch Granatsplitter am Bein verwundet. In Erwartung unserer englischen „Freunde“ standen wir als Begleitschutz von unserem Sturmgeschütz an einer schmalen Straße mit Bäumen in der Nähe einer Siedlung. Nach einem nahen Granateinschlag lag ich im Straßengraben und hatte vor allem heftige Schmerzen am linken Bein. Die Hosen und Stiefel waren blutig.

Vom Transport und der Versorgung durch Sanitäter in einem Raum habe ich nur eine ungenaue Erinnerung. Als ich wieder aufwachte, befand ich mich in einem Krankenwagen, der anhielt, zwei englische Soldaten schauten herein und machten die Türe wieder zu. Die Fahrt in Güterwagen auf Tragbahren wurde in Wesermünde unterbrochen. Mädchen und Frauen gaben uns zu trinken und gefrorene Fruchtstücke. Trotz meiner großen Schmerzen kam ich mir nur leicht verwundet vor, als ich in meiner Umgebung die anderen Verwundeten mit Verbänden am ganzen Körper sah. Im Res.-Lazarett XIII in der Sachsenwaldschule in Hamburg-Reinbek begann für mich dann eine schwierige, ernste Zeit.

Einer aufmerksamen, erfahrenen OP-Schwester verdanke ich den Erhalt meines Beines. Nach der Handbewegung des Arztes sollte das Bein abgenommen werden, sie erkannte jedoch, wie ein Gasbrand sich schon über das Gesäß ausgebreitet hatte. Eine Amputation war daher nicht mehr möglich. Dank guter Pflege, insbesondere durch Ordensschwestern, habe ich überlebt. Im Lazarett wurde ich 18 Jahre alt. Mit Bewunderung und Dankbarkeit denke ich an diese selbstlosen Krankenschwestern zurück. Beim Verbandswechsel meiner übelriechenden, schmierigen großflächigen Wunden hatten diese Ordensfrauen neben freundlichen Gesten immer ein aufmunterndes Wort übrig. Statt einem Gewicht von 150 Pfund bei der Musterrung hatte ich nur noch 94 Pfund. Werner Dilger aus Achern und Friseur Wiedemer aus Bühl lagen mit schwerer Verwundung auch in diesem Lazarett in Hamburg-Reinbek.

Ein gut deutsch sprechender englischer Offizier nahm mir einige Monate nach Kriegsende am Krankenbett mein Soldbuch ab. Er schaute mich an und fragte, ob ich in Bühl jemanden kenne. Ich sagte, die Firma Beuchert ist mir bekannt. Gleich nebenan, in dem Haus mit dem Blechdach in der Schwanenstraße habe ich gewohnt, war die Antwort des englischen Offiziers.

Nach 13 Monaten Lazarett-Aufenthalt konnte ich am 28. Mai 1946 die Heimfahrt antreten. Bis ich aber wieder auf den Beinen war, verging eine lange Zeit.

### *Nachwort*

Man wurde in diese Zeit hineingeboren, ein Ausweichen war nicht möglich. Zum Nachdenken, zum Klagen war kein Platz. Die dunklen Wolken des Krieges verzogen sich wieder. Nach vielen Jahren der Feindschaft und leidvollen Kriege leben wir mit Frankreich und England nun in guter Nachbarschaft und Freundschaft. Heute bestehen langjährige, enge Familien-Freundschaften zu beiden Ländern. Es ist ein Geschenk unserer Zeit, möge es immer so bleiben.

### *Quellen*

- Stadtgeschichtliches Institut Bühl-Neusatz:  
 Mittelbadischer Bote vom 7.5.1940: Beerdigung der Flieger in Achern  
 Gemeindegarchiv Sasbach: Rechnungen, Belege von 1939–1940  
 Amend, Eugen: Sasbach, Englisch-Übersetzung  
 Charvat, Andreas: Rastatt, Absturzbericht der RAF, 3. Mai 1940  
 Herrmann, Josef: Seebach, Aufbau der Geschützanlage am Murhof. Rösch, Herbert: Ottenhöfen, Murhofbauer  
 Foto Käshammer-Brandstetter: Kappelrodeck, Fotos der Geschützanlage am Murhof  
 Mohring, Siegfried: Freiheit in Gefangenschaft. Karlsruhe 2001  
 Bruder, Gerhard: Förster, Sasbachwalden, Absturzort oberhalb vom Kohlweg  
 Großholz, Heinz: Membrechtshofen, Datum, Evakuierung von Muckenschopf  
 Hauns, Alfred: Chronik Wintersdorf, Datum, Sprengung der Rheinbrücke  
 Bayer, Rosa: Sasbach, Foto Geschützgruppe  
 Zimmer, Klaus: Blenheim an der Somme, Oktober 1939. Westricher Heimatblätter, Sept. 2000, Nr. 4

## Die Kriegsfaust über Ettenheim

*von Joh. B. Ferdinand, herausgegeben von Horst Ferdinand*

Die dramatischen Tage des Zusammenbruchs liegen jetzt weit über fünfzig Jahre zurück. Die Zahl derer, die die schlimmen Tage vor der Kapitulation und danach mit Bewusstsein miterlebt haben, verringert sich ständig. Aus diesem Grunde mag die Veröffentlichung der Kriegschronik einer kleinen mittelbadischen Stadt besonderes Interesse beanspruchen. Sie beruht zum kleineren Teil auf Aktenstudium oder auf Auskünften von anderen; zum weitaus größeren Teil hat der Verfasser die geschilderten Vorgänge an Ort und Stelle, seit 16. Oktober 1944, miterlebt und unmittelbar schriftlich festgehalten. Der Autor – mein Vater, Landgerichtsdirektor i. R. Dr. J. B. Ferdinand, Chronist und Ehrenbürger der Stadt Ettenheim (1880–1967) – hat die Niederschrift am 25. November 1945 abgeschlossen; sie umfasst die Zeit von Kriegsbeginn im Jahre 1939 bis zum 1. November 1945.

Über die Zeit zwischen dem 4. März und dem 14. April 1945 – in der sich die Front näherte – wird nur zusammenfassend berichtet. Der Herausgeber hat deshalb die Darstellung an dieser Stelle durch Auszüge aus Nummern der „Lahrer Gemeinschaftszeitung“<sup>1</sup> vom 24. März bis 14./15. April 1945, aus dem Nachlass von Dr. J. B. Ferdinand, ergänzt. Wie es damals in den Köpfen und Herzen der Menschen aussah, die ohne irgendeine Möglichkeit der Einflussnahme diese dunklen Tage durchleben mussten, wird aus diesen kurzen Auszügen da und dort sichtbar; sie vermitteln aber auch ein Bild der Lügenfassade, die die damaligen Machthaber bis zum letzten Augenblick vor der Bevölkerung aufrichteten.

Die Zeitungsnummern bestehen jeweils aus einem einzigen Blatt, an den Wochenenden aus einem Doppelblatt. Auf der ersten Seite wird in der Regel der tägliche Wehrmachtbericht wiedergegeben. Es ist hier nicht der Ort, die kunstvoll verschleierte Sprache dieses Berichts zu analysieren, aufzuzeigen, wie versucht wird, eindeutig schwere Niederlagen in wenigstens relative Abwehrerfolge umzumünzen. Wie sich die Front unaufhaltsam, von Tag zu Tag in Richtung Süden vorschob – und schließlich am 19. April Ettenheim erreichte –, ist oft nur schwer zwischen den Zeilen zu lesen.

Neben dem Wehrmachtbericht wurde meist ein von prominenten Größen jener Zeit verfasster Leitartikel abgedruckt, in dem mit Vorliebe mit Bezug auf angebliche historische Parallelen – Siebenjähriger Krieg etc. – in sublimierterer Form zum Durchhalten aufgefordert wurde als in den regelmäßig auf der ersten Seite erscheinenden „Parole des Gauleiters“, wo mit allen Mitteln der Demagogie und Volksverführung zum Widerstand bis



zum Letzten aufgerufen wurde. Dass diese Parolen wenigstens teilweise von Erfolg begleitet waren, vor allem bei der irregeleiteten Jugend, zeigen etwa der Bericht „Hitler-Jungen schossen zwei Panzer ab“ vom 7./8. April 1945 oder die Meldung „Badische Jugend kämpft fanatisch“ vom 14./15. April 1945.

Der lokale Teil des Blattes, auf der zweiten Seite, wird weitgehend durch das von den Kriegseignissen bestimmte örtliche Geschehen bestimmt: Ratschläge über das Verhalten bei Jabo-Angriffen, Verlautbarungen über die Zuteilung von Lebensmitteln, Empfehlungen zur Verbesserung und Streckung der Ernährung etc.

Vom Kriegsgeschehen in seiner tragischen Auswirkung sprechen auch die täglich auf der Rückseite des Blattes erscheinenden Todesanzeigen, in denen – offensichtlich nur in redaktionell zugelassener Kurzform – mitgeteilt wird, dass ein Angehöriger gefallen sei. Die zu Beginn des Krieges ab und zu verwendete Formel „In stolzer Trauer“ findet sich nirgends mehr; es heißt jetzt im März 1945 „in unsagbarem Schmerz“. Regelmäßig, wenn auch im Kleinstdruck, finden sich übrigens kirchliche Nachrichten – immerhin im „Amtlichen Mitteilungsblatt des Kreises Lahr der NSDAP“.

Von besonderer Bedeutung für die Durchhaltestimmung waren die Kinovorführungen. Über sie wird genauestens berichtet; ihre ausschlaggebende Rolle für die Stärkung der Moral im NS-Sinne war in bald sechs Jahren Krieg erprobt. Ein sonderbares Kuriosum sei in diesem Zusammenhang festgehalten: In einer Zeit, in der „die Feinde die Unterwelt mit allen Verdammten gegen das deutsche Volk entfesselt haben“ (Parole des Gauleiters am 6. April 1945), wurden bei derselben Jugend, die bedenkenlos als Kanonenfutter verheizt wurde, dann subtile Unterschiede gemacht, wenn es sich um den Besuch von Filmveranstaltungen handelte. „Jugendfrei“, „Jugend ab 14 Jahren“ und „Jugendverbot“ galten beim Kinobesuch wie eh und je ...

Der Kleinanzeigenteil liest sich zum Teil friedensmäßig, wobei nicht übersehen werden darf, dass diese Nachrichten aus dem Alltag zweifellos auch eingerückt wurden, um damit die „Normalität“ der Lage zu demonstrieren und so indirekt zur Stärkung der Moral beizutragen. Dennoch, es mutet heute unwahrscheinlich an, wie angesichts der verzweifelten Durchhalteparolen und der sich täglich verschlechternden Lage die Fiktion des normalen Alltagsablaufs buchstäblich so lange aufrechterhalten wurde, bis die Geräusche der sich nähernden Panzer das definitive Ende ankündigten. Es entbehrt nicht einer düsteren Komik, wenn man liest, dass zu einer Zeit, in der das Großdeutsche Reich unter den Hammerschlägen der Alliierten an allen Ecken und Enden zusammenbrach, dem Normalverbraucher auf Grund landrätlicher Verlautbarung statt 62,5 Gramm Käse am 13. April 1945 125 Gramm zugeteilt würden. Verbohrter Patriotismus, aber sicher auch bürokratisches Beharrungsvermögen liegen solchen und anderen Ver-



lautbarungen zugrunde – oder war es einfach eine *laissez faire, laissez passer*-Stimmung? Wahrscheinlich von allem etwas.

Das Joch der Sieger, über das im letzten Teil der Chronik berichtet wird, war drückend schwer. Zu einem „Monat des Humors“, wie noch in einer Glosse der „Lahrer Gemeinschaftszeitung“ vom 3. April angekündigt, ist dieser April 1945 in Ettenheim ganz und gar nicht geworden. „*Vae victis*“ wurde für viele, viele Wochen unbarmherzige Wirklichkeit für die durch harsche Befehle eingeschüchterte Bevölkerung. Schon bei der geringsten Abweichung von den durch die Okkupationstruppen unnachsichtig auferlegten Normen drohte die Todesstrafe durch Erschießen.

Bevor die detaillierte Schilderung der spannungsreichen Tage vor und während der Eroberung der Stadt einsetzt, gibt der Autor der Ettenheimer Kriegschronik einen Überblick über die ersten fünf Kriegsjahre:

\* \* \*

### *I. Abseits des Krieges*

Die ersten Kriegsjahre 1939/40 brachten auch für Ettenheim zunächst keine herausragenden Ereignisse. Westlich Ettenheim am Rhein bot sich das gewohnte Bild des harmlosen, kaum einmal durch ein besonderes militärisches Ereignis, wie Spähtruppunternehmen über den Rhein usw., unterbrochenen Westwallkrieges. Das Bild änderte sich erst im Frühsommer 1940. Starke Truppenansammlungen – dichte Einquartierung bringend – deuteten auf bevorstehende besondere Ereignisse. Der Wehrmachtbericht vom Sonntag, 16.6.40, meldet u.a.: „Der Oberrhein ist östlich Kolmar in breiter Front im Angriff überschritten.“ Südlich Saarbrücken war vorher schon die Maginotlinie durchbrochen worden.

Im Zusammenhang mit diesen Kämpfen stand die Heranbringung eines schweren Eisenbahngeschützes, Kaliber 24 cm, genannt *Bel ami*, aus dem Saargebiet nach Ettenheim, das östlich der Stadt beim Sägewerk Schwarz Aufstellung fand. Vom Samstag, den 15., auf Sonntag, den 16. Juni, wurde der erste Schuss gelöst. Den Sonntag über und die nächsten 2 Tage wurden im ganzen 180 Schuss abgefeuert, zunächst Richtung Südwesten (Kolmar), dann Nordwesten (Straßburg). Fenster mussten geöffnet (Luftdruck), Läden geschlossen werden. Mancherlei Schäden an Häusern durch den starken Luftdruck. Mit schnellem Fortschreiten des Angriffs über den Rhein-Rhone-Kanal auf die Vogesen zu (Wehrmachtbericht vom 17.6.40) war auch diese Episode für Ettenheim abgeschlossen.

Schon vor Beginn des Krieges, Anfang August 1939, war im *Altwick* (Nordausgang Ettenheims) mit dem Bau eines Hauptsanitätsstollens begonnen worden. Die Bauarbeiten dauerten den ganzen Winter 1939/40 über fort und erstreckten sich bis in den Juni 1940. Am Freitag, 14.6., wur-



*Im Frühsommer 1940 wurde ein schweres Eisenbahngeschütz, Bel Ami genannt, nach Ettenheim transportiert und beim Sägewerk Schwarz in Stellung gebracht. Am 15./16. Juni begann dann die Beschießung über den Rhein hinweg in Richtung Kolmar und Straßburg. Bald nach der Besetzung Frankreichs wurde das Geschütz wieder abtransportiert*

*Bild: Sammlung Walter Merkle, Ettenheim*

de das unterirdische Lazarett in Betrieb genommen und von vier Ärzten betreut. Es war zuständig für den Abschnitt von Weisweil bis Kappel-Wittenweier. Die ersten Verwundeten kamen aus der Gegend Weisweil (durch Granaten Verletzte). Insgesamt fanden während des Oberrheinübergangs 93 Verwundete Aufnahme, die zum Teil operiert und dann in benachbarte Lazarette gebracht wurden. Vier Soldaten sind hier verstorben und beerdigt: 1.) Alfred *Greiser* von Plittersdorf bei Rastatt, geboren am 9.8.10, 4. Komp.Bau Batl. 45, gestorben 16.6.40. 2.) Friedrich *Folger* von Oststernburg – Wecken, geboren 17.3.07, 1. Komp.I.R. 323, gestorben 17.6.40. 3.) Karl *Wanninger* von Grafenwiesen/Niederbayern, geboren 25.6.10, 13.Batt.A.R. 218, gestorben 16.6.40. 4.) Emil *Fischer* von Dettingen a.d. Erms, Feldpostnummer 21 627, gestorben 20.6.40.

Das Lazarett war zirka eine Woche in Betrieb. Später, seit September 1940, wurde die Lazaretteinrichtung wieder ausgebaut. Am Sturz des Eingangs befindet sich die Inschrift: Steudel-Stollen, 3. Komp. Fest.Bau-Batl. 60.

Ein weiterer Stollen befindet sich in *Marbach* beim Hähnle (Westausgang von Ettenheim), der als Regimentsstollen gedacht und mit dessen Bau schon vor dem Altwickstollen begonnen worden war. Auch an diesem ist während des Krieges noch gebaut, er ist aber nie benutzt worden. Beim Graben stieß man schließlich auf Wasser. Das Holz ist später größtenteils wieder ausgebaut worden.

Seit Beendigung des Westfeldzugs war es in Ettenheim den ganzen Krieg über ruhig gewesen. Der Krieg hatte sich vom nahen Rhein, der Grenze gegen das Elsass zu, und vom Westwall immer weiter nach Westen entfernt. Es waren seit Juni 1940 beinahe friedensmäßige Verhältnisse im alten Städtchen an der Unditz. Auch als der Luftkrieg seit 1941/1942 deutsches Land und besonders die Großstädte immer mehr heimsuchte, fühlte man sich in Ettenheim, dem kleinen Landort, sicher, da Bombergeschwader nur gegen große Städte eingesetzt wurden. Daher auch viele Evakuierte aus Norddeutschland in Ettenheim.

Dieses Gesamtbild wurde auch dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt, dass im März 1944 über dem Hochwald, oberhalb Ettenheimmünster, drei viermotorige amerikanische Bomber durch deutsche Jäger abgeschossen wurden und am 30.4.44 ein deutsches Flugzeug bei Ettenheimweiler abstürzte.

## II. Wandlung

Das änderte sich erst im Herbst des Jahres 1944, als der Krieg, so wie er sich 1940 von unserer Gegend entfernt hatte, vom Süden, Westen und Norden her sich ihr wieder näherte. Am 19.11.1944 waren französische Truppen vom Süden her ins Elsass eingedrungen und am 22.11.44 fiel Straßburg von Norden her vorstoßenden französischen Truppen in die Hand. Damit hatten wir den Krieg in unserer nächsten Nähe, was uns nicht nur durch einen Tag und Nacht beinahe ununterbrochen anhaltenden Kanonendonner, sondern auch durch andere Ereignisse zu Bewusstsein gebracht wurde. Immer mehr machten sich Tiefflieger und Jabos bemerkbar. Diese störten auch vielfach die seit etwa September einsetzenden *Schanzarbeiten*, die nicht nur westlich Ettenheim, sondern späterhin auch auf den Höhen östlich Ettenheim den Vormarsch des Gegners hindern oder aufhalten sollten.

Schon der Herbst 1944, dann aber besonders die ersten Monate des Jahres 1945 brachten im Zusammenhang mit den Vorgängen im Elsass und in Frankreich zahlreiche *Truppeneinfmärsche* durch Ettenheim ostwärts, oft ganze Nächte hindurch. Tagsüber konnte wegen der Fliegergefahr nicht mehr marschiert werden.

Im März 1945 wurde noch mit dem Bau von *Panzersperrn* begonnen, die den Nord- und die beiden Westeingänge der Stadt (Altdorferstraße, Ringsheimerstraße, Rheinstraße) sichern sollten. Wie die Schanzarbeiten,



so können auch diese Maßnahmen nur als letzter Verzweiflungsakt einer aus dem Gleichgewicht geratenen Führung angesehen werden. Einzelheiten:

3. Oktober 1944, 12.45 Uhr: LKW des Armeesanitätsparks Ettenheim bei der Holzmühle beschossen.

8. Oktober 1944, (Sonntag) Vorm. 8 Uhr: Bordwaffenangriff auf den Zug Orschweier–Ettenheim. Prokurist Adler schwer verletzt. Lokomotive und 2 Personenwagen schwer beschädigt. 3 Wohnhäuser, Fabrikgebäude, Holzindustrie, Gewächshäuser Otto Stoelcker beschädigt.

12. Oktober 1944, 8 Uhr: Personenzug Nr. 943 zwischen Ringsheim und Orschweier auf Gemarkung Ettenheim mit Bordwaffen beschossen. 1 Toter (Soldat von Pforzheim), Lokomotive und 4 Wagen erheblich beschädigt.

14. Oktober 1944, 8.45 Uhr: Lokomotive zwischen Ringsheim und Orschweier, von Freiburg kommend, mit Bordwaffen beschossen. Lokomotivführer und Heizer verletzt.

19. November 1944, 13.15 Uhr: Tiefflieger beschießen das hintere RAD-Lager. Etwa 120 Treffer, keine Verluste, 3 Baracken beschädigt.

25. November 1944: Bomben in Orschweier, Gegend Bahnhof.

27. November 1944, abends: Bombergeschwader überflogen Ettenheim, die, wie am nächsten Tag bekannt wird, einen schweren Luftangriff auf Freiburg ausführten. Es herrschte dichter Nebel.

18. Dezember 1944, nachmittags: Bomben in Gegend Grafenhausen (in Ettenheim große Erschütterungen) und Kippenheim.

29. Dezember 1944, 14.30 Uhr: Brandbomben Luisenstraße, Blumenberg, Pfaffenbach u. Kretzenbach. Schäden an Gebäuden und Rebgrundstücken.

23. Januar 1945: Bomben in Gegend Orschweier.

Das letzte Drittel des Januar brachte starken Schneefall und große Kälte (29. auf 30. Januar min. 15 Grad).

2. Februar 1945, vorm. 9.30 Uhr: Sprengbomben auf Bahngelände südlich Orschweier, Gemarkung Ettenheim. Mit dem 9. Februar 1945, 10–11 Uhr setzte vom Elsass her die Artilleriebeschießung von Ettenheim ein, die sich hauptsächlich gegen das hoch und exponiert gelegene Forsthaus richtete (Brandgranaten).

13. Februar 1945, nachmittags: Beschießung (Brandgranaten)

15. u. 16. Februar 1945: Beschießung (Volltreffer im Forsthaus)

17. Februar 1945: Beschießung

19. u. 21. Febr. 1945: Fliegerangriffe auf Lahr, die von Ettenheim aus deutlich wahrzunehmen waren.

22. Februar 1945, gegen Mittag: Beschießung durch Tiefflieger mit Bordwaffen. Die Kesselanlage der Holzindustrie außer Betrieb gesetzt. Mehrere Häuser beschädigt, insbesondere Hindenburgstraße.<sup>2</sup> Die Führerbaracke des RAD-Lagers 2/272 brennt ab.





*Die Aufnahme aus dem Jahre 1935 zeigt das am östlichen Stadtrand von Ettenheim errichtete Reichsarbeitsdienstlager. Am 22. Februar 1945, als die Holzindustrie erneut Ziel von Tieffliegern war, wurde auch die Führerbaracke des RAD-Lagers in Brand geschossen Bildarchiv: Historischer Verein Ettenheim*

23. Februar 1945, abends: Artilleriebeschießung, Volltreffer im Forsthaus (am gleichen Tag schwerer Luftangriff auf Pforzheim).

27. Februar 1945, 7 Uhr morgens: Schlagartig einsetzendes Artilleriefeuer gegen die Landstraßen in Nähe Ettenheims.

In den Tagen des Februar vielfach Durchflug starker Bombenverbände, oft bis zu einer Stunde dauernd.

3. März 1945, 10–11 Uhr: Bomben auf die Holzindustrie und auf den untersten Teil der Kahlenberggasse (hinter dem Friedhof). Die Fabrik wird von etwa 6 Bomben getroffen, die das Herz der Fabrik, Kesselanlage und Maschine, zerstörten und die Fabrik neuerlich außer Betrieb setzten, nachdem schon am 22. Februar der Dampfkessel mehrfach durchlöchert worden war. Ein Arbeiter, Wilhelm Volk von Ettenheim, 64 Jahre alt, zwischen Holzstapeln erdrückt und erst nach Wochen gefunden. Bei der Kahlenberg-



*Der dritte und schwerste Angriff, von dem die Holzindustrie Stoelcker betroffen war, ereignete sich am 3. März 1945. Etwa sechs über dem Gelände abgeworfene Bomben legten die Produktionsstätte der Firma völlig lahm*

*Bild: Sammlung Gudrun Huber, geb. Stoelcker, Ettenheim*

gasse wird ein Slowene, Vinzenz Starina von Leskowitz, Kreis Trifail, 22 Jahre alt, tödlich getroffen, ein weiterer junger Mann, Otto Furtwängler von Ettenheim, 17 Jahre alt, schwer verletzt. Schäden an Gebäuden, insbesondere in der Nähe der beiden Einschlagstellen.

4. März 1945, Sonntag-Vormittag: Wird unser Nachbarort Münchweier durch Jabos schwer heimgesucht.

### *III. Höhepunkt*

#### *Die Kriegsfaust über Ettenheim*

Den ganzen März über war es sehr unruhig infolge vielfacher Tieffliegertätigkeit tagsüber, während es nachts meist ruhig blieb, von Überfliegung durch Bombergeschwader abgesehen. Schon bei Tagesgrauen pflegten sich die ersten dieser unheimlichen Vögel einzustellen.

Inzwischen waren die feindlichen Heere durch die Pfalz über Mannheim nach Heidelberg vorgedrungen, das am Karfreitag, 30. März 1945, durch amerikanische Truppen besetzt wurde. Weiter südlich hatte die fran-

zösische 1. Armee den Rhein überschritten und war am 4. April 1945 (Osterdienstag) in Karlsruhe eingedrungen. (Der Wehrmachtbericht vom 5. April meldet heftige Straßenkämpfe in Karlsruhe. Im Wehrmachtbericht vom 8.4. wird schon Ettlingen erwähnt.) So näherte sich uns der Krieg vom Norden her, während aus dem Elsass – vom Westen her – eine Rheinüberschreitung offenbar nicht beabsichtigt war. Bei der Schnelligkeit des motorisierten Krieges war aber mit baldigem Herankommen der feindlichen Streitmacht zu rechnen.

\*\*\*

An dieser Stelle der Kriegschronik von Joh. B. Ferdinand soll nun anhand von Auszügen aus der „Lahrer Gemeinschaftszeitung“ ergänzend ein Stimmungsbild der Situation gegeben werden, wie sie sich Ende März bis Mitte April 1945 dem damaligen Zeitungsleser darbot:

*21. März 1945: Aus dem Wehrmachtbericht:* „... An der Südgrenze der Rheinpfalz, wo unsere Truppen die Westwallbefestigungen bezogen haben, scheiterten sämtliche Angriffe der 7. amerikanischen Armee unter hohen blutigen Verlusten für den Gegner. ...“

*22. März 1945: Aus dem Wehrmachtbericht:* „... Der Druck des Gegners gegen den Westwall an der Südgrenze der Rheinpfalz dauert an, ohne daß sich die Lage wesentlich veränderte. ...“

*Parole des Gauleiters:* „Hart und standhaft! Unser Volk hat in seiner großen geschichtlichen Vergangenheit schon drückendere Belastungen überstanden, als wir sie zur Zeit durch unsere militärischen Krisen erleben. Was aber unserer Väter konnten, das wollen auch wir können. Wenn in der Vergangenheit Härte und Standhaftigkeit jede Not überwunden haben, dann werden sie auch heute die Not überwinden. Es ist daher unser unabänderlicher Entschluß, hart und standhaft zu sein, bis der Feind an unserem Widerstand und unseren Schlägen zerbricht.“

21. März 1945

gez. Robert Wagner“

*24./25. März 1945: Aus dem Wehrmachtbericht:* „... Im Raum von Landau und Pfälzer Wald sind schwere Kämpfe im Gange. Auch gestern scheiterten die Versuche starker Verbände der 7. amerikanischen Armee, unsere Westbefestigungen bei Weißenburg von Süden her aufzubrechen.“

*Parole des Gauleiters:* „Kampf dem Feind! Die kommenden Kämpfe werden über den Ausgang des Krieges entscheiden. Siegt der Feind, wird Deutschland ein Friedhof werden, auf dem unsere Kinder stehen, um ihre Eltern und ihr Volk zu beweinen. Siegt das Reich, dann wird sich unser Erdteil in einen blühenden Garten verwandeln, in dem die Menschen wieder glücklich sein können. Deshalb: Kampf dem Feind! Dem Feind, der den Krieg entfesselt, unsere Frauen und Kinder gemordet und unsere Städte

zerstört hat! Dem Feind, der in unser Land eingedrungen ist und unser Volk vernichten will! Dem Feind, der der verabscheuungswürdigste und hassenswerteste ist, der Deutschland je angegriffen hat!

24. März 1945

gez. Robert Wagner“

27. März 1945: *Aus dem Wehrmachtbericht*: „... Zwischen Worms und Ludwigshafen hat der Feind den Rhein überschritten. Dagegen scheiterten seine Übersetzversuche bei Speyer. An der Front südlich davon haben sich unsere Truppen auf das Östliche Flußufer zurückgekämpft. ...“

*Die Parole des Gauleiters*: „Männer und Frauen! Jungens und Mädels! Der Feind steht an den Grenzen unseres Gau'es. ... Ich rufe daher Partei, Volkssturm und Bevölkerung zum äußersten Widerstand auf. Jeder Mann und jede Frau, jeder Junge und jedes Mädels hat die heilige Pflicht, dem Feind, wenn er unseren Heimatboden betreten sollte, Schaden zuzufügen. ... Jedermann sei sich auch bewußt, daß die vom Reich einzuleitenden Maßnahmen um so sicherer wirksam werden, je härter der Widerstand in den Westgauen ist. ...“

29. März 1945: *Aus dem Wehrmachtbericht*: „... An der Bergstraße sowie vor der zwischen Weinheim und Mannheim aufgebauten Abriegelungsfront kamen die feindlichen Angriffe nach schweren Kämpfen zum Stehen. ...“

*Parole des Gauleiters*: „Der Feind ist nicht unüberwindlich. Wir können ihn schlagen, wenn wir ihn überall angreifen! ... Der Kampf im Rücken des Feindes ist immer erfolgreich. ...“

*Stadtneuigkeiten in Kürze*: „Die Ernährung der Säuglinge. Um die Ernährung von Säuglingen, die auf gesüßte Flaschennahrung angewiesen sind, sicherzustellen, wird nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die Mütter mit der Haushaltzuckerration der 73. Kartenperiode so sparsam umgehen und sie so sorgfältig einteilen müssen, daß eine genügende Menge für die 74. Kartenperiode zurückgelegt werden kann.“

„Nur noch Trauerflor für die nächsten Angehörigen. Die Verknappung unserer Spinnstofflage hat es vor einiger Zeit notwendig gemacht, die Trauerkleidung für die nächsten Angehörigen eines Verstorbenen auf einen Trauerflor sowie ein Paar schwarze Strümpfe für Frauen und einen schwarzen Binder für Männer zu beschränken. Nunmehr muß auch diese Bezugsmöglichkeit weiter eingeschränkt werden. Ehegatten, Eltern und Kinder eines Verstorbenen können nach einer Anordnung der Reichsstelle für Kleidung jetzt nur noch einen Bezugsschein für einen Trauerflor beantragen. Die Textilverräte, aus denen zunächst die Rückgeführten und Fliegergeschädigten bedacht werden müssen, erlauben es nicht mehr, einzelnen Volksgenossen auch bei solchen Sonderfällen, wie dem Tod eines nahen Angehörigen, den Einkauf zusätzlicher Kleidungsstücke zu ermöglichen.“

30. März 1945: *Aus dem Wehrmachtbericht*: „... Im nördlichen Odenwald nahm der Feind Michelstadt und an der Bergstraße, nach Süden vor-



stoßend, Weinheim. Östlich Mannheim gewannen Angriffe des Gegners nur unwesentlich Boden. ...“

*Lahrer Stadtzeitung:* „In volle Deckung – Auch in der kleinsten Gemeinde kein Leichtsin, wenn Jabos am Himmel sind – vor allem weg von der Straße, in volle Deckung. Das ist der beste Schutz!“

*31. März/1. April 1945: Aus dem Wehrmachtbericht:* „... Im Odenwald wird vor allem östlich der Straße Michelstadt–Eberbach und am unteren Neckar gekämpft. ...“

*Parole des Gauleiters:* „... Zudem täusche sich niemand: Die Amerikaner sind nur die Schrittmacher des Bolschewismus. Wo sie auf- oder abtreten, reißt der Bolschewismus die Macht an sich. Darum Haß und Kampf dem Amerikanismus wie dem Bolschewismus!

2. März 1945

gez. Robert Wagner.“

*2. April 1945: Aus dem Wehrmachtbericht:* „... Im südlichen Odenwald und in der Rheinebene südlich Schwetzingen verteidigen sich unsere Truppen zäh gegen den nach Süden drängenden Gegner. ...“

*Anordnung des Gauleiters und Reichsverteidigungskommissars:* „Anordnung Nr. 1: Parteiführerschaft und Parteidienststellen verbleiben überall, wo der Feind angreift, im Kampfgebiet. Sie kämpfen innerhalb des Volkssturms in engster Anlehnung und Verbindung mit der Wehrmacht. Ein Absetzen vom Feind ist nur zulässig, wenn die Wehrmacht auf höheren Befehl sich absetzt oder wenn der Gauleiter entschieden hat. ...“

*3. April 1945: Aus dem Wehrmachtbericht:* „... Aus dem Gebiet zwischen Bad Mergentheim und der Rheinebene südlich Heidelberg drückt der Feind weiter nach Süden. In der Rheinebene selbst gelang den Amerikanern ein Einbruch bis Bruchsal, doch wurden ihre den ganzen Tag über wiederholten Angriffe auf die Stadt selbst blutig zurückgeschlagen. ...“

*Bekanntmachung:* „Berlin. Der Leiter der Parteikanzlei, Reichsleiter Bormann, gibt folgende Anordnung bekannt: Nationalsozialisten! Parteigenossen! Nach dem Zusammenbruch von 1918 verschrieben wir uns mit Leib und Leben dem Kampf um die Daseinsberechtigung unseres Volkes. Jetzt ist die höchste Stunde der Bewährung gekommen: die Gefahr erneuter Versklavung, vor der unser Volk steht, erfordert unseren letzten und höchsten Einsatz. ... Ein Hundsfott, wer seinen vom Feind angegriffenen Gau ohne ausdrücklichen Befehl des Führers verläßt; er wird als Fahnenflüchtiger geächtet und behandelt. Reißt hoch die Herzen und überwindet alle Schwächen! Jetzt gilt nur noch eine Parole: Siegen oder fallen! Es lebe Deutschland! Es lebe Adolf Hitler!“

*6. April 1945: Aus dem Wehrmachtbericht:* „... Nach heftigen Kämpfen gegen unsere Linie zwischen Heilbronn und dem Rhein bei Karlsruhe erzwang der Gegner einzelne Einbrüche, die er jedoch mit dem Verlust zahlreicher Panzer bezahlen mußte. In Karlsruhe sind Straßenkämpfe entbrannt. ...“

*Parole des Gauleiters:* „Deutsches Volk, Deine Feinde haben die ganze Unterwelt mit allen Verdammten gegen Dich entfesselt! Dennoch: Verzage nicht! Du bist der Fackelträger der gesitteten Menschheit und die Hoffnung der Kulturwelt. ... Zeige dem Feind Deine Verachtung! Hasse ihn! Greif ihn an, wo Du ihn triffst; an der Front und im besetzten Gebiet. Der Feind, der Dir Dein Leben streitig macht, verdient nichts als Deinen unerbittlichen Kampf!  
gez. Robert Wagner“

*7./8. April 1945: Aus dem Wehrmachtbericht:* „... Zwischen Fulda und dem Main-Dreieck südöstlich Würzburg erwehren sich unsere Truppen zäh des überall vordringenden Feindes. Besonders stark war der Druck gestern zwischen Heilbronn und Karlsruhe. Unsere Truppen fingen die angreifenden feindlichen Divisionen wenige Kilometer südlich ihrer Ausgangsstellungen wieder auf. ...“

*Bericht:* „Hitlerjungen schossen zwei Panzer ab: Alarm! Der Amerikaner war über den Neckar übergesetzt und im Vormarsch in Richtung Sinsheim. Ein von der Division eingesetzter Spähtrupp der Hitler-Jugend in Stärke von 6 Mann sollte gegen das Dorf Mauer aufklären. ... Südlich von Mauer wurde im Abendlicht eine Feindgruppe ausgemacht. Das war etwas für die Jungen. Von Westen schlichen sie an. Unbemerkt kamen sie in die Nähe des Feindes. Auf ein Zeichen schossen beide, der Scharführer Fischer und der Hitler-Junge Hellen ihre Panzerfaust ab. Die beiden Panzer brannten. ... Müde, aber voll Stolz kamen sie zurück und konnten melden: Feindgruppe ... vernichtet.“

*10. April 1945: Aus dem Wehrmachtbericht:* „... In Pforzheim eingedrungenen Feind wurde aus dem Westteil der Stadt wieder geworfen. ...“

*11. April 1945: Aus dem Wehrmachtbericht:* „... Im Abschnitt zwischen Heilbronn und Ettlingen hält der starke Druck des Feindes an. Unsere Jagd- und Schlachtfliegerverbände griffen mit Bomben und Bordwaffen wirksam in die Erdkämpfe ein und schossen elf anglo-amerikanische Flugzeuge ab. ...“

*Bericht:* „In Karlsruhe nicht anders wie überall: Terror, Hunger, Plünderungen und Ausschreitungen durch die Soldaten de Gaulles. Auch die badische Gauhauptstadt, die in den letzten Tagen das Los der fremden Besatzung auf sich nehmen mußte, macht dieselben bitteren Erfahrungen mit der fremden Besatzung wie die Städte und Dörfer in den schon früher besetzten Westgebieten. Flüchtlinge, die sich bei Nacht und Nebel noch durchschlagen konnten, geben folgenden authentischen Bericht über ihre Wahrnehmungen und persönlichen Erfahrungen: Karlsruhe wurde demnach in der Hauptsache durch Horden de Gaulles, denen einige Amerikaner als Verbindungsoffiziere beigegeben waren, besetzt. Das farbige und weiße Gesindel drang sofort in die Häuser ein und begann unter Vorhaltung von Maschinenpistolen und Revolvern mit der Plünderung. ... Vor allem hatte es

die Soldateska auf Uhren, Gold- und Silbersachen, Fotoapparate, Schuhe, Rauchwaren und alkoholische Getränke abgesehen. ... Der Bevölkerung hat sich maßlose Erbitterung über die Schandtaten der gaullistischen Eindringlinge bemächtigt. ...“

*14./15. April 1945: Aus dem Wehrmachtbericht:* „... An der Front vom Steigerwald bis zum Oberrhein stehen unsere Truppen in heftigen Kämpfen. ...“

*Parole des Gauleiters:* „Solange wir kämpfen, haben wir das Recht, an den Sieg zu glauben. Nur wer den Kampf einstellt, ist verloren.

gez . Robert Wagner.“

*Bericht:* „Badische Jugend kämpft fanatisch. Im Kampf mit dem von Norden her im Gau Baden eingebrochenen Feind hat sich die in den Volkssturm eingegliederte badische Hitler-Jugend vorbildlich geschlagen. ... So wurden allein bei den Kämpfen im Heidelberger Stadtteil Neuenheim 4 amerikanische Panzer von einer Kampfgruppe der badischen Hitler-Jugend abgeschossen. Auch in den Straßenkämpfen in Karlsruhe bewährten sich Volkssturmsoldaten der Hitlerjugend, indem sie die durch die Stadt drängenden Marokkaner und Algerier immer wieder durch ihr Feuer verlustreich aufhielten und im Bahnhofgelände unter Führung des Kreisleiters so lange Widerstand leisteten, bis der Befehl zur Besetzung neuer Stellungen sie erreichte. Bei diesen Kämpfen wurden 3 Panzer vernichtet. ...“

Nach dem Stimmungsbericht mit Ausschnitten aus der „Lahrer Gemeinschaftszeitung“ werden nun die verschiedenen Phasen der Besetzung und Besatzung wieder der Ettenheimer Chronik entnommen:

\* \* \*

*14. April 1945:* Stadtrechner Störk wird vom Landrat beauftragt, „bis auf weiteres im Rahmen einer Notverwaltung die Aufgaben des Bürgermeisters der Stadt Ettenheim wahrzunehmen“.

*14./15. April 1945 (Samstag/Sonntag)* kommt die letzte Nummer der „Lahrer Gemeinschaftszeitung“. Um die gleiche Zeit schließt die Post.

*17. April 1945, abends:* Letztmals elektrisches Licht und Radioempfang, von da ab von der Außenwelt völlig abgeschnitten.

*18. April 1945* dringen die Franzosen in Lahr ein. Den ganzen Tag sehr unruhig. Hochspannung. Jabos u.a. in Gegend Marbach–Kahlenberg, wo eine aus vier – ehemals russischen – schweren Geschützen (15,2 cm) bestehende Batterie (H.F.Art.Abt.1510) stand. In Altdorf mehrere Häuser abgebrannt (Jabos). Von der genannten Batterie standen drei Geschütze hinter dem Schießstand in Marbach, eines am Hähnle unmittelbar an der Kreisstraße nach Ringsheim, zirka 400 Meter westlich der Volksschule. Die 4 Geschütze gaben in den letzten Tagen zeitweise Feuer nach Norden, in



die Gegend Mietersheim usw. Ebenfalls unterm 18. April 1945 erscheint noch ein Aufruf des Kreisleiters Burk an die Bevölkerung der Stadt Ettenheim und des Südbezirks, in dem es am Schluss merkwürdigerweise noch heißt: „Behaltet die Nerven, der Tag des Sieges wird kommen.“ Die Nacht 18./19. April 1945 war sehr unruhig. Zwischen 0 und 2 Uhr und dann wieder zwischen 4 und 6 Uhr starkes Artilleriefeuer. Schäden z.B. an Häusern in der Hindenburgstraße.

19. April 1945 (*Donnerstag*) steigt die Spannung auf den Höhepunkt. Auf der Hauptstraße hört man schon bald das typische Geräusch der Panzer. Nachmittags zwischen 16 und 17 Uhr dringen französische Panzer in die Stadt ein. Die Panzersperren waren wohl befehlsgemäß geschlossen, beim Herankommen der Panzer aber von den im Städtchen befindlichen Ausländern, zum Teil mit Hilfe der französischen Soldaten, wieder geöffnet worden. Die Panzer nahmen ihren Weg durch die Stadt, das obere Tor und den Mühlenweg. Östlich der Stadt Kämpfe, den ganzen Tag und die folgende Nacht über starkes Feuer. Am Ostgiebel des Amtsgerichtsgebäudes im höchsten Punkt ein MG aufgestellt. Die Kämpfe ziehen sich ostwärts, wo vielfach noch deutsche Truppen in den Wäldern des Münstertals weiterkämpfen. Auch dort treten auf deutscher Seite noch Verluste ein. Auf dem Gebiet des Ettenheimer Hochwalds fielen die im Folgenden genannten beiden Volkssturmänner und ein Soldat (1 + 2 im Lautenbach, 3 am Kohlplätzle): 1. Volkssturmmann Oskar Strampp von Lahr (Schwarzw.), geb. 21. September 1901, Fürsorgeangestellter, gefallen 19.4.45. 2. Volkssturmmann Hermann Schüssele von Lahr, geb. 30. September 1889, gefallen 19.4.45. 3. Unteroffizier Wilhelm Domberg von Herten, Kreis Recklinghausen, geb. 13. Februar 1909, gefallen 19.4.45.

#### *IV. Das Schlachtfeld*

Nach Abschluss der Kämpfe unmittelbar östlich Ettenheim ergab sich folgendes Bild. Auf dem Myßberg und in dem Weidenwäldchen etwa auf der gleichen Nordsüdlinie, im Gewann Obermatten, unmittelbar nördlich der Bahnlinie, also nördlich und südlich der Kreisstraße nach Münchweier, je etwa 500 Meter östlich der Stadt stand je eine Pak. Die Pak auf dem Myßberg hatte einen Volltreffer erhalten, der das linke Rad zerschmetterte und das Geschütz beschädigte. Hierbei war der Soldat Karl Berger aus Villach gefallen (auf dem Friedhof in Ettenheim beerdigt. Näheres nicht festzustellen). Eine weitere Pak stand im Gewann Meierberg, zirka 150 Meter nördlich der Holzindustrie in der Nähe des Hauses Roser. Dieses Geschütz hatte auf die am Mühlenweg vorgehenden Panzer gefeuert. Dabei wurden 3 französische Panzer abgeschossen, 2 unmittelbar oberhalb der Mittelmühle, nämlich die Panzer „Poitou“ und „Provence“, einer an der Wegkreuzung Ettenheimweiler-Benz'sche Säge, nämlich



Panzer „Gascogne“. Alle 3 waren ausgebrannt. Bei den erstgenannten war der Chasseur Antoine Molina gefallen und an Ort und Stelle begraben worden (am 11. Mai 1945 an Ort und Stelle feierlich beigesetzt, später nach Frankreich überführt).

Von den 4 schweren Geschützen westlich Ettenheim im Marbach war eines noch abtransportiert, 3 waren unbrauchbar gemacht worden. Bei dem Geschütz am Hähnle war das Rohr gesprengt.

Etwa 22 Blindgänger von Granaten fanden sich in der Umgebung von Ettenheim. Das Türmchen auf dem Rathaus erhielt einen Durchschuss von einer Pak-Granate. Auch mehrere Alleebäume am Ettenbach waren das Opfer solcher Granaten.

Durch Flieger und Geschützfeuer wurden im Ganzen 42 Häuser beschädigt. Besonders mitgenommen wurden das Forsthaus und die Holzindustrie. Die Reparaturen sind größtenteils, wenigstens behelfsmäßig, durchgeführt, die Löcher im Mauerwerk des Forsthauses wieder geschlossen. Große Reparaturen bei der Holzindustrie, verzögert durch Mangel an Baustoff.

Am Tag der Besetzung und an den Tagen zuvor war außergewöhnlich warmes, helles, sommerliches Wetter.

#### *V. Unter französischer Besatzung*

Am 21. April 1945 erging folgender Befehl des Kommandanten:

- „1. Von 8 Uhr abends bis 7 Uhr morgens darf sich niemand auf die Straße oder außer Haus begeben. Wer zuwiderhandelt, wird erschossen.
2. In der Zeit von 8 Uhr abends bis 7 Uhr morgens sind alle Fensterläden geschlossen zu halten.
3. Wer deutsche Soldaten versteckt hält, wird erschossen.
4. Alle Partei- oder Militär-Uniformstücke und Ausrüstungsgegenstände, Radiogeräte, Photoapparate, Ferngläser, Waffen und Munition sind sofort im Rathaus abzugeben. Es betrifft dies auch die versteckten oder eingegrabenen Gegenstände.  
Wer bei Kontrollen mit diesen Gegenständen erfaßt wird, wird erschossen.
5. Wer gegen die Besatzungsmacht Verrat übt, wird erschossen.
6. Niemand darf den Ort verlassen, die Verrichtung landwirtschaftlicher und Gartenarbeiten innerhalb der Gemarkung Ettenheim von 7 Uhr morgens bis 8 Uhr abends ist gestattet.
7. Die Geschäfte verkaufen ihre Waren nur wie bisher gegen Punkte oder Marken.“

Unterm 22. April wurden folgende Befehle angeschlagen:

„Den ausländischen Arbeitern und Deportierten ist es strengstens untersagt, Waffen zu führen. Wer Waffen besitzt, muß diese in die Hände der

französischen Militärregierung abliefern. Die deutsche Polizei ist ermächtigt, ausländische Arbeiter und Deportierte, die Waffen tragen oder versuchen, davon Gebrauch zu machen, zu verhaften. Die französischen Truppen haben ihnen erforderlichenfalls Unterstützung zu gewähren.“ ...

„Bei Beschädigung oder Zerstörung der Anschläge und Bekanntmachungen, die im Namen der französischen Militärregierung erfolgt sind, wird die gesamte Bevölkerung des Ortes verantwortlich gemacht.

Um derartige Maßnahmen zu verhindern, wird insbesondere den Eltern zur Pflicht gemacht, ihre Kinder auf die Folgen hinzuweisen, die eine Beschädigung nach sich zieht. Die Eltern selbst haften für ihre Kinder.“ ...

„Jede Plünderung oder Wegnahme ist Zivil- und Militärpersonen strengstens untersagt. Wer dabei auf frischer Tat betroffen wird, wird erschossen.

Lahr, den 22. April 1945

Französische Militärregierung: i.A. Oberstleutnant Zaigue.“

Am 23. April wurden Amtsgericht und Oberschule mit afrikanischen Truppen belegt, die am 25. April wieder abziehen.

Mit dem 24. April treten folgende Befehle des Kommandanten in Kraft:

- „1. Wer zum erstenmale nach 8 Uhr abends und vor 7 Uhr morgens auf der Straße betroffen wird, wird mit 50.– RM bestraft. Wer zum zweitenmale betroffen wird, kommt vor das Kriegsgericht.
2. Die gleichen Strafen treffen diejenigen, die ein Fahrrad benutzen, außerdem wird das Fahrrad eingezogen. Die Benutzung von Fahrrädern ohne schriftliche Genehmigung ist also verboten.
3. Auf schriftliche Genehmigung des Herrn Kommandanten der Besatzungstruppen und des Bürgermeisters dürfen das Fahrrad benutzen: Ärzte, Tierärzte, Hebammen, Geistliche, Krankenschwestern und Arbeiter, die mit Gas, Wasser und Elektrizitätsarbeiten zu tun haben oder Reparaturen in diesen Branchen ausführen müssen.
4. Zur Verrichtung landwirtschaftlicher und gärtnerischer Arbeiten dürfen die Landwirte mit besonderer schriftlicher Genehmigung des Herrn Kommandanten und des Bürgermeisters 3 km über die Gemarkungsgrenze Ettenheim hinaus sich zur Verrichtung ihrer landwirtschaftlichen oder gärtnerischen Arbeiten begeben.
5. Jede Person von 16 Jahren ab muß mit einer amtlichen Kennkarte oder einem amtlichen Ausweis mit Photographie versehen sein; Kennkarte oder Ausweis muß also jederzeit bei sich getragen werden.
6. Der Verkehr auf der Straße ist nach abends 8 Uhr verboten. Die Fensterläden müssen von 9 Uhr abends an geschlossen sein, auch gegen Höfe und Gärten. Es muß weiterhin gut verdunkelt werden.“

28. April, 15 Uhr: erstmals wieder Strom.

30. April/1. Mai: schwere Frostschäden.

2. Mai und folgende Tage: Durchmarsch von Kolonnen deutscher Kriegsgefangener auf der Hauptstraße, später auf dem Rheinsträßchen, teils nach Süden, teils nach Norden.

3. Mai und folgende Tage: Beseitigung der Panzersperren, Zuschütten der Schützengräben.

7. Mai: Der frühere Bürgermeister von Ettenheim, Eduard Seitz, und dessen Ehefrau werden von den Franzosen morgens 6 Uhr unter lebhaftem Freudenschießen von Biederbach, wo sie entdeckt worden waren, nach Ettenheim gebracht und zusammen mit Professor Schaaf dem Volk zur Schau gestellt. Der frühere Bürgermeister erhielt hierbei sehr „handgreifliche“ Beweise seiner Beliebtheit bei seinen früheren „Untertanen“.

8. Mai: Erstmals Ausgang bis 21 Uhr abends. (Vorher 20 Uhr). Ab 17. Mai 5.30 bis 21.30 Uhr. Ab 20. Juni 5 Uhr bis 22 Uhr. Später – Juli – kurze Zeit 5 Uhr bis 22.30 Uhr. Ab 1. 8. wieder 5 Uhr bis 22 Uhr, ab 21.8. 5.30 bis 21.30 Uhr. Ab Mitte Oktober einheitlich für Baden – franz. Zone – 5 Uhr bis 22 Uhr, ab 3. Dezember 6 bis 24 Uhr, ab 6. Dezember 5 bis 24 Uhr.

9. Mai: Waffenstillstand. – Sommerlich heißes Wetter.

13. Mai (Sonntag): Dankgottesdienst mit Rücksicht auf die Bewahrung der Stadt vor schwerem Unheil.

15. Mai: Besatzungstruppe Flak und Infanterie – Marokkaner – (8. Régiment de Tirailleurs Marocains 2/8 Bataill. Verdant).

22. Mai: Holzindustrie nimmt die Arbeit wieder auf.

24. Mai: Verdunkelungsmaßnahmen aufgehoben.

26. Mai: Neue Truppen, Panzer auf dem Sportplatz am Bienle. Amtsgericht neuerdings, ferner Volksschule belegt.

31. Mai: Fronleichnamsprozession, jetzt wieder nach althergebrachter Weise, an der auch ein franz. Militärgeistlicher teilnimmt.

5. Juni: Die Banken eröffnen wieder.

11. Juni: Die am 26. Mai (siehe oben) eingerückten Truppen ziehen wieder ab.

16. Juni: Russen in Sammellager 0-Fix-Werke, Lahr, Galgenbergweg.

19. Juni: Im Ettenheimer Wald – Sohlhütte gegen Litschental – entsteht ein Brand, der bei der herrschenden Trockenheit erst nach Tagen gelöscht werden kann.

Ende Juni und Anfang Juli: Kleiderabgabe für französische Kriegsgefangene und Deportierte.

1. Juli: Herr Prokurist Adler wird Bürgermeister für Herrn Störk, der auf seinen Wunsch abgelöst wird.

11. Juli: Für den Landeskommisärbezirk Freiburg werden in der Justiz folgende Geschäfte zugelassen: 1. Beglaubigung von Unterschriften. 2. Aufnahme von Vollmachten. 3. Beurkundung von Testamenten und Erb-



verträgen. 4. Eröffnung von Testamenten. 5. Anordnung von Abwesenheitspflegschaften in Fällen, wo der Erbe unbekannt oder abwesend ist. 6. Freigabe von Mündelgeldern durch den Vormundschaftsrichter für den Lebensunterhalt bis zu einer Summe von 300.– RM monatlich. 7. Dinglicher Arrest und einstweilige Verfügungen. 8. Ermittlungstätigkeit der Kriminalpolizei nach vorausgehender Genehmigung durch die Abteilung Sécurité Publique der Détachements der Militärregierung. 9. Maßnahmen im Rahmen der oben genannten Ermittlungen im Falle eines gewaltsamen Todes (Leichenschau, Beerdigungserlaubnis) immer unter Vorbehalt der Zustimmung der Sécurité Publique.

*14. Juli:* Feiertag mit Ausschmückung der Häuser. Keine Fahnen.

*17. Juli:* Beginn der Ernte.

*20. Juli:* Hitlerlinde in Ettenheimweiler umgehauen.

*30. Juli:* Die frühere Adolf-Hitlerstraße wieder in Altdorferstraße,<sup>3</sup> die frühere Robert-Wagnerstraße wieder in Rheinstraße umbenannt.

*6. August:* Neue Truppe (Flieger) im Anmarsch („Bataillon de Transmission No. 571“). Vorläufig noch in Lahr. Flugplatz bei Altdorf.

*10. August:* Starker Sturm mit Schäden (z.B. Alleebäume am Mühlenweg, viele Obstbäume).

*15. August:* Feiertag (Mariä Himmelfahrt). Amtshaus und Winterschule beschlagnahmt. Deutsche Kriegsgefangene im oberen RAD-Lager (Sudetendeutsche aus dem Riesengebirge).

*26. August:* Bartholomäusfest mit Prozession.

*1./7. September:* Forsthaus und Haus Leibold auf dem Blumenberg beschlagnahmt. Fliegertruppe (jetzt neben Marokkanern).

*1. September:* Neuer Bürgermeister, Herr Steinmeyer. Herr Adler wird aus gesundheitlichen Gründen (Kriegsverletzung) auf seinen Wunsch abgelöst.

*3. September:* Beginn des Herbstes (Traubenlese).

*5. September:* Villa Riegger, Alleestraße, beschlagnahmt für Offizierskasino.

*8./9. September:* Fest der Marokkaner. Blumen, Kissen und Teppiche von der Bevölkerung leihweise gestellt.

*17. September:* Volksschule nimmt Unterricht wieder auf. – Eröffnung des Postverkehrs in der französischen Zone. – Die Besatzung umfasst an diesem Tage zirka 800 Mann.

*25. September:* Reisefreiheit innerhalb der französischen Zone (mit Ausnahme der Kreise Bühl, Rastatt und des Stadtkreises Baden-Baden).

*Mitte Oktober:* Das Marokkaner-Bataillon, das seit mehreren Monaten (siehe oben) als Besatzungstruppe in Ettenheim stationiert war, verlässt Ettenheim. Neue Truppe: R.I. 57, 1<sup>er</sup> Bataillon. Amtsgericht und Notariat werden in beschränktem Umfange wieder eröffnet (Registersachen, Zwangsversteigerungssachen, Grundbuchsachen und Anerbengerichtssa-



chen werden noch nicht bearbeitet). Sperrzeit allgemein für Baden – Franz. Zone – 22 Uhr bis 5 Uhr. Die deutschen Kriegsgefangenen im RAD-Lager werden abtransportiert.

*1. November, Allerheiligen:* Aufruf zur Kleidersammlung für die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich.

## *VI. Die Gemeinde*

Nachdem der vom Volk zwar nicht gewählte, aber von der Obrigkeit des damaligen Systems eingesetzte Bürgermeister sich unsichtbar gemacht hatte (warum bei gutem Gewissen?), hatte der kommissarisch mit der Versehung der Bürgermeistergeschäfte betreute Stadtrechner Störk den ersten Ansturm auszuhalten. Ihm stand treu zur Seite der Ratsdiener Hoch. Herr Störk und Herr Hoch waren die einzigen Personen auf dem Rathaus, als die Franzosen, schwer bewaffnet, vom Rathaus Besitz ergriffen. Herr Störk führte die Bürgermeistergeschäfte bis 1. Juli 1945 und wurde dann auf seinen Wunsch von Herrn Prokurist Adler abgelöst, der bis 1. September 1945 tätig war, um sodann auf seinen Wunsch aus gesundheitlichen Gründen (schwere Kriegsverletzung) durch Herrn Steinmeyer ersetzt zu werden, der heute noch als Bürgermeister tätig ist.

Mit der Besetzung waren sämtliche Gemeinderatskollegien aufgelöst worden. Der Bürgermeister war der Besatzungsmacht gegenüber allein verantwortlich. Ihm traten jedoch, ohne Stimmrecht, Berater zur Seite. Als solche wurden für Ettenheim bestimmt:

a) Herr Emil Adler, Prokurist; b) Herr Hermann Brossmer, Gärtnermeister; c) Herr Adolf Furtwängler, Sägereiarbeiter; d) Herr Hermann Furtwängler, Holzarbeiter; e) Herr Wilhelm Griesbaum, Landwirt; f) Herr Stefan Moser, Landwirt (Ettenheimweiler); g) Herr Alexander Nicklas, Kaufmann, zugleich Bürgermeister-Stellvertreter; h) Herr Walter Schepper, Mechaniker.

Herr Walter Schepper schied im Juni, Herr Stefan Moser im Oktober aus.

Bis jetzt wurden, um zum Schluss auch dieses traurigste Kapitel des Krieges zu berühren, in der Stadt Ettenheim 136 Gefallene und 58 Vermisste gezählt, zusammen rund 6,5 % der gesamten Einwohnerschaft. In die Heimat zurückgekehrt sind 211 Kriegsgefangene. Zurückerwartet werden noch 234.

\* \* \*

Damit schließt die Kriegschronik, die eines der schlimmsten Kapitel in der Geschichte Ettenheims beschreibt. Immerhin, die Stadt erlitt nicht ein zweites Mal das Schicksal der völligen Zerstörung, wie es ihr während

ähnlich schlimmer Tage im Dreißigjährigen Krieg (1637) widerfahren war. So regten sich bald wieder die Kräfte des Wiederaufbaus; die Chronik berichtet noch über die ersten zaghaften Versuche. Rückblickend mutet es heute unglaublich an, dass es nur einige wenige Jahre – es waren freilich harte Notjahre – bis zum Beginn des „Wirtschaftswunders“ und bis zu der Entstehung einer neuen Staatlichkeit in dem gequälten Land dauern sollte.

*Ergänzende Literatur zum Krieg und zum Kriegsende:*

Furtwängler, Robert: Mit der NS-Herrschaft geht es zu Ende. Ettenheim 1945. In: Die Ortenau 75 (1995), 627–639

Uttenweiler, Bernhard: 's Ettenheimer Bähnle. Geschichte der Lokalbahn von Ettenheimmünster an den Rhein. Hrsg.: Historischer Verein Ettenheim. Ettenheim 1992.

Darin enthalten:

Kölble, Lina, geb. Rösch: Tiefflieger beschießen das Ettenheimer Bähnle.

Merkle, Walter: Ein Eisenbahngeschütz in Ettenheim zur Unterstützung des Westfeldzuges im Jahre 1940.

Uttenweiler, Bernhard: Die „strategische Bedeutung“ der Ettenheimer Nebenbahn und ihrer Lastkraftwagen zu Beginn des Zweiten Weltkrieges.

*Anmerkungen*

- 1 „Lahrer Gemeinschaftszeitung für die Leser des Gauorgans ‚Der Führer‘ (Ausgabe Lahr) und der ‚Lahrer Zeitung‘ – Amtliches Mitteilungsblatt des Kreises Lahr der NSDAP“
- 2 Die heutige Otto-Stoelcker-Straße
- 3 Die heutige J.-B.-v.-Weiß-Straße

## Das „Führerhauptquartier Tannenberg“ auf dem Kniebis

*Ralf Bernd Herden*

Nur noch wenigen ist heute wohl bekannt, dass sich auf dem Kniebis das „Führerhauptquartier Tannenberg“ befand, das, wenn auch nur wenige Tage, Hitler als Standquartier diente. Mit dem Bau der Anlage war im Zuge der Vorbereitungen des Westfeldzuges am 1. Oktober 1939 begonnen worden. Die Anlage, welche zwei Bunker und eine Baracke umfasste, lag an der Schwarzwaldhochstraße, rund einen Kilometer entfernt vom Gasthaus „Alexanderschanze“, am Rand einer hochmoorartigen Lichtung. Die Gesamtanlage war von Stacheldrahthindernissen umgeben, um unkontrollierten Zugang zu verhindern. Geheimhaltung wurde in jeder Beziehung als wichtig angesehen, kritisierten die „Geheimen Lageberichte aus dem Reich“ des SD doch bereits im November 1940, dass in Gaststätten und Verkehrsmitteln zu offen über wahrgenommene Truppenbewegungen diskutiert werde.

Gebaut wurde die Anlage nicht etwa von den Angehörigen der in Bad Rippoldsau stationierten Reichsarbeitsdienstbrigade „Johann Peter Hebel“ (das Lager befand sich auf dem Gelände des heutigen Kurhauses), welche u. a. im Waldwegebau eingesetzt waren, sondern von Angehörigen der „Organisation Todt“.

Die Organisation Todt war nach ihrem Gründer, dem am 4. September 1891 in Pforzheim geborenen Ingenieur Dr. Fritz Todt benannt, welcher seit 1933 „Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen“ war und seit 1940 auch „Reichsminister für Bewaffnung und Munition“. Übrigens war Dr. Todt nicht nur der Erbauer der deutschen Autobahnen (welche vorwiegend aus militärischen Gründen gebaut worden waren), sondern auch der Schwarzwaldhochstraße (auch hier spielten bei der Planung militärische Überlegungen eine bedeutende Rolle). Dr. Fritz Todt kam 1942 bei einem Flugzeugunfall bei Rastenburg in Ostpreußen (in der Nähe des „Führerhauptquartiers Wolfsschanze“) ums Leben.

Vom 24. bis 30. Januar 1940 hielten sich die beiden Architekten Schmelcher und Müller von der „OT“ auf dem Kniebis auf, um die Baumaßnahme vorzubereiten. Bei den Bauten handelte es sich um den Ausbau und die Erweiterung einer bestehenden Anlage der Luftverteidigungszone West. Zur gleichen Zeit bestand übrigens in Karlsruhe bereits ein so akuter Kohlenmangel, dass die Schulen aus diesem Grund geschlossen bleiben mussten. Große Teile der badischen Bevölkerung waren auch empört darüber, dass im Zuge der Lebensmittelbewirtschaftung nicht die traditionell

geschätzten Nudeln abgegeben wurden, dagegen aber Graupen auf Lager waren.

Später übernahm Oberbaudirektor Authenrieth die Leitung der Arbeiten, welche bis zum 1. Juli 1940 andauern sollten. Zeitweise arbeiteten bis zu 500 Angehörige der „OT“ an der Anlage, bis zum Eintreffen Hitlers am 27. Juni 1940 wurden insgesamt 43 750 Tagewerke geleistet (zum Vergleich: Für das „Führerhauptquartier“ Berchtesgaden wurden 56 000, für die „Wolfsschanze“ (acht Kilometer östlich des ostpreußischen Rastenburg) wurden 1 748 500 Tagwerke geleistet). Die wöchentliche Arbeitszeit betrug 54 Stunden. Die medizinische Versorgung der Westwall-Arbeiter, zu denen die Einheiten der OT zählten, war übrigens katastrophal: Ein Arzt hatte 17 Arbeitslager zu betreuen, eine schier unlösbare Aufgabe.

Verhältnismäßig gering erscheint die für den Bunkerbau verwandte Menge Beton: Für „Tannenberg“ wurden 2340 Kubikmeter Beton verbaut, für Berchtesgaden 43 000 Kubikmeter, für die „Wolfsschanze“ 173 260 Kubikmeter. Dies schlug sich natürlich auch in den geschaffenen Nutzflächen nieder: Im Hauptquartier „Tannenberg“ standen lediglich 85 Quadratmeter (eben eine Baracke) ungeschützter Raum zur Verfügung, in Berchtesgaden waren dies 18 000 Quadratmeter, in der „Wolfsschanze“ 139 367 Quadratmeter.

Entsprechend verhielt es sich mit den geschützten, d. h. verbunkerten Flächen: Im Hauptquartier „Tannenberg“ standen 275 Quadratmeter zur Verfügung (einer der beiden Bunker war für Hitler, der andere für die Fernmeldezentrale gedacht), in Berchtesgaden dagegen 4980 Quadratmeter und in der „Wolfsschanze“ schließlich 5304 Quadratmeter.

Es war übrigens noch ein weiteres „Führerhauptquartier“ mit dem Decknamen „Riese“ im Bau: Im Eulengebirge südwestlich Breslaus, unweit Waldenburgs, sollte ein Bau entstehen, der u. a. auch Schloss Fürstenstein (den Stammsitz der Fürsten von Pleß, den man 1940 einfach unter Zwangsverwaltung des Reiches stellte) als „Repräsentativsitz“ mit einbeziehen sollte. Für dieses Projekt waren 359 100 Kubikmeter Beton vorgesehen, 3 457 950 Tagwerke Arbeitsleistung und eine Nutzfläche von 50 400 Quadratmetern in Bunkern und 143 832 Quadratmetern sonstiger Nutzfläche.

Am 16. Juni 1940 bereiteten der Kommandant des Führerhauptquartiers und der Chefadjutant der Wehrmacht den Umzug des Führerhauptquartiers aus der „Wolfsschlucht“ nach „Tannenberg“ durch einen Besuch vor. Hitler sollte am 27. Juni folgen. Er flog mit einer Condor D-2600 von Gros-Cailou nach Eutingen, wo die Maschine auf einem Feldflugplatz landete. Dort wurde er von der 1. Kompanie des „Führer-Begleit-Bataillons“ bereits erwartet und nach „Tannenberg“ begleitet, wo er gegen 11.00 Uhr eintraf. Jedoch befand sich auch in der Nähe des Gefechtsstandes ein Feldlandeplatz für Kurierflugzeuge, auf welchem u. a. die Vertreter des Oberkommandos der Wehrmacht landeten, wenn sie zum „Führer“ befohlen wurden.



Im Führerhauptquartier „Tannenberg“ übernahmen am 28. Juni das „Führer-Begleit-Bataillon“, das SS-Begleitkommando und der Reichssicherheitsdienst die Bewachung.

Hitler und seine Begleiter hatten Glück mit dem Wetter, sie hielten sich bis zum 5. Juli 1940 in Tannenberg auf. Oft hielt man sich im Freien auf, waren die Bunker doch noch nicht richtig ausgetrocknet und deshalb eigentlich unbewohnbar. Es existieren Fotos, welche Hitler im Kreise seiner Adjutanten beim Spaziergang auf dem Kniebis zeigen.

Außerhalb des inneren Sperrkreises lag das Gasthaus „Alexanderschanze“, wo die Abteilung Landesverteidigung des Wehrmachtsführungsamtes des Oberkommandos der Wehrmacht untergebracht war, rund einen Kilometer entfernt von den Bunkern. Hitler, Vegetarier und Abstinenzler, soll den dort untergebrachten Militärs nahegelegt haben, den Wirt der „Alexanderschanze“ durch reichliche Inanspruchnahme des Weinkellers für die verhängte Gästesperre zu entschädigen.

Am 28. Juni besuchte Hitler von „Tannenberg“ aus das Elsass, um die Kampfstätten in den Vogesen zu besichtigen. Die Bevölkerung soll ihm dabei begeistert zugejubelt haben. Hitler besuchte auch Straßburg und ließ sich von Staatsminister Otto Meißner (1880 im elsässischen Bischwiller geboren, seit 1920 Leiter des Büros des Reichspräsidenten, seit 1923 Staatssekretär, seit 1937 Staatsminister, also Behördenleiter unter Ebert, Hindenburg und Hitler) durch das Strasbourger Münster führen. Im November 1940 führte übrigens bei der elsässischen Bevölkerung des Gerücht zu erheblicher Unruhe, das Strasbourger Münster solle der evangelischen Kirche übergeben werden. Ob Hitlers Besuch oder mögliche Aktivitäten der „Deutschen Christen“ hinter diesem Gerücht steckten?

Hitlers Weg führte weiter über Schlettstadt, Colmar, Breisach, Waldkirch, Gutach und Wolfach zurück nach „Tannenberg“. Ältere Bad Ripoldsauer und Schapbacher Bürger erinnern sich noch an die Durchfahrt des „Führers“ durch das Wolfstal.

Am 30. Juni 1940 besuchte Hitler wiederum Breisach und Mühlhausen, dort besichtigte er Werke der Maginot-Linie. In Freiburg bestieg er den Zug nach Oppenau, und kehrte von dort mit dem Auto nach „Tannenberg“ zurück.

Am 1. Juli empfing Hitler den italienischen Botschafter Alfierie auf dem Kniebis. Aber auch Baldur von Schirach, Bürckel, Seyss-Inquart, Lammers, Goebbels und Terboven waren in der Folgezeit in „Tannenberg“ bei ihrem „Führer“ zu Gast.

Am 2. Juli wurden Hitler auf dem Kniebis die ersten Pläne für die Invasion der britischen Inseln vorgetragen. Der Chef des Wehrmachtsführungsamtes, Generalmajor Jodl, und der Chef der Abteilung Landesverteidigung, Oberst Warlimont, trugen vor.

Am 4. Juli 1940 ordnete Schmudt die Vorbereitungen für die Abreise an. In der Nacht vom 4. zum 5. Juli stand ab 23.00 Uhr auf dem Bahnhof Oppenau der „Führersonderzug“ bereit. Dorthin wurde zuerst das „große Gepäck“ gebracht, der Reiseplan war bis ins kleinste Detail geregelt.

Am Vormittag des 5. Juli 1940 besuchte Hitler Verwundete in den Freudenstädter Lazaretten. Er fuhr mit dem Auto nach Freudenstadt, begleitet und gesichert von zwei Zügen des „Führer-Begleit-Bataillons“. Sofort nach Kriegsausbruch 1939 war Freudenstadt zur Lazarettstadt geworden. Im Kurhaus Palmenwald (150 Betten), im Kurhaus St. Elisabeth (90 Betten) und im Kreiskrankenhaus (50 Betten, jetziges Gebäude des Landratsamtes) war ein Reservelazarett eingerichtet worden. Leiter war übrigens der Chefarzt des Kreiskrankenhauses, Dr. Bubenhofer, dem im April 1940 Dr. Joachim Bauer als leitender Arzt nachfolgte. St. Elisabeth sollte im August 1940 aufgelöst werden, 1942 wurden innerhalb weniger Monate weitere Lazarettinrichtungen in Freudenstadt geschaffen.

Die Abreise vom Bahnhof Oppenau mit dem „Führersonderzug“ erfolgte um 13.00 Uhr. Am 6. Juli um 15.00 Uhr traf Hitler auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin ein, wo ihm auf dem Wege in die „Reichskanzlei“ ein triumphaler Empfang bereitet wurde.

Das „Führerhauptquartier Tannenberg“ wurde von den begleitenden Truppen geräumt. Zurück blieb lediglich ein Wachkommando, die Anlage wurde in die Obhut des Wehrkreiskommandos V in Stuttgart übergeben.

Nach dem Kriege wurde „Tannenberg“ von den französischen Truppen gesprengt.

#### *Literatur:*

- Herden, Ralf Bernd: Meldungen aus dem Reich – Meldungen aus Baden, in: Die Ortenau (1990), 504 f. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden  
Hertel, Gerhard: Die Zerstörung von Freudenstadt, Verlag Geiger, 4. Auflage, Horb 1997  
Seidler, Franz W., Zeigert, Dieter: Die Führerhauptquartiere, Verlag F. A. Herbig, München 2001

## Eichenschälen, Rüttibrennen im Harmersbachtal

Ralf Seebacher



Das Elternhaus meines Vaters stand am Grünen Berg, dem westlichen Ausläufer des Sommerberges. Direkt über dem Wohnhaus steht heute noch Eichenwald. In früheren Zeiten wurden diese Eichenwälder zur Gewinnung von

Brennholz und Eichenrinde genutzt. Das hat auch meine Großmutter mir oft erzählt. Deshalb habe ich über die Arbeit der Bauern nachgeforscht, um was Näheres zu erfahren.

Anfangs des letzten Jahrhunderts und vereinzelt bis etwa 1965 wurden im mittleren Schwarzwald und in unserer Heimat im Entersbachtal, im Nordrachtal, im Schottenhöfertal und im ganzen Harmersbachtal großflächig Eichen angebaut. An steilen, felsigen Hängen, wo der Untergrund fehlte und der Hochwald weniger gut gedeiht, ließ man Eichen und Kastanien wild aufwachsen, bis die Rütli etwa 20–30 Jahre alt war. Diese Niederwälder wurden hauptsächlich für den Gewinn von Brennholz und Eichengerbrinde genutzt. Die Bauern teilten ihre Eichenschälwälder so ein, dass sie die Flächen stückweise in etwa 20–25 Jahren abholzen konnten. So konnten sie regelmäßig jedes Jahr ein Stück ihres Eichborsches schälen und abholzen. Ein Zentner Eichengerbrinde brachte damals 13–15 DM ein, das war ein schöner Tagelohn für einen Arbeiter. Heute bekommt der Bauer auch nur ca. 15 DM ausgezahlt, doch das entspricht heute nur noch einem Stundenlohn. Die Eichenrinde lässt sich heute nicht mehr preisgünstig verkaufen, weil es für die Herstellung von Leder chemische Mittel gibt. Als Erstes wird der Stamm mit der Spitze des Hackmessers, dem so genannten „Sasen“ aufgerissen.

Danach führt man das löffelähnliche Schälmesser unter die Rinde und löst sie ringsum von dem Stamm.



*Die Rinde wird mit dem Sasen  
aufgerissen*



*Die Rinde wird mit dem  
Schälmesser vom Stamm gelöst*

Auf dem Boden stehend, konnte man die Rinde nur bis zu einer Höhe von zwei Metern schälen, danach stieg man auf verschieden große Leitern. Zuerst hackte man die Äste und zuletzt den Wipfel ab.

Diese geschälten Äste nannte man Klopfbengel. Die getrocknete, spröde Rinde wurde zunächst vom Stamm heruntergerissen und in etwa zwei Meter lange Stücke gehackt und in Wellen gebunden.



*Beim Abreißen der Rinde*



*Die Rinde wird zu Tal geschlittert*



*Ein Bauer beim Klopfen der Äste, damit sich die Rinde besser löst*



*Der Bauer hackt den Wipfel ab*

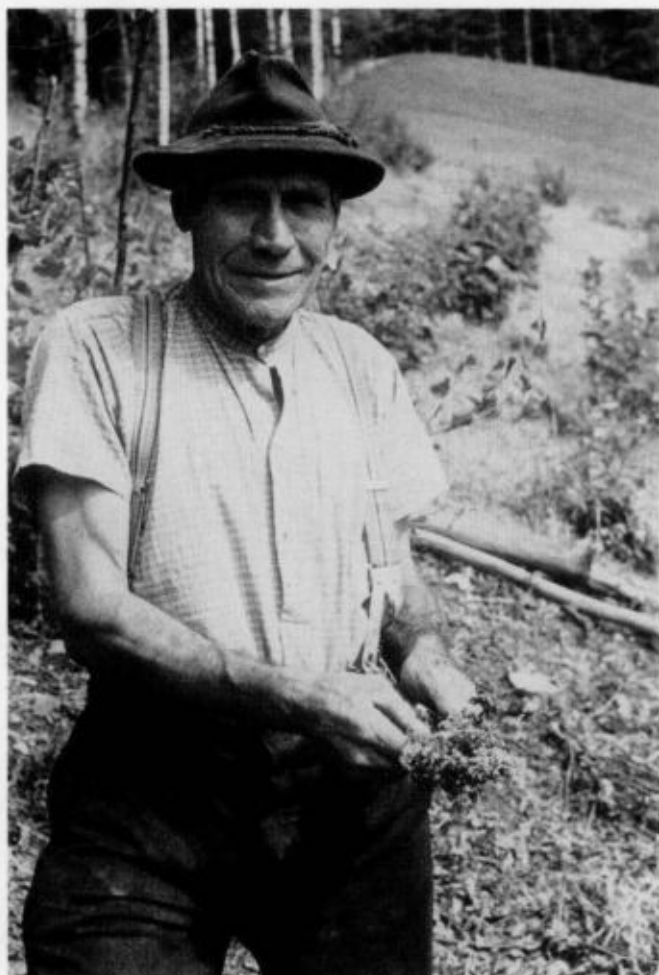
Die Rindenwellen wurden danach mit dem Hornschlitten den Eichenwald hinuntergeschlittert und auf den Hof gebracht.

Im Spätsommer wurden die Rindenwellen, mit dem Ochsen- oder Pferdefuhrwerk ins Tal gefahren und dort auf Eisenbahnwaggons verladen. Die älteren Leute erzählen noch, dass an manchen Tagen mehrere mit Eichenrinde beladene Eisenbahnwaggons mit dem Zeller Bähnle nach Biberach und von dort mit der Kinzigalbahn zu den Gerbereien weitertransportiert wurden.

Ich habe einige Bauern ausfindig gemacht, die das Eichenschälen und Rütlibrennen früher gemacht haben. Es waren in Oberentersbach der Riehlehof, der Gutethof, der Klausmanhof. In Unterharmersbach war fast die ganze „Käppele-Halde“ mit Eichenwald bepflanzt. Auch im Wälderloch gegenüber vom Wohnhaus meines Schulkameraden Markus Armbruster wurden früher Eichen geschält und danach „Rütti“ abgebrannt.

Das Eichenschälen konnte nur vorgenommen werden, in einer Zeit, wo der Stamm am stärksten im Saft war, das war ab Mitte Mai bis in den Juli hinein. Die abgehackten Äste wurden auf einem Klotz liegend mit der Axt geklopft, so löste sich auch die Rinde an den Ästen leicht.

*Die Rinde wurde zum Trocknen  
hängen gelassen*



*Ein Bauer wirft geweihte Kräuter  
auf das abzubrennende Stück*

Diese Arbeit war für den Bauer, seine Knechte und seine Tagelöhner eine gefährliche Arbeit. Bei einer geringen Unvorsichtigkeit konnte man von der Leiter stürzen. Die vom Stamm gelösten Rindenstreifen ließ man am oberen abgehackten Ende zirka eine Woche hängen, bis sie ausgetrocknet waren.



*Blick auf ein halb abgebranntes „Ju“*



*Rüttibrenner bei der Arbeit. Im Vordergrund ein abgebranntes „Ju“*





*Die Rüttibrenner ziehen das Feuer den Hang hinunter*

Nach der Heuernte sägten die Bauern die noch stehenden Eichenstämme und trugen sie auf Rudern zusammen, meistens gab es drei bis vier, etwa 1 m hohe Rudern, die durch das geschälte Waldstück herunterliefen. Diese in Rudern aufgeschichteten Baumstämme teilten das Reutfeld ein, in mehrere Züge oder „Ju“. Sie sollten beim späteren Rüttibrennen das Feuer daran hindern, dass es die ganze Fläche erfasste und nicht mehr zu erwehren gewesen wäre. Eine besonders starke Ruder als Wehrmauer gegen den angrenzenden Laubwald. Die Äste und Zweige der Eichen und Hecken wurden gleichmäßig in den Rudern verteilt und quer zur Zugrichtung gelegt. Waren diese Vorbereitungen zum Rüttibrennen getroffen, dann forderte der Bauer seine Nachbarn um Hilfe beim Rüttibrennen auf. Viele wehrende Männer waren dazu notwendig. Damit man das Feuer leichter löschen konnte, brachte man ein Jauchefass voll Wasser den Berg hinauf zum abzubrennenden Waldstück. Bevor man mit dem eigentlichen Brennen begann, standen die Männer im Kreise, beteten ein „Vater unser“, damit das Feuer nicht überlaufe und im angrenzenden Wald einen großen Schaden anrichtete. Die Bauern in Oberentersbach streuten geweihte Kräuter, die sie bei der Kräuterweihe am 15. August in der Kirche segnen ließen, auf die abzubrennenden Äste. Man wollte dabei den Segen Gottes haben, damit kein Schaden durch Ausbrechen des Feuers passiere. Die Rütti

*Überblick bei der Heuernte*

wurde nicht ungen angezündet, sondern am oberen Ende, so konnte man das Feuer besser beherrschen. Der Bauer, seine Knechte und Nachbarn hatten ca. zehn Meter lange Holzstangen mit eisernen Hacken zum Rüttelfeld getragen. Mittels dieser Stangen zogen die Rüttibrenner gemeinsam die Glut den Hang hinunter und achteten dabei darauf, dass alles Geäste verbrannte, sonst blieben „Gullen“ zurück, so nannten die Kinzigtäler nicht verbrannte Flecken im Reutefeld. Die Arbeit war schwer für die Männer, denn sie mussten trotz der langen Rüttihacken (Gewicht ein halber Zentner) oft ans heiße Feuer, oft hatten sie Blasen im Gesicht. Die Männer mussten in einer Linie das Feuer den Berg hinunter ziehen.

Wenn ein Ju abgebrannt war, löschten die Männer ihren Durst mit Most und stiegen dann gleich wieder den Hang hinauf, um den nächsten Ju anzuzünden. Gefährlich wurde es für die Männer immer, wenn der Wind sich drehte und ihnen die Funken, der Rauch und die Asche ins Gesicht bließen. Nach dieser schweren Arbeit traf man sich beim Bauer. Dort gab es dann ein Festessen wie an einer Kihwie, nämlich Nudelsuppe mit Rindfleisch. Spät in der Nacht ging man dann nach Hause.



*Ein Bauer beim Mähen mit der Sense*

So gab es immer wieder während des Brennens eine kleine Verschnaufpause, bis dann die Rüttibrenner wieder mit den Hacken die Glut ein Stückchen weiter bergab zu ziehen hatten.

In Notzeiten (Kriege usw.) fand eine so genannte Zwischennutzung statt. An den durch Asche gedüngten Hängen trieb der Roggen lange Halme. Deshalb eignete er sich besonders für das Decken der Schwarzwälder Bauernhäuser.

Die Ähre wurde mit dem Dreschflegel ausgedroschen, das musste vorsichtig geschehen, denn das Stroh durfte dabei nicht gebrochen oder geknickt werden. Im ersten Jahr pflanzte man Hafer oder sonstige Getreidearten an, im zweiten Jahr dann Kartoffeln und im dritten Jahr konnte man wegen des Schösslingswachstums keine Zwischennutzung mehr durchführen.

Die Ernte im Reutfeld war schwer. An den steilen Hängen konnte man keine Maschinen einsetzen. Das Getreide und die Kartoffeln mussten von Hand mit der Hacke eingesät und wieder geerntet werden. Das Getreide mähte man mit der Sense oder der Sichel ab.

Nach der Getreideernte im Reutfeld kamen oft arme Leute aus Biberach und Zell und fragten um die Erlaubnis, im folgenden Frühjahr Kartoffeln pflanzen zu dürfen. Das war auch keine leichte Arbeit, denn man musste



*Bauer beim Binden der Garben*

die Kartoffeln zwischen den Baumstümpfen einhacken und auch wieder ernten. Aus den Baumstümpfen wuchsen inzwischen schon wieder zwei bis drei Meter hohe Schösslinge hervor.

Seit 30–40 Jahren sieht man im Spätsommer keine Rauchsäule mehr hochsteigen. Die Bauern führen kein Eichenschälen und Rüttibrennen mehr durch. Einmal fehlen auf dem Bauernhof die Helfer für diese langwierige Arbeit, die man heute nicht mehr bezahlen kann. Das Brennholz wurde durch die Ölheizungen nicht mehr begehrt. Bald wird man über die Arbeiten Eichenschälen, Rüttibrennen nicht mehr von Augenzeugen erzählt bekommen, sondern nur noch aus Büchern nachlesen können. Dazu soll auch mein Aufsatz ein Beitrag sein.

Bei diesem Aufsatz habe ich bei folgenden Bauern nachgeforscht:

Förster Schüllli  
Anna Seebacher  
Thomas Kopp  
Josef und Ida Gutmann  
Wilhelm Gutmann (Alt-Pflugwirt)



## Okens letzte Stunde: „Er starb den Tod der Gerechten“

*Ein Nachtrag zum Okenjahr 2001*

Vor über 150 Jahren starb in Zürich der aus Bohlsbach stammende Laurentius Okenfuß, besser bekannt als Lorenz Oken. In Zürich hatte er zuletzt als angesehener Professor der Naturwissenschaft bis zu seinem Tod am 11.8.1851 gelebt. Wie seine letzten Stunden und Tage verliefen, darüber sind wir allerdings bislang nicht unterrichtet gewesen – bis im Karlsruher Generallandesarchiv ein Brief von Okens Frau Luise auftauchte: Sie schilderte darin dem Bohlsbacher Neffen Okens, Marcell Okenfuß, die letzten Atemzüge des Gatten. Und sie ließ, nur eine Woche nach dem Tod des Gelehrten, durchblicken, dass sie unter der schon sprichwörtlichen Großzügigkeit Okens den Armen und Bettlern gegenüber nun wohl selbst zu leiden haben wird, sich „sehr beschränken“ wird müssen. In der Tat hat sie kurz darauf die Bibliothek Okens versteigern lassen, hat die Zürcher Wohnung aufgelöst und ist in ihre Heimat Jena gezogen, wo sie 1862 starb. Ihre Grabplatte auf dem dortigen alten Friedhof ist erst kürzlich auf Initiative von Ulrich Burgert und mit Hilfe einer Spende des Bohlsbacher Kulturfördervereins restauriert worden.

Was könnte sich hinter dem Hinweis auf die zukünftige materielle Knappheit Luises verbergen? Wohl dies: Sie wollte den Bohlsbacher Verwandten Okens durch die Blume mitteilen, dass mit weiterer Unterstützung aus Zürich zukünftig nun nicht mehr zu rechnen sei. Denn auch der eigenen Verwandtschaft hatte Oken bekanntlich, so oft er nur konnte, etwas zugesteckt.

*Herrn Marcell Okenfuß, Bohlsbach bei Offenburg  
Zürich den 18. August 1851*

*Ihre freundlichen Glückwünsche zu Okens Geburts- und Namenstag lieber Vetter haben ihn nicht mehr erreicht – sie kamen zwar noch am 10. hier an, aber ich konnte sie ihm nicht mitteilen, der schon sehr krank dem Tode war, der auch am 11ten schon erfolgte. Er war schon seit Mitte März leidend an einem alten Blasenübel, was ihn schon mehrmals im Leben in Lebensgefahr setzte, doch hoffte ich immer, dass es wie sonst nach und nach wieder beseitigt würde, aber es wurde immer schlimmer, er litt entsetzliche Schmerzen und kam ganz von Kräften, doch dachte ich und auch wohl die Ärzte nicht an einen nahen Tod, den freilich auch nur eine plötzliche Veränderung in der Krankheit so schnell herbeiführte. Er phantasierte fast beständig, empfand deshalb seine Schmerzen weniger, und entschlief sanft und ruhig ohne allen Krampf. Man kann wahrhaft sagen: er starb*

*den Tod der Gerechten. Man las in seinen Zügen, wie wohl es ihm nun war!*

*37 Jahre waren wir in Leid und Freud verbunden und sein Tod ändert meine ganze Existenz, denn sein großer Edelmuth und Freigebigkeit wird meine Lage, so gut ich noch übersehen kann, sehr beschränkt. Haben Sie noch herzlichen Dank für Ihr Andenken an seinem Namenstag und glauben Sie, dass ich von Ihrer Theilnahme überzeugt bin.*

*Luise Oken geb. Stark*

Es ist das einzige Zeugnis von Okens Tod. Und es ist ein einzigartiges, weil seltenes Zeugnis vom privaten Oken – und seiner Frau, die hier aus dem Schatten des Mannes heraustritt und ein Bekenntnis abgibt: In Freud und Leid waren wir verbunden!

Der Brief hätte der Forschung bekannt sein können, denn er ist präzise schon im „Inventar des Nachlasses Adolf Geck im Generallandesarchiv Karlsruhe“ verzeichnet unter der Nummer „GLA Karlsruhe Abt N Geck Nr. 21“. Und im Namensregister steht deutlich „Luise Oken“. Lediglich aus Marcell ist bei der Abschrift ein „Mariell“ Okenfuß geworden. Aber ansonsten hat Günther Haselier 1975 auch hier wieder eine bewundernswerte Inventarisierung geliefert, die noch manche Pretiose vermeldet. Schade, dass so selten in derartigen Verzeichnissen geblättert wird: der Brief ist hier zum ersten Mal wiedergegeben.

Bleibt noch die Frage, wie der Brief denn in den Nachlass des Reichstagsabgeordneten, Journalisten und Heimatforschers Adolf Geck geraten konnte? Dazu sollte man wissen, dass man früher im Umgang mit Archivalien nicht sonderlich pingelig war, das eine oder andere Original wurde schon mal nach Hause mitgenommen, um darin in Ruhe zu arbeiten – und es irgendwann zu vergessen. War der Brief also früher einmal sogar in der städtischen Oken-Sammlung in Offenburg gewesen? Oder hat ihn Geck auf einer Auktion erworben? Die Frage muss vorerst offen bleiben. Vielleicht ergeben sich ja weitere Kenntnisse aus der Lektüre jenes unpublizierten, handschriftlichen Manuskriptes von Ernst Batzer über Lorenz Oken, das sich ebenfalls im Geck-Nachlass befindet?

*Martin Ruch*

## Bildung als Brücke: Das Experiment „Grenzüberschreitende VHS“ (GVHS)

*„Das Land der Vogesen und das Land des Schwarzwaldes waren wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches, ich sah deutlich vor mir, wie der Rhein sie nicht trennte, sondern vereinte, indem er sie fest zusammenhielt.“*

René Schickele: Der Wolf in der Hürde (1931)

Der elsässische Schriftsteller René Schickele wusste es schon vor 70 Jahren: Die Länder am Rhein, wo sich seit Jahrhunderten die deutsche und die französische Kultur gegenseitig befruchten oder sogar vermischen, gehören zusammen. Doch leider hinkt die Politik der Literatur nur allzu oft hinterher. Zwar fehlt es nicht an vollmundigen Bekenntnissen zu einem vereinten Europa. Aber gerade im Bereich von Schule und Bildung dominiert nach wie vor nationales Denken, während grenzüberschreitende Projekte häufig in Ansätzen stecken bleiben.

Eine Ausnahme ist die „Grenzüberschreitende Volkshochschule“ (GVHS) bzw. „Université Populaire Transfrontalière“ (UPT), eine deutsch-französische Einrichtung der Erwachsenenbildung, die seit nunmehr vier Jahren ein „grenzenloses“ Bildungsprogramm anbietet, das auf beiden Seiten der Grenze eine wachsende „Fan-Gemeinde“ anzieht. Sitz dieser Einrichtung ist das elsässische Städtchen Wissembourg, direkt an der pfälzischen Grenze gelegen, mitten in der oberrheinischen Tiefebene.

### *Von der Idee zur Gründung*

Die Zusammenarbeit am Oberrhein wurde erstmals in den siebziger Jahren des nun vergangenen Jahrhunderts institutionalisiert: Mit der „Conférence franco-germano-suisse du Rhin Supérieur“, kurz: „Oberrheinkonferenz“, wurde eine feste Plattform geschaffen, wo Vertreter der angrenzenden deutschen, französischen und schweizerischen Gebietskörperschaften sich austauschen und gemeinsame Projekte initiieren konnten. Die Ergebnisse fielen jedoch eher dürftig aus. Zu heterogen war der zu gestaltende Raum, zu unterschiedlich die Interessen von Städten wie Basel, Strasbourg und Karlsruhe.<sup>1</sup>

In den achtziger und neunziger Jahren begannen sich daher einzelne Teilräume zu verselbständigen: TRIRHENA im Süden, CENTRE in der Mitte und PAMINA im Norden des Oberrheingebietes. Letzterer vereinigt Gebiete der Südpfalz (PA = Palatinat), des mittleren Oberrheins (MI) und des nördlichen Elsass (NA = Nord Alsace).<sup>2</sup> Eines der Pilotprojekte von PAMINA war die Grenzüberschreitende VHS.

Vorangegangen war eine Initiative der Kreisvolkshochschule Südwestpfalz aus den Jahren 1994 und 1995. Zusammen mit elsässischen und lothringischen Partnern wurden einige Kurse und Seminare angeboten, die sich erstmals an Deutsche und Franzosen gleichermaßen richteten.<sup>3</sup> Der Anfang war verheißungsvoll, und so gingen Mitte 1995 elf deutsche Volkshochschulen (VHS) und vier französische Universités Populaires (UP) daran, ein Konzept für eine dauerhafte grenzüberschreitende Erwachsenenbildung zu entwickeln. Der PAMINA-Raum sollte dafür den Rahmen stellen.

Doch bis zur Realisierung sollten noch mehr als zwei Jahre vergehen. Unterschiedliche Strukturen auf beiden Seiten der Grenze erschwerten eine rasche Umsetzung. So sind deutsche Volkshochschulen personell und finanziell i.d.R. eng an die jeweiligen Kommunen (Städte und Gemeinden) oder Landkreise angebunden und materiell entsprechend gut ausgestattet. Die Universités Populaires (UP) in Frankreich sind dagegen Vereine („associations“), die großen Wert auf ihre Unabhängigkeit von staatlichen Stellen legen und nicht unbedingt die gleichen bildungspolitischen Ziele verfolgen.

Angesichts ihrer wirtschaftlich häufig prekären Lage haben sich im Elsass 30 UP's zum Netzwerk der UP du Rhin zusammengeschlossen, deren Zentrale sich in Mulhouse befindet. Außenstellen (sog. Satelliten) dieser mittlerweile größten Volkshochschule Frankreichs befinden sich auch im zum PAMINA-Raum gehörenden Nord-Elsass, so in Bischwiller und Saverne. Allerdings konkurriert die UP du Rhin dort mit der UP von Wissembourg, einer Außenstelle der Straßburger UP Européenne, sowie mit der UP von Haguenau, die sich dem lokalen Centre socio-culturel angeschlossen hat. Keine leichte Aufgabe also, so verschiedene Partner an einen Tisch zu bekommen.

Hauptproblem war jedoch die Finanzierung des Projekts. Da die französischen UP's nicht annähernd über die gleichen Mittel verfügen wie ihre deutschen Partner, mussten zusätzliche Quellen erschlossen werden. Finanzielle Hilfe kam schließlich vom Département du Bas-Rhin und der Région Alsace. Auch die Kultusministerien der Länder Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz sagten ihre Unterstützung zu. Für die ersten beiden Jahre gelang es zudem, eine Anschubfinanzierung aus Brüssel zu beziehen, die fünfzig Prozent des Haushalts abdeckte.

#### *Vom Projektstatus zum eingetragenen Verein*

Am 18. Februar 1998 fiel schließlich der Startschuss. Im Rathaus von Wissembourg wurde das Projekt „Grenzüberschreitende Volkshochschule / Université Populaire Transfrontalière“ feierlich eröffnet. Das Büro wurde mit deutschen und französischen Mitarbeitern binational besetzt. Noch im gleichen Monat legte das Team das erste, natürlich zweisprachige Semes-



terprogramm vor, das ein Überraschungserfolg wurde. Schon im ersten Jahr lagen die Teilnehmerzahlen doppelt so hoch wie erwartet und steigen seitdem weiter an.

Nach Ablauf der Förderphase musste die Grenzüberschreitende VHS finanziell auf eigene Füße gestellt werden. Am 22. November 1999 wurde daher in Wissembourg nach französischem Recht (*droit local alsacien-mosellan*) ein Trägerverein gegründet, die „Association tranfrontalière des Universités Populaires“ (Grenzüberschreitender Verein der Volkshochschulen). Im sechsköpfigen Vorstand (*Comité de Direction*) sind zwei elsässische, zwei pfälzische und zwei badische Volkshochschulen durch ihre jeweiligen Leiter repräsentiert. Das Programm der Grenzüberschreitenden VHS wird auch weiterhin vom Gemeinsamen Sekretariat (*Secrétariat Commun*) in Wissembourg ausgearbeitet. Ein ebenfalls sechsköpfiger Programmbeirat (*Comité Consultatif*) unterstützt diese Arbeit und wacht darüber, dass es zu keinen Überschneidungen mit den Veranstaltungen der übrigen assoziierten Volkshochschulen kommt.

Gründungsmitglieder des Vereins waren drei pfälzische, sechs elsässische und acht badische Volkshochschulen bzw. *Universités Populaires*. Im Jahr 2000 kam mit Landau eine weitere pfälzische und im Jahr 2001 mit der Volkshochschule im Landkreis Karlsruhe eine weitere badische Volkshochschule hinzu. Seitdem ist die Grenzüberschreitende VHS flächendeckend im gesamten PAMINA-Raum vertreten. Hinzu kommen Kooperationen mit Volkshochschulen jenseits der PAMINA-Grenzen, insbesondere im Raum CENTRE (Großraum Strasbourg-Offenburg). Auch die Teilnehmer kommen aus immer weiter entfernten Gegenden.

Förderer der öffentlichen Hand sind nach wie vor die *Région Alsace* und das *Département Bas-Rhin* sowie die Länder Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg. Hinzu kommen die Städte Bühl und Wissembourg. Sponsoren sind der rheinland-pfälzische und der baden-württembergische Sparkassenverband, die *Caisse d'Epargne Alsace* und der Reiseveranstalter Demand. Zu erwähnen sind schließlich auch noch Partner bei Einzelveranstaltungen, z. B. das „*Office régional du bilinguisme*“ oder die Landeszentralen für politische Bildung von Rheinland-Pfalz und von Baden-Württemberg.

### *Ein spannendes Programm für ein europäisches Publikum*

Das Programm der Grenzüberschreitenden VHS (GVHS) wird in einer zweimal jährlich erscheinenden zweisprachigen Broschüre vorgestellt. Sie wird im ganzen PAMINA-Raum verteilt und auf Anfrage kostenlos verschickt. Eine Kurzfassung wird in den Programmheften der im Trägerverein zusammengeschlossenen Volkshochschulen abgedruckt. Auch die Veranstaltungsorte sind über den gesamten PAMINA-Raum verstreut.

Das Programm der GVHS soll keine Konkurrenz, sondern vielmehr eine Ergänzung zu bereits bestehenden Volkshochschul-Programmen sein. Statt „jedem etwas zu bieten“, werden bewusst Akzente gesetzt, um die GVHS als „etwas andere“ Volkshochschule zu profilieren. Im Vordergrund stehen grenzüberschreitende und europäische Themen. Zweisprachige Dozentinnen und Dozenten oder – wo diese nicht zur Verfügung stehen – Übersetzungen durch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sorgen dafür, dass die Sprachbarriere keine unüberwindliche Hürde darstellt.

Das Programm der GVHS gliedert sich in fünf Fachbereiche:

- „Kunst und Kultur“
- „Essen und Trinken“
- „Sprachen und Landeskunde“
- „Geschichte und Gesellschaft“
- „Natur und Umwelt“

„Nicht Staaten, sondern Menschen wollen wir einander näher bringen.“ Diese Devise von Jean Monnet, einem der Gründungsväter Europas, könnte auch die der Grenzüberschreitenden VHS sein. Seit ihrer Gründung vor vier Jahren haben bereits über 8000 Menschen an ihren Veranstaltungen teilgenommen. Die weiter steigenden Teilnehmerzahlen zeigen, dass sich die GVHS mittlerweile zu einer festen Einrichtung im Oberrheingebiet entwickelt hat, ein Modell für deutsch-französische Bildungsarbeit jenseits aller Grenzen und für ein postnationales Europa.

Stefan Woltersdorff, promovierter Germanist und Romanist, Autor zahlreicher Bücher und Artikel zur Literatur- und Kulturgeschichte des Oberrheins, Veranstalter literarischer Spaziergänge durch Straßburg und Literaturreisen durch Frankreich. Nach Lehraufträgen an Hochschulen in Szeged, Straßburg, München und Metz leitet er seit 2001 die „Université Populaire Transfrontalière“ in Wissembourg.

*Stefan Woltersdorff*

#### *Anmerkungen*

- 1 Lebensraum Oberrhein ... eine gemeinsame Zukunft. Raumordnung für eine nachhaltige Entwicklung ohne Grenzen, Strasbourg: La Nuée Bleue / Karlsruhe: Braun, 2000
- 2 Vgl. Geiger, Michael (Hrsg.): PAMINA – Europäische Region mit Zukunft. Baden, Elsass und Pfalz in grenzüberschreitender Kooperation, Speyer: Verlag der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, 2001
- 3 Vgl. Busch, Arnold / Rossar, Fabienne: Grenzüberschreitende Zusammenarbeit mit französischen Weiterbildungsinstitutionen. Abschlussbericht der Kreisvolkshochschule Pirmasens, 1995
- 4 Gänzle, Stefan / Obrecht, Marcus: Dokumentation zum Studientag an der Grenzüberschreitenden VHS in Wissembourg vom 24.4.1999

## Hausach – ein historischer Streifzug durch das Jahr 1951

### *Immer noch mehr Flüchtlinge!*

Mit der einschneidenden Währungsreform (1948) besserte sich nach und nach die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln. Die Hungerjahre waren überstanden! Doch nach wie vor drückte die Wohnungsnot auch 1951 noch die Menschen in der Stadt und im Tal. Um neuen Wohnraum zu schaffen, mühten sich die Stadtverwaltung und eine „Wohnungskommission“, um auch noch das letzte Ecklein an Unterkunft zu finden. Im Rahmen eines Länderausgleichs wurden den Gemeinden auch fünf Jahre nach Kriegsende und der Vertreibung aus der angestammten Heimat im Osten Flüchtlinge aus anderen Bundesländern zugewiesen. Da wurden dann kurzfristig die Bürgermeister benachrichtigt, dass wieder ein „Umsiedlertransport“ aus Schleswig-Holstein auf dem Hausacher Bahnhof ankommen werde und die Flüchtlinge samt ihren Habseligkeiten mit einem LKW abzuholen seien.

Eine Hausach zugewiesene Familie brachte Folgendes in einem Güterwagen mitgeführte Umzugsgut mit: „1 Bettstelle, 1 Tisch, 2 Stühle, 1 Matratze, 3 Decken, 3 Federbetten, 1 Fahrrad, 4 Gepäckstücke, 10 Zentner Holz und 5 Zentner Lebensmittelvorräte“. Im Hechtsberger Forsthaus bei der Familie Kern fanden die Ankömmlinge Unterkunft. Nicht immer konnte die Stadtverwaltung die ihnen im Rahmen des von oben festgelegten Kontingentes zugeteilten Flüchtlinge gleich in Wohnungen unterbringen, sondern mussten sie zunächst in ein Gasthaus schicken.

Verständlich, wenn es wegen den mangelhaften Wohnverhältnissen immer wieder zu Reibereien zwischen den Neubürgern und den Einheimischen kam. So beschwerte sich einmal eine Flüchtlingsfrau auf dem Rathaus, dass in ihrem Zimmer die Schwaben (Ungeziefer) hausen. Verärgert wurde mit Bleistift unter den Beschwerdebrief gesetzt: „Schwaben sind nicht schlimmer als Preußen“.

Eine „Interessengemeinschaft der Heimatvertriebenen Deutschen in Baden Ortsverband Hausach“, der 1951 Herwarth Reif vorstand, vertrat die Belange der Flüchtlinge. Wer einen „Flüchtlingsausweis“ besaß, erhielt so manche Unterstützung des Staates, vor allem finanzielle Mittel im Rahmen des „Lastenausgleichs“, eine Zuwendung, weil die Vertriebenen im Gegensatz zu den Einheimischen Hab und Gut verloren hatten. Als die Stadt verdächtigt wurde, dass sie zu wenig für die Besserung der Wohnverhältnisse unternehme, konnte Bürgermeister Eugen Heizmann entkräftigend mitteilen: „Die Stadt hat innerhalb des letzten halben Jahres 23 Flüchtlingsfamilien in renovierte Altbauwohnungen eingewiesen“. Die für die Betreuung



der Flüchtlinge zuständigen Bediensteten der Stadt, vorab das Stadtoberhaupt, waren nicht zu beneiden!

Doch mit Nachdruck wurde auch die Bereitstellung von Wohnraum durch Neubauten gefördert. Wohnungsbaugenossenschaften wie die „Neue Heimat“ oder die „Oberrheinische Heimstätte“ erstellten Neubauten, besonders im Gebiet der „Kreuzäcker“ oder in der Jacobistraße. Wer sich verpflichtete, für Flüchtlinge Wohnraum zu schaffen, erhielt zum Bauen ein äußerst zinsverbilligtes Darlehen. Deshalb drängte Bürgermeister Heizmann so manchen einfachen Hausacher, sich eigenen Wohnraum, ein Häusle, zu bauen.

Trotzdem trafen nach wie vor viele Bittgesuche um „Zuweisung einer Wohnung“ auf dem Rathaus ein, um den jahrelang beengten Wohnverhältnissen zu entrinnen. Deshalb wurde eine „Wohnungsliste“ aufgestellt, damit eine gerechte Zuweisung des neugeschaffenen Wohnraumes garantiert werden konnte. Oft musste den Bittstellern mitgeteilt werden: „Auf Neubauwohnungen waren bereits sehr viele Familien.“ Auch Anträge um Zuzug nach Hausach wurden gestellt und „Tauschpartner“ gesucht. Da das Boot nach wie vor übervoll war, wurden die Aufnahmen nur genehmigt, wenn sie im Rahmen des für Hausach festgelegten „Flüchtlingskontingentes“ erfolgen konnte. Um dringend gebrauchte Fachkräfte zu bekommen, wandten sich verschiedene Firmenchefs direkt an die Stadt und unterstützten die Anträge.

### *Französische Besatzungsmacht zieht sich zurück*

Das im Frühjahr 1945 der Bevölkerung durch die totale Niederlage der deutschen Wehrmacht aufgezwungene Joch einer französischen Besatzungsmacht lockerte sich langsam, aber stetig. Bald nach Kriegsende setzte sich bei den alliierten Siegermächten die Erkenntnis durch, dass ein gedemütigter, geknebelter Feind immer eine Gefahrenquelle bleiben würde. Auch hatte man aus den Folgen des niederdrückenden „Versailler Diktates“ gelernt. Deshalb mühten sich die amerikanischen, britischen und französischen Militärregierungen, Deutschland in den Kreis der demokratischen Völker einzugliedern, indem man den deutschen politischen Kräften im Lande nach und nach mehr Rechte in der Selbstverwaltung einräumte.

Ganz in diesem Sinne bemühte sich der französische Kreiskommandant Baron Christian de Rendinger in Wolfach für eine freundschaftliche Annäherung der einstigen „Erbfeinde“. Er wies seine Untergebenen an, alles zu vermeiden, was das aufkeimende gute Verhältnis zu den Deutschen trüben könnte. Schon zum Jahresbeginn lud er die Bürgermeister des Landkreises Wolfach zu einem gemütlichen Neujahrsempfang in die Amtsstadt ein.



In Hausach (wie an anderen Orten) wurden nach und nach die von den Franzosen für ihre Soldaten und deren Angehörigen in den Nachkriegsjahren „requirierten“ Wohnungen und Haushaltsgegenstände an die Einwohner zurückgegeben. Wo dies nicht mehr möglich war, zahlte man auf entsprechende Anträge Entschädigungen. Lange Listen zeugen davon, wie bei der Beschlagnahme genau über die Gegenstände Buch geführt wurde. Dies erleichterte dann die Rückgabe bzw. die Ersatzleistungen. Ermöglicht wurde diese Maßnahme dadurch, dass viele Franzosen wieder in ihre Heimat zurückkehrten, da ihre Dienste nicht mehr erforderlich waren.

Für all diese Vorgänge war letztlich das in Wolfach untergebrachte „Requisitionsamtsamt“ zuständig. Es entschied über die „Aufhebung der Beschlagnahme“, die Freigabe der durch die Franzosen benutzten Wohnungen. Trotzdem kam es vereinzelt zu erneuter Inanspruchnahme von Wohnraum. Dabei muss erwähnt werden, dass durch die Umsiedlung von Flüchtlingen aus anderen Bundesländern noch große Wohnungsnot im Lande herrschte.

### *Neues Gymnasium aus dem Boden gestampft*

*Vor 50 Jahren konnten die Schüler vom gesamten Gebäude Besitz nehmen*

### *Hausach*

Die Verlegung der Höheren Schule (Bürgerschule/Mittelschule) von Wolfach nach Hausach brachte gleichzeitig die Verpflichtung zum Bau eines neuen Schulgebäudes mit sich. Als nämlich das Progymnasium am 12. September 1949 erstmals seine Tore für etwa 200 Schüler öffnete, konnten diese nur äußerst notdürftig in Räumen der Volksschule und des nachbarlichen Herrenhauses untergebracht werden. Natürlich wurde auch die Aufstockung zum „Gymnasium“ als „Vollanstalt“ ins Auge gefasst, eine Maßnahme, die zum 13. Dezember 1950 offiziell zum Tragen kam. Damit wollte man später den Schülern die Fahrt zur Ablegung des Abiturs nach Offenburg oder Villingen ersparen.

Deshalb sah sich Hausach in die Pflicht genommen. Bereits im Januar 1950 legte die Architektengemeinschaft Bernhard Stehle von Hausach und Kuno Wilderer von Karlsruhe der Stadtverwaltung die fertigen Pläne für das Gymnasium auf den Tisch, das mit einer Bausumme von rund 500 000 DM zu den „schönsten und modernsten“ im südbadischen gezählt werden sollte. Schon am 5. Juli 1950 wurde mit dem Bauen begonnen.

Für den Bau standen aber seitens der Stadt so viel wie keine finanziellen Eigenmittel zur Verfügung. Deshalb musste nach Zuschüssen, Krediten und Darlehen gesucht werden, eine Aufgabe, die Bürgermeister Heizmann mit Zähigkeit verfolgte. Alle nur möglichen Stellen wurden angeschrieben, aufgesucht und bestürmt. Selbst die französischen und amerikanischen

„Hohen Kommissare“ wurden nicht verschont, um über sie und den eingeschalteten Bundestagsabgeordneten Heinrich Höfler an die begehrten „Mac Cloy Gelder“ zu kommen. Letztlich gewährten Darlehen: die Badische Kommunale Landesbank (150 000 DM), die Vereinsbank Hausach (50 000 DM) und das Landesarbeitsamt (40 000 DM), weil durch die rege Bautätigkeit die Zahl der Arbeitslosen gesenkt werden konnte. Als Zuschüsse überwies das Badische Ministerium des Kultus und Unterrichtes in Freiburg als „Beihilfe“ 45 000 DM und die Wolfacher Kreisverwaltung 7500 DM. Aus den Waldungen am Kreuzberg und im Herrenwald stiftete der Fürst von Fürstenberg das gesamte Bauholz und der Säger-Streit verzichtete auf einen Teil des Sägerlohns. Trotzdem, es mussten noch rund 200 000 DM eingetrieben werden!

Schon Ende Februar 1951 war der Rohbau unter Dach und Fach! Folgende Firmen waren am Bau beteiligt: Gebr. Moosmann, Lauterbach für die Erdarbeiten – Ernst Schwarz, Lahr, Beton- und Eisenbetonarbeiten – Baugeschäft Gottfried Heizmann, Maurer-, Entwässerungs- und Dachdeckerarbeiten – Franz Welle, Zimmerarbeiten und Franz Seeholzer sowie Emil und Artur Moritz, Blechnerarbeiten.

Das Richtfest am 5. April 1951 ging als großer Tag in die Hausacher Stadtgeschichte ein. Die Feier, an der auch Seine Durchlaucht, der Fürst zu Fürstenberg, mit vielen hochgestellten Ehrengästen teilnahm, wurden von der Stadt- und Feuerwehrcapelle unter der Stabführung von Stadtkapellmeister Nikolaus Nehlig und den Schulchören des Gymnasiums unter der Leitung von Studienrat Heinrich Althardt sowie der Volksschule, geleitet von Hauptlehrer Gottlob Schmid, musikalisch umrahmt. Vom hohen Dach aus schmetterte Zimmermeister Franz Welle seinen Richtspruch über die Festgemeinde. Danach ergriffen Bürgermeister Eugen Heizmann, Oberstudiendirektor Benno Volk und Landrat Ludwig Hess das Wort.

Um die Bedeutung dieser Feierstunde nicht nur für Hausach, sondern für den gesamten Landkreis zu unterstreichen, ließ es sich Staatspräsident und Kultusminister Leo Wohleb nicht nehmen, selbst in die Stadt unter der Burg zu reisen. In seiner vielbeachteten Rede wandte er sich besonders an die Jugend, denen er Sparsamkeit, Schlichtheit und Fleiß als besondere Tugenden ans Herz legte. Die Erwachsenen bat er, den jungen Menschen in ihren Bemühungen, im Leben Fuß zu fassen, zur Seite zu stehen. Den Hausachern aber bekundete er lobend „Bürgereintracht und Bürgersinn“. Der Neubau umfasste 12 Schulsäle, eine Anzahl Fachräume, Lehrer- und Hausmeisterzimmer, Verwaltungsräume und sanitäre Anlagen. Vom Dachfirst grüßte sogar ein Podium zur Abhaltung der Sternenkunde. Nach dem Richtfest ging es mit Hochdruck an den Innenausbau, denn zum Schuljahrsbeginn wurden annähernd 300 Schüler erwartet. Aus diesem Grunde wurde zum 17. September 1951 bereits ein Teil des Neubaus zur Benützung freigegeben. Schon gegen Jahresende meldete dann das Architekten-



*Beim Richtfest des Gymnasiums hielt Staatspräsident Leo Wohleb die Festrede*

*Repro: Kurt Klein*

duo Stehle/Wilderer auf dem Rathaus nicht ohne Stolz, dass nun das gesamte Gymnasium bezugsfertig sei. *Deshalb konnten nach den Weihnachtsferien zum Jahresbeginn 1952 alle Türen der neuen Schule für die große Schülerschar geöffnet werden.* Allerdings fehlte noch der vorgesehene Anbau der Turnhalle für das Gymnasium und die Volksschule sowie für öffentliche Veranstaltungen. (Erst Jahre später wurde dafür die „Stadthalle“ erbaut.) Auch die Außenanlagen mussten noch vollendet werden.

Jedenfalls konnte sich die Bevölkerung beim „Tag der offenen Tür“ am 30. Dezember 1951 vom gelungenen Werk überzeugen. Hausach hatte als „Schulstadt“ des Landkreises Wolfach mit dem Bau und der Fertigstellung des Gymnasiums in einer verhältnismäßig kurzen Zeit ein beachtliches Signal und Zeichen gesetzt!

Nach der staatlichen Schulgeldverordnung hatte jeder Schüler des Gymnasiums ein so genanntes „Schulgeld“ in Höhe von 200 DM an die Stadtkasse zu entrichten. Es gab allerdings auch „Geschwisterermäßigungen“ und „Stipendien“. Viele Gesuche um den vollständigen oder teilweisen Nachlass des Schulgeldes erreichten besonders zum Schuljahresbeginn die Stadtverwaltung. Ebenso wurde um Stundung der Beträge gebeten. Säumige Eltern mussten mitunter per Nachnahme an ihre Verpflichtung erinnert werden. In den vom Ministerium erhobenen Schülerstatistiken tauchen auch die Begriffe „Heimatvertrieben“ und „Sowjetzonenflüchtling“ auf.



*Staatspräsident Leo Wohleb und das Kinzigtal:  
Symbol für den Kampf um Baden*

Es war im Mai 1948, als plötzlich ein kleines, an sich unscheinbares Männlein schwarz gekleidet mit dem Schwalbenschwanz vor uns stand. In Meersburg wurden anlässlich des 100. Geburtstages der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff die „Droste-Tage“ mit vielen festlichen Veranstaltungen und der Anwesenheit von zahlreichen Größen der Politik und des Geisteslebens gefeiert. Als Schüler des 3. Kurses des Lehrerseminars (Pädagogium) hatten wir die Aufgabe, die hohen Gäste zu betreuen. Auf dem Weg zum neuen Schloss begegneten wir diesem allein daher wandernden Mann, der sich als Staatspräsident Leo Wohleb entpuppte und uns deshalb den nötigen Respekt abverlangte. Doch freundlich und entgegenkommend schüttelte er uns die Hand und erkundigte sich nach unserem Befinden. Er war auf dem Weg ins Seminar, um dort seinen Kollegen im Lehramt aus der Gymnasiumszeit, unseren Direktor, zu besuchen. In der Folgezeit sollte ich noch mehr über Leo Wohleb erfahren ...

So hörte ich bei einem Heimattag in Gengenbach seiner begeisternden Rede auf dem Marktplatz vor dem Rathaus zu. Im Beisein des damaligen durch und durch altbadisch gesinnten Bürgermeisters Erhard Schrempf (MDL) warb er für die Erhaltung des alten Landes Baden, streckte dabei beschwörend seinen Arm mit der abweisenden Hand gegen Osten aus und rief: „Wir wollen keine Schwabenstreiche!“ Schließlich, so meinte er, seien auch die Schwarzwaldtäler schon von Natur aus nach Westen hin orientiert und für Baden zu stimmen heiße nicht, gegen Württemberg zu sein.

Überhaupt zog es den badischen Landesvater, wenn irgend möglich, hinaus ins Land. Dabei mischte er sich leutselig unter die Bevölkerung, er suchte die Volksnähe. Gerne hielt er sich auch im Kinzigtal auf. Als im März 1949 in Wolfach das Richtfest des wieder aufgebauten Schlossflügels gefeiert werden konnte, zählte Wohleb zu den Festgästen. Sogar zur Aufführung des Luitgart-Jubiläum-Festspiels 1949 eilte er in das einsame Tal von Wittichen. Bei einer Besprechung in Wolfach zum Thema Zentralisation von Behörden und Schulen, setzte er sich zwar für Hausach als den Sitz eines Gymnasiums ein, beharrte aber fest darauf, den Wolfachern das Landratsamt zu belassen. Mit großer Freude hielt er später die Festrede beim Richtfest des Gymnasiums in Hausach.

*Städte erhielten wieder ihre alten Rechte*

1934 wurde von den damaligen Machthabern allen Städten unter 14 000 Einwohnern die Stadtrechte aberkannt. Durch das Gesetz vom 23.7.1948 wollte der Staatspräsident in seinem Lande diesen Gemeinden die alten Rechte wieder gewähren. Bei vielen Feiern zur Verleihung der Urkunde





*Staatspräsident Wohleb, begleitet von Landrat Hess, dem französischen Kreisgouverneur de Rendinger und Innenminister Dr. Schüly, bei einem Besuch in Wolfach*

*Repro: Kurt Klein*

mit der „Bezeichnung Stadt“ war er als Festgast zugegen. So im Juli 1949 in Zell a. H. und wenige Tage darauf in Hausach, wo sich u. a. auch Fürst Max zu Fürstenberg und der französische Kreisgouverneur de Rendinger in seiner Begleitung befanden. In einer Grußadresse meinte dieser, dass er nicht als Vertreter der Besatzungsmacht gekommen sei, sondern als Freund der Bevölkerung. Wohleb versprach den Hausachern, sich gegen einen Abbau der Mannesmann-Werke und den baldigen Bau des Gymnasiums einzusetzen. Gegen 16 Uhr fuhren die Gäste nach Schiltach.

Später dankten es ihm die Hausacher: Bei der Volksbefragung am 24. September 1950 bekundeten etwa zwei Drittel der Wähler ihren Wunsch zur Wiederherstellung von Altbaden und bei der Volksabstimmung am 9. Dezember 1951 entfielen von 1307 abgegebenen Stimmen 925 für Baden. Dieses Ergebnis stand stellvertretend für die Abstimmungen in den anderen Kinzigtalgemeinden. Damals konnten die Kinzigtäler auf den Stimmzetteln lesen: „Ich wünsche die Vereinigung der drei Länder Württemberg-Baden, Baden und Württemberg-Hohenzollern zu einem Bundesland.“ – „Ich wünsche die Wiederherstellung des alten Landes Baden.“ Ein kleiner Schlenkerer sei mir erlaubt. Als der überzeugte Hausacher Altbadener Köbele einmal bei der „Monika“ in Einbach einkehrte, zahlte er den

anwesenden Stammtischlern eine Runde, weil sie ihm das Badenerlied vorsangen ...

Auch kleinere Anlässe nahm der Staatspräsident wahr, wenn es darum ging, seine Verbundenheit mit dem Volk zu beweisen. So freuten sich die Steinacher, als sich der badische Repräsentant zur Einweihung des Kinzigsteiges zwischen Bollenbach und Steinach einstellte. Aus Anlass einer Trachtenhochzeit in Schapbach dankte Wohleb dem Brautpaar und dem Bürgermeister persönlich für „die Pflege des ländlichen Volkstums“. Ähnliche Anerkennungs schreiben gingen auch nach Kaltbrunn-Schenkenzell. Ein Dankschreiben aus Freiburg erreichte die Hornberger. Sie zeigten eine großzügige Spendenbereitschaft zugunsten der italienischen Hochwassergeschädigten.

### *Dank für Treue zum Badnerland*

Mit Datum vom 30. Dezember 1951 sandte der immer noch unvermindert für die Sache der Altbadener kämpfende Wohleb eine Urkunde an die Gemeinden mit folgendem Wortlaut zu: „Der badische Staatspräsident dankt für die unserer geliebten Heimat am 9. Dezember 1951 erwiesene Treue.“ In den Rathäusern hing diese Urkunde eingerahmt noch lange öffentlich aus. Auch in einer Rundfunkansprache wandte er sich noch einmal dankend an das badische Volk.

Während sich der Vatikan in der Südweststaatsfrage neutral verhielt, verhehlte der damalige Freiburger Erzbischof Wendelin Rauch nicht sein Eintreten für die Wiederherstellung Badens. Immerhin umfasste seine Erzdiözese deckungsgleich das gesamte alte Land Baden (einschließlich Hohenzollern). Selbst Bundeskanzler Adenauer gewährte in seiner Eigenschaft als Bundesvorsitzender der CDU dem Staatspräsidenten Schützenhilfe. Übrigens startete der „Schwarzwälder Bote“ sogar eine Leserumfrage bezüglich der Namensgebung für das neu entstandene Bundesland.

Als Kandidaten für die im März 1952 stattgefundene „Wahl zur verfassungsgebenden Landesversammlung des neuen Bundeslandes Baden-Württemberg (Südweststaat)“ traten im Wahlkreis Villingen, zu dem schon damals Gemeinden des Kinzigtales angehörten, folgende Bewerber an: Karl Brachat, Rektor, Villingen (BCDU – Badisch Christlich Demokratische Union) – Dr. Ernst Haas, Rechtsanwalt, Villingen (SPD) – Johann Baptist Blessing, Land- und Forstwirt, Villingen (FDP) – Karl Kratt, Werkzeugmacher, Villingen (KPD) – Josef Gißler, Schneidermeister, Unterharmersbach (Badische Zentrumspartei) und Alfred Szemeitzke, Freiburg, Ingenieur (BHE – Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten). Zu erwähnen wäre noch, dass der wackere Schwabe und heutige Ministerpräsident Erwin Teufel einmal für Jahre Landtagsabgeordneter bei gegenseitiger Zufriedenheit im badischen Kinzigtal gewesen ist.

### *Ein Politiker mit klaren Vorstellungen*

Rückblickend kann gesagt werden, dass Leo Wohleb als das „Symbol für den Kampf um Baden“ auch im Kinzigtal viele Sympathien genoss. Man anerkannte seine schwierige Gratwanderung zwischen der Vertretung und Durchsetzung der berechtigten Interessen des Volkes und den Ansprüchen der französischen Besatzungsmacht. Deshalb bemühte er sich mit Energie als Staatsoberhaupt eines Grenzlandes für die Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland. Darüber hinaus bekannte er schon in seiner Regierungserklärung, dass er ein „guter Badener, ein guter Deutscher und ein guter Europäer“ sein wollte. Das hinderte ihn nicht, jahrelang die Trommel für Altbaden zu rühren.

Als nach seinem Abgang als Staatspräsident über seine weitere Verwendung auch als Botschafter beim Vatikan gemunkelt worden ist, trat er dieser Vermutung humorvoll entgegen. Er führte an, dass er kein Wort italienisch sprechen könne. Aus dem gleichen Grunde könne er ebenfalls nicht nach Moskau gehen, da er nur ein Wort russisch kenne: „Njet!“ Als er dann als deutscher Botschafter in Portugal plötzlich in Frankfurt 1955 verstarb, erging die Mahnung: „Baden ... tut gut daran, sich Leo Wohlebs als einen großen badischen Politikers, als eines Pioniers der neuen Demokratie, als beharrlichen Christen, als heimatliebenden Deutschen, als Mann humanistischen und europäischen Geistes zu erinnern.“ Diese Worte erheben sich weit über die Anfeindungen, die er nach der um Baden verlorenen Schlacht ertragen musste, denn „Geschichte wird von den Siegern geschrieben“ ...

Noch einmal kehrte Leo Wohleb nach der Volksabstimmung ins Kinzigtal zurück. In Schiltach nahm er mit einer badischen Abordnung bei der Einweihung des in „Südweststaatbrücke“ umbenannten Spitalsteges teil. Auch sein großer Gegenspieler Reinhold Maier mit Begleitung und selbst der Bundeskanzler waren in das Kinzigstädtchen gekommen, um am Fastnachtsmontag 1952 dem originellen Spiel der Schiltacher Narren beizuwohnen ...

*Kurt Klein*

### *Literatur/Quellen*

Zeitungsarchiv des Schwarzwälder Boten in Oberndorf  
Stadtarchiv Hausach

„Die Ortenau“, 68. Jahresband 1988, 417 ff.

Der überspielte Volkswille / Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1992

Gelb-rot-gelbe Regierungsjahre / regio Verlag Glock u. Lutz, Sigmaringendorf 1988

Historisch-topographisches Wörterbuch des Landkreises Wolfach / Hist. Verein f. Mittelbaden 1970

Berichte von Zeitzeugen

## Heilige Barbara aus Kippenheim wirbt in New York für Offenburg



Im 15. Jahrhundert lebte in Straßburg der berühmte Bildhauer Nikolaus Gerhaert von Leyden, der am 28. Juni 1473 in Wien starb und auf dem Grabstein als „erwählter Werckmeister / ahm grosen Bau zu Straßburg“ bezeichnet wurde. Im Straßburger Münster ist das Epitaph eines Kanonikers in der Johanskapelle zu sehen, das von Leyden 1464 schuf. Berühmt ist sein 541 cm hohes Kruzifix aus rotem Sandstein, das heute in der Stiftskirche in Baden-Baden zu finden ist. Von seiner Hand stammt schließlich auch die Plastik einer Hl. Barbara für den Altar der Mauritiuskirche in Kippenheim.

Ein Zufallsfund beim New York-Besuch: Heute steht diese Heiligenfigur in der „Late Gothik Hall“ des „Cloisters“, einer Abteilung des Metropolitanmu-

seums, im Norden von Manhattan. In diesem 1938 eröffneten Museum stehen Exponate, wie Kapellen, Kreuzgänge, Handschriften, Bildteppiche und Skulpturen, aus der Zeit von 1000 bis 1520. Zu bewundern ist auch die aus Lindenholz geschnitzte Hl. Barbara mit Krone und Buch, die selig dreinblickt und mit ihrem auffällig geschwungenen Gewand als Beispiel für die Bildhauerei der späten Gotik gilt.

Der Legende nach soll die Heilige im Jahr 306 in Nikomedia/Kleinasien den Märtyrertod erlitten haben, indem sie von ihrem Vater enthauptet wurde. Die typischen Attribute der Hl. Barbara sind Turm, Kelch, Schwert, Pfauenfeder, Palme, Krone und Buch. Nikolaus von Leyden hat sie mit Krone und Buch dargestellt, wobei die Krone die göttliche Verbindung und das Buch die Hl. Schrift darstellen soll. Die Legende berichtet, Barbara habe sich von dem griechischen Philosophen und Theologen Origenes Bücher geben lassen und sich intensiv mit den Wahrheiten des christlichen Glaubens beschäftigt.

Im New Yorker Museum fällt dem Besucher aus der Ortenau ein Schild auf, das erläutert, dass die Figur 1955 in die Sammlung aufgenommen wurde und aus dem oberen Rheinland/Elsass, wahrscheinlich Straßburg



(1470–1490) stamme und nach Stil und Tradition ein Werk des Nikolaus Gerhaert von Leyden sei. Wörtlich heißt es dann: „Ex coll.: Beinhaus, Kippenheim, Henselmann Offenburg“. Liegt im Namen Henselmann des Rätsels Lösung auf die Frage, wie die Hl. Barbara von Kippenheim nach New York kam? Nach Auskunft des Pfarrers von Kippenheim wurde die Figur Anfang des 20. Jh. „an einen Maler“ verkauft. Dabei dürfte es sich mit größter Wahrscheinlichkeit um Fidelis Henselmann (1857–1931) gehandelt haben, der in Offenburg wohnte und Gotteshäuser renovierte und ausmalte. Er war auch an der Ausmalung der Dreifaltigkeitskirche in Offenburg beteiligt, wobei ihm sein 1890 in Offenburg geborener Sohn Albert half. Fidelis Henselmann hat bis zum alten, signifikanten Scheunentor alles gesammelt, wie sein Enkel Caspar Henselmann aussagte. Und das Ortenauer Heimatblatt berichtete 1960, dass durch ihn manch wertvolles Stück erhalten geblieben sei. Im Offenburger Tageblatt vom 15.2.82 wird Sepp Linder mit den Worten zitiert: „Aber in der Inflationszeit verkaufte er das Haus (Friedrichstraße 25 in Offenburg/d.Verf.), gab die Kirchenmalerei auf und übersiedelte nach Freiburg. Schon in der Offenburger Zeit hatte er angefangen, mit Antiquitäten zu handeln. Er hatte einen ausgesprochenen Spürsinn und Glück. Sein bedeutendster Fund ist das Andachtsbild ‚Johannes an der Brust Christi‘, eine Holzplastik aus der Zeit der Mystik, Anfang des 14. Jh., die heute als Perle frühgotischer Plastik in Berlin steht.“

Fidelis Henselmann war also der Erwerber der Hl. Barbara und hat sie seinem Sohn Albert vererbt. Albert Henselmann hat nach seiner Lehre die Akademien für Bildende Künste in Straßburg, Karlsruhe und München besucht und wurde 1924 Leiter der Freien Akademie in Mannheim. Die Heirat mit Dr. Lore Feist, die aus einer jüdischen Familie stammte, veranlasste den Künstler, 1938 in das Tessin/Schweiz zu ziehen. Im Jahre 1950 übersiedelte er in die USA und lebte in Chicago. Er starb 1974 während eines Besuches seiner Schwester in Lahr und wurde im Familiengrab auf dem Waldbachfriedhof in Offenburg beigesetzt. Sein Sohn Caspar, der 1933 in Mannheim geboren wurde, lebt und arbeitet als Künstler in New York.

Über die Künstlerfamilie Henselmann ist die Heilige Barbara von Kippenheim nach New York ins Metropolitanmuseum gelangt. So mancher Besucher des „Cloisters“ wird sich beim Betrachten der schönen gotischen Skulptur vielleicht fragen: Wo liegt eigentlich dieses Offenburg?

*Franz Huber*



## Buchbesprechungen und Hinweise

**Dzialoszynski, Samuel/Ruch, Martin: Der gute Ort. Der jüdische Friedhof in Offenburg, Offenburg 2000. 139 S., zahlr. Abb. (s/w).**

Endlich liegt eine erste gedruckte Übersicht über den (jüngeren) jüdischen Begräbnisplatz in Offenburg und damit ein weiterer wichtiger Mosaikstein zur Geschichte der Offenburger Jüdinnen und Juden in publizierter Form vor. Bereits 1987 waren die Gräber des 1870 eingerichteten „guten Orts“ der Offenburger jüdischen Gemeinde von Mitarbeiter/-innen des Heidelberger *Zentralarchivs zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland* fotografisch aufgenommen worden, worauf 1995 eine Grunddokumentation des Landesdenkmalamtes (Bearbeiterinnen: Barbara Döpp und Monika Preuß) folgte. Allerdings hatten diese Arbeiten keine allgemein zugängliche Publikation zum Resultat. Es stimmt nachdenklich, dass sich der wichtigen Aufgabe einer solchen Dokumentation nicht die offiziellen Stellen in Offenburg angenommen haben, sondern es nun der Initiative zweier Privatpersonen bedurfte, um dieses längst überfällige Projekt zu verwirklichen. Der Straßburger Pädagoge Samuel Dzialoszynski und Martin Ruch, bekannt durch mehrere Publikationen zur jüdischen Geschichte Offenburgs, haben sich mit viel Engagement an die Arbeit gemacht und nun ein Buch vorgelegt, das insbesondere den überall in der Welt lebenden Nachkommen der Offenburger Familien eine wichtige Hilfe bei der Suche nach den Gräbern ihrer Vorfahren sein wird. Diesen Aspekt betont eingangs Siegfried Schnurmann in seinem sehr persönlich gehaltenen Geleitwort (S. 7–9). Samuel Dzialoszynski war zuständig für die eigentliche Aufnahme sowie die Übersetzung der Grabsteininschriften. „Zehn

Nachmittage zu je vier Stunden saß Samuel Dzialoszynski bei gutem Wetter auf einem Hocker vor den Grabsteinen und arbeitete Stein für Stein durch“, erfährt man aus der Einleitung. Von Dzialoszynski stammen auch generelle Anmerkungen zum jüdischen Begräbniswesen (S. 21–24), während Martin Ruch eine Einführung in die Geschichte des Ortes beisteuert (S. 15–20). Im Hauptteil des Buches sind die über 300 Gräber des Friedhofs dokumentiert; hinzu kommen die 42 Kindergräber sowie sechs alte Grabsteine von einem früheren Begräbnisort der Offenburger Juden und Jüdinnen. Besonders hervorzuheben ist schließlich die bislang fehlende Beschreibung des Gedenksteins für die Häftlinge eines in Offenburg untergebrachten KZ-Außenkommandos, die am 12. April 1945 von ihren Peinigern ermordet und in einem Massengrab auf dem jüdischen Friedhof verscharrt wurden (S. 130). Bekanntlich beinhalten jüdische Begräbnisplätze, die dortigen Gräber und Grabsteininschriften bedeutsame Aussagen für genealogische, lokalgeschichtliche und kulturgeschichtliche Forschungen. So verhält es sich auch in diesem Fall: Wir erfahren etwa vom ersten Begräbnis auf dem neu gegründeten Platz, dem des Kindes Arthur Günzburger am 3. Juni 1871 und staunen über die sechs frühen Grabsteine aus den Jahren 1796 bis 1805, die in den 1970er Jahren bei Straßenbauarbeiten in Offenburg gefunden wurden und ihren Platz auf dem neuen jüdischen Begräbnisplatz bekommen haben (S. 128 f.). Es begegnen uns in der Dokumentation zahlreiche bekannte Namen aus der Offenburger jüdischen Gemeinde, wie etwa der von Heinrich Bloch, einer ihrer Gründer (S. 99), der des Kantors Isidor Baer (S. 99) oder auch der Name Sylvia Cohns, die 1942 in Auschwitz ermordet wurde und deren Biografie Martin Ruch in früheren Veröffentlichungen bekannt gemacht hat (S. 105). Wie in ihrem Fall wurden einige Grabsteine in späteren Jahren dazu verwendet, um auf das Schicksal einzelner

Offenburger Opfer der Shoah hinzuweisen, die sonst nirgendwo mehr ein Grab haben (vgl. auch S. 101, S. 105, S. 108, S. 110, S. 121). Doch auch bislang völlig unbekannt gebliebene jüdische Offenburger/-innen haben nun wieder ein Gedenken erhalten. Traurig stimmt hier die Nachricht der 1901 in jungen Jahren gestorbenen Bertha Kahn: „Ein junges Fraeulein, sittsam und freundlich, von prinzeßinnenhafter Feinheit, zur Trauer ihrer Eltern noch in ihrer Jugend gepflueckt, so kam sie noch nicht zur Haelfte ihrer Tage“ (S. 59). Wir lesen aber auch etwas amüsiert von Elieser, Sohn des Seev (= Leo Haberer), der ein „teurer Junggeselle“ und ein „Augapfel seiner Eltern“ gewesen sein soll (S. 83). Interessant sind schließlich Hinweise auf Juden und Jüdinnen, die aus unterschiedlichen Beweggründen von weit her, teilweise aus dem Ausland, nach Offenburg gekommen waren und dort verstarben (vgl. etwa S. 30 oder S. 90). In diesem Zugang zu den jeweiligen Einzelbiografien liegt der eigentliche Gehalt dieser Dokumentation. Die Grabinschriften beinhalten eine Vielzahl aussagekräftiger Details. Leider haben die Autoren bei mehreren Grabsteinen versäumt, erläuternd die christlichen Datumsangaben (Sterbedaten) hinzuzufügen. Dies zur Regel zu machen, hätte für Benutzer/-innen ohne genaue Kenntnis des jüdischen Kalenders den Gebrauch des Buches erleichtert. Eine weitere Hilfe wären Hinweise oder Beschreibungen etwaiger Grabsteinsymbole gewesen, die ja für die Charakterisierung der Verstorbenen eine nicht geringe Bedeutung haben. Nützlich für Besucher/-innen des Begräbnisortes ist hingegen eine „Schematische Darstellung der Gräber-Anordnung“ (S. 28 f.) sowie ein abschließendes Namensverzeichnis. Ein leider nicht vorhandener Ortsindex hätte die intensive Arbeit mit dem Buch sicherlich ebenfalls erleichtert; nicht zuletzt im Hinblick auf die Erforschung der jüdischen Migration im 19. und 20. Jh. wäre eine kompakte Übersicht darüber, aus welchen Orten

die in Offenburg begrabenen Jüdinnen und Juden ursprünglich stammten, weiterführend gewesen. Verwirrend sind zudem eine ganze Reihe von Nummerierungen, die zwar in der schematischen Übersicht als Einzelgräber aufgeführt sind, denen aber seltsamerweise keine Inschriften zugeordnet sind (11, 16, 69, 96, 129, 139, 165, 207, 221, 223, 230, 249, 261, 266, 271, 273, 277, 279, 281, 289, 290, 293, 299). Weiterhin sind in der Liste der Kindergräber die ebenfalls in der Übersicht enthaltenen Nummern K16, K17, K18, K29, K30, K31 und K35 nicht aufgeführt. Handelt es sich hier möglicherweise um vorhandene Gräber ohne Grabsteine? Hierzu lässt sich keine Erläuterung finden. Zudem hätte man sich in wissenschaftlicher Hinsicht bei den kommentierenden Texten dezidiertere Quellenangaben gewünscht. Dies fällt beispielsweise bei einer hier publizierten Grabrede von Bezirksrabbiner Rawicz aus dem Jahr 1912 auf (S. 25–27). Woher stammt der abgedruckte Text? Bei der Datierung des ältesten Grabsteins herrscht auch Unklarheit. Ruch spricht von einem Stein aus dem Jahr 1771 (S. 15), während die eigentliche Dokumentation den 8. September 1796 nennt (S. 129). Es fehlt zuletzt, etwa in der Literaturliste, auch ein Verweis auf die eingangs erwähnten vorausgegangenen Gräberdokumentationen aus den Jahren 1987 und 1995. Die Autoren müssen sich somit leider den Hinweis auf einige Versäumnisse, Flüchtigkeitsfehler und Sorgfaltsmängel gefallen lassen. Der Publikation hätte eine abschließende Überarbeitung oder auch der Mut zu weiterführenden Ergänzungen sicherlich gut getan. Diese Kritik fällt im Wissen um die Notwendigkeit und den Aufwand der geleisteten Arbeit besonders schwer. So gilt es, den grundsätzlichen Verdienst der vorgelegten Publikation abschließend noch einmal ausdrücklich zu betonen. Nach den neulich erschienenen Dokumentationen zu den jüdischen Begräbnisplätzen in Schmieheim (1999) und Diersburg



(2000) wurde mit der Arbeit von Dzialoszynski und Ruch auf lobenswerte Weise eine weitere Lücke in der Erforschung des jüdischen Lebens in der Ortenau geschlossen. Mit der vorliegenden Veröffentlichung ist ein erster wichtiger Schritt getan. Es wird nun eine weitere Aufgabe sein, die Ergebnisse der Dokumentation sowie die Namen der auf dem „Guten Ort“ bestatteten Menschen, mit der allgemeinen Geschichte der Juden und Jüdinnen in Offenburg und in der Ortenau zu verknüpfen.

*Uwe Schellinger*

**Grasse, Carola/Merz, Helmut R./Rutz, Christa: Jüdisches Leben in Emmendingen. Orte, Schauplätze, Spuren, Haigerloch 2001, 34 S., zahlreiche Abb. s/w.**

Seit nunmehr drei Jahren veröffentlicht der kleine Haigerlocher Verlag „Medien & Dialog“ in steter Folge die Broschürenreihe „Orte jüdischer Kultur“. Mittlerweile sind über 20 Hefte erschienen, die sich jeweils mit den Spuren jüdischen Lebens in einzelnen Städten und Dörfern beschäftigen. Bisher haben zwei Ausgaben ehemalige jüdische Gemeinden in der Ortenau zum Thema, nämlich Offenburg und Kippenheim. Eines der Hauptinteressen der Reihe besteht darin, Interessierten einen praktisch-handlichen und informativen Wegweiser für den eigenen Besuch dieser Orte an die Hand zu geben. Dementsprechend ist jede Broschüre mit einem schematischen Übersichtsplan ausgestattet, der die Spurensuche erleichtert. Ebenso verhält es sich bei dem Büchlein, das jetzt zum „Jüdischen Leben in Emmendingen“ vorliegt, erarbeitet von Carola Grasse, Helmut R. Merz und Christa Rutz, sowie herausgegeben vom Verein für jüdische Geschichte und Kultur Emmendingen e.V. Seit 1995 besteht in Emmendingen wieder eine jüdische Gemeinde, die inzwischen hauptsächlich durch den Zuzug aus Osteuropa über 200 Mitglieder zählt und neben dem Landkreis Emmendingen auch für die jüdischen Bürgerin-

nen und Bürger der Ortenau zuständig ist. Aktivitäten zur Geschichte und Kultur der Ortenauer Juden sollten demnach stets die neue jüdische Gemeinde in Emmendingen im Blickfeld haben. Die Autorinnen und der Autor der Emmendinger Broschüre verfolgen in ihrer Broschüre den gelungenen Ansatz, die Vergangenheit mit den gegenwärtigen Entwicklungen zu verbinden. Dieser Aspekt macht sicherlich den besonderen Reiz gerade dieses Heftes aus, im Gegensatz etwa zu Orten, in denen nun schon seit sehr langen Jahren keine Jüdinnen und Juden mehr leben. Dabei konnte man, wie das angefügte Literaturverzeichnis zeigt, auf eine ganze Reihe schon publizierter Studien zum jüdischen Leben in Emmendingen zurückgreifen. In Emmendingen ist zu diesem wichtigen Teil der Stadtgeschichte in der Vergangenheit schon bemerkenswert viel Forschungsarbeit geleistet worden. Diese fasst das Heft nun in höchst anschaulicher Weise zusammen, immer orientiert an der Topographie jüdischen Lebens. Der Text, unterstützt durch zahlreiche Abbildungen, behandelt zuerst die Geschichte der israelitischen Gemeinde Emmendingen von 1716 bis zur gewaltsamen Auslöschung im Jahr 1940 (S. 3–8). Im folgenden Abschnitt über die „Jüdischen Gemeindeeinrichtungen“ (S. 9–17) stellt neben Synagogen und Friedhöfen zweifellos die erhaltene ehemalige Mikwe, das jüdische Ritualbad, eine Besonderheit dar. Erst 1988 wieder entdeckt, treffen wir hier auf das einzige bisher bekannte Beispiel einer vom Synagogenbau getrennten Ritualbadanlage aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden-Württemberg und somit auf ein bedeutsames Kulturdenkmal. Wie andernorts war es auch in Emmendingen ein authentischer Ort, der bürgerschaftliches Engagement forcierte. Die Entdeckung der Mikwe und die nachfolgenden Restaurierungsarbeiten mündeten 1988 in die Gründung des „Vereins für Jüdische Geschichte und Kultur“ in Emmendingen. In dem Haus am Emmendinger Schloss-

platz, in dessen Keller sich die Mikwe befindet, ist heute das von diesem Verein unterhaltene jüdische Museum Emmendingen untergebracht, welches ebenfalls seinen Platz in der Broschüre findet (S. 26 f). Nach einem Blick auf die einstigen Zentren jüdischen Lebens in der Stadt (S. 18–23) und nach der Beschreibung einzelner Lebensläufe (S. 24, S. 28 f.), beschäftigten sich Autorinnen und Autor zudem mit den Entwicklungen in der Nachkriegszeit. Das Schicksal des aus den Vernichtungslagern 1945 nach Emmendingen zurückgekehrten Rolf Weinstock (1920–1952) ist hier besonders eindrücklich. Erwähnung findet auch die heftige Debatte um den Text der Gedenktafel für die zerstörte Emmendinger Synagoge im Jahr 1988. Ein seit 1968 am benachbarten Markgrafenschloss angebrachter Text hatte „weder die Gründe der Zerstörung noch die Täter“ genannt, wogegen zahlreiche Bürger/-innen protestiert hatten – erfolgreich, denn es wurde eine zweite Tafel mit ergänzenden Aussagen installiert (S. 25). Mit der Beschreibung der sozialen und kulturellen Aktivitäten der neuen jüdischen Gemeinde findet die Broschüre schließlich ihren gelungenen Abschluss (S. 29–31). Der herausgebende Verein sowie die Autorinnen und der Autor haben der in Emmendingen seit langem in wegweisender Manier praktizierten Beschäftigung mit der jüdischen Lokalgeschichte einen weiteren, in diesem Fall in die breite Öffentlichkeit hineinwirkenden, Mosaikstein hinzugefügt. Denn es ist zu hoffen, dass viele Besucher/-innen anhand dieses Heftes das jüdische Leben in Emmendingen kennenlernen – vor allem auch das gegenwärtige, das lebendige.

*Uwe Schellinger*

**Bosch, Manfred (Hg.): Alemannisches Judentum. Spuren einer verlorenen Kultur. Eggingen: Isele, 2001, 627 S., viele Abb.**

Ein gewaltiges, gewichtiges Buch mit vielen Aspekten und Ergebnissen, aber

auch unzähligen Anregungen für die weitere regionalgeschichtliche Forschung. Dabei ist bewusst neben der südwestdeutschen auch an die nordschweizerische, vorarlbergische und elsässische Form des Judentums gedacht worden. Neben dem urbanen und kleinstädtischen war es vor allem das Landjudentum, das in diesem Raum dominierte, und aus dem das städtische Judentum seine Reserven bezog. Doch war schon vor 1933 deutlich abzusehen, dass die Jugend zunehmend dem Land entflohen, nur die Alten blieben. „Dem heutigen Betrachter bleibt wenig mehr als der Rückblick in Trauer, Scham und Nach-Denklichkeit.“ (Bosch)

Die Beiträge entstammen mehreren Jahrbänden der Kulturzeitschrift „Allmend“. Leider sind die einzelnen Texte nicht präzise diesen Jahrgängen zugeordnet. Die Spanne reicht von 1989 bis 1995. Die Auswahlbibliographie ist hilfreich; auch die Orts-, Personen- und Schlagwortregister verdienen besondere Beachtung.

*Martin Ruch*

**Schüler schreiben über die Heimat, Bd. 3, 24 Bildsteinaufsätze 1995–2000. Hg. Bildungszentrum Ritter von Buß / Historischer Verein Zell a.H. e.V., 2002**

Das selbstverständliche wie großartige Engagement von Josef Bildstein (1895–1976) für die Geschichte seiner Heimat wurde in diesem Jahresband der Ortenau bereits vom Präsidenten des Historischen Vereins, Dr. Dieter Kauß, gewürdigt. Das schönste Denkmal aber für Bildstein ist dieser dritte Band mit weiteren ausgewählten Schülerarbeiten, die im Bildungszentrum in Zell am Harmersbach entstanden. In fünf Rubriken gegliedert, behandeln die 24 Aufsätze alle denkbaren Aspekte des Alltagslebens. Unter „Historisches“ werden beispielsweise das Zeller Krankenhaus und der Rundofen, der Wald und das Wasser, der Wachtmeister und ein Maler vorgestellt. Dann berichten sechs Jugendliche über ihre große und oft

schwere Reise aus Russland nach Zell. „Damals bei Oma und Opa“ enthält drei Lebensgeschichten im Rückblick auf die Familiengeschichte, und auch in „Firmen-, Haus- und Hofgeschichten“ sind spannende, kleine Studien versammelt. Eine wichtige, lobenswerte Initiative mit sehr leistungswerten Ergebnissen.

*Martin Ruch*

**Kühlmann/Schäfer: Literatur im Elsass von Fischart bis Moscheresch. Tübingen 2001**

Wozu dieses Buch? Um der Forschung und dem Gedenken zu dienen. Nimmt man dieses Buch in die Hand, erfährt man nämlich bei gleichzeitiger Überprüfung der französischen „Docthèse“ (Promotionsthemen), wie wenig über die hier behandelten Autoren zwischen 1970 und 2001 promoviert wurde. Das stimmt mit dem von den Verfassern vertretenen Standpunkt überein, dass nämlich die elsassische Renaissance- und Barockliteratur bei uns seit 1945 aus politischen Gründen in Vergessenheit geraten sei. Das ist durchaus möglich, und man könnte höchstens ergänzend hinzufügen, dass auch der Niedergang der spätleinischen und theologischen Studien in Frankreich eine Mit-Ursache dafür ist.

Dem Verlag und den beiden Autoren darf man dafür danken, dass sie uns ein lesenswertes Buch anbieten. Druck und Stil sind angenehm, und es bietet einen sehr brauchbaren Index. Die bibliographischen Angaben sind zuverlässig (trotz einiger Tippfehler, ihre Benutzung wird dadurch aber nicht beeinträchtigt).

Die geschichtliche Inszenierung der dargestellten Autoren bietet dem Leser neue Anregung, diese zu lesen. Renaissance- und Barockzeit zeigen einen Aufschwung der deutschen Sprache, deren Reichtum den französischen Leser erschrecken könnte. Doch davor braucht man keine Angst zu haben. Mit Geduld lassen sich die Schwierigkeiten beseiti-

gen, die Verfasser helfen dabei. Die vertretenen Ansichten über die gegenseitigen Beziehungen zwischen der deutschen und der französischen Sprache als Widerspiegelung der politischen Verhältnisse geben wirklich Antrieb zu erneuter Neugierde und Anlass zum weiteren Studium.

Das Buch lässt sich leicht zweimal lesen. Man findet darin Stützpunkte, um eine literarische Reise zu unternehmen, seine Ansichten über die Literaturgeschichte des Elsass zu erneuern, den Blick zu erfrischen – und dabei die Vergangenheit unserer Heimat zurückzugewinnen.

Man wird es wohl verstehen: Ich wünsche diesem Werk eine baldige französische Übersetzung. Wer würde sie veröffentlichen? Das ist eine andere Frage, die ich nicht beantworten kann.

*Jean-Léon Desforges, BNUS,  
Alsatiques, Strasbourg*

**Ferdinand, Horst (Hrsg.): Reden, die die Republik bewegten. Mit einem Geleitwort des Bundestagspräsidenten Wolfgang Thierse. Opladen (2. Auflage) 2002, 662 Seiten**

Der vorliegende Band zeichnet 50 Jahre deutscher (Parlaments-)Geschichte nach, indem er 37 Reden dokumentiert, die von politisch großer Tragweite waren. Die erste Rede des Bandes ist die Ansprache des Alterspräsidenten Paul Löbe zur Eröffnung des Deutschen Bundestages am 7. September 1949. Die Auswahl endet mit der Rede des Bundestagspräsidenten Thierse zur ersten Sitzung des Deutschen Bundestages im umgebauten Reichstagsgebäude am 19.4.1999. In diesem Zeitrahmen stehen die anderen Redebeiträge. Es fehlen weder Kiesingers Rede zu den Pariser Verträgen von 1954 noch Brandts programmatische Rede zur neuen Ostpolitik von 1969. Auch die berühmt gewordene Ansprache Richard von Weizäckers zum 40. Jahrestag des Kriegsendes und Wolfgang Schäubles engagiertes Plädoyer für die Hauptstadt Berlin aus dem Jahr



1991 sind abgedruckt. Auch eine Rede, die negative Schlagzeilen machte, die Ausführungen des damaligen Bundestagspräsidenten Jenninger zum 50. Jahrestag des Reichspogroms, ist aufgenommen.

Für die Ortenau sind an diesem Band zwei Aspekte bemerkenswert. Der Herausgeber des Bandes ist mit Prof. Dr. Horst Ferdinand, der in Ettenheim geboren ist, ein Ortenauer und im seit langen Jahren Mitglied des Historischen Vereins. Er war als Mitglied der Bundestagsverwaltung seit 1949, Kenner der Bonner Szene und bekannt mit vielen Spitzenpolitikern aus allen Parteien, wie kein anderer dazu berufen, diesen Band zusammenzustellen. Von großer Sachkunde zeugen die informativen Kurzbiografien, die den Reden vorangestellt sind.

Zum anderen ist neben Dr. Wolfgang Schäuble mit Prof. Dr. Hans Furler ein weiterer Ortenauer Politiker in dem Band vertreten. Furlers Redebeitrag stammt aus dem Jahr 1956, als er nach der Wahl zum Präsidenten des Montanparlamentes seine europapolitischen Vorstellungen entwickelte. Furlers politische Verdienste zur europäischen Integration sind im 21. Jahrhundert, das ein Jahrhundert Europas sein wird, nicht zu überschätzen. Auch hier hat Horst Ferdinand Pionierarbeit geleistet, indem er schon 1977 zusammen mit A. Kohler einen biografischen Abriss vorgelegt hat. Freilich fehlt bis heute eine wissenschaftliche Biografie Furlers, in der die reichlich vorhandenen Archivalien im Bundesarchiv Koblenz oder in der Konrad-Adenauer-Stiftung aufgearbeitet sind. Dass dies ein lohnendes Unterfangen sein könnte, davon konnte sich der Verfasser dieser Zeilen an Hand einer ersten Sichtung des Nachlasses persönlich überzeugen.

*Heinz G. Huber*

**Hildenbrand, Manfred/Ruch, Martin: Carl Sandhaas, Maler der Romantik, 1801–1859. Stadt Haslach 2001, 144 Seiten, 106 Abbildungen, meist in Farbe.**

Der Haslacher Maler Carl Sandhaas ist in erster Linie durch das literarische Porträt seines Mitbürgers Heinrich Hansjakob bekannt geworden. In seiner Erzählung „Der närrische Maler“ (im Erzählband „Wilde Kirschen“) zeichnet der Autor das Bild einer tragischen Künstlerexistenz und eines „Originalmenschen“, der aus der engen bürgerlichen Welt herausgefallen ist. Anlässlich des 200. Geburtstages haben Manfred Hildenbrand und Martin Ruch in einem reich illustrierten Text- und Bildband an Hand vieler bislang unbekannter Dokumente Person und Werk des Künstlers in allen Facetten beleuchtet.

Sandhaas war schon dadurch stigmatisiert, dass er unehelich geboren wurde. Die Begabung für die Bildende Kunst lag in der Familie. Die Mutter, die in Stuttgart Haushälterin war, schickte ihren Sohn mit 15 Jahren zu ihrem jüngeren Bruder, dem Theater- und Dekorationsmaler Joseph Sandhaas, nach Darmstadt in die Lehre. Dort erschloss sich dem jungen Sandhaas ein großer künstlerischer Freundeskreis, er machte die Bekanntschaft mit Friedrich Weinbrenner, einem Auftraggeber seines Onkels. In Darmstadt kam er auch mit radikaldemokratischen Vertretern der Burschenschaftsbewegung zusammen. Entscheidend wurde er jedoch durch die Romantik geprägt, die eher sein schwermütiges Gemüt ansprach. Eine Italienreise markierte den Höhepunkt seiner Lehr- und Wanderjahre. Nach dem Tod der Mutter 1830 kehrte Sandhaas nach Haslach zurück. Dort schuf er zahlreiche Porträts von Mitbürgern, in denen auch seine Fähigkeit, das Wesen einer Persönlichkeit zu erfassen, zum Ausdruck kommt.

In einem eigenen Beitrag widmen sich Martin Ruch und Andreas Kist den 72 Illustrationen, die Sandhaas für ein medizinisches Werk, die „Krankenphysiogno-



mik“ des Freiburger Professors Baumgärtner, anfertigte. Im Antlitz macht der Maler die Krankheit sichtbar. Sie wird „sensibel registriert von einem, der selbst am besten wusste, was Leid, Schmerz und Anderssein bedeutete“ (Kist/Ruch). Nach dem Tod seiner Geliebten nahm Sandhaas eigenes Seelenleiden einen solchen Umfang an, dass er als Patient selbst zwei Jahre, 1843–45, in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau in Achern verbringen musste. Martin Ruch hat Briefe und Einträge aus den Krankenakten dokumentiert, die auch ein eindrucksvolles Dokument für die Psychiatrie des 19. Jahrhunderts und den Umgang der Gesellschaft mit seelisch Kranken sind.

Manfred Hildenbrand beleuchtet in einem weiteren Beitrag, wie Sandhaas als Ortsarmer im Haslacher Spital in die Isolation getrieben wurde, welchen Schikanen und Erniedrigungen er ausgesetzt war und wie darüber hinaus seine Mitbürger seine künstlerischen Fähigkeiten ausbeuteten, indem sie sich gegen ein Almosen von ihm malen ließen. In der Figur des Don Quijote fand Sandhaas sein eigenes Spiegelbild, die das Unverständnis der Umgebung für seine Person und seine Kunst und die Hoffnungslosigkeit seines Wirkens verkörperte. Der Haslacher Bürgermeister Josef Fackler ersteigerte nach Sandhaas' Tod einen großen Teil seiner Bilder und Zeichnungen, die über die Familie an die Stadt Haslach gelangten. So besitzt die Heimatstadt des Künstlers „unverdient“, müsste man sagen, den größten Fundus an Sandhaas-Werken. Aus der opulenten Ausstellung haben die Herausgeber für das vorzügliche Buch die schönsten ausgewählt und darüber hinaus Werke im Besitz öffentlicher und privater Leihgeber reproduziert. Neben Porträts beeindrucken auch Stadt- und Landschaftsansichten sowie Bilder aus dem Kinzigtäler Alltag.

*Heinz G. Huber*

**Kirchner, Klaus/Hugel, André: Stalin spricht zu den Elsässern in Russland. Sowjetische Kriegsflugblätter für Elsässer, die in den Jahren 1942 bis 1945 in der deutschen Wehrmacht dienen mussten (Archives départementales du Haut-Rhin, Colmar 2001), Erlangen, 527 S.**

Diese Dokumentation umfasst auf den 527 Seiten alles, was bislang an deutsch- oder französischsprachigen Flugblättern bekannt ist, die in der Sowjetunion an Elsässer gerichtet wurden mit der Aufforderung, überzulaufen und sich zu ergeben. Die 148 Dokumente werden auf den Seiten 23 bis 299 abgebildet. Sie sind meist in deutscher Sprache verfasst, im Anhang in der französischen Übersetzung. Sind sie in französischer Sprache verfasst, so ist das leider oft nicht umgekehrt der Fall.

Dafür ist aber der zweite Teil konsequent zweisprachig. Er beruht auf den Nachforschungen eines älteren Elsässers, der „nur“ in die Hitlerjugend eintreten musste; seine zwei Brüder waren in der Wehrmacht. Er machte sich seit Jahren die Mühe, alle auf den Flugblättern genannten Personen zu ermitteln – indem er ihnen schrieb oder sie besuchte, oder er sprach mit ihren Hinterbliebenen. Was er dabei herausfand, wird in diesem alphabetischen Personenanhang zu den Flugblättern dargestellt (Seite 308–516). Es geht um 244 Elsässer, und meist gibt es kurze Lebensdaten, oft mit einem oder mehreren Fotos und weiteren Texten, etwa Briefen oder Erinnerungen. Viele der Genannten sind so auf einer ganzen Buchseite beschrieben, manche sogar auf mehreren.

Aber auf den Flugblättern werden weitaus mehr Soldaten genannt: Dort kommen junge Männer vom Banat bis Amsterdam vor mit ihren Heimatadressen, auch etliche Berliner. Auf sie wird hier nicht eingegangen, auch nicht auf die benachbarte Region Lothringen mit ähnlichem Schicksal. Dazu wird vom elsässischen Koautor ein zweiter Band angekündigt. Er gibt mehrmals seine Adresse an

(er lebt im schönsten Städtchen des Elsass) und bittet um Hinweise, vor allem zu den Elsässern. Nur zwei der auf den Flugblättern von damals Genannten wünschten jetzt keinen Kontakt. Aber die meisten von den anderen, die ihn unterstützten bei diesem gewaltigen Projekt, hätten wohl mit deutschen Forschern nicht gesprochen. So war es also ein Glücksfall, dass sich ein bekannter langjähriger Flugblattsammler aus Bayern mit einem historisch interessierten Elsässer zusammentat.

Hintergründe zur politischen Lage am Oberrhein in jener Zeit, zur Besetzung der Nachbarregion im Juni 1940, sucht man allerdings vergebens. Wem auffällt, dass viele der Angesprochenen in einer Karl-Roos-Straße oder an einem Karl-Roos-Platz wohnten – sogar ein zentraler Platz in Straßburg hieß so –, der erfährt nur wenig über den Namensgeber (Seite 193).

Leider fehlen auch Quellenangaben für das Todesurteil gegen einige Elsässer, das 1942 in Stuttgart erging. Aber sie waren – wie Karl Roos – keine Soldaten in diesem Krieg (Seite 502).

Mehrmals wird die Abneigung der Nazis gegen die Elsässer betont, und zwar mit den Worten des Gauleiters Robert Wagner (der ursprünglich Robert Backfisch hieß). Er erreichte bei Hitler im August 1942, dass Elsässer zum deutschen Wehrdienst eingezogen wurden. Dazu wurde ihnen die deutsche Staatsbürgerschaft verliehen. Bis dahin hatte es nur etwa 2300 bis 2700 Freiwillige aus dem Elsass gegeben. Nun konnte man 130 000 Männer zwingen. Wagner hatte es im Juli 1943 deutlich gesagt:

„Das entscheidende Ereignis für das Elsaß im Jahre 1942 war daher die Einführung der Wehrpflicht. Es kann nicht meine Absicht sein, diese in das Leben des Elsaß so tief eingreifende Maßnahme juristisch zu rechtfertigen. Dazu liegt keinerlei Grund vor. Jede Entscheidung, die das Großdeutsche Reich hier trifft, ist formalrechtlich und tatsächlich begründet und

unanfechtbar.“ (Rede in Kolmar, IMT-Dok. RF-740)

Der Widerstand dagegen führte viele Elsässer in das „Sicherungslager Schirm-eck“. Es wird mehrmals erwähnt, auf das unweit vom KZ Natzweiler gelegene Lager selbst wird jedoch nicht eingegangen.

Die Elsässer wurden von den Deutschen verheizt, von den Russen belogen. Was ihnen auf den Flugblättern oft angepriesen wurde – „Zusätzliche Verpflegung, Unterbringung in gesonderten Lagern unter besonders günstigen klimatischen Verhältnissen, Begünstigung bei der Wahl einer Berufsarbeit, Beschleunigte Rücksendung nach Deutschland oder auf Wunsch in ein anderes Land sofort nach Kriegsende“ – war ja allzu utopisch, so dass kaum jemand es wirklich glauben konnte. Dazu wird in der Einleitung einiges mitgeteilt. Deren Verfasser trägt den einschlägigen Namen Eichenlaub (nicht erfunden), und er kennt sich aus. Denn er ist Leiter des oberrheinischen Regionalarchivs in Colmar.

Wer sich beim Lesen wundert über die beiden Schnörkel, die immer irgendwo im Text zu sehen sind, der wird bald merken, dass sie nicht von den Flugblattherstellern stammen. Sie sind offensichtlich das Signet des Sammlers – zwei K. Es irritiert beim Betrachten der sehr interessanten Abbildungen, vielleicht kann das bei weiteren Auflagen weggelassen werden. Denn ein Kopierschutz ist es nicht – elektronisch lässt sich alles Unerwünschte leicht entfernen. Und die Dokumente sind nicht mehr authentisch, wenn sich an ständig wechselnder Stelle jemand Jahrzehnte später immer darin verewigen muss.

Neben den Fotos sind auch immer wieder passende Zeichnungen eingefügt, und zwar ausgesprochen eindrucksvoll. Dazu heißt es immer wieder, dass sie aus dem Buch „Emporté par les vents“ (Vom Winde verweht) von Gérard Richert stammen, gezeichnet von C. Buret. Doch wer das war – er muss auch in Russland gewe-

sen sein – erfährt man leider nicht, es gibt nicht einmal vollständige bibliografische Angaben.

Weitere Bücher zum Thema Feindflugblätter oder zur Lage des Elsass sind nicht erwähnt, und was sich – unpassenderweise vor den Flugblatt-Abbildungen – „Bibliografie“ nennt, ist nur ein alphabetisches Titelregister; es gehört nach hinten und könnte ergänzt werden durch ein Ortsregister. Aber auch so ist es ein wichtiges Nachschlagewerk – nicht nur für Elsässer.

Und 30 € für 148 vielseitig gestaltete Flugblätter nebst interessanten Informationen über die Hintergründe, das ist ausgesprochen preiswert.

*Frank Flechtmann*

### **Geroldsecker Land. Jahrbuch einer Landschaft. Heft 44, 2002, 191 S.**

Thorsten Mietzner schreibt „Geschichte ist das, was die Menschen über das Geschehene denken“. An diesem Satz macht er seine Arbeit über den Storchenturm in Lahr fest. Dieser verbliebene Turm einer Tiefburg wurde zum Wahrzeichen von Lahr und ist es bis heute als innerstädtischer Mittelpunkt geblieben. Mietzner stellt dar, wie die Lahrer einen Bedeutungswandel des Storchenturms erlebt und selbst hervorgerufen haben. Kulturphilosophische Gedanken zu Fragen der Identität werden an diesem Denkmal erörtert. Leider ist in diesem Jahrbuch nur der „Teil I“ veröffentlicht. Auf die vollständige Arbeit wird man gespannt sein.

Einen Beitrag zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit anlässlich des „Hebelschoppens“ 2001 in Lahr bietet der Vortrag des Elsässers Adrien Finck, in dem Probleme mit der Identität im gleichen Sprachraum angesprochen werden. Als Hebelpreisträger des Jahres 1992 berichtet er über seinen weiten Weg zu Johann Peter Hebel, macht aber zugleich deutlich, dass der Weg im alemannischen Sprachraum als Bekenntnis zur selben

Sprache doch kurz ist. Die Arbeit an der Aufhebung des Traditionsbruchs durch die Kriegs- und Nachkriegszeit ist noch nicht abgeschlossen.

Heiko Wagner berichtet über die Belagerung der Geroldseck im Jahr 1486, die damals von kurpfälzischen Truppen gehalten wurde. In einem Kriegstagebuch hat Wagner eine Burgdarstellung entdeckt, die vielleicht als die der Geroldseck angesehen werden kann – es wäre danach ihre früheste Abbildung.

Aus der Zeit um die Jahrhundertwende 1800 berichten zwei Autoren. Martin Frenk stellt den sog. Bauernrebell Johann Georg Pfaff aus Kürzell während der kriegerischen Zeit vor. Bernhard Uttenweiler schreibt über das damalige Liebespaar von Ettenheim, den Herzog von Enghien und die Nichte des Kardinals Rohan.

Die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Zeit eines wirtschaftlichen Aufbruchs. Ekkehard Klem schreibt über die Gaststätten, Brauereien und die Malzfabrik in Friesenheim. Erich Krämer stellt die Entwicklung der Zigarren- und Stumpenfabriken in Seelbach bis 1976 vor. – Der Wohltäter von Lahr, „Christian Wilhelm Jamm, der Unbekannte“, wird von Christel Seidensticker skizziert. Sein Geburtsjahr blieb in dem Aufsatz auch unbekannt (erschlossen: 1809), er starb 1875.

Weitere ortskundliche Arbeiten betreffen Friesenheim, Ringsheim und Schweighausen. Reinhard Krauß beschreibt die religiösen Kleindenkmale auf Gemarkung Friesenheim aus der Zeit von 1730 bis 1982. Herbert Motz berichtet über den Kahlenberg und Gerhard Finkbeiner fragt nach dem Ursprung des Romanus-Patroziniums in Schweighausen. – Anschauliche Skizzen aus der Zeit von 1778 bis 1889 werden von Finkbeiner über die Hirtenkinder und deren Schulalltag aus dem oberen Schuttertal gebracht.

Aus der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts werden die Fachhochschule und die Wissenschaftliche Hochschule Lahr (seit 1999 / Studiengänge: Diplom-Kaufmann/



-frau, Diplom-Wirtschaftspädagoge) von Kurt W. Schönherr beschrieben. – Wie jedes Jahr berichtet der Landrat über die Kreispolitik in der südlichen Ortenau.

Für manche der gelungenen Farbtafeln wünscht man sich eine instruktive Erläuterung, wie etwa für den Blick vom Langenhard (nach dem Jahrhundertorkan im Dezember 1999), für den Buchbrunnen in Dörlinbach und die Skulptur vom Bildhauerforum im Stadtpark von Lahr (deutsche Übersetzung: Stachlige Stängel). Positiv heben sich dagegen die vorhandenen Beschreibungen von M. Frenk über eine Tunnelvortriebsmaschine und von E. Klem über den Rathausplatz in Friesenheim ab.

*Gernot Kreutz*

**Herbers, Klaus: „Wol auf sant Jacobs straßen!“ Pilgerfahrten und Zeugnisse des Jakobuskult in Süddeutschland. Ostfildern: Schwabenverlag, 2002. 228 S., 136 Abb.**

Auch heute ziehen, wie seit dem Mittelalter, jährlich Tausende den großen Pilgerweg entlang nach Santiago de Compostella, zum Grab des Apostels Jakobus des Älteren im äußersten Nordwesten Spaniens. Nachdem man, so die Legende, im 9. Jahrhundert das Grab entdeckt und 1075 mit dem Bau der romanischen Kathedrale begonnen hatte, breitete sich der Kult um den Heiligen über ganz Europa aus. Santiago wurde neben Rom und Jerusalem zur bedeutendsten Wallfahrt des Abendlandes.

Bis in den süddeutschen Raum strahlte die Wirkung der Legende, und auch von hier aus machten sich viele auf den Weg: Bis heute finden sich Spuren des Jakobuskultes auch in Mittelbaden. Zugangswege zu den „Haupt-Wallfahrtsstrassen“ durchzogen das Land, Jakobuskapellen und -bruderschaften gibt es hier. Im umfangreichen Ortsregister des vorliegenden Bandes erscheinen Andlau im Elsass und Wolfach im Kinzigtal, Bad Rippoldsau

und Herrenalb, Zell am Harmersbach und Straßburg und andere Orte.

Anschaulich, informativ und fundiert wird hier ein Bild der Geschichte der „Großen Wallfahrt“ gezeichnet, die bis heute die Menschen in ihren Bann zieht. Eine ausführliche Bibliographie und vor allem das hervorragende Abbildungsmaterial lassen die Lektüre zum Genuss werden.

*Martin Ruch*

**Simpliciana. Schriften der Grimmels-hausen-Gesellschaft, 23. Jg. (2001). In Verbindung mit dem Vorstand der Grimmels-hausen-Gesellschaft herausgegeben von Dieter Breuer. Kommissionsverlag Peter Lang, Bern, 331 S.**

Der Jahresband versammelt die Beiträge des Kongresses „Grimmelshausen und die Moderne“, der vom 18.–22. Juli 2001 in Oberkirch und Renchen stattfand. Diesmal finden die Leser der „Ortenau“ nur wenige unmittelbare Bezüge zu unserer Simplicianischen Landschaft, denn die Verträge waren den überregionalen Fragen der Grimmelshausen-Rezeption in der Gegenwart gewidmet.

Aufmerksam studiert man allerdings den Beitrag „Illustration als Rezeptionsanleitung. Die Illustration des zwanzigsten Jahrhunderts zu Grimmelshausens Courasche“ von Reinhard Uhrig, der belesen die entsprechende Literatur zitiert und wertet. Doch als Ortenauer Grimmels-hausenfreund vermisst man hier den Hinweis auf das zwar kleine, nichtsdestotrotz aber einmalige Museum in Renchen, das „Simplicissimus-Haus“, wo nämlich diese Illustrationen unmittelbar zu betrachten sind. Diese Sammlung, ein Schmuckstück der Ortenau, von Martin Bircher und Klaus Brodbeck ermöglicht, hätte schon einen Hinweis verdient.

Grimmelshausen im Hörspiel, Fernsehen, in der Schule, der Oper, seine Rezeption und Übersetzung in Ungarn und China – der gelehrte Band lässt keine Wün-



sche offen. Regionale Ereignisse zum 325. Todestag werden abschließend dokumentiert: die Gesprächsrunden im Silbernen Stern und die Kunstausstellungen, der Kongress, Vorträge in Oberkirch, Renchen und Gelnhausen.

*Martin Ruch*

**Aquae 01. Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden. Hg.: Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden e.V., Heft 34, 2001, 130 S., Abb.**

Die Schrift enthält ein willkommenes Gesamtregister für die Jahrgänge 1963–2001. Von besonderem Interesse ist ein Beitrag zur Familiengeschichte Messmer, den Gründern und langjährigen Betreibern des berühmten Hotels „Maison Messmer“ neben dem Kurhaus, wo über Jahrzehnte der deutsche Hochadel abstieg. Reinhold Schneider stammte aus dieser Familie, man wird ihm zum 100. Geburtstag 2003 dort eine Gedenktafel widmen. Hervorzuheben ist auch der Beitrag von Beatrice Kaunat, die über die letzte „Plisseebrennerin“ der mondänen Kurstadt schreibt: Der feine Faltenrock war einst letzter Schrei und wurde in mühseliger Handarbeit hergestellt. Ein Frauenleben im Schatten der Großen.

*Martin Ruch*

**Badische Heimat. Zeitschrift für Landes- und Volkskunde, Natur, Umwelt- und Denkmalschutz im Jahr 2001 (Abhandlungen, die die Ortenau betreffen)**

März 1/2001: Dieses Heft ist besonders dem Elsass gewidmet. Da die Ortenau unmittelbarer Nachbar zum Departement Bas-Rhin ist, dürften die Berichte unser Interesse finden.

Juni 2/2001: S. 253 Die Anfänge des Großherzogtums Baden in europäischem Kontext – Konzeption der Ausstellung „Baden zwischen den Revolutionen 1789 und 1848“ im Badischen Landesmuseum

Karlsruhe (Kristiane Burchardi). – S. 276 Johann Michael Moscherosch, Hanau-Lichtenbergischer Untertan und Straßburger Bürger (Hans-Martin Gauger) – S. 325 Bergbauspuren im Gebiet der Kinzig (Günther Knausenberger).

Dezember 4/2001: S. 721 Der Baden-Badener Oberbürgermeister Ernst Schlapper (Reiner Haehling von Lanzenauer) – S. 724 Finanzpolitik in Baden. Zum 175. Geburtstag von Moritz Ellstätter (1827–1905) (v. Leonhard Müller) – Julia von Stockhausen – eine Schriftstellerin aus Lahr (Klaus Kaltenbach) – S. 738 Jakob Kast (um 1540–1615) Badischer Kammerrat, Murgschiffer, Holzgroßhändler im Murgtal/Schwarzwald (Max Scheifele)

*Kurt Klein*

**Baden-Württemberg. Vielfalt und Stärke der Regionen. Hrsg.: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen, 2002, 400 S.**

Das Buch wird in Vor- und Geleitwort „offizieller Jubiläumsband“ und „Festschrift“ für das vor 50 Jahren gegründete Land Baden-Württemberg genannt. Das erste einleitende Kapitel nimmt den Untertitel „Vielfalt und Stärke der Regionen“ mit dem Begriff „reiches Erbe“ auf und befasst sich vornehmlich mit der Problematik von Identitäten. Unterschiedliche, noch nicht ausgebildete oder später darüber gelegte Identitäten werden erörtert; regionale Zugehörigkeiten bilden sich neu oder verändern sich. Die Erkundung dieser Vielfältigkeit wird als Aufgabe der Landeskunde zugeordnet. Dazu gehört auch die Feststellung eines „Gefühls des Territorial-allein-gelassen-Seins“ (sic! – S. 26). Genau darum geht es, wenn in dem 400 Seiten starken Buch eine Region (fast) völlig ausgeblendet bleibt, kein eigenes Kapitel erhält und auch bei den 19 Abbildungen auf dem Umschlag keine Berücksichtigung findet. Mag ein gemein-

sames Bewusstsein im Sinn von Zusammengehörigkeit noch zu keiner der sonst postulierten Bewusstseinsregionen geführt haben und ist diese ausgesparte Region weniger als marginal den benachbarten dargestellten Regionen zugeschlagen worden, kann doch eine wichtige Nahtstelle zwischen Baden und Württemberg nicht schlichtweg ignoriert werden!

Drei benachbarte Landkreise (Rottweil, Schwarzwald-Baar-Kr., Tuttlingen) sind vergessen – war das die Konzeption des „offiziellen Jubiläumsbandes“ mit elf Autoren und Herausgebern? Gibt es hier kein reiches Erbe? War es zu schwierig, einer sich entwickelnden Bewusstseinsregion nachzugehen? Nicht nur die Menschen in und um Villingen-Schwenningen, um Rottweil, Schramberg oder Donaueschingen und Tuttlingen werden durch diese „Festschrift“ düpiert. Wie auch in anderen Kapiteln wird es möglichst vermieden, die Namen der Regionalverbände zu nennen. Hier ist die Region „Schwarzwald-Baar-Heuberg“ auf der Strecke geblieben. – Auf der anderen Seite wurde im Kapitel über Hohenzollern der Versuch gemacht, regionale Verflechtungen aufzuzeigen, wenn er hier auch fast nur am Namen „Hohenzollern“ mit (zu) ausführlichen dynastischen Ausführungen festgemacht wurde.

Demgegenüber hebt sich das 32-seitige Kapitel über die Ortenau durch eine breitere Themendarstellung von manch anderem Kapitel positiv ab. Einer erneuten Wiederbelebung der Ortenau und seines Namens wird das Wort geredet. Die Verwickeltheit wird erkannt und dennoch oder gerade deshalb werden Strukturen für eine Identitätsannahme positiv aufgezeigt. Zu den drei in der Ortenau genannten Teilräumen wäre zumindest ein weiterer zu stellen: das fürstenbergische Kinzigtal und das Gutachtal.

Die Leser(innen) (Rezens. hat sieben von zwölf Kapiteln gelesen) werden nicht ermuntert, das aufwändige Buch als Impulsgebenden Nachschlageband zu be-

nutzen. Die heutzutage wohl obligatorische grafische Gestaltung mit den grauen oder blauen Hintergrund-Abbildungen ist für ein angenehmes Lesen oft hinderlich.

*Gernot Kreutz*

**Freiburger Diözesanarchiv. Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins des Erzbistums Freiburg, Band 121, 2001**

S. 109–156 Johannes Weingart und Karl Josef Zimmermann, Das Seelbuch der Pfarrkirche und Leonhards-Bruderschaft in Steinmauern/Murgtal.

In diesem Seelbuch aus dem 15. Jahrhundert ist ein „Kugler von Wolfach“ (Nr. 24) als Spender erwähnt.

**Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“, 119. Jahreshft, 2000**

S. 9–37 Eva Mongi-Vollmer, Die Glöcklehof-Kapelle in Bad Krozingen. Endlich liegt eine moderne, zusammenfassende Erörterung über die Glöcklehof-Kapelle in Bad Krozingen vor. Diese ist, in der Zeit zwischen 950 und 1050 erbaut, ein wichtiges Beispiel für das zu diesem Zeitpunkt in der Gegend bekannte Repertoire an Bild-, Raum- und Architekturvorstellungen sowie deren Umsetzungsmöglichkeiten mittels bestimmter Typen, Motive und Techniken.

**Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in Donaueschingen, 44. Band – 2001**

S. 30–36 Gabriele Brugger, Der Maler Johann Baptist Seele und sein Werk.

S. 47–56 Klaus Kinast, Die Auswirkungen des Sturms „Lothar“ in den Wäldern der Baar.

S. 57–70 Wolf Hockenjos, „Lothar“ – ein Förstertrauma. Der Jahrhundertorkan aus dem Blickwinkel eines Forstamtsleiters. Diese Beiträge sind informativ und beispielhaft.

*Dieter Kauf*

**Allweier, Sabine: Canallien, Weiber, Amazonen. Frauen-Wirklichkeiten in Aufständen Südwestdeutschlands 1688–1777. Münster/New York/Berlin 2000 (= Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 1), 260 S.**

Sich zusammenrottende, wütende und schimpfende „Weiber“, die gemeinsam ein Gefängnis stürmen und Gefangene befreien oder eine ganze Stadt vor den Feinden retten durch ihr mutiges Eingreifen in die Händel – sie faszinieren bis heute. In Kunst und Festumzug, in stadthistorischen oder populären Darstellungen wurden und werden diese Aktionen glorifiziert. Aber entsprechen die geschilderten Vorgänge eigentlich der Quellenlage? Anhand von fünf Aufständen, an denen Frauen maßgeblich beteiligt waren, geht die Autorin dieser Frage nach: Pforzheim 1726, Freiburg 1757, Oberkirch 1777, Schorndorf und Göppingen 1688. Die Studie zeigt, basierend auf Gerichtsakten, die historischen Wirklichkeiten der Frauen auf. „Gebärdensprache“ und „Körperlichkeit“, „Katzenmusik“ und „Schmähschriften“ – die Themenvielfalt der Arbeit ist groß. Sie ist unterhaltsam zu lesen, vor allem natürlich, wenn die konkreten Ereignisse geschildert werden: „Die Oberkircher Amazonen“ hat ein anonymes Chronist damals sein Werk betitelt, in dem er beschreibt, wie 3–400 Weiber und Mägde sich in der Nacht zusammenfanden und „teils mit Äxten, Eisengabeln, teils mit Säbeln und Pistolen“ bewaffnet das Gefängnis stürmten und den Kappeler Gerichtszwölfer Krumholz befreiten: „Ein starkes Weib aber nahm den Krumholzen auf den Rücken, trug ihn die Stiege hinunter und setzte ihn in Freiheit“. Ein empfehlenswertes Buch.

*Martin Ruch*

**Alemannisches Jahrbuch 1999/2000. Herausgeber Alemannisches Institut Freiburg. Waldkirch 2001, 418 S.**

„Der Hohe Schwarzwald im Mittelalter“ lautete eine Tagung des Alemannischen Instituts in Verbindung mit der Gemeinde Hinterzarten 1998. Vier Beiträge zur Mundart von Hinterzarten (Schrambke), zum Waldbild im Mittelalter (Ludemann), zur Entwicklung des Flurbildes am Feldberg (Habbe) und zur Erhaltung der Hoflandschaft (Mohr/Stadelbauer) enthält das Jahrbuch. In weiteren landeskundlichen Beiträgen werden die Entwicklung des Verkehrs am Oberrhein vorgestellt (Ohler), die Verwendung der Farbzeichnungen bei Hebel (Fischer) und der Werkwohnungsbau in Baden und Württemberg (Seif). Letztere Studie (Kurzfassung einer Freiburger Dissertation) fällt besonders auf, da sie ein bislang nur unzureichend untersuchtes Thema vorstellt. Sie enthält eine Liste des Autors zu Arbeitersiedlungen im behandelten Gebiet: Die Ortenau ist mit mehreren Orten vertreten (Berghaupten, Hausach, Kehl, Lahr, Oberachern, Oberkirch, Offenburg). Vielleicht regt die Studie zu lokalen Forschungen an?

*Martin Ruch*

**Baumann, Ulrich: Zerstörte Nachbarschaften. Christen und Juden in badi-schen Landgemeinden 1862–1940 (= Studien zur jüdischen Geschichte, Bd. 7). Hamburg 2000, 341 S., 30 Abb.**

Bis 1933 gehörte das enge Zusammenleben von Juden und Christen zum Alltag der ländlichen Regionen am Oberrhein. Seit der rechtlichen Gleichstellung der Juden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich in vielen Dörfern und Kleinstädten ein System gegenseitiger Achtung und Kooperation entwickelt. Beide Gruppen waren nicht nur über Handelsbeziehungen, sondern auch in einem Netzwerk sozialer Beziehungen miteinander verbunden bis hin zur gemeinsamen



Tätigkeit in den kommunalen Verwaltungen.

Baumann stellt diese Beziehungen in Nachbarschaft, Vereinsleben und Gemeindepolitik an 18 Gemeinden in Baden vor. Interviews mit Zeitzeugen, Memoirenliteratur, Kommunal-, Gerichts- und Steuerakten bilden die Quellenbasis. Im Mittelpunkt steht der Wandel der sozialen Beziehungen zwischen Christen und Juden auf dem Lande bis zur endgültigen Vernichtung in der Schoah. Eine einzigartige Arbeit, deren detaillierte Ortsbeschreibungen ebenso überzeugen wie der souveräne Umgang mit der Literatur und den Quellen.

*Martin Ruch*

**Kieser, Clemens/Ohr, Karlfriedrich/Stopfel, Wolfgang/Walter, Martin: Kunst- und Kulturdenkmale im Landkreis Rastatt und in Baden-Baden. Mit Beiträgen von Folke Damminger, Britta Rabold und Günther Wieland. Hrsg. Landkreis Rastatt und Stadt Baden-Baden. Stuttgart: Theiss, 2002, 360 S., 135 Farb-, 40 s/w-Abb.**

Ein handlicher, reich und brillant bebildeter Führer zu kunst- und kulturhistorischen Denkmälern: Vorbildlich sind die prägnanten ortsgeschichtlichen Einführungen, sind die präzisen Objektbeschreibungen und die umfassenden Informationen, die den Bahnhöfen und Kapellen, den Gärten und Villen gleichermaßen zukommen. Auch technische Denkmäler sind aufgeführt, jüdische Friedhöfe oder Bildstöcke. Kurz: ein qualitätsvoller, sehr empfehlenswerter Cicerone, der nur den einen Wunsch offen lässt, den nach ebenso schönen Nachfolgern für die anschließenden mittelbadischen Landkreise!

*Martin Ruch*

**Augustin Bea (1881–1968). Über Leben, Person und Werk eines badischen Kardinals. Eine Ausstellung der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt. Begleitbuch zur Ausstellung [= Stadt Rastatt. Stadtgeschichtliche Reihe, Band 7/1], 624 S., Rastatt 2000, DM 59,-. Dokumentation der Ausstellung [= Stadt Rastatt. Stadtgeschichtliche Reihe, Band 7/2], 222 S., Rastatt 1999, DM 19,80.**

Drei Ereignisse des an Überraschungen reichen Pontifikats Johannes XXIII. (1958–63) verdienen heute noch ganz besondere Beachtung: Zunächst die Wahl des fast 77-jährigen Angelo Roncalli zum Nachfolger Petri, sodann im Januar 1959 die Ankündigung eines Konzils, schließlich im Dezember des gleichen Jahres die Berufung des Jesuitenpaters Augustin Bea in das Kardinalskollegium. Bea – der neue Purpurträger war wie Johannes XXIII. im Jahr 1881 geboren – hatte eine kirchliche Laufbahn hinter sich, an deren Ende auch Theologen sich längst auf das Altenteil zurückziehen: Provinzial der Oberdeutschen Jesuitenprovinz [er war es, der den sel. Rupert Mayer als Großstadtseelsorger nach München rief], Rektor des Päpstlichen Bibelinstituts, Visitator seines Ordens, Konsultor unterschiedlicher Institutionen im Vatikan, zuletzt Beichtvater Papst Pius' XII.

Als Bea schon bald darauf die Leitung des neu errichteten „Sekretariats für die Einheit der Christen“ übertragen wurde, rückte sein bisheriges Leben und Werk in den Mittelpunkt des Interesses der im Glauben getrennten Christenheit. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Kardinal Bea hat bis heute einige bedeutende Ergebnisse hervorgebracht, von denen nur ein Aspekt – die Vorgeschichte der Konzilserklärung über die nichtchristlichen Religionen „Nostra Aetate“ – hier exemplarisch beleuchtet werden soll.

Das schwierigste Problem bei der Abfassung dieses Dokuments war die Beschreibung des Verhältnisses der katholischen Kirche zum Judentum. Nach dem



entsetzlichen Völkermord zur Zeit des Naziterrors suchte man nach Wurzeln des Antisemitismus auch in der Praxis der Glaubensverkündigung und der Liturgie. In den beiden Abhandlungen „Kardinal Bea und das Alte Testament“ und „Bea und das Judentum“ würdigte der Freiburger Theologe Bernd Feininger [wohnhaft in Gengenbach] den maßgeblichen Anteil unseres badischen Landsmannes am Zustandekommen des Dokuments „Nostra Aetate“.

Schon 1921 habe sich der Jesuit mit dem Thema „Antisemitismus, Rassen-theorie und Altes Testament“ beschäftigt. Darin habe er sich kritisch mit Houston Stewart Chamberlain auseinandergesetzt. Die sehr alte Entgegensetzung von jüdischer und germanischer bzw. griechischer Kultur vor allem in Religion und Philosophie, die Rassen-Theorie, habe Bea demaskiert und ihre Gefährlichkeit für das Christentum herausgestellt. „Dieser Angriff geht nur scheinbar gegen das Judentum; in Wirklichkeit zerstört er die Offenbarungsreligion überhaupt und untergräbt die Fundamente des christlichen Glaubens.“ – „Noch weniger begründet ist die Berufung auf die geistigen und moralischen Rassenmerkmale ... Auf jeden Fall ist es eine Phantastik, gegen die jede gesunde Geschichtswissenschaft lauten Einspruch erheben muß, wenn man der arischen (oder gar der germanischen) ‚Rasse‘ (eigentlich wissen wir nur etwas von arischen Sprachen, nicht von einer arischen ‚Rasse‘) alle Vollkommenheit, der semitischen alle Niedrigkeit und Gemeinheit zuschreiben will ... Es kann unserer Geltung in der Welt nur abträglich sein, wenn wir auch heute noch, nach Krieg und Niederlage und Revolution, nicht gelernt haben, daß das überhebliche Wort von dem Weltberuf des Germanentums eine Anmaßung bedeutet, die uns andere Völker entfremdet ... hat und entfremden muss.“

Bea hat auf dem Konzil gegen enorme Widerstände – der bis zur Stunde nicht gelöste arabisch-israelische Konflikt spielte

mit herein, die Rücksicht auf katholische und orthodoxe Christen im Heiligen Land und im arabischen Orient – treu und mutig die Konzilserklärung begleitet. Sie ist das Eingangstor zu einem veränderten Verhältnis der Kirche zu den Juden, eine Leistung, die in ihrer Rezeption durch die jüdische Welt überall gewürdigt wurde.

*Werner Scheurer*

**Zusenhofen 1152–2002. Hg. Ortsverwaltung Zusenhofen (Stadt Oberkirch), 2002, 474 S., viele SW- und Farbabb.**

Diese Chronik erscheint zum 850-jährigen Jubiläum der Erstnennung des Ortes im Reichenbacher Schenkungsbuch. Kloster Reichenbach im oberen Murgtal hatte eine Hufe in Zusenhofen zugesprochen bekommen, worüber die Bestätigung ausgestellt wurde.

Unter der Schriftleitung von Karl Ebert haben sich vier Autoren (Heinz G. Huber, Josef Maier, Karl Maier, Dr. Hans Martin Pillin) an das Werk gemacht und ein Buch geschrieben, das in vielen Punkten als vorbildlich bezeichnet werden kann. Angefangen beim Layout, über den Bilderreichtum zur inhaltlichen Vielfalt: Ein sehr lesenswertes Kompendium zu Geschichte und Gegenwart des Ortes ist hier geschaffen worden. Nach dem klassischen historischen Teil (der immer lesenswert und informativ zugleich ist) werden Parteien, Vereine und Unternehmen vorgestellt sowie die Gaststätten und Kirchen. Aber auch Erzählungen, Anekdoten, Sagen, Legenden und Lieder wurden nicht vergessen, ebenso wenig wie die Familiennamen, ihre Bedeutung und früheste Erwähnung im Ort, oder die Häuser und ihre Besitzer. Mit dem Zusenhofener Heimatlied schließt der schöne, empfehlenswerte Band: Wo unser Heimatort dereinst / bei Uzzos Hof einmal entstand, / da lebt noch heut der Freiheitsgeist / und fürchtet keine Macht im Land!

*Martin Ruch*

## Weitere Literatur:

Lutzer, Kerstin: Der Badische Frauenverein 1859–1918. Rotes Kreuz, Fürsorge und Frauenfrage. W. Kohlhammer, Stuttgart 2002, 503 Seiten – Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Forschungen, 146.

Walter, Martin: Die Landräte im Landkreis Rastatt 1803 bis heute. Rastatt: Landkreis 2000, 63 Seiten – Sonderveröffentlichung des Kreisarchivs Rastatt. Band 1.

Bär, Gerhard (Hrsg.): Önsbach, ein Dorf mit Geschichte. Achern-Önsbach: Ortsverwaltung 2001, 614 Seiten.

Huber, Bernhard: Chronik Bad Peterstal-Griesbach. Bad Peterstal-Griesbach. Gemeindeverwaltung 2002, 411 Seiten.

## Historischer Verein für Mittelbaden: Nachrichten Jahresbericht 2001/2002

Die Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden, zugleich die Mitglieder-  
versammlung der 33 Mitgliedergruppen des Vereins, fand am 21. Oktober 2001 in Bühlertal  
statt. Die Vertreter der Mitgliedergruppen begrüßten den Vorschlag der Vorstandschaft,  
möglichst bald den Historischen Verein und seine Aktivitäten im Internet zu präsentieren.  
Die preisgünstigsten Möglichkeiten sollen untersucht werden. Präsident Dr. Dieter Kauß  
gab auf der Mitgliederversammlung bekannt, dass die Mitgliedergruppen Renchen mit  
Doris Schlecht und Rastatt mit Kreisarchivar Martin Walter neue Vorsitzende bekommen  
hätten. Der Vorsitzende der Mitgliedergruppe Bühl, Egon Schempp, erläuterte die Erst-  
erwähnung von Bühlertal vor 700 Jahren in einer Straßburger Urkunde von 1301.

In seinem Rechenschaftsbericht ging Präsident Dr. Kauß auf die verschiedenen Projekte  
des Historischen Vereins für Mittelbaden ein: die Erfassung der Kleindenkmale sowie die  
Registrierung und Beschreibung der Fresken in der Ortenau. Der dritte Registerband für  
„Die Ortenau“ soll im Jahr 2002 unter der Redaktion von Dr. Gernot Kreuz erscheinen. Er  
wird die Jahressbände 1991 bis 2000 umfassen. Dr. Kauß wies darauf hin, dass sich mehrere  
Mitgliedergruppen an der Veranstaltungsreihe „Juden in der Ortenau“ beteiligt hätten.

Der Kassenbericht von Geschäftsführer Theo Schaufler bewies, dass die Kassengeschäfte  
bei ihm in guten Händen liegen. Er musste jedoch einen leichten Rückgang der Mitglie-  
derzahl des Vereins bekannt geben. Er sei durch die Altersstruktur der Mitglieder bedingt.  
Der Historische Verein für Mittelbaden ist jedoch mit über 3500 Mitgliedern immer noch  
einer der größten Geschichtsvereine Deutschlands. Der Redakteur des Jahrbuchs „Die  
Ortenau“, Dr. Martin Ruch, stellte sein diesjähriges Werk vor, das dank der zahlreichen  
Autoren wieder 752 Seiten hat.

Der bekannte Hornberger Heimathistoriker Wolfgang Neuß wurde zum Ehrenmitglied  
des Vereins ernannt. Er hat sich große Verdienste erworben in der Erforschung der Hornber-  
ger Geschichte und der Einrichtung des neuen Stadtmuseums in Hornberg. Künftig müssen  
die Mitglieder des Vereins ihren Beitrag in Euro bezahlen. Er beträgt für natürliche Perso-  
nen und Schüler 18 Euro, für juristische Personen 26 Euro.

Beim Empfang der Gemeinde Bühlertal stellte Bürgermeister Jürgen Bäuerle seine Ge-  
meinde vor. In der anschließenden Festsitzung konnte Präsident Dr. Dieter Kauß zahlreiche  
Ehrengäste begrüßen, unter ihnen die Regierungspräsidentin von Nordbaden, Gerlinde  
Hämmerle, die Landtagsabgeordnete Ursula Lazarus sowie den stellvertretenden Präsi-  
denten der elsässischen Geschichtsvereine Jean-Marie Holderbach (Straßburg).

Den Festvortrag hielt Oberarchivrat Dr. Kurt Andermann (Karlsruhe) über „Der Adel  
des Mittelalters in der nördlichen Ortenau“. Dieses spannende Thema mit vielen Facetten  
wurde von der Forschung bisher leider vernachlässigt. Die musikalische Umrahmung der  
Festsitzung erfolgte durch die Jugendmusiker „Silent Brass Band“. Am Nachmittag fand  
eine Führung im Museum „Geiserschmiede“ statt.

Der Historische Verein für Mittelbaden versteht sich als eine Art Dienstleister. Dies be-  
kräftigte sein Präsident Dr. Dieter Kauß bei der Frühjahrstagung der 33 Mitgliedergruppen  
des Vereins am 9. März 2002 im Handwerkermuseum in Kehl-Kork. Ehrende Nachrufe  
sprach Dr. Kauß zu Beginn der Tagung über die verdienten Mitglieder Werner Kopf (Neu-  
ried-Altenheim) und Dr. Hans Jakob Wörner (Neuenburg), die beide kürzlich überraschend  
verstorben sind. Dr. Wörner sei viele Jahre als Oberkonservator für die Denkmalpflege im  
Ortenaukreis zuständig gewesen und habe sich hier große Verdienste erworben.

Nach den Worten von Dr. Kauß ist der Historische Verein für Mittelbaden und seine Mitgliedergruppen in dreifacher Hinsicht ein Dienstleister, einmal durch sein Jahrbuch „Die Ortenau“, in der stets die neuesten lokal- und regionalgeschichtlichen Forschungsergebnisse der Ortenauer Historiker publiziert werden, dann durch die Arbeit der Fachgruppen und schließlich durch seine umfangreiche Bibliothek, welche die größte öffentliche heimatgeschichtliche Bibliothek in der Ortenau sein dürfte. Sie ist bekanntlich im Handwerker-museum in Kehl-Kork untergebracht. „Die Ortenau“ 2002 wird, so Redakteur Dr. Martin Ruch, mit drei Aufsätzen über die Scharfrichter in der Ortenau ein bisher nicht behandeltes Thema publizieren.

Ausführlich wurde die vielfältige Arbeit in den Fachgruppen erörtert. Der Leiter der Fachgruppe Archäologie, Professor Dr. Rolf Pfefferle, wusste von einem sensationellen Fund in Steinach zu berichten. Bei einem Scherbenfund einer römisch-griechischen Amphore entdeckte man eine griechische Inschrift, die momentan entziffert wird. Mit Problemen der Erforschung der Ortschroniken befasste sich, so ihr Leiter Dr. Dieter Kauß, die Fachgruppe Denkmalpflege/Orts-geschichte.

Themenschwerpunkt der Fachgruppe Jüdische Geschichte waren nach den Worten von Jürgen Stude die jüdischen Friedhöfe in der Ortenau. Auch soll die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Durbach erforscht werden. Die Fachgruppe Kleindenkmale bereitet, so Dr. Gernot Kreuz, in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt die Erfassung sämtlicher Kleindenkmale im Ortenaukreis vor.

Wie der Leiter der Fachgruppe Flurnamen/Mundart Dr. Ewald Hall ausführte, wurden die Flurnamen von Rheinau in Buchform publiziert. Die Erfassung der Flurnamen im Kinzigtal ist in Vorbereitung. Horst Brombacher von der Fachgruppe Museen bezeichnete als die Themenschwerpunkte seiner Fachgruppe die Bereiche Internet und Museum und Museum und Öffentlichkeitsarbeit. Dr. Wolfgang Gall von der Fachgruppe Zeitgeschichte kündigte an, dass im Herbst in Offenburg eine Ausstellung über den Wandel des Ortsbildes nach 1945 stattfinden werde.

Als Nachfolger von Carl Helmut Steckner wurde zum neuen Kontaktmann zu den elsässischen Geschichtsvereinen Professor René Siegrist vorgestellt. Der geborene Elsässer lebt in Neumühl und wird als Koordinator und Initiator für die historischen Belange links und rechts des Rheins zuständig sein.

*Manfred Hildenbrand*



## Wolfgang Neuß zum Ehrenmitglied ernannt

„In Würdigung der großen Verdienste um die Geschichte der Ortenau und um den Gesamtverein ernennen wir Wolfgang Neuß in Dankbarkeit zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden.“ So lautet der Text der Urkunde, die Präsident Dr. Dieter Kauß am 21. Oktober 2001 dem Hornberger Historiker im Rahmen der Hauptversammlung im „Haus des Gastes“ in Bühlertal überreichte.

Damit wurde ein Mann geehrt, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Geschichte seiner Heimat zu erforschen und darzustellen. Dabei beschränkt er sich nicht auf die wechselvolle Vergangenheit Hornbergs und des Gutachtals, es war und ist ihm vielmehr ein Anliegen, die mannigfaltigen Verflechtungen dieser Raumschaft mit der Ortenau, dem Schwarzwald, der Baar und selbst dem Elsass aufzuzeigen und in ihrer Vielschichtigkeit und ihren gegenseitigen Bedingtheiten verständlich zu machen. Sein jahrzehntelanges Forschen war von dem Bestreben – oder soll man sagen: von der Leidenschaft – bestimmt, nicht einfach nur Tradiertes weiterzugeben, sondern dorthin vorzustoßen, wo die Quellen geschichtlicher Erkenntnis zu finden sind: in Archiven und Bibliotheken, in so manchem Keller und Speicher, oft von einer dicken Staubschicht zugedeckt. Bis nach St. Paul in Kärnten und St. Gallen in der Schweiz führte ihn dieser Weg. Und er beschränkt sich nicht nur auf die schriftlichen Zeugnisse aus früheren Jahrhunderten; eine unstillbare Unruhe treibt ihn auch heute noch um, wenn er versucht, die Geheimnisse der prähistorischen Megalithkultur zu ergründen oder wenn er mit seinen Freunden vom Archäologischen Arbeitskreis des Historischen Vereins für Mittelbaden in Wald und Feld unterwegs ist auf der Suche nach den Spuren keltischer und römischer Siedlungen, Verkehrswegen und Kultstätten. Da



*Wolfgang Neuß (links) wird von  
Präsident Dr. Dieter Kauß zum  
Ehrenmitglied des Historischen  
Vereins für Mittelbaden e.V.  
ernannt* Foto: Adolf Heß



*Wolfgang Neuß als neues Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.*

*Foto: privat*

führen ihn dann solche Exkursionen oft eine Tagesreise weit über die engere Heimat hinaus zum Bodensee, an den Rhein oder in die Wälder der Vogesen ...

Neben einer Reihe von Aufsätzen mit spezifischem Inhalt – einige von ihnen im Jahrbuch „Die Ortenau“ in loser Folge veröffentlicht – oder von Beiträgen für Vereinschroniken ist vor allem sein Hauptwerk zu nennen, „Hornberg im Gutachtal – Vorzeit und Herrschaft mit den Herren von Hornberg“, ein Buch, das 1998 als reife Frucht vieljähriger, intensiver Forschungsarbeit erschienen ist.

Daneben galt das Hauptaugenmerk von Neuß in jüngster Zeit der Schaffung und Einrichtung eines heimatbezogenen Museums. Mit Gesinnungsfreunden gründete er 1988 den „Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e.V.“, dessen Vorsitzender er bis heute ist. Doch schon lange zuvor war er der unumstrittene Mittelpunkt eines Kreises von engagierten Hornberger Heimat- und Geschichtsfreunden, die im geduldigen Sammeln und Präparieren von Exponaten die Voraussetzungen dafür schufen, dass schließlich am 6. Juni 1998 das Stadtmuseum unter großer Anteilnahme der Bevölkerung eröffnet werden konnte. Auch als im August des Jahres 2000 das Museum beträchtlich erweitert werden konnte, war es vor allen anderen Wolfgang Neuß, der, im Alter von 80 Jahren, bei der Neueinrichtung und Umgestaltung der Räumlichkeiten keinen Einsatz und keine Mühe scheute, oft bis an die Grenzen seiner physischen und psychischen Belastbarkeit.

Es nimmt deshalb auch nicht wunder, dass er das Angebot, seine reichen Erfahrungen in die Fachgruppe „Museen“ des Historischen Vereins für Mittelbaden einzubringen, dankbar annahm und dass er dort zu einem geschätzten Mitarbeiter geworden ist. Darüber hinaus

legt er großen Wert auf die Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu den Leitern benachbarter Museen in der Ortenau und im Schwarzwald-Baar-Kreis.

Der Geschichts- und Heimatforscher Wolfgang Neuß ist jedoch alles andere als ein einseitiger Hobby-Wissenschaftler.

Es kommt dies im außerordentlich „bunten“ Spektrum seiner Interessen und Tätigkeitsfelder und in der ungewöhnlichen Mannigfaltigkeit seines bewegten Lebens zum Ausdruck.

Wolfgang Neuß wurde am 25. Januar 1920 in Mannheim-Neckarau geboren. 1953 kam er nach Hornberg, in das geschichtsträchtige Städtchen an der Schwarzwaldbahn, das er sofort in sein Herz schloss. Von dieser Zeit an hat er vor allem auch dem Vereinsleben in der Gemeinde seinen unverwechselbaren Stempel aufgedrückt: Er zählt zu den Mitbegründern des Historischen Vereins und der Narrenzunft, sieben Jahre lang war er Vorsitzender des Fußballvereins VfR und maßgebliches Mitglied des örtlichen Schützenvereins. Darüber hinaus spielte er im Vorstand des Südbadischen Schützenverbandes viele Jahre lang eine entscheidende Rolle. Dort erwarb er sich auch den ehrenvollen Titel eines Landesschützenmeisters.

Von Beruf Architekt, war Wolfgang Neuß bis 1962 als Stadtbaumeister in Hornberg tätig und anschließend bis zu seiner Pensionierung 1980 beim Hochbauamt der Stadt Offenburg. Zurück in seinem geliebten Hornberg, widmete er sich auch mit dem ihm eigenen lebhaften Temperament der Kommunalpolitik als Mitglied des Gemeinderates in den Jahren 1980 bis 1989.

Zu seiner 1955 mit Frau Luise gegründeten Familie zählen heute sieben Kinder und über ein Dutzend Enkel, auf die er besonders stolz ist, und nicht ganz unbescheiden weist er den Besucher auch auf die stattliche Vitrine hin, die eine große Zahl von Ehrenurkunden, Orden und Auszeichnungen enthält, unter ihnen die Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg und das Bundesverdienstkreuz am Bande, das ihm am 11. Juni 1997 von Landrat Günter Fehringer im Auftrag des Bundespräsidenten bei einem Festakt in der Stadthalle Hornberg angeheftet wurde.

*Adolf Heß*

## Nachruf für Ehrendomherr, Geistlicher Rat und Ehrenbürger der Stadt Gengenbach, Pfarrer Helmut Eberwein

Die Bürger Gengenbachs waren sehr betroffen, als am Morgen des 18. März 2002 um 8 Uhr die Glocken von St. Marien den Tod des allseits beliebten und verehrten Pfarrers Helmut Eberwein anzeigten.

„Papa Eberwein“, wie er von seinen Pfarrkindern oft liebevoll genannt wurde, war im gesegneten Alter von 89 Jahren nach kurzer schwerer Krankheit verstorben. Er hinterlässt eine große Lücke, war er doch bis zuletzt in der Stadtklinik St. Martin als Seelsorger für die Kranken und Sterbenden da, um ihnen geistlichen Trost zuzusprechen, getreu seines Wahlspruchs: „Ich bin für die Menschen da.“ Gebürtiger Offenburger, geprägt in der Pfarrei Hl. Kreuz, war er aus Mannheim kommend, wo er in St. Nikolaus wirkte, von 1964 bis 1989 fast 25 Jahre „Stadtpfarrer“ von St. Marien in Gengenbach.

Es war eine Zeit des „Umbruchs“, in der ihm die „Umsetzung“ der neuen Richtlinien des II. Vaticanums vieles abforderte. Seine Kapläne hatten in ihm stets einen guten „Ausbil-

der“ und väterlichen Freund in einer „neuen Zeit“ mit vielen „Herausforderungen“, in der so manches geändert und angepasst werden musste. 1969 wurde er zum Dekan des Landkapitels Offenburg gewählt und war somit auch für das religiöse Leben der Region prägend bis 1981.

1972 wurde er zum Geistlichen Rat ernannt. Er war auch Moderator des Priesterrates der Erzdiözese Freiburg und wurde seiner hohen Verdienste wegen zum Ehrendomherr und nichtresidierenden Domkapitular ernannt.

Als „Brückenbauer“ der besonderen Art knüpfte er die „Verbindung“ zu unserer alten Diözese Straßburg, was auch mit einer „Gedenkwoche“ zum 300-jährigen „Ereignis“ der Zerstörung von Abtei und Stadt am 7./8. September 1689/1989 im „Pfälzer Erbfolgekrieg“ zum Ausdruck kam. In einem feierlichen Gottesdienst mit Glockenweihe in der „Leutkirch“ St. Martin beschworen Politiker aus dem Elsass und aus Baden den Frieden über den Rhein mit Frankreich. Getragen vom Europagedanken war auch die Verschwisterung mit der Kath. Pfarrei St. Peter und Paul in unserer Patenstadt Obernai mit Dekan Pfarrer Lapp.

Pfarrer Eberwein, ein Pionier der „Ökumene“ in Gengenbach mit der Evangelischen Kirchengemeinde. Bei der Einweihung der neuen Evangelischen Kirche schenkte er die Altarbibel als Zeichen der Gemeinsamkeit in Christus. Regelmäßige ökumenische Gottesdienste und Gespräche waren neben vielen Aktivitäten, die er auf den Weg brachte, zu der auch die Einrichtung der kirchlichen Sozialstation St. Martin für beide Konfessionen gehörte. Pfarrer Eberwein war ein Freund der Vereine in der Stadt und in den Talgemeinden. Als „Kunstkenner“ war er auch immer ein Förderer des Museums „Haus Löwenberg“. Dort hat er die Dokumentationen über den „Bildteppoich“ und die „Ruth Schaumann-Bilder“ der Bergle-Kapelle mit gesponsert. Neben all den Aufgaben als Pfarrer veranstaltete er regelmäßig „Kunstfahrten“, die auch immer zu „Kunstwallfahrten“ wurden.

Viel Kraft forderte der Bau des Gemeindehauses St. Marien. Die Kapellen, es sind deren vier, mussten außen und innen baulich instand gehalten werden. Unendliche Geduld und Sachkenntnis erforderte die Renovation der ehemaligen Abteikirche St. Marien, die er mit Bedacht und Durchhaltevermögen zu Ende bringen durfte. Die Orgel in St. Martin wurde nach der Demolierung von 1916 zu neuem Leben erweckt. Er war ein Statiker und Dynamiker, Beweger und Förderer „vieler Dinge“. Der Kauf des Kapellenhofes gehörte auch dazu! Seine „noble Art“ auf die Menschen in seiner Stadt zuzugehen, als „Hirt seiner Herde“, auch über den Ruhestand hinaus, für die Menschen dazusein bis zuletzt, das war sein fester Wille, seine Grundeinstellung. Beim Trauergottesdienst in St. Marien waren viele Menschen aus „nah und fern“ gekommen, um vom „Vater“ seiner Gemeinde in tiefer Dankbarkeit Abschied zu nehmen. Der Trauerzug durch die Stadt, seiner Stadt, deren Ehrenbürger er war, wollte fast kein Ende nehmen. Pfarrer Eberwein ruhe in Frieden. Was bleibt, ist die Erinnerung. Gengenbach ist ärmer geworden.

*Eugen Lang*



## Zum Gedenken an Professor Hermann Braunstein

Am 2. Mai 2002 verstarb im Alter von 96 Jahren unser Ehrenmitglied Professor Hermann Braunstein in Schutterwald. Er liebte und erforschte die Menschen, die Mundart und die Musik. Der Historische Verein für Mittelbaden gedenkt einer großen Persönlichkeit und wahrt dieser in Zukunft ein ehrendes Andenken.

Professor Hermann Braunstein war ein Schutterwälder mit Leib und Seele. Nach seinem Lehrerstudium unterrichtete er an Gymnasien die Fächer Musik und Sport. Von 1962 bis 1970 war er Professor für Musikerziehung an der Pädagogischen Hochschule in Freiburg.

Hermann Braunstein war in seinen Disziplinen nicht nur Theoretiker, sondern auch Praktiker. Sein pädagogischer Schwerpunkt lag eindeutig bei der Musik, sowohl als Lehrer, als Dirigent und in zahlreichen Fortbildungsveranstaltungen.

Als Chronist von Schutterwald erwies er sich in eindrucksvoller Weise durch die Erarbeitung und Veröffentlichung der „Chronik von Schutterwald“ im Jahre 1974.

Nach seiner Pensionierung dominierte eindeutig das Interesse und die Forschung an der Mundart in Schutterwald und in der Ortenau.

Für den Historischen Verein für Mittelbaden erwies sich dies als günstiges Omen, denn seit dem Jahre 1981 übernahm er die Fachgruppe „Mundart“ innerhalb des Gesamtvereins. Ziel seiner Arbeit mit den Teilnehmern der Fachgruppe war es, den Wortbestand der verschiedenen Varianten der Ortenauer Mundart zu erfassen und diesen den „alemannischen“ Universitäten Basel, Freiburg, Straßburg sowie Tübingen zu weiteren Forschungen zur Verfügung zu stellen. Er sah es als seine verpflichtende Aufgabe, das zu sammeln und zu bewahren, was noch an Dialekt und Mundart vorhanden war.

Dieses Vorhaben war von Erfolg gekrönt und wurde im Jahre 1990 abgeschlossen. Ein Jahr später übergab er seine Funktion als Fachgruppenleiter an den ebenfalls allzu früh verstorbenen Werner Kopf in Altenheim.

Als Hauptwerke von Professor Hermann Braunstein als Forscher über Menschen und Mundart seien hier folgende angemerkt:

1. Chronik von Schutterwald, 1974.
2. Der Dialekt des Dorfes Schutterwald, Grammatik und Wortschatz, 1978 (danach in vier weiteren Auflagen erschienen).
3. Dialektredensarten von Schutterwald, 1989.
4. Stammwörter und ihre Ableitungen im Dialekt des Dorfes Schutterwald, 1991.
5. Dialektwörterbuch für 15 Ortenauer und sechs elsässische Gemeinden, 1990.
6. Bäuerliche Spruchweisheiten.

Für dieses Werk und seine beispielhafte Arbeit wurde Professor Hermann Braunstein mehrfach geehrt. Im Jahre 1985 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen. Der Historische Verein für Mittelbaden ernannte ihn im Jahre 1988 zu seinem Ehrenmitglied. Seine zuvor genannten Werke sind in der Bibliothek des Historischen Vereins in Kehl-Kork zu benutzen und einzusehen (samstags von 10.00 bis 16.00 Uhr).

*Dr. Dieter Kauß*



## Berichte der Mitgliedergruppen

### *Achern*

22. Januar 2001 Die Illenau und Frau Sophie von Harder, geb. Böhlingk  
Vortrag Stadtpfarrer i. R. Dr. Gerhard Lötsch
19. Mai 2001 Auf heimatgeschichtlichen Pfaden:  
Rundgang auf dem Historischen Weg Sasbach  
Eine Tour durch unsere Nachbargemeinde
30. Juni 2001 Ganztagesfahrt an den Bodensee  
Exkursion nach Konstanz und zur Insel Reichenau
1. September 2001 Rundgang durch Fort Louis  
Führung: Ernst Gutmann, Rheinmünster
8. November 2001 Kindheit im Schwarzwald 1900–1930  
Vortrag Inge Jockers, Schw. Freilichtmuseum Vogtsbauernhof  
*Elmar Gschwind*

### *Bad Peterstal-Griesbach*

Das Jahresprogramm 2001 der Mitgliedergruppe beschränkte sich auf die seit Jahren übliche Acht-Tage-Fahrt. Sie hatte in diesem Jahr die Niederlausitz und den Spreewald zum Ziel (24. bis 31. Juli). Das Kennenlernen der Neuen Bundesländer stand somit wie bei den bisherigen großen Fahrten im Vordergrund.

Vetschau in der Nähe von Cottbus bot sich als Unterkunftsort und günstiger Ausgangspunkt für die täglichen Busausfahrten an. Als Besonderheit besitzt der Ort die Wendisch-Deutsche Doppelkirche. Vetschau ist auch ein Zentrum der Weißstörche; in der Niederlausitz brüten jährlich etwa 350 Weißstorchpaare.

Eine Kahnfahrt auf der Spree ab Lübbenau in Richtung Lehde am ersten Tag war die richtige Einstimmung für die auch vom Wetter begünstigten Ferientage.

Ein ganzer Tag war der Besichtigung unter einheimischer Führung von Cottbus gewidmet, einschließlich des Branitzer-Parks des Landschaftsgestalters Hermann Fürst von Pückler-Muskau. Cottbus war auch 1995 Gastgeber der ersten ostdeutschen Bundesgartenschau.

In Forst an der polnischen Grenze lockte der Ostdeutsche Rosenpark (über 400 Sorten) zum längeren Besuch.

Mit der Stadt Spremberg verbindet sich der Name des inzwischen auch im Westen der Bundesrepublik bekannten Dichters Erwin Strittmatter, der hier geboren wurde. Sein bekannter Roman „Der Laden“ hat seinen Handlungsort in Bohsdorf nahe bei Spremberg. Hier verbrachte der Dichter seine Kindheit; diesem Laden galt auch ein Besuch.

Die Kleinstadt Luckau besitzt eine sehr gut erhaltene Altstadt. Vor den Toren der Stadt fand 1813 die bekannte Schlacht zwischen Truppenverbänden Napoleons und einem preußisch-russischen Heer statt. Napoleon wurde besiegt.

Das touristische Zentrum des Spreewaldes ist Lübben. Hier steht die Paul-Gerhardt-Kirche, ehemalige Nikolaikirche, eine dreischiffige spätgotische Backstein-Hallenkirche. Der bekannte Kirchenliederdichter Paul Gerhardt wirkte hier bis zu seinem Tode 1676 als Diakon. Er wurde in dieser Kirche beigesetzt; ein Denkmal vor dem Gotteshaus erinnert an ihn.

An einem Tag des achttägigen Aufenthalts standen statt Lausitz und Spreewald Potsdam (Stadtführung u. a. Cecilienhof) und Berlin (Rundfahrt und Stadtbummel) auf dem Programm. Es war vor allem eine Kurzvisite gerade in Berlin, aber sie beeindruckte.

Das Reiseprogramm der gesamten Fahrt hatte man einige Tage vor Beginn der Reise den Teilnehmern bei einer Zusammenkunft vorgestellt und in schriftlicher Form ausgehändigt.

*Siegfried Spinner*

### *Bühl*

Zwei Schwerpunkte standen im Mittelpunkt der Arbeit der wenigen Aktiven der Bühler Gruppe: die Vorbereitung der Jahresversammlung des Hauptvereins in Bühlertal und der Kampf um den Erhalt der Güterhalle, eines wertvollen Industriedenkmals aus dem Jahr 1904. Anstoß für die Veranstaltung in Bühlertal war die Entdeckung einer Windecker Urkunde von 1301 im Straßburger Departementalarchiv, in welcher der Name Bühlertal enthalten war. Das entsprechende Jubiläum wurde von der Gemeinde mit zahlreichen Veranstaltungen gefeiert. Trotz vieler Widerstände – eine Bürgerinitiative unter maßgeblicher Beteiligung von Jörg Seiler und Thomas Beierle u. a. hatte an die 700 Unterschriften gesammelt – beschloss der Gemeinderat Bühl den Abriss der 1904 erbauten Bühler Güterhalle, einem nach Meinung nicht nur des Denkmalamtes erhaltenswerten Zeugnis der Bühler Wirtschaftsgeschichte. Der Versuch, durch historische Fakten und entsprechende kunsthistori-



*Bühler Güterhalle*





sche Aufklärung sowie durch alternative Modellentwürfe für den geplanten neuen Busbahnhof, die maßgebenden Parteien in Gesprächen und Vorträgen umzustimmen, konnten den „Rückbau“ nicht aufhalten. Eine Initiative des Historischen Vereins, der Öffentlichkeit die Güterhalle noch einmal an einem Tag zugänglich zu machen, wurde abgelehnt. Es blieben nur wenige Stunden, um das Innere der Halle, von der aus, wie alte Fotos zeigen, auch Bühler Zwetschgen verfrachtet wurden, zu dokumentieren.

#### *Vorträge*

- |              |                                                                             |
|--------------|-----------------------------------------------------------------------------|
| 30. Januar   | G. Hoffmann, Rastatt: Das römische Badewesen                                |
| 6. März      | Frau Dipl.-Ing. Unger-Heuck: Denkmalamt Karlsruhe, Praktische Denkmalpflege |
| 20. November | M. Kern, Bühlertal: Das Sägewerk Kern im Wandel der Zeit.                   |
| 4. Dezember  | W. Lienhard: Der Beginn der nationalsozialistischen Bewegung in Bühl.       |

*Exkursion:* nach Worms und Lorsch am 21. April zusammen mit dem Schwarzwaldverein. Leitung: Frau H. Dold.

*Stammtische:* am 15. 5., 18. 9. und 6. 11.

Bei einer Versammlung am 11. 12. wurde beschlossen, die Mitgliedsgruppe als eingetragenen Verein registrieren zu lassen. Die Wahlen hatten folgendes Ergebnis: 1. Vorsitzender Dr. S. Gartner, 2. Vorsitzender Rüdiger Schmitt, Schriftführer Jörg Seiler und Kassier Egon Schempp. Letzterem dankte der neue Vorsitzende für seine jahrelange Arbeit im Dienste des Bühler Vereins.

*Suso Gartner*

*Ettenheim*

Am 2. September 2001, dem Europäischen Tag der Jüdischen Kultur, führte Bernhard Uttenweiler zwei recht gut besuchte Veranstaltungen im Palais Rohan durch. Sowohl am Morgen als auch am Nachmittag fanden sich je 40 Personen zur Besichtigung des Thoraschreinvorhangs aus der Ettenheimer Synagoge und zum anschließenden Dia-Vortrag über den jüdischen Friedhof von Schmieheim ein.

Unter der Schirmherrschaft von Bürgermeister Bruno Metz organisierte Dr. Reinhard Jäger in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung, dem Historischen Verein und dem Förderkreis Museum vom 14. bis 16. September 2001 im Bürgersaal ein erfolgreiches Symposium, das sich mit der Emigration des französischen Adels nach der Französischen Revolution befasste. Frau Helga Rühle von Lilienstern aus Hildburghausen beeindruckte mit ihrem Dia-Vortrag über den „Dunkelgraf und die Dunkelgräfin – ein europäisches Geheimnis“. Über „Napoleon – ein Veränderer Badens und Europas“ referierte Bundestagsabgeordneter Prof. Dr. Freiherr von Stetten aus Künzelsau. Mit dem berühmtesten Liebespaar von Ettenheim, dem Herzog von Enghien und Charlotte de Rohan-Rochefort beschäftigte sich Bernhard Uttenweiler. Zum Abschluss stellte Dr. Bahls aus Heidelberg die Halsbandgeschichte vor in die der unglückliche Kardinal Rohan verwickelt war. In der Galerie Treiber in Ettenheimmünster präsentierte dann der Künstler dreißig moderne Porträts von Zeitgenossen um 1800. Nicht nur inhaltlich, sondern auch finanziell verlief das Symposium erfolgreich, so dass Herr Dr. Reinhard Jäger und Herr Wolfgang Spengler von der Stadtverwaltung dem Historischen Verein und dem Förderkreis Museum im Dezember je eine Spende in Höhe von 500 Mark überreichen konnten. Dafür ein herzliches Dankeschön.

Die Führung durch die Wallfahrtskirche in Ettenheimmünster in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule fand auch im Oktober 2001 wieder regen Zuspruch. Werner Veith spielte die Silbermann-Orgel.

Durch eine entsprechende Spende der Sparkasse Lahr-Ettenheim konnte im Juli 2000 die Catholische Straßburger Bibel, die so genannte Rohan-Bibel von 1734, erworben werden. Sie soll im kommenden Jahr der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Nach Veröffentlichung einer Abhandlung in der „Ortenau“ 1999 über den aus Ettenheim stammenden Frühdrucker Heinrich Knoblochzer, gelang es dem Vorsitzenden 2001 in einem Antiquariat in Los Angeles per Internet die „Sermones dominicales super epistolas Pauli“ von Thomas Ebendorfer aus Haselbach zu entdecken, eine Inkunabel aus Knoblochzers Straßburger Werkstatt von 1478. Der Erwerb war möglich, nachdem das Ehepaar Erich und Ingeborg Winefeld aus Ettenheim unerwartet großzügig die Finanzierung übernommen hatte. Als dann wenige Monate später in einem deutschen Antiquariat der dazugehörige zweite Band auftauchte, konnte dank einer weiteren Spende des Ehepaars Winefeld auch diese Inkunabel beschafft werden. In einer eindrucksvollen Feierstunde im Bürgersaal am 10. Dezember 2001 stattete Bernhard Uttenweiler den Sponsoren herzlichen Dank ab und übergab die beiden Kulturobjekte an Bürgermeister Bruno Metz und Herrn Thomas Dees, den Vorsitzenden des Förderkreises Museum im Palais Rohan.

*Erwähnenswerte Aktivitäten anderer Veranstalter*

Vom „Förderkreis Museum im Palais Rohan“ und seinem Vorsitzenden Thomas Dees wurde am 24. April 2001 in der Schalterhalle der Volksbank Ettenheim ein festliches Kleid aus Ettenheim um 1800 im Empirestil ausgestellt, das jetzt in der Eingangshalle im Palais Rohan einen festen Platz gefunden hat. Das Festkleid einer Ettenheimer Bürgerin wurde von der Gerberfamilie Henninger als Leihgabe zur Verfügung gestellt. Auf engagiertes Betreiben von Frau Ilse Kern, die das Festkleid zur Ausstellung hergerichtet hatte, wurde es somit

der Bevölkerung zugänglich gemacht. Die kostenlose Herstellung des Schaukastens hatten Kurt Bildstein, Karl Dees und Kurt Dietrich übernommen, einen Zuschuss gab Rudolf Henninger.

Ab 16. Mai 2001 stellte Joachim Haller aus Münchweier im katholischen Pfarrzentrum in Ettenheim seine umfangreiche, äußerst vielseitige und bemerkenswerte Sammlung von Andachtsbildchen und Devotionalien in Zusammenarbeit mit dem „Förderkreis Museum im Palais Rohan“ aus. Die Ausstellung fand sehr guten Anklang. Die Sammlung von Joachim Haller wurde ergänzt durch Sterbebildchen mit lokalem Bezug, um die sich insbesondere Thomas Dees, der Vorsitzende des noch jungen Vereins bemüht hatte. Vom Historischen Verein wurden Bilder zur Verehrung des Hl. Landelin von Ettenheimmünster und Münchweier beigesteuert.

Zum 100. Todestag des aus Grafenhausen stammenden Lehrers Ferdinand Ruska hatte Bürgermeister Armin Klausmann am 14. Oktober 2001 zu einer Ausstellung in die Ferdinand-Ruska-Schule eingeladen. Das reichhaltige Bildmaterial war zum größten Teil von Frau Maria Köhle aus Bühl zusammengetragen und präsentiert worden. Unter den Exponaten waren auch Gemälde von Ferdinand Ruska, dem ersten Zeichenlehrer von Hans Thoma.

Über den Beschluss des Kreistages, den Heimatpreis des Ortenaukreises an Josef Nau-dascher, den langjährigen Leiter des archäologischen Arbeitskreises und Leiter des Ober-rheinischen Tabakmuseums in Mahlberg zu verleihen, herrschte auch beim Historischen Verein Ettenheim große Freude. Dem Geehrten, der von 1970 bis 1973 die Ettenheimer Mitgliedergruppe leitete, gelten die herzlichsten Glückwünsche. Aus Anlass seines 70. Geburtstages hatte ihm Bernhard Uttenweiler in der „Ortenau“ 2001 eine ausführliche Würdigung gewidmet. Die Verleihung erfolgte aus terminlichen Gründen erst im März 2002.

An *heimatkundlichen Veröffentlichungen* sind zu erwähnen: Eine CD-Rom, auf der Dr. Jörg Sieger (e-Mail: joerg.sieger@t-online.de) neben der vor Jahren im Morstadt-Verlag Kehl erschienenen Dissertation über Kardinal Rohan zusätzlich den Quellenanhang mit ca. 1500 Seiten anbietet. Im Geroldsecker Land 44 (2002) veröffentlichte Gerhard Finkbeiner eine Abhandlung über das Romanuspatrozinium in Schweighausen. Bernhard Uttenweiler befasste sich mit dem Schicksal des Herzogs von Enghien und seiner Geliebten Charlotte de Rohan-Rochefort und Herbert Motz schmückte seinen informativen Aufsatz über den Kahlenberg mit stimmungsvollen Zeichnungen. Das Jahrbuch enthält außerdem noch die Gedichte „Morgenläuten“ und „Zeit nachher“ des im Dezember 1999 verstorbenen Heimatforschers Hubert Kewitz. Zum Schicksal des Herzogs von Enghien sind zwei neue Bücher erschienen: Florence de Baudus, *Le sang du prince. Vie et mort du duc d'Enghien*, Editions du Rocher. Jean Paul Bertaud, *Le duc d'Enghien*, Arthème Fayard. Schließlich sei noch der kleine, sehr schön bebilderte „Rundgang“ durch die Pfarrkirche St. Bartholomäus Ettenheim erwähnt, den Stephan Sailer (Kaplan in Ettenheim) und Benedicte Barth im Eigenverlag herausgaben.

*Bernhard Uttenweiler*

### *Gengenbach*

Im Januar wurde Lilith Stromeyer, Tochter des Gengenbacher Ehrenbürgers Otto-Ernst Sutter, im Rathaus als ehrenamtliche Stadtarchivarin verabschiedet. Der bei solchen Anlässen übliche Zusatz „... in den wohlverdienten Ruhestand“ musste hier entfallen, da gerade aus diesem heraus Frau Stromeyer im Jahr 1985, d. h. im mehr als „ruhegehaltstfähigen Alter“ von 72 Jahren, das Amt übernommen hatte. Und es war kein wohl bestelltes Feld, auf dem sie ackern sollte. Bis 1956 vorbildlich geführt, war das Gengenbacher Stadtarchiv seitdem



mehr oder weniger verwaist, vieles liegen geblieben. In 16 Jahren schaffte sie es, zielstrebig die umfangreichen, wertvollen Bestände neu und für eine schnelle Recherche effektiv zu ordnen, zu sichern und zu bewahren. Gerade der Historische Verein und alle stadtgeschichtlich interessierten Bürgerinnen und Bürger wissen ein übersichtliches, aktuelles Archiv als Wissensfundus zu schätzen. Frau Stromeyer ließ bei ihrer Verabschiedung und dem Dank der Bürgerschaft wie selbstverständlich wissen, sie werde sich weiterhin – wie ihr Vater – für alles vehement einsetzen, was in Gengenbach schützens- und erhaltenswert sei. Und das ist nicht wenig.

Am 5. August war es endlich so weit: Der Prälatenturm konnte an diesem Tag nach langen Jahren der Restaurierung eingeweiht werden. Das Bauwerk, ursprünglich als Verteidigungsrondell zusammen mit der Stadtmauer 1384 errichtet, war um 1750 vom Reichsabt Benedikt Rischer zu einem barocken Gartenhaus umgebaut worden und trotz späterer Erhaltungsmaßnahmen in den letzten Jahrzehnten zusehends verfallen. Ziel der seit 1995 laufenden Arbeiten war, die auf vier Ebenen verteilten Innenräume wieder in den Zustand zu versetzen, in dem sie sich Mitte des 18. Jh. befunden hatten. Das ist durch eine große restaurative und handwerkliche Leistung aller Beteiligten sehr gut gelungen. Von der Andachtsgrotte mit Steinmosaiken an den Wänden und dem Auge Gottes an der Decke, über den Salon im 1. Stock, wo ein Landschafts-Wandfreskenzyklus im italienischen Stil gerettet wurde, hochführend in den 2. Stock, in dem Vasenskulpturen aus der Werkstatt Peter Schwabs Platz fanden, bis ins Belvedere, mit dem zart bewölkten Barockhimmel unter der Kuppel. Ermöglicht wurde die Erhaltung dieses Kleinods durch das Beharrensvermögen der „Bürgerlichen Fördergemeinschaft“, die in enger Kooperation mit der Pfarrgemeinde, der Stadt, dem Landesdenkmalamt und nicht zuletzt dank der Spendenfreude der Gengenbacher sowie 2800 ehrenamtlich geleisteter Arbeitsstunden die erforderlichen 400 000 DM aufgebracht hatte. Als I-Tüpfelchen wurden im Herbst vor den als Eingang gestalteten, originalen Grottenvorraum vier Reben gepflanzt, die in zwei Jahren die jetzt noch nackt und bloß wirkenden Kieselsteine bedecken werden. Der Hausherr, Stadtpfarrer Udo Hildenbrand, kann sich ökumenische Gottesdienste im Erdgeschoss und weltliche Zusammenkünfte im kleinen Kreis in den übrigen Räumen vorstellen. Über die Möglichkeit, das Epitaph des Abts Rischer, zur Zeit im Kreuzgang der Pfarrkirche aufgestellt, in den Außenbereich seines wiedererstandenen Domizils zu versetzen, wird nachgedacht.

Am 9. September, dem Tag des Denkmals, stand der Mercy'sche Hof im Mittelpunkt. Die Bau- und Familiengeschichte des verschwundenen Schlosses und seiner Bewohner hatte zahlreiche Interessierte auf dem Hofberg zusammengeführt. Man geht heute davon aus, dass der Platz im 13./14. Jh. aufgeschüttet und zur Engelsgasse hin mit hohen Mauern – in Teilen noch sichtbar – abgestützt wurde. Vom Schloss, dessen Grundmauern noch im Boden liegen, kennt man die Außenmaße, eine Ansicht gibt es anscheinend nicht, jedoch ist seine Existenz seit 1543 nachzuweisen. Von 1620 bis etwa 1685 waren Schloss und ummauerter Platz im Besitz des Freiherren Franz von Mercy, später seines Sohnes Peter-Ernst. Franz von Mercy war einer der fähigsten Heerführer im 30-jährigen Krieg, Kommandeur der Kaiserlichen nach Tillys Tod und Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, der ersten und wichtigsten Sprachgesellschaft des Barock. Sein Enkel Claudius Florimund, 1719 in den Grafenstand erhoben, wurde 1720 erster Gouverneur des unter österreichischer Verwaltung stehenden Banats in Temesvár. Er legte hier den Grundstein für die Umwandlung des verödeten und verlassenen Landes in eine dicht besiedelte, prosperierende Kulturlandschaft. Die Stadt Gengenbach kaufte um 1730 das Schlossareal von den Erben der Familie Dornblüth. In der Folgezeit dienten die Gebäude als Kaserne, Tabakfabrik und Wohnungen. 1826 war der Verfall so weit fortgeschritten, dass sich ein Verkauf nicht lohnte und der Gemeinderat den Abriss beschloss.



Ebenfalls im September brachen Mitglieder des Historischen Vereins zur Fahrt ins Frankenland auf, nach Bamberg und Schloss Weißenstein in Pommersfelden. Der eigentliche Anlass der Reise war ein Besuch an der Grabstätte des Fürstbischofs Lambert von Brunn (um 1328–1399) im Bamberger Dom. Dieser bedeutende Jurist bekleidete von 1356 bis 1374 das Amt des Reichsabtes der Abtei Gengenbach und hat während seiner Amtszeit Bedeutendes für die Stadt bewirkt, u. a. die Erhebung zur Reichsstadt durch Kaiser Karl IV. In den folgenden Jahren berief ihn der Kaiser, dessen Ratgeber und Vertrauter er war, zum Bischof von Bamberg. Er starb 1399 in der Residenz Forchheim, heute Teil der „Kaiserpfalz“. Die Suche nach seiner Grabplatte gestaltete sich allerdings schwierig, da die Domführer auf ein solches Unternehmen nicht vorbereitet waren. Erst nach fast drei Stunden, nach Studium der Dompläne und telefonischer Konsultation mit Experten konnten Bodenplatte und Epitaph gefunden werden. Die Besucher legten einen Kranz aus Trockenblumen vom klösterlichen Kräutergarten in Gengenbach nieder.

Im Verlauf der im ersten Halbjahr begonnenen Außen- und Innenrestaurierung der St. Martinskirche (Leutkirche) hatten sich die Denkmalschützer entschieden, die in die Außenmauern der Kirche eingelassenen Epitaphe nach deren Konservierung nicht mehr an ursprünglicher Stelle anzubringen. Bei der Suche nach neuen Unterbringungsmöglichkeiten plädierte der Historische Verein dafür, die Gedenkplatten der Schultheißen, Stettmeister, Zwölfer des Rats und Leutpriester aus historischen Gründen an oder in St. Martin zu belassen. Es ist jetzt abzusehen, dass ein Großteil der Platten unter einem Wetterdach geschützt an der Nordseite der Kirche verbleibt, während die wertvollen oder gefährdeten Epitaphe einen neuen Standort an den beiden Wänden des Vorchors finden werden.

Gegen Ende des Jahres herrschte Trauer in Gengenbach über das Scheitern des Projekts „Europa im Fluss“. Gengenbach war zweifach engagiert: Einmal stammten die 2001 Stämme für das Floß aus dem Sturmwurf von „Lothar“ im Mooswaldgebiet, zum anderen war die Flößergilde Schwaibach am Bau beteiligt gewesen. Nicht das Handwerkliche, sondern zu hoch angesetzte künstlerische Vorstellungen, die in ihrer Realisierung zur Nichtmanövrierbarkeit der schwimmenden Bühne und zur Sicherheitsgefährdung führten, waren ein entscheidender Grund für das endgültige Aus.

*Hans-Jochen Schuck*

#### *Haslach i. K.*

- 19. 10. 2001 Vortrag von Dr. Dieter Kauß über „Die Geschichte der Ortenau – Einheit und Zerrissenheit“
- 10. 12. 2001 Lichtbildervortrag von Manfred Hildenbrand über „Der Maler Carl Sandhaas – Zu seinem 200. Geburtstag“
- 21. 1. 2002 Lichtbildervortrag von Georg Allgaier „Die Stollen des Schnellinger Bergwerks ‚Segen Gottes‘ – ihre Geschichte, ihre Freilegung und Mineralien“
- 13. 3. 2002 Hauptversammlung der Mitgliedergruppe Haslach mit Neuwahlen. Der neue Vorstand setzt sich wie folgt zusammen: 1. Vorsitzender Manfred Hildenbrand, 2. Vorsitzender Alfred Buchholz, Rechner Klaus Kaufmann, Schriftführer Norbert Mickenautsch, Beisitzer Helmut Fuggis, Sören Fuß, Inge Jockers, Christel Mathis, Heinz Prinzbach, Mathias Reininger. Karlheinz Raffalt wurde nach zwölfjähriger Tätigkeit als 2. Vorsitzender verabschiedet. Im Anschluss an die Regularien hielt Manfred Hildenbrand den Vortrag „Die Haslacher Stadtchronik entsteht – Einblicke in die Arbeit“.

Im Jahr 2001 jährte sich zum 200. Mal der Geburtstag des Malers Carl Sandhaas (1801–1859), der zu den bedeutendsten Malern der süddeutschen Romantik zählt. Vom 6. bis 21. Oktober 2001 fand im Haslacher Kloster eine große Gedächtnisausstellung statt, in der über hundert in Haslach noch nicht gezeigte Bilder des Künstlers aus Sammlungen und aus Privatbesitz präsentiert wurden. Sie wurde von Mitgliedern des Historischen Vereins in maßgebender Weise organisiert. Gleichzeitig wurde von Manfred Hildenbrand und Dr. Martin Ruch die Monographie „Carl Sandhaas – Maler der Romantik 1801–1859“ publiziert.

*Manfred Hildenbrand*

### *Hohberg*

Weiterer Ausbau und weitere Raritäten: So könnte die Überschrift über das Jahr 2001 im *Heimatmuseum Niederschopfheim* lauten. Durch den Einsatz der Mannschaft um Alt-Bürgermeister Hermann Löffler gibt es nun im Obergeschoss sechs Abteilungen: eine Schuhmacher- und eine Sattlerwerkstatt, eine alte Küche, einen Raum mit Gegenständen, die im christlichen Leben eine Rolle spielen sowie einen, der der Zigarrenherstellung gewidmet ist. Dort hängen auch mehrere Tabakbündel, sodass man die Arbeitsatmosphäre beim Zigarrenmachen im wahrsten Sinne des Wortes schnuppern kann. In der sechsten Abteilung sind Näh- und Strickmaschinen, Hanfquetschen und etliche andere Geräte sowie einige Ausrüstungsstücke von Soldaten des 2. Weltkriegs zu sehen.

Seit dem 21. Juni 2001 befinden sich auch die alten Kirchturmuhren aus allen drei Hohberger Ortsteilen in unserem Museum. Als Letzte kam die 1922 gestiftete alte Hofweierer Kirchturmuhr dazu. Dabei mussten die vier Uhrwerke für den Transport in Einzelteile zerlegt und im Heimatmuseum wieder zusammengebaut werden. Und alle drei Kirchturmuhren laufen! Jetzt ist es das Ziel des Museumsteams, die Schlagwerke der Diersburger und der Hofweierer Uhr zum Klingen zu bringen. Mit der Niederschopfheimer ist das schon gelungen.

Als weitere Seltenheiten bekam das Museum Ende März eine kleine, noch mit Riemen angetriebene Drehbank und eine etwa von 1915 stammende Schrotmühle geschenkt. 391 Stunden wurden 2001 für den weiteren Ausbau des Heimatmuseums gearbeitet – seit seiner Eröffnung im November 1998 insgesamt fast 4000.

Für die Feiern zum 900-jährigen Bestehen von Hofweier erstellte die 1. Vorsitzende Gisela Stoffel eine *Bilddokumentation über die Hofweierer Gasthäuser*, die große Beachtung fand. Vorgänger Helmut Dorgathen machte bei den Darstellungen der Geschichte Hofweiers mit. Als Beitrag der Mitgliedergruppe zum *Hohberger Ferienprogramm* boten Helmut Löffler und Gisela Stoffel einen Ausflug zu Kleindenkmalen in Niederschopfheim an.

Der bei der Jahreshauptversammlung im Januar frisch gewählte Vorstand – neu: 2. Vorsitzender Bernd Rottenecker (für Gisela Stoffel) und Schriftführer Axel Scheurig (für Edmund Schimpf) – schuf ein *Logo*, das in Zukunft auf allen Papieren der Hohberger Mitgliedergruppe zu sehen sein wird. Und bald auch im Internet, denn zum Arbeitspensum des Vorstands gehörte ebenfalls die *Konzeption für eine eigene Homepage*.

Das *Veranstaltungsprogramm 2001* begann im März mit dem Dia-Vortrag „Die Geroldsecker und ihre Zeit“ von Klaus Kaltenbach. Zu diesem Thema passte die *Halbtagesfahrt* am 12. Mai zur Burg Geroldseck und zum Schoss Dautenstein. Joachim Landerer bot sehr kurzweilige und interessante Führungen mit abschließender Schnapsprobe.

Der Vortrag von Adelbert Metz über die Normandie und die normannische Küche (hier vor allem Fisch und Meeresfrüchte) war als Vorbereitung für die *Studienfahrt* vom 5. bis

9. Juni gedacht. Gisela Stoffel ergänzte ihn durch einige Dias und einen Film über den weltberühmten Teppich von Bayeux. Die Titel der letzten beiden Dia-Vorträge des Jahres lauteten „Die Kunst der Spätgotik und der Renaissance“ (Referent: Dr. Berthold Hänel) und „Das Gengenbacher Evangeliar – ein Kulturzeugnis des 12. Jahrhunderts“ (Dr. Eugen Hillenbrand).

Auch 2001 ist die Mitgliedergruppe Hohberg gewachsen, von 139 auf nunmehr 144 Mitglieder. Außer Paula Radatt, die unserem Verein seit 1992 angehörte, wurde auf der Jahreshauptversammlung auch Ludwina Isenmann, die mit Informationen und Bildmaterial die Dokumentation über die Hofweierer Gasthäuser unterstützte, und Bertold Herrmann gedacht. Er trug als wichtiger Zeitzeuge viel zum Buch „Diersburg – Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940“ bei. Die Abrechnung von Kassenwart Franz Grathwohl zeigte, dass das im Jahr 2000 vorgestellte Buch dank vieler Spenden auch ein finanzieller Erfolg war.

*Gisela Stoffel*

### *Hornberg-Triberg*

„Wiederum geht ein erfolgreiches Jahr dem Ende entgegen. Mit den Besucherzahlen in unseren Spielen, dem „Hornberger Schießen“ des Heimatdichters Erwin Leisinger (fünf Mal aufgeführt), dem Märchen „Aladin und die Wunderlampe“ auch Karl-Heinz Komm (acht Aufführungen) sowie dem Krimi „Scherz beiseite“ von Agatha Christie, der fünf Mal gezeigt wurde, haben wir das beste Ergebnis der letzten zehn Jahre erzielt“, so schreibt der Vorsitzende des *Historischen Vereins Hornberg e.V.*, Wilhelm Brüstle, in seinem Jahresbericht vom Dezember 2001.



*Unser Bild zeigt Ministerpräsident Erwin Teufel bei seiner Laudatio am Rednerpult. Die aufmerksamen Zuhörer neben ihm sind – von links nach rechts – die Hornberger Stadt- und Vereinsvertreter Peter Schäuble, Wolfgang Neuß und Adolf Heß. Zu ihnen hatte sich auch Innenminister Dr. Thomas Schäuble gestellt*

*Foto: privat*



*Die Hornberger Heimat- und Geschichtsfreunde vor dem Eingang der Kanzlei des Johanniter-/Malteserschlosses in Heitersheim im Markgräflerland; ganz links in dunkler Kleidung der Historiker Jörg Scheuerbrand* *Foto: Adolf Heß*

Um die Aufführungen vom „Hornberger Schießen“ nicht zur Routine für die Schauspieler werden zu lassen, war die Vereinsleitung auch in diesem Jahr wieder bemüht, „neuen Schwung ins Spiel“ zu bringen, indem sie den Wiener Regisseur Günter Treptow für die Probenarbeit verpflichtet hatte. Die Einstudierung der jährlich wechselnden Märchenstücke, die bisher außerordentlich erfolgreich in den Händen von Torsten Link gelegen haben, wird künftig die Aufgabe von Margot Lang und Angelika Rapp sein.

Besonderer Erwähnung bedarf die Premiere des Märchenspiels von Aladin und seiner Wunderlampe am Abend des 23. Juni 2001. Der historische Verein hatte sich nämlich entschlossen, die Einnahmen aus der Veranstaltung der „Aktion Mensch“ (früher „Aktion Sorgenkind“) zukommen zu lassen. Hinter dieser Idee stand unter anderen auch der Innenminister des Landes Baden-Württemberg, der gebürtige Hornberger Dr. Thomas Schäuble, der zusammen mit seiner Frau Brigitte und dem neuen Bürgermeister Siegfried Scheffold diese Abendvorstellung im Storenwald besuchte und herzlich willkommen geheißen wurde.

Auch für den *Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e.V.* war das Jahr 2001 sehr abwechslungsreich und von Erfolg gekennzeichnet:

Am 20. Januar 2001 zeichnete Ministerpräsident Erwin Teufel im Neuen Schloss in Stuttgart den Verein mit der Ehrenplakette „Vorbildliche kommunale Bürgeraktion 2000“ aus. Damit anerkannte die Landesregierung von Baden-Württemberg die vorbildliche ehrenamtliche Tätigkeit des Vereins beim Aufbau und der Einrichtung des Stadtmuseums Hornberg. Zur Entgegennahme der hohen Auszeichnung waren Vorsitzender Wolfgang Neuß, sein Stellvertreter Adolf Heß, Bürgermeisterstellvertreter Peter Schäuble und Presseberichterstatter Fritz Gebauer in die Landeshauptstadt gefahren.





*In den Hornberger Heimat- und Geschichtsfreunden fand der Historiker Jörg Scheuerbrand (zweiter von rechts) aufmerksame Zuhörer, hier im Hof des Johanner-/Malteserschlosses in Heitersheim; ganz rechts der Vorsitzende des Fördervereins Stadtmuseum Hornberg, Wolfgang Neuß* *Foto: Adolf Heß*

Die Betreuung des Stadtmuseums in der Werderstraße lag während des ganzen Jahres in den bewährten Händen einiger Vereinsmitglieder, obwohl die Zahl der Besucher während der regulären Öffnungszeiten, von Jahrgangstreffen, Vereinsgruppen und Schulklassen abgesehen, durchaus noch höher sein dürfte.

Eine weitere Bereicherung erfuhr das Museum dadurch, dass im Frühjahr mit der Einrichtung und dem Aufbau eines eigenen Archivs begonnen wurde. Diese Arbeit soll, in welcher Form auch immer, in den kommenden Jahren fortgesetzt werden.

Die Reihe der *Veranstaltungen* begann im März mit der Hauptversammlung, in welcher das bewährte Leitungsteam unter seinem nach wie vor außerordentlich rührigen Vorsitzenden Wolfgang Neuß einstimmig bestätigt wurde. Einen besonderen Glanzpunkt erhielt der Abend mit der Ernennung von Christian Brüstle, Renée-Marie Parry Hausenstein und Thomas Schwertel zu Ehrenmitgliedern in Würdigung ihrer hervorragenden Verdienste um die Gründung, Einrichtung und Förderung des Stadtmuseums Hornberg.

Als weitere bemerkenswerte Veranstaltungen des Vereins sollen erwähnt werden:

- |             |                                                                                                                                                                   |
|-------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Am 15. Mai  | fand ein Lichtbildervortrag statt mit dem Thema: „Morgenstimmung auf dem Fohrenbühl“, der von der Fotogruppe der Hornberger Naturfreunde gehalten wurde.          |
| Der 8. Juni | brachte einen der Höhepunkte des Vereinsjahres mit dem Besuch der Ausstellung „Troja – Traum und Wirklichkeit“ in Stuttgart.                                      |
| Am 17. Juni | beteiligte sich der Verein mit einer historischen Bilderschau an der Präsentation der Stadt Hornberg im Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach. |

- Der 16. September sah die Heimat- und Geschichtsfreunde bei ihrem Jahresausflug im Markgräflerland, wo sie sich in Heitersheim vom Archäologen Jörg Scheuerbrand zuerst durch das Römische Museum und anschließend durch die ausgedehnte Anlage des Johanniter-/Malteserschlosses führen ließen. Auf dem Heimweg in den Schwarzwald wurde dem Barockkloster in St. Ulrich ein kurzer Besuch abgestattet. Dort fanden sie in Peter Schwarz einen kundigen Führer, der ihnen die Geschichte des Gotteshauses und des berühmten „Teufelssteines“ erläuterte.
- Am 16. Oktober führte der Vorsitzende des archäologischen Arbeitskreises des Historischen Vereins für Mittelbaden, Prof. Rolf Pfefferle, Wolfach, in einem Lichtbildervortrag sein Publikum in die Welt der Römischen Zahlen und in die Rechenkünste des Mittelalters ein.
- Am 20. Oktober Die reichhaltige Sammlung von Bildergeschirr im Stadtmuseum war das Ziel einer Gruppe von Sammlern aus dem ganzen süddeutschen Raum, die auf ihrer „Entdeckungsreise“ auch in Hornberg Station machten.
- Im Laufe des Sommers unternahmen einige Mitglieder des Vereins kleinere Exkursionen „auf archäologischen Spuren“ in Hechingen-Stein und an der Altzaberner Steige.
- Am 11. Dezember Der letzte der „Heimattreffs“ der Hornberger Geschichtsfreunde fand im „Adler“ statt, wo Vorsitzender Wolfgang Neuß das zu Ende gehende Jahr noch einmal Revue passieren ließ und wo er den Mitgliedern und Freunden Dank sagte für alle Mitarbeit und jegliche Unterstützung.

*Adolf Heß*

### *Kehl-Hanauerland*

Zum Zeitpunkt der satzungsgemäß durchgeführten Jahres-Mitgliederversammlung am 14.3.2001 entsprach die Mitgliederzahl im Wesentlichen wieder der vom Vorjahr: 383 einschließlich 11 korporativer Mitgliedschaften.

### *Vortragsveranstaltungen*

Zu Beginn des Jahres wurde eine neue Vortragsreihe begonnen unter dem Rahmenthema „Große Baumeister und Architekten“, sei es, dass diese aus unserer (erweiterten) Region stammten oder (nur) hier gebaut haben.

So sprach am

18. 1. Dr. Claudia Elbert aus Straßburg über „Friedrich Weinbrenner (1766–1826) – Vom Zimmermann zum großherzoglichen Oberbaudirektor“;
15. 2. Dr. Barbara Memheld, Illkirch (Elsass) über „Die Baumeisterfamilie Thumb – Barocke Sakralarchitektur zwischen Oberrhein und Vorarlberg“;
1. 3. Dr. Liliane Châtelet-Lange, Mundolsheim (Elsass) über „Hans Schoch (um 1550–1631) – Baumeister für Straßburg, für Prinzen und Prälaten“;
28. 6. Prof. Théodore Rieger aus Straßburg über „Hans Thomann Uhlberger – Straßburger Stadt- und Münsterbaumeister zwischen Gotik und Renaissance“;
20. 9. Dr. H.J. Wörner, Neuenburg/Rhein über „Architekten um 1900 beiderseits des Rheins“.



*Die Straßburger „Metzig“, erbaut von Hans Schoch*

Die Vortragsreihen „Regionale Literaturgeschichte“ und „Regionale Musikgeschichte“ wurden fortgesetzt am

- 11. 1. von Dr. Stefan Woltersdorff aus Straßburg über „Büchermacher und Bücherverbrenner – Ein literaturhistorischer Spaziergang im Sitzen durch Kehl“;
- 12. 7. von Hans Jörg Mußler, Ortenberg, über „Gottfried von Straßburgs Tristan (um 1210) und der Tristan-Mythos“;
- 15. 11. von Prof. Walter E. Schäfer, Baden-Baden, über „Quirin Moscherosch (1623–1675), der ältere Bruder“ im Rahmen des Festprogrammes der Gemeinde Willstätt zum Johann-Michael-Moscherosch-Gedenkjahr;
- 26. 4. von Marc Schäfer, Straßburg, über „Die Orgelbauerfamilie Silbermann in Straßburg (1700–1786)“;
- 17. 5. von Dr. Christoph Schmider, Freiburg, über „Böcklin von Böcklinsau (1745–1813), Musikbaron mit vielen Talenten“ (siehe auch Abbildung auf S. 751).

Ferner sprach am

- 14. 3. Vizepräsident Kurt Klein, Hausach, über „Vom Schwarzwald bis zum Kehler Läger – Aus der Geschichte der Flößerei“;
- 11. 4. Prof. Herbert Jochum, Illingen, über „Ecclesia und Synagoga – Antijudaismus in der christlichen Kunst“; eine gemeinsame Veranstaltung mit dem Katholischen Bildungswerk Kehl;
- 18. 10. Dr. Sigrid Schmitt, Mainz, über „Geistliche Frauen und städtische Welt – Stiftsdamen, Klosterfrauen und Beginen in Straßburg 1250–1530“;
- 29. 11. Dr. Eugen Hillenbrand, Freiburg, über „Das Straßburger Dominikanerkloster im Mittelalter – Ein Forum der Intellektuellen“.



*Das Straßburger Frauenwerkhaus (heute: Musée de l'Œuvre Notre Dame), umgebaut und erbaut (re. Flügel) von Thomann Uhlberger, nach einer Zeichnung von C. Grad (19. Jh.)*

Anlässlich des Gedenktages der Opfer des Nationalsozialismus wurde von einem erweiterten Trägerkreis, bestehend aus den Kehler Kirchen- und Pfarrgemeinden, der Evangelischen Erwachsenenbildung, dem Katholischen Bildungsverein, der Stadt, dem Stadtjugendring, der Ärzteinitiative Kehl und unserer Mitgliedergruppe, eine kleine Veranstaltungsreihe durchgeführt, die unter dem Thema „Pfarrer Paul Schneider – der Prediger von Buchenwald“ stand, und zwar am

- 19. 1. Eröffnung einer Ausstellung, dauernd bis 31. 1.,
- 25. 1. Vortrag von Dr. Albrecht Aichelin, Karlsruhe und
- 27. 1. Ökumenischer Gottesdienst.

Anlässlich des alljährlichen Partnerschaftstreffens der Städte Kehl und Montmorency kam es am 11.–13.5. zu einem erneuten Treffen der beiden Historischen Vereine, diesmal in Montmorency, mit Vorträgen in französischer Sprache von

- Hans Herrmann, Kehl-Kork, über „Die Reformation in Straßburg und ihre Auswirkungen auf die Territorien der Grafschaft Hanau-Lichtenberg“;
- Hans Hollweck, Kehl-Neumühl, über „Straßburgs Fürstbischöfe im 18. Jahrhundert aus dem Hause Rohan“ und
- M. Duchesne, Montmorency, über „Guillaume de Montmorency (1451–1531)“.





*Der „Musikbaron“ Franz  
Friedrich Sigism. August Freiherr  
Böcklin von Böcklinsau im Alter  
von 25–30 Jahren.  
Zeitgenössisches Porträt  
Foto: Dr. Schmider*

*Studien- und Ausstellungsfahrten:*

Die Ziele waren am

- 18. 3. Straßburg zur Ausstellung „Iconoclasme (Bildersturm) – Vie et Mort de l’Image Médiévale“ und nach Cronenbourg;
- 24. 3. Burg und Schloss Ortenberg;
- 10.–16. 6. als Große Studienfahrt Köln und Aachen mit Eibingen/Rüdesheim auf der Hinfahrt und Maria-Laach-Abtei auf der Rückfahrt;
- 7.–9. 9. Augsburg mit Günzburg auf der Hinfahrt;
- 3. 10. Mannheim mit Besuch der Europarat-Ausstellung „Europas Mitte um 1000“ und Ladenburg;
- 17. 11. Karlsruhe zur Doppelausstellung „Spätmittelalter am Oberrhein“ im Schloss und in der Kunsthalle;
- 1. 12. mit Wiederholung am 15. 12. Molsheim und Altdorf im Elsass.

Vom 8.–11. 11. hatte die Stadt Kehl erstmals alle ehemaligen jüdischen Bürger Kehls und Bodersweiers mit Begleitpersonen eingeladen; an der Vorbereitung, Durchführung und Be-

treuung der 16 Gäste aus Frankreich, Israel, Argentinien und USA waren Vereinsmitglieder maßgeblich beteiligt: u. a. Empfangsabend der Stadt, Besuch historischer jüdischer (Gedenk-)Stätten und Friedhöfe in Kehl-Stadt, Bodersweier und Freistett, Folkloreabend und Begegnungsabend mit heutigen Kehler Bürgern.

*Rolf Kruse*

### *Lahr-Friesenheim*

In Lahr und Friesenheim arbeiten die Badische Heimat, die VHS und der Verein für Oberweierer Heimatgeschichte Hand in Hand.

Eine gemeinsame Exkursion des Vereins für Oberweierer Heimatgeschichte und des Historischen Vereins führte nach Rottweil.

Am 6. Oktober 2001 veranstaltete das Stadtarchiv Lahr den „Zweiten Ortenauer Geschichtstag“. Es handelte sich um eine Tagung zu Problemen der Ortenauer Geschichte und Geschichtsschreibung für Heimat- und Regionalhistoriker/-innen. Die Veranstaltungsreihe wird durch das Lahrer Stadtarchiv fortgesetzt werden. Der Historische Verein hat hierzu seine Mitarbeit zugesagt.

Die Mitgliedergruppe hat in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Lahr einen Arbeitskreis „18. Jahrhundert in Lahr“ ins Leben gerufen. Der Arbeitskreis wird von Stadtarchivar Thorsten Mietzner geleitet. Aufgabe des Arbeitskreises ist zunächst die systematische Erschließung von Quellen. Gut besucht war ein Workshop Schriftkunde. Der Arbeitskreis trifft sich monatlich zu einem Geschichtsstammtisch. Inzwischen ist ein erster Arbeitsabschnitt, die Verzeichnung eines größeren Archivbestandes aus dem 15. bis 18. Jahrhundert, abgeschlossen und wird demnächst in Form eines Findbuchs vorliegen. In der Mitgliederversammlung konnte Denkmalpfleger Albrecht von der Stadtverwaltung Lahr über die Freilegung des vierten Turmes der Lahrer Tiefburg berichten.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim zählt derzeit 100 Mitglieder.

*Ekkehard Klem*

### *Meißenheim*

#### Jahresbericht 2001

- |          |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                |
|----------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| März 01  | Filmabend, in Zusammenarbeit mit dem Film- und Videoclub Lahr, „AFRIKA“                                                                                                                                                                                                                                                                        |
| Mai 01   | Halbtagesfahrt: Schuttertal – Elzach – Mühlenbach – Haslach (Infos zu Heinrich Hansjakob, Besuch im Freihof) – Abschluss im Höhengasthaus Kappelhof in Einbach                                                                                                                                                                                 |
| Mai 01   | Die Meißenheimer Mitgliedergruppe im Historischen Verein Mittelbaden beteiligt sich finanziell (ermöglicht durch eine Spende des E-Werkes Mittelbaden AG) an der Restaurierung der historischen Grabmäler an der Ostseite der Meißenheimer Kirche (Friederike Brion, Friederikens Schwester Maria Salome, Friederikens Schwager Pfarrer Marx). |
| Juli 01  | Volksschauspiele Ötigheim „BEN HUR“<br>Die Gemeindeverwaltung Schuttern ermöglicht interessierten Mitgliedern unserer Ortsgruppe eine Beteiligung an der Theaterfahrt.                                                                                                                                                                         |
| Sept. 01 | Halbtagesfahrt: Nordschwarzwald – Schwarzwaldhochstraße – Pause in Mitteltal – Oberkirch (Stadtgeschichte, Sehenswürdigkeiten, Altstadt) – Abschluss in Nussbach.                                                                                                                                                                              |

- Okt. 01 Zwischen der Mitgliedergruppe Meißenheim im Historischen Verein Mittelbaden und der katholischen Kirchengemeinde Ottenheim wurde vereinbart, dass die Ortsgruppe die Restaurierung des barocken Steinkreuzes vor der Ottenheimer Kirche übernimmt – Entsprechender Antrag auf Gewährung einer Zuwendung zur Erhaltung und Pflege eines Kulturdenkmals wurde an das Landesdenkmalamt gestellt. Die denkmalschutzrechtliche Genehmigung wurde vom Landratsamt Ortenaukreis erteilt.

Karl Schmid

#### Neuried-Altenheim

10. 2. 2001 Vortrag der Volkshochschule Neuried im Arbeitsraum des Museums. Jürgen Schmitt referierte über Pfarrer Johann Henrich Büttner (1589–1669), „Ein guter Mensch in böser Zeit“. Über 90 Besucher ließen die Eröffnungsveranstaltung der VHS-Außenstelle Neuried zu einem vollen Erfolg werden.
17. 2. 2001 Fastnachtsball der Aktiven unserer Mitgliedergruppe
30. 3. 2001 Generalversammlung unserer Mitgliedergruppe, es wurde u.a. beschlossen, einen Arbeitskreis „Archäologie“ unter der Leitung von Thomas Ilch ins Leben zu rufen.
29. 4. 2001 Eröffnung der Sonderausstellung „Beste Grüße an alle, die nach mir fragen und mich nicht vergessen haben“. Auswanderungen aus den Dörfern Altenheim, Dundenheim, Ichenheim, Müllen und Schutterzell in die USA. Die Arbeitskreise Altenheim, Ichenheim und Dundenheim haben diese Ausstellung gemeinsam erarbeitet. Die Eröffnungsvorträge hielten Frau Michaela Karl und Herr Gerhard Finkbeiner aus Schuttertal.
10. 6. 2001 Fahrt zur Landesausstellung „Troja“ nach Stuttgart
8. 7. 2001 Teilnahme der Trachtengruppe des Vereins am Jubiläumsfestzug 900 Jahre Hofweier
9. 9. 2001 Teilnahme der Trachtengruppe an den Heimattagen Baden-Württemberg in Bad-Rappenau
28. 9. 2001 „Rußland muß noch badisch werden“. Vortrag von Herrn Hans Clauser aus Karlsruhe, über die verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Herrscherhäuser.
14. 10. 2001 Herbstwanderung auf dem Sieben-Täler-Pfad bei Gengenbach. Führer war Richard Karl.
1. 12. 2001 Mitwirken am Altenheimer Weihnachtsmarkt, zugunsten der Seniorenarbeit im Ort.

Im Jahr 2001 war das Heimatmuseum in Altenheim an 40 Sonntagen geöffnet.

Die Bibliothek des Museums und der Mitgliedergruppe wurde erstmals im Jahr 2001 durch einen Sachverständigen für Versicherungszwecke geschätzt. Der Bücherbestand umfasst Werke ab 1608 bis in unsere Zeit. Die Gemeinde Neuried übernahm für diese Arbeit die Kosten, wofür wir uns recht herzlich bedanken. Unser Mitglied Herr Kurz arbeitet momentan an der Erfassung und dem Sortieren dieser Bibliothek.

Zur Planung des 25-jährigen Jubiläums der Mitgliedergruppe Neuried im Jahr 2002 wurde ein Festausschuss gebildet, 10 Treffen dieses Ausschusses fanden statt.

Frank Moser

*Nachtrag für 2000:**Neuried-Altenheim*

Das Museum hatte an 40 Sonntagen geöffnet. Es fanden 21 Sonderführungen statt.

Durch den Arbeitskreis wurden über 900 Arbeitsstunden (reine Öffnungszeiten) ohne Reinigung der Räumlichkeiten, Restaurierungsarbeiten, Ausstellungsvorbereitungen, erbracht.

**Besonderheit**

Besuch von unserer elsässischen Nachbargemeinde Plobsheim am 2. Sept. 2000.

Wie die badischen wurden auch die elsässischen Rheinorte vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs evakuiert. Die Bewohner von Plobsheim wurden in der Nähe von Bordeaux untergebracht. Zu dieser Gastgemeinde besteht bis heute freundschaftlicher Kontakt. Anlässlich eines Besuches in Plobsheim besichtigten sie das Museum in Altenheim. Ortsvorsteher Herr Roth begrüßte die Gruppe, und nach dem offiziellen Teil wurden die Gäste durch die Trachtengruppe bewirtet.

**Ausstellungen**

Abbau der Sonderausstellung „Historische Postkarten“ (im Spätsommer).

Das ganze Jahr über befasste sich der Arbeitskreis mit den Vorbereitungen zur Auswandererausstellung. Es wurden Bildmaterial, mündliche Berichte zusammengetragen sowie das vorhandene Material des Bad. Staatsarchivs gesichtet.

Seit Sept. ist eine Sonderausstellung unter dem Titel „Geschichte der ersten Katastervermessung von Altenheim in den Jahren 1784–1786“ zu sehen. Die Gemarkung wurde in 30 Distrikte aufgeteilt und jede Hofraite, jeder Acker einzeln vermessen und ausgesteint. Neben diesen alten Dokumenten sind auch praktische Hilfsmittel der Vermessung wie z. B. ein Diopterlineal aus jener Zeit zu sehen. Darüber hinaus belegen alte Karten die stark veränderten natürlichen Gegebenheiten und geben einen Eindruck davon, wie nah damals der Rhein noch am Dorf vorbeigeflossen ist.

**Besonderheit**

Im Juli leitete F. Moser mit der Lehrerin der hiesigen Grund- und Hauptschule, C. Kaiser, „Historische Projektstage“. Die Schüler der 7. Klasse erkundeten an vier Vormittagen die Ortsgeschichte (Dorfentwicklung, Schule u. Schulgebäude, Verlauf des Rheins, Tracht). Es fand eine Dorfrundfahrt mit dem Fahrrad zu geschichtsträchtigen Orten statt (Kirche/Grabmäler, Gasthaus Krone, das Türmel, Haus der sechs Dorfoberhäupter, Schlacht von Altenheim).

Aus allen Informationen sollte ein kleines Büchlein durch die Schüler zusammengestellt werden.

**Trachtengruppe**

Die Trachtengruppe war im Jahre 2000 so aktiv wie noch nie. Folgende Termine wurden durch sie wahrgenommen:

|       |                                                                                        |
|-------|----------------------------------------------------------------------------------------|
| Juni  | Teilnahme am „Internationales Trachtenfest“ im Europapark in Rust                      |
| Juli  | Kreistrachtenfest in Ottenhöfen<br>Teilnahme Heimattage Freistett                      |
| Aug.  | 75-jähriges Jubiläum Musikverein Hornberg-Reichenbach<br>Zuckerfest Erstein/Frankreich |
| Sept. | Heimattage des Landes Baden-Württemberg in Schramberg<br>Winzerfest in Auggen          |



## Exkursionen

Im Juli wurde die kleine Tradition der Halbtagesexkursionen fortgesetzt.

Die Mitgliedergruppe fuhr mit 45 Personen zur Jubiläums-Ausstellung des St. Andreas-Hospitals in Offenburg, welches bekannterweise auch in Altenheim begütert war. Anschließend besichtigten wir noch die Mique, das jüdische Ritualbad in Offenburg.

Im Oktober fand eine ganztägige Wanderung in den Vogesen statt. Von Ribeauville aus wanderte man zur Burg Hautepiere weiter zur Ulrichsburg, um über die Wallfahrtskirche „Maria zu Dusenbach“ wieder zurück nach Ribeauville zu gelangen. Der Abschluss fand im Weingut Dolder in Mittelbergheim statt.

*Frank Moser*

*Neuried-Ichenheim*

24. 3. 01        75 Jahre Angelverein, Ausstellung in der alten Schule.  
Themen: Fischwasser, Pächter der Fischwasser, Geräte zum Fischfang  
Bilder vom Angelverein über versch. Aktivitäten im Verein.
7. 4. 01        100 Jahre Musikverein Ichenheim in der Festhalle, kleine Bilderausstellung.
9. 4.–27. 4. 01 100 Jahre Musikverein Ichenheim, Ausstellung in der Volksbank.  
Gründungsmitglieder, Bilder von Vereinstätigkeiten, Bilder von ehemaligen  
Dirigenten, alte Instrumente und Uniformen.
11. 4. 01        Beteiligung an der Sonderausstellung im Museum Altenheim.  
„Auswanderer aus Neuried“, allgemeine Informationen über Auswanderungs-  
willige, Bilder und Stammbäume von Auswanderern aus Ichenheim  
und Schutterzell.
6. 5. 01        Teilnahme an der Exkursion der Fachgruppe Archäologie zur Zaberner Steige  
und zum Pandurengraben unter Führung von Herrn Holderbach.
24. 5. 01        Halbtags-Radtour, besichtigt wurde die Bewässerungsanlage der ehemaligen  
Hanfröze bei der Dundenheimer Mühle, Grenzsteine und das Mattenhisl im  
Schutterwälder Bann.
4. 6. 01        Tagesfahrt nach Schönenburg im Elsass. Besuch der größten zugänglichen  
Anlage der Maginotlinie und der Infanteriekasematte ESCH bei Hatten.
3. 10. 01        Tagesfahrt ins Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck.
20. 10.–  
11. 11. 01      Ausstellung „225 Jahre Marktrecht Ichenheim“ in zwei Räumen der alten  
Schule, gezeigt wurden: Kaufhausbau, Marktrechtverleihung, Schriftverkehr  
um 1770, Schulgeld der ev. und kath. Schüler 1773, Waagbuch und Ab-  
schriften von abgewogenen Produkten 1772, Modell „Ichenheim um 1677“,  
Modell „Landwirtschaftliche Ausstellung 1924“, Geräte wie Webstuhl,  
Spinnrad usw.  
Hanf und seine Verarbeitung, mit Hanfröze. Landwirtschaftliche Produkte,  
Pflanzen, Samen und Geräte (lt. Beschreibung des Fleckens Ichenheim  
1786, von Pfarrer Cammerer), „Vom Gulden zum Euro“ (Ausstellungs-  
stücke von Hr. Hauser u. Volksbank Offenburg).

*Oberharmersbach*

Ganz im Zeichen der Vorbereitung für das 25-jährige Jubiläum im Dezember 2002 standen die Aktivitäten des Historischen Vereins e.V. Oberharmersbach. Für den 7. 12. 2002 ist die Jubiläumsfeier im Stubensaal geplant, zu der auch als Ergänzung zur Ortschronik ein Bildband erscheinen wird. Im Oktober hält der Historische Verein für Mittelbaden seine Jahrestagung in Oberharmersbach ab, für deren Ausrichtung die entsprechenden Vorbereitungen getroffen wurden. Außerdem fährt der Historische Verein Oberharmersbach am 14. 9. 2002 nach St. Gallen.

Ferner wurde der Jahresrückblick 2001 herausgegeben und die Festschrift zum 150-jährigen Jubiläum der Miliz- und Trachtenkapelle weitgehend fertig gestellt.

Im kommenden Jahr wird der bisherige Vorsitzende Karl-August Lehmann nach 25 Jahren sein Amt definitiv zur Verfügung stellen. Bemühungen um einen Nachfolger sind angefallen.

*Karl-August Lehmann*

*Oberkirch*

- Samstag, 20. Januar Winterfahrt nach Ettlingen und Karlsruhe  
In Ettlingen Besichtigung des Schlosses und dessen prächtigen barocken Wohn- und Festräumen.  
Nachmittags Führung in der Karlsruher Kunsthalle mit Schwerpunkt französische Malerei.
- Freitag, 9. Februar Fahrt zum Keltenmuseum  
Im Keltenmuseum in Hochdorf/Enz wurde die interessante Ausstellung „Thraker und Kelten beidseits der Karpaten“ besichtigt. Bei einer Führung sowie einem Videofilm wurden uns außergewöhnliche Exponate gezeigt.
- Mittwoch, 28. Februar Aschermittwochs-Halbtages-Rätselfahrt  
Führung durch das Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden
- Donnerstag, 22. März Halbtagesfahrt nach Rastatt  
Frau Dr. Grimm führte uns durch die renovierten und zum Teil wieder möblierten Räume des Schlosses
- Samstag, 19. Mai Tagesfahrt an den Bodensee  
In Salem-Mimmenhausen Besuch des Feuchtmayer Museums, wo wir mit der Herstellung von Stuckornamenten, -Figuren und Stuckmarmor vertraut gemacht wurden. Führung im Münster Salem, das Feuchtmayer ausgestaltet hat. Besichtigung des neuen Schlosses in Meersburg.
- Donnerstag, 31. Mai Tagesfahrt nach Stuttgart zur Troja-Ausstellung  
18.–23. Juni 6-Tage-Fahrt nach Sachsen-Anhalt und Sachsen  
1. Tag: Dom- und Schlossbesichtigung in Merseburg  
2. Tag: Stadtführung in Halle und Besichtigung Schlosspark Wörlitz  
3. Tag: Besichtigung von Dresden und Schloss „Moritzburg“  
4. Tag: Stadtführung in Torgau, Mittagessen im Rittergut „Adelwitz“; Besichtigung Wittenberg  
5. Tag: Stadtrundfahrt und Rundgang in Leipzig  
6. Tag: Führung in der Stiftskirche in Quedlinburg

|                        |                                                                                                                                                                                                          |
|------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Samstag, 14. Juli      | Abendfahrt nach Schloss Favorit<br>Konzert: Festliche Serenaden im Schloss                                                                                                                               |
| Samstag, 4. August     | Tagesfahrt nach Ladenburg, ehemalige große römische Anlage,<br>nachmittags Besichtigung in Dilsberg am Neckar                                                                                            |
| Samstag, 15. September | Tagesfahrt nach Leonberg<br>Stadtführung, Stadtkirche weist Bauepochen vom 14.–16. Jh.<br>auf, nachmittags Besichtigung des Weinbaumuseums in Stutt-<br>gart-Uhlbach                                     |
| Samstag, 13. Oktober   | Tagesfahrt nach Kloster Maulbronn mit Führung im Kloster,<br>nachmittags Führung in der Fauststadt Knittlingen                                                                                           |
| Samstag, 10. November  | Lichtbildervortrag<br>Dr. E. H. Schmidt, ehemaliger Leiter des Wehrgeschichtlichen<br>Museums in Rastatt, sprach zum Thema „Badische Militärmusik<br>von 1618–1918“, ergänzt durch Dias und Tondokumente |
| Samstag, 8. Dezember   | Jahresabschluss                                                                                                                                                                                          |

*Horst Schneider*

### *Oberkirch-Gaisbach*

|                    |                                                                                                                          |
|--------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Januar 2001        | Keine Gesprächsrunde                                                                                                     |
| 164. / 5. 2. 2001  | „Die Lautenbacher Kirche“<br>Rudolf Huber, Lautenbach                                                                    |
| 165. / 5. 3. 2001  | „Der Lyriker Grimmelshausen“<br>Götz Bubenhöfer, Oberachern                                                              |
| 166. / 2. 2. 2001  | „Die Zisterzienser im Kloster Maulbronn“<br>Johannes Mühlman, Sasbach                                                    |
| 167. / 11. 6. 2001 | „Graf Cagliostro am Oberrhein“<br>Bernhard Uttenweiler, Ettenheim                                                        |
| 168. / 2. 7. 2001  | „Der Untertan und Bürger Johann Michael Moscherosch“<br>Prof. Dr. Walter Ernest Schäfer, Baden-Baden                     |
| 18.–22. 7. 2001    | Tagung der „Grimmelshausen-Gesellschaft e.V.“                                                                            |
| August 2001        | Keine Gesprächsrunde                                                                                                     |
| September 2001     | Keine Gesprächsrunde                                                                                                     |
| 169. / 1. 10. 2001 | „Bert Brecht und Achern“<br>Götz Bubenhofer, Oberachern                                                                  |
| 170. / 3. 11. 2001 | „Von Schiebochsen und anderen kleinen Leuten“ – die Infanterie im<br>30-jährigen Krieg“<br>Frank-Joachim Lankoff, Achern |
| 171. / 3. 12. 2001 | „Oberkirch – Grimmelshausen“<br>Klaus Bentrup, Oberkirch                                                                 |

### *Offenburg*

Die wichtigste Aktivität des Jahres 2001 war die Umbenennung der Mitgliedergruppe Offenburg in den Verein *Historischer Verein für Mittelbaden e.V. Offenburg – Mitgliedergruppe Offenburg e.V.* bei der Gründungsversammlung am 18. Oktober 2001. In den Vorstand wurden gewählt: Dr. Wolfgang M. Gall (1. Vorsitzender), Dr. Wolfgang Reinbold (2. Vorsitzender), Michael Hauser (Kassierer) und Regina Heilig (Schriftführerin). Laut Satzung des Vereins gehört Dr. Dieter Kauß als Präsident des Gesamtvereins ebenso dem Vorstand an.

In den Beirat wurde Jürgen Stude neu gewählt. Zukünftig wird die Mitgliedergruppe als „Historischer Verein Offenburg“ auftreten.

Die Mitgliedergruppe Offenburg stellte bei der Offenburger Bürgerstiftung St. Andreas für das Projekt „Der Traum von der Freiheit‘ Dokumentation Offenburger Auswanderer“ einen Förderantrag. Die Stiftung stellt 2002/2003 dem Projekt eine Summe von 8000 € zur Verfügung.

Das Projekt knüpft Kontakte mit Nachfahren von ausgewanderten Offenburgern in den USA, sammelt Informationen über das Internet, wertet Archivquellen aus und stellt sie in einer Datenbank zur Verfügung, mit dem Ziel einer Dokumentation und Ausstellung (2003). Das Projekt wird von Ehrenamtlichen durchgeführt und betreut.

Im Dezember führte der neue Vorstand zur Erstellung einer neuen Mitgliederdatenbank eine Mitgliederbefragung durch, die einen erfreulichen Rücklauf erzielte. 100 von 263 Mitgliedern gingen der Bitte nach. Ein Teilergebnis der Umfrage war, dass schätzungsweise 55% der Mitglieder über 60 Jahre, 38% zwischen 40 und 59 und 4% unter 40 Jahre alt sind.

Wolfgang M. Gall

### Oppenau

- |           |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                         |
|-----------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Januar    | Neuseeland – Das grüne Ende der Welt<br>Diashow von unserem Mitglied Manfred Fischer                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    |
| Februar   | Jahresversammlung der Mitgliedergruppe und Vorstellung von Leben und Werk des Johann Michael Moscherosch anlässlich seines 400. Geburtstags und den damit verbundenen Feierlichkeiten in Willstätt.                                                                                                                                                                                                                     |
| März      | Fahrt nach Karlsruhe und Besuch der Ausstellung im Landesmuseum: „Im Labyrinth des Minos: Kreta – die erste europäische Hochkultur“. Spaziergang durch Bad Herrenalb mit dem romanischen Paradies des ehem. Zisterzienserklosters.                                                                                                                                                                                      |
| April     | Besuch der Judaica-Sammlung im Ritterhaus-Museum in Offenburg. Danach Besichtigung des „Judenbades“ (Mikwe) in der Altstadt.<br>Im Schulmuseum in Zell-Weierbach erlebten die Heimatfreunde eine Schulstunde, die lebhaft Erinnerungen an die eigene Schulzeit wach rief.                                                                                                                                               |
| Juni      | In Linx unternahmen die Oppenauer in der „World of Living“ eine Zeitreise durch die Entwicklung der menschlichen Wohnkultur von der Steinzeithöhle bis zur Weltraumstation.<br>Im Heimatmuseum Rheinau führte Frau Renate Demuth durch die liebevoll eingerichteten Abteilungen und Herr Willi Ulrich ließ in der Schifffahrtsabteilung die Rhein- und Kanalschifffahrt anhand selbst gebauter Modelle wieder aufleben. |
| Juli      | Führung durch die Hochburg bei Emmendingen.<br>Besuch des Elztal-Museums in Waldkirch mit Vorführung der ehemals dort hergestellten Karussell-Orgeln.                                                                                                                                                                                                                                                                   |
| August    | Im Museum für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg wurde die Ausstellung „Glanzlichter der Alamannen“ besichtigt. Danach wurde in Niederrottweil im Kaiserstuhl die Wehrkirche St. Michael mit dem einmaligen Schnitzaltar des Meisters H.L. und den gut erhaltenen Fresken im Chor besucht.                                                                                                                              |
| September | Traditionelle Elsassfahrt. Stadtführung durch den Grenzort Lauterbourg. In Jockgrim (Ludovici – Falzziegel) führte Bürgermeister Milli durch das Ziegleimuseum. Dann folgte ein Rundgang durch Rheinzabern, das ehemalige                                                                                                                                                                                               |



Zentrum der röm. Töpfereien nördlich der Alpen – und die Besichtigung der Parrkirche. Letzte Station war die Kirche St. Gertrud von Leimersheim.

November Besuch der Ausstellung Spätmittelalter am Oberrhein: „Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525“ im Landesmuseum in Karlsruhe.

*Rainer Fettig*

### *Renchen*

11.9. Mitgliederversammlung in der Grimmelshausenstube „Gasthaus Bären“

19.10. Dia-Vortrag von Herrn Schneider (Kork) über Straßburg

27.10. Exkursion mit Herrn Schneider nach Straßburg (Halbtagesfahrt)

*Doris Schlecht*

### *Rheinau*

#### Vorträge

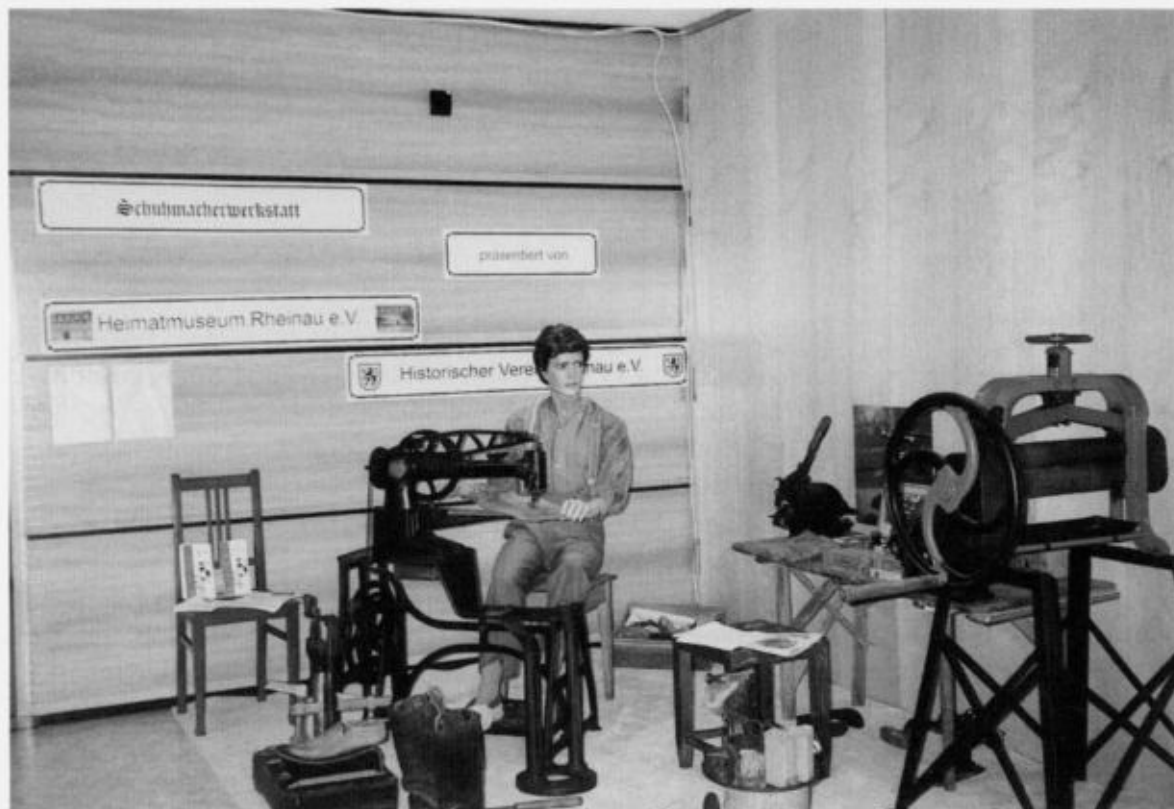
24. Januar 2001 „Aus der bewegten Geschichte der Hugenotten“ von Dr. Gerhard Schildberg

25. April 2001 „Die Königsstädte Marokkos – Ein Traum aus Tausendundeine Nacht.“ Vortrag mit Dias von Realschulrektor Helmut Mink

23. Okt. 2001 „Perlen unserer Heimat“. Diavortrag von Kurt Klein

#### Studienfahrten

17. Februar 2001 Besuch der Ausstellung „Kreta – die erste europäische Hochkultur“ in Karlsruhe



- |                    |                                                                                           |
|--------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------|
| 21. April 2001     | Besuch der Ausstellung „Gold der Barbaren“ in Mannheim                                    |
| 14. Juni 2001      | Besuch der Ausstellung „TROIA – Traum und Wirklichkeit“ in Stuttgart                      |
| 21.–23. Sept. 2001 | „Auf den Spuren der Staufer“ – Göppingen, Kloster Lorch, Kloster Adelsberg, Schwäb. Gmünd |
| 20. Okt. 2001      | Fahrt nach Ottmarsheim und Niederrotweil                                                  |
| 15. Dez. 2001      | Besuch der Ausstellung „Europas Mitte um 1000“ in Mannheim                                |

Am 2. September 2001 haben wir im Rahmen des Tages der Jüdischen Kultur auf dem Judenfriedhof in Freistett zwei Führungen organisiert, die gut angenommen worden sind.

Es wurden zwei Broschüren „Aus der Stadt Rheinau“ mit den Themen „Der Oberrhein“ und „Flößerei“ herausgegeben.

Während der Leistungsschau der Rheinauer Gewerbebetriebe vom 12.–14. Oktober 2001 wurde gemeinsam mit dem Heimatmuseum der Stadt Rheinau eine alte Schuhmacherwerkstatt präsentiert.

*Renate Demuth*

#### *Rheinmünster*

- |               |                                                                                                                                    |
|---------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 26. Januar    | Stammtisch                                                                                                                         |
| 9. März       | Stammtisch                                                                                                                         |
| 28. Juli      | Stammtisch                                                                                                                         |
| 1. September  | Führung von Ernst Gutmann mit der Ortsgruppe Achern durch die ehemalige Vauban-Festung Fort Louis.                                 |
| 21. September | Ernst Gutmann, Dokumentation und Ausstellung über die Geschichte der Straße zur Einweihung der neuen Ortsdurchfahrt in Stollhofen. |
| 30. November  | Stammtisch. Ankündigung vom Jahrbuch 2001.                                                                                         |

Außerdem führte unser Mitglied Manfred Huber im Laufe des Jahres 12 Gruppen durch das Klostermünster in Schwarzach.

*Ernst Gutmann*

#### *Seelbach-Schuttertal*

##### *Veröffentlichungen*

Erich Krämer: „Die Geschichte der Firma Franz Krämer – Zigarren- und Stumpfenfabriken in Seelbach bei Lahr 1864–1976“. In: Geroldsecker Land 44/2002.

Gerhard Finkbeiner: „Hat das Romanuspatrozinium in Schweighausen seinen Ursprung zu Reiningen im Elsass?“ In: Geroldsecker Land 44/2002.

„Aus dem Leben der Hirtenkinder im oberen Schuttertal – Im Sommer ging es zum Viehhüten, im Winter zur Schule“. In: Geroldsecker Land 44/2002.

„Grenzstreitigkeiten im 16. Jahrhundert zwischen Fürstenberg und der Abtei Ettenheimmünster – Einigung über den Verlauf der Landesgrenze zwischen dem fürstenbergischen Gebiet der Herrschaft im Kinzigtal und der fürstbischöflich-straßburgischen Herrschaft im Hinteren Geisberg“. In: Die Ortenau 81/2001.

### *Jahreshauptversammlung*

Die Jahreshauptversammlung fand am Freitag, den 7. Dezember 2001, im Nebenzimmer des Gasthauses Zur Krone in Schuttertal statt. Nach Beendigung der Regularien hielt das Vorstandsmitglied Klaus Müller einen Vortrag über: „Erlebnisse und Eindrücke von meiner Russlandreise nach dem sibirischen Kemerowo“.

### *Denkmalpflege*

1. Auf Veranlassung des Vorsitzenden wurde bei dem Gebäude Talstraße 14 in Schuttertal, dessen Abbruch von der Eigentümerfamilie beantragt ist, vom Landesdenkmalamt eine archäologische, restauratorische und bauhistorische Untersuchung vorgenommen.

Der annähernd quadratische Grundriss, die Mauerstärke von zirka 80 Zentimeter, die stichbogigen Fensternischen im Innern, der hohe Keller sowie die topographische Lage gaben Anlass zu der Vermutung, dass sich in dem massiven Kern des Hauses der lang gesuchte Wohnturmähnliche Sitz des einstigen Schuttertaler Ortsadels befinden könnte.

Zwar konnten die Gutachten den Wohnturm nicht bestätigen, jedoch die Untersuchungsergebnisse legen die begründete Vermutung nahe, dass das Gebäude ein dem nichtbäuerlichen Lebenskreis zugehöriges barockes Pavillon war. Die heimatgeschichtliche Bedeutung des im Schuttertal einmaligen Gebäudes muss noch archivalisch erforscht werden.

2. Wiedererrichtung eines „neuen“ alten Gedenkkreuzes an der Stelle eines abhanden gekommenen Bildstocks von 1778. Das Gedenkkreuz am alten Kirchweg von Höhehäuser über den Schwabenberg hinunter zur Pfarrkirche von Schweighausen erinnert an den geheimnisvollen, plötzlichen Tod der Anna Maria Mayerin vom Mayerhof im Loh am 11. April 1778.

3. Auf Initiative mit Textvorschlag des Vorsitzenden wurde von der Gemeinde Seelbach an der „Unteren Dautensteiner Mühle“ in der Litschentalstraße am 10. September 2001 eine Gedenktafel zur Erinnerung an den Revolutionsbürgermeister Michael Müller angebracht.

Die Inschrift lautet:

„Michael Müller (1801–1878), von Beruf „Mühlarzt“, war Eigentümer der „Unteren Mühle“ zu Dautenstein von 1834 bis 1849.

Vom 22. Oktober 1844 bis 7. Juli 1849 war Michael Müller Bürgermeister der Gemeinde Seelbach.

Michael Müller ist eines der vielen Opfer der Revolution von 1848/49, die für das Streben des badischen Volkes nach Freiheit unbarmherzig zur Rechenschaft gezogen wurden. All seiner menschlichen Ehre und seines Besitztums beraubt, endete Michael Müller wegen „Theilnahme am Hochverrath“ im Zuchthaus.

An die Mai-Revolution von 1849 in Seelbach erinnert heute noch die Ortsbezeichnung „Auf der Werbe“.

Im Mai 1849 wurden in der heutigen Litschentalstraße, zwischen der Glatzenmühle und Schloss Dautenstein, „Auf der Werbe“, die Volkswehrmänner aus Schuttertal und Seelbach zum Ersten Aufgebot „angeworben“ und von Theodor Mosmann, „Oberinstruktor des Bezirks Geroldseck“, durch „Exerciren“ militärisch ausgebildet. Revolutionär Theodor Mosmann, gebürtig aus Seelbach, war Hauptmann der 4. Kompanie des Lahrer Banners.“

4. Renovierung des Auswanderungs-Gedenkkreuzes auf dem Lochseppenhof in Schweighausen-Harmersbach. Das neugotische Sandsteinkreuz von 1889 ist durch seine Widmungsinchrift im Schuttortal einzigartig. Die Inchrift enthält nicht nur eine trostreiche christliche Botschaft, sondern erinnert auch an die ausgewanderten, namentlich genannten Geschwister der Hoffamilie Wangler. Das Gedenkkreuz gibt mit seiner Inchrift den einzigen Hinweis auf jene rund 300 Menschen, die Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer Zeit allergrößter existenzieller Not von Schweighausen nach Nordamerika, vor allem nach Quincy/Illinois, ausgewandert sind.

5. Mitarbeit in der Seelbacher Kommission „Bahnhöfle“, die sich zum Ziel gesetzt hat, eine Sanierungs- und Nutzungskonzeption für das Kulturdenkmal „Seelbacher Bahnhöfle“ von 1895 zu erstellen.

Während die Renovierung des Gebäudes einschließlich der Busgarage und Außenanlage mit einem eindrucksvollen, sehenswerten Ergebnis 2001 beendet werden konnte, befasst sich die Kommission weiterhin mit der Nutzung des Bahnhofsgebäudes als zukünftige Kultur- und Begegnungsstätte.

### *Kunstaussstellung*

Vom 27. Mai bis 4. Juni 2001 fand in der Festhalle Schuttortal eine Ausstellung mit Bildern der Künstlerin Grete Grasreiner (1892–1952) statt. Dank der guten Zusammenarbeit zwischen der Gemeinde Schuttortal, der Ortsgruppe des Historischen Vereins und der Familie Dr. Erich Ruch, Konstanz, konnte erstmals ein großer Teil des künstlerischen Nachlasses der Malerin, die von 1945 bis 1952 in Schuttortal lebte und malte, der Öffentlichkeit vorgestellt werden. (Vgl. Erich Ruch, Die Malerin Grete Grasreiner im Schuttortal. In: Die Ortenau 80/2000, S. 607–614).

*Gerhard Finkbeiner*

### *Steinach*

Die Aktivitäten der Mitgliedergruppe Steinach setzten sich wie folgt zusammen:

#### *Veranstaltungen*

- a) Vereinsausflug nach Konstanz am Bodensee mit diversen Besichtigungen
- b) Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend in „Vögeles Mühle“ in Steinach als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum
- c) Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach  
„Durch Wald und Flur – auf der Gemarkung Steinach“, bei der auch die geschichtlich informativen Erläuterungen nicht zu kurz kamen. Die gewohnt gute Resonanz dieser gemeinschaftlichen Aktion wird für die Veranstalter wieder Anlass sein, auch künftig eine Wanderung durchzuführen.
- d) Beim Ferienprogramm „Sommer Spaß 2001“ war die Mitgliedergruppe Steinach mit dem Beitrag „Es klappert die Mühle ... – auf den Spuren des Müllers“ vertreten. Den „Junghistorikern“ wurde unter fachkundiger Führung in „Vögeles Mühle“ viel Wissenswertes über Geschichte, Funktion und Arbeitsabläufe einer Mühle vermittelt. Viele Fragen der Teilnehmer belegten das große Interesse an dieser Veranstaltung.



*Div. Arbeitseinsätze im Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach*

- a) Sauberhaltung des Gebäudes, Reparaturen, Konservierungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.
- b) Aufbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema: „*Steinacher Bildstöcke und Wegkreuze*“, eine Foto- und Geschichtsdokumentation über den dörflichen Volksglauben in Steinach.
- c) Zusätzliche Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit 12 verschiedenen, kleinen und großen Weihnachtskrippen.
- d) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).

*Brauchtum*

Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- a) „*Die Drei Weisen mit König Herodes*“: Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar (vor dem Hauptgottesdienst).
- b) Mitwirkung bei der Herstellung kunstvoll gestalteter, großer „*Palmstangen*“ – einem alten, christlichen Brauch –, aufgestellt am Palmsonntag in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach.
- c) „*Klausenbigger*“: Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen.  
„*Klausenbigger*“: Umgang in der SWR-Fernsehsendung „Treffpunkt – Feste und Bräuche“ am 9. Dezember 2001.

*Bernd Obert*

*Wolfach/Oberwolfach e.V.*

- |          |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             |
|----------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| März     | 30. 3. 01 Lichtbildervortrag von Herrn Rektor i.R. Otto Schrempf: „Geschichten zum Wolfacher Schwimmbad“, anschließend Mitgliederversammlung: Wahl der Vorstandschaft: 1. Vorsitzender: Prof. Dr.-Ing. Rolf Pfefferle; 2. Vorsitzender: Rektor Erwin Matt; Schriftführer: Ernst Bächle; Schatzmeister: Hubert Springmann.<br>Fertigstellung des Bulletin Nr. 5 (2002) mit den Beiträgen: Gutleuthaus von Wolfach. Dokumentation von historischem Wissen. Haushaltsheft des Fürst vom Teufelstein. Alte Pflasterlage in der Vorstadtstraße. Goldmünzfund 1762 in Wolfach. Familientafel des Geschlechts der Vivell, Wolfach. |
| Mai      | 6. 5. 01 Exkursion mit dem Archäologischen Arbeitskreis zur Zabener Steige und zum Pandurengraben.<br>27. 5. 01 Troia-Ausstellung in Stuttgart.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             |
| Juni     | 15. 6. bis 17. 6. 01 Exkursion nach Trier: historische Altstadt; römische Abteilung des Landesmuseums; römische Barbarathermen; Amphitheater und Römerbrücke jeweils mit Führungen, römisches Abendessen.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   |
| August   | 4. 8. 01 Exkursion mit dem Archäologischen Arbeitskreis nach Hornberg: Besichtigung von Schalensteinen der Umgebung. Führung Herr Neuss.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    |
| Oktober  | 14. 10. 01 Exkursion mit dem Archäologischen Arbeitskreis nach Hechingen-Stein: Freilichtmuseum der römischen Villa Rustica mit Führung.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                    |
| November | 7. 11. 01 Vorstandssitzung der Mitgliedergruppe.<br>11. 11. 01 Exkursion nach Konstanz: Archäologisches Landesmuseum und Altstadt mit Führungen.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            |

Januar 02      13. 1. 02 Exkursion nach Karlsruhe: Große Landesausstellung „Spätmittelalter am Oberrhein“ im Schloss und in der staatlichen Kunsthalle mit Führungen.

Betreuung des Heimat- und Flößermuseums im Schloss Wolfach durch Mitglieder des Historischen Vereins.

*Rolf Pfefferle*

### *Zell am Harmersbach*

Auch das Jahr 2001 war wieder von vielfältigen Aktivitäten geprägt:

So wurde anlässlich des „Europäischen Tages der jüdischen Kultur“ am 2. September 2001 die Geschichte des jüdischen Friedhofs in Nordrach erforscht und vorgestellt.

Außerdem hat der Historische Verein in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule zu einem Vortrag von Dr. Dieter Kauß eingeladen, Thema: „Josef Bildstein und die Bildstein-Aufsätze“.

Der Historische Verein hat zudem preisgekrönte Bildstein-Aufsätze aus den letzten Jahren zusammengestellt. Nachdem bereits zwei Bände mit Bildstein-Aufsätzen veröffentlicht worden sind, wird nun ein dritter Band in Zusammenarbeit mit der Schule erscheinen. Außerdem sollen in der „Ortenau“ auch weiterhin Bildsteinaufsätze veröffentlicht werden.

Des Weiteren hat Bertram Sandfuchs im Auftrag des Historischen Vereins damit begonnen, Decken- und Wandgemälde in den Kirchen und Kapellen zu erfassen und die Grenzsteindokumentation von Franz Breig wurde jetzt auch für Oberharmersbach abgeschlossen. Die Flurnamenskartei mit über 500 erfassten Namen ist ebenfalls weitgehend abgeschlossen, allerdings wird die historische Erklärung, wie die einzelnen Flurnamen entstanden sind, noch einige Zeit in Anspruch nehmen.

Natürlich wurden auch 2001 wieder von Bertram Sandfuchs geführte Exkursionen ins Elsass durchgeführt und leisteten Vereinsmitglieder Aufsichts- und Kassendienst im Heimatmuseum „Storchenturm“. Und wie jedes Jahr begleiteten Mitglieder des Historischen Vereins am „Peterlistag“ den traditionellen Heischegang der Kinder in Zell, umso das alte Brauchtum zu unterstützen und lebendig zu erhalten.

*Angelika Ehret*

## Fachgruppe Denkmalpflege / Ortsgeschichte

Die in der Frühjahrstagung des Hist. Vereins am 11. März 2000 beschlossene Erweiterung der bisherigen Fachgruppe „Denkmalpflege“ um „Ortsgeschichte“ scheint sich positiv auf die Arbeit der Fachgruppe ausgewirkt zu haben. Zwischen 20 und 30 Teilnehmer waren bei den folgenden Veranstaltungen anwesend.

Am 4. Februar 01 traf sich die neu konstituierte Fachgruppe erstmals im Kleinen Sitzungssaal des Landratsamtes in Offenburg. Die Teilnehmer bestätigten die Erweiterung der Fachgruppe. Fragestellungen zum Bereich „Ortsgeschichte“ wurden gesammelt und diskutiert. Anschließend gab es Kurzinformationen zu Denkmalpflege-Problemen im Ortenaukreis. Intensiv setzte man sich dabei mit dem sog. Dissenzverfahren in der Denkmalpflege auseinander.

Am 19. Juli 01 wurden ebenfalls im Landratsamt Offenburg Probleme der Denkmalpflege vor Ort behandelt. Man sammelte und diskutierte Erwartungen zum Thema „Ortsgeschichte“. Dabei kam man überein, ausgewiesene Kenner zur Ortsgeschichte einzuladen, um von diesen über Methoden und Techniken zur Erarbeitung von Ortsgeschichten Grundlegendes zu erfahren.

Den Anfang machte am 22. November 01 Dr. Hans-Martin Pillin aus Ottenhöfen. Zu Beginn der Veranstaltung wurde das Lapidarium der Stadt Offenburg im Vinzentiushaus besichtigt. Im Sitzungssaal der Stadt Offenburg im Rathaus berichtete anschließend Herr Dr. Pillin über Arbeitsweise und Methoden zur Erstellung einer Ortsgeschichte aus der Sicht eines Einzelautors.

Herr H. G. Huber aus Nußbach hat zwar seine Ortsgeschichte von Nußbach auch als Einzelautor geschrieben, danach aber mehrere Ortsgeschichten im Team erarbeitet. Er berichtete am 7. März 02 über seine Erfahrungen bei Techniken und Organisation von Ortsgeschichten sowohl im Team als auch als Einzelautor.

Wie schon angedeutet hat diese Fachgruppe eine Zukunft, aber sie wird sich auch im Jahre 2002 entscheiden müssen, wer sie in Zukunft führt.

*Dieter Kauß*

## Fachgruppe Archäologie

### *Veranstaltungen:*

Am Samstag, den 2. 3. 2002 fand die Jahresversammlung der Fachgruppe im Handwerker-museum Kehl/Kork statt. Als Gäste waren anwesend Herr Dr. Kauß als Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden und aus dem Elsass Herr und Frau Ham. Herr Ham ist Vorstandsmitglied der Société d'Histoire des Quatre Cantons. Der Fachgruppenleiter berichtete über die Ereignisse und Tätigkeiten der Fachgruppe seit der letzten Jahresversammlung. Anschließend trug Herr Fuchs aus Kehl-Auenheim in einem Lichtbildervortrag die bisherigen Ergebnisse seiner Grabungen in der Wüstung Schweighausen vor, an der auch zahlreiche Mitarbeiter beteiligt waren. Es folgte der Diavortrag des Fachgruppenleiters mit dem Thema: „Das Rechnen mit römischen Zahlen“. Zuletzt berichteten die Mitarbeiter des Arbeitskreises kurz über ihre Tätigkeiten und archäologischen Funde.

Im vergangenen Jahr 2001 fanden drei Exkursionen statt:

- Herr Holderbach aus Oberhausbergen im Elsass führte am 6. 5. 01 die Teilnehmer zur Zaberner Steige, wo zahlreiche historische Altstraßen und der so genannte Pandurengraben, die Wallanlagen eines keltischen Oppidums, besichtigt wurden.
- Am 4. 8. 01 leitete Herr Neuß aus Hornberg eine Exkursion zu Schalensteinen in der Umgebung seiner Heimatstadt.
- Die dritte Besichtigung fand am 14. 10. 01 in Hechingen-Stein statt. Mit einer Führung wurde die Geschichte der Villa Rustica erklärt, eines der größten römischen Landhäuser im deutschen Raum.

Für das Jahr 2002 sind zwei Exkursionen geplant:

- 1. Am 28. 4. 02 nach Gengenbach mit Stadtführung durch Herrn Dipl.-Ing. Lehmann, Haigeracher Schanze, Bergwerkstollen und römischer Brennofen.
- 2. Am 15. 9. 02 zum Odilienberg im Elsass zur Heidenmauer und zu Burgen mit Führung durch Herrn Metz.

Wie fast alljährlich besuchten Herr Naudascher und der Fachgruppenleiter die beiden Tagungen der elsässischen Geschichtsvereine: am 30. 9. 01 den Congrès des Historiens d'Alsace in Ungersheim und am 13. 2. 02 die Jahresversammlung der Société d'Histoire des Quatre Cantons (Benfeld, Erstein, Geispoldsheim und Illkirch).

### *Fundmeldungen und Tätigkeiten der Mitarbeiter*

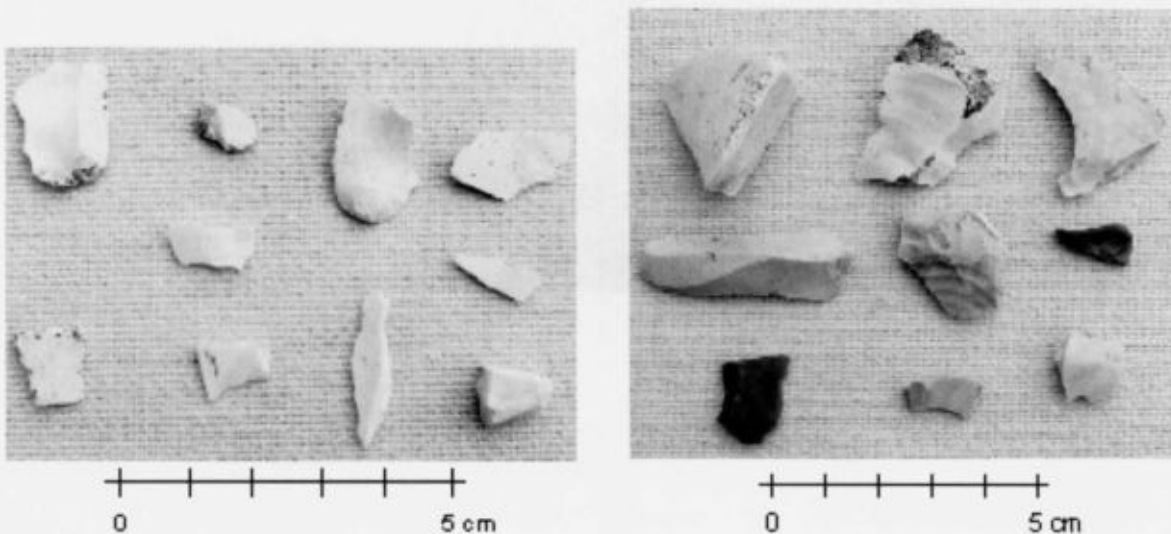
#### *Stein-, Bronze- und Hallstattzeit*

*Ichenheim:* Eine Reihe von Lesefunden aus der Bronze- oder Hallstattzeit hat Herr Wolfgang Peter auf einem einzigen Feld gemacht: vier Randstücke mit Fingertupfenleisten, ein großes dazu gehörendes halbrundes Bodenstück mit mehreren Scherben verschiedener Größe, ein unverziertes, dünnes, innen schwarz und außen rot-braun gebranntes Randstück eines Topfes sowie ein Bruchstück einer grob gemagerten Ware mit glatter, dunkelrot-brauner Oberfläche.



*Meissenheim:* Gefunden wurden von Herrn Wolfgang Peter aus Lahr zwei kleine Abschläge aus Jaspis und zwei zusammengehörige Bodenstucke einer fein gemagerten Tonware, die der Hallstatt- oder Bronzezeit zugeordnet werden können, des Weiteren in einem nahegelegenen Acker eine kleine hellgraue Scherbe mit Strichloch-Verzierung. Auf dem gleichen Feld wurden noch 13 Silexwerkzeuge – fünf kleinere Klingestucke, ein beschädigter Bohrer und Abschläge – gefunden.

*Mühlenbach:* Herr Alois Schneider hat wiederum am Flachenberg, Roter- und Schwarzbuhl bei Feldbegehungen zahlreiche Steinwerkzeuge und Abschlagstucke als Lesefunde sicherstellen können, siehe Bild 1 und 2.



*Bild 1 und 2: Steinwerkzeuge und Abschläge aus Mühlenbach bei Haslach i. K.*

### *Griechische Zeit*

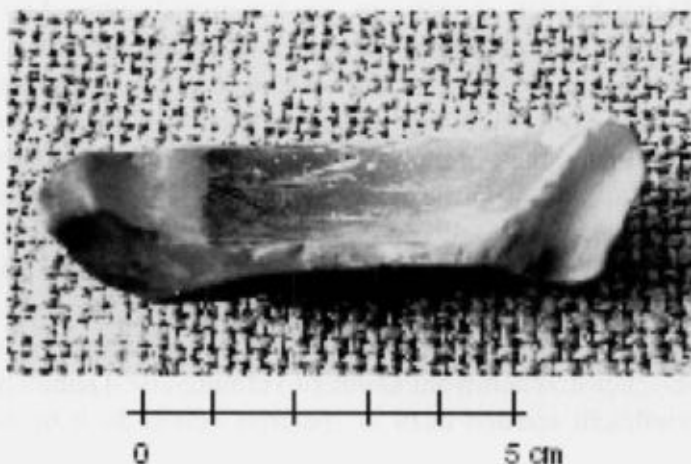
*Welschensteinach:* Große Probleme wirft ein seltener Fund auf, den Herr Hans Dieterle aus Welschensteinach dort gemacht hat. Dabei handelt es sich um das Bruchstück eines Amphorenhenkels, der auf dem Henkelfragment einen Stempel mit griechischer Inschrift trägt, Bild 3. Die Inschrift wurde von dem Archäologen Markus Reutwe enträtselt. Sie gibt den Namen und das Siegelzeichen des Beamten vom „Wirtschaftskontrolldienst“ an sowie den Namen des Töpfers. Das Fragment gehörte zu einer Amphore aus der griechischen Kolonie Sinope an der südlichen Schwarzmeerküste und ist in die Zeit von 380 bis 260 v. Chr. zu datieren. Es liegt nahe zu vermuten, dass das Fundstück von einem neuzeitlichen Urlauber mitgebracht und achtlos weggeworfen wurde, wonach es zu einem Neufund kam. Zwar ist bekannt, dass die Kelten gute Handelsbeziehungen mit den Griechen pflegten, wie dies z. B. die Funde in der keltischen „Heunaburg“ an der Donau beweisen. Doch siedelte dort ein reiches Herrschergeschlecht, das in Welschensteinach wohl kaum zu vermuten ist. Dennoch soll der Fund hier erwähnt werden, vielleicht werden dazu in späteren Zeiten doch noch Anschlussfunde gemacht.



*Bild 3: Bruchstück eines griechischen Amphorenhenkels aus der Zeit von 380 bis 260 v. Chr. Das Henkelfragment trägt auf der Oberseite einen Stempel mit dem Namen des Beamten vom „Wirtschaftskontrolldienst“ und des Töpfers. Der rechts unten abgebildete Vogel ist das Zeichen des Beamten*

#### *Römische Zeit*

*Friesenheim-Oberweier:* Bei einer erneuten Feldbegehung in Oberweier fand Herr Josef Eisenbeiß einen Terra-Sigillata-Scherben, siehe Bild 4. Bei demselben Flurstück, auf dem schon zahlreiche Römerfunde gemacht wurden: Leistenziegelstücke, Ziegelsplittbeton, Terra Sigillata und Gebrauchskeramik. Es ist zu vermuten, dass auf dem Gewinn einmal ein römisches Gebäude stand. Mit Herrn Prof. Dr. G. Fingerlin, Landesdenkmalamt Freiburg, wurde vereinbart, noch in diesem Frühjahr ein Suchgraben anzulegen, um gegebenenfalls die Fundamente und damit die Ausdehnung des Gebäudes feststellen zu können. Über die Ergebnisse wird noch an dieser Stelle berichtet werden.



*Bild 4: Römischer Terra-Sigillata-Scherben eines Töpfchens, Bodenstück im Querschnitt.*

*Fundort:*

*Friesenheim-Oberweier*

*Mittelalter und frühe Neuzeit*

*Willstätt-Sand:* Die Gruppe Kehl-Hanauerland, unter Leitung von Herrn Walter Fuchs aus Kehl-Auenheim, hat im vergangenen Herbst, mit Zustimmung des archäologischen Landesdenkmalamtes für Mittelalter, eine 2. Grabungskampagne in der Wüstung Schweighausen begonnen. Leider konnte, durch frühen Frost und darauf folgendes schlechtes Wetter bedingt, die Grabung nicht im vergangenen Jahr zu Ende geführt werden, so dass ein endgültiges Ergebnis noch nicht vorliegt. Bei der Grabung im Jahr 2000, siehe Ortnau 2001, lag diese im Innern eines Wohngebäudes mit vielen Funden von Gefäßscherben und Ofenkacheln. Bei den weiteren Grabungen des vergangenen Jahres in der anschließenden Bodenfläche wurde bald klar, dass man sich außerhalb des Gebäudes befand. Scherbenfunde traten kaum noch auf. Dagegen fand sich ein schlecht erhaltener Pferdekopf, der Rest des Skelettes liegt vermutlich außerhalb des Grabungsbereiches. Etwa 2 m entfernt davon fand sich das Skelett eines Schweines und in der Mitte der Grabungsfläche, dicht aneinander gedrängt, die Skelette zweier Hunde, siehe Bild 5 und 6. An der westlichen Randfläche der Grabung häuften sich wieder Ziegelreste und Bruchsteine. Dies könnte ein Hinweis auf ein weiteres Gebäude sein, so dass sich eine Grabungsfortsetzung in dieser Richtung anbietet.



*Bild 5: Zwei Hundeskelette in Fundlage in der Wüstung Schweighausen*

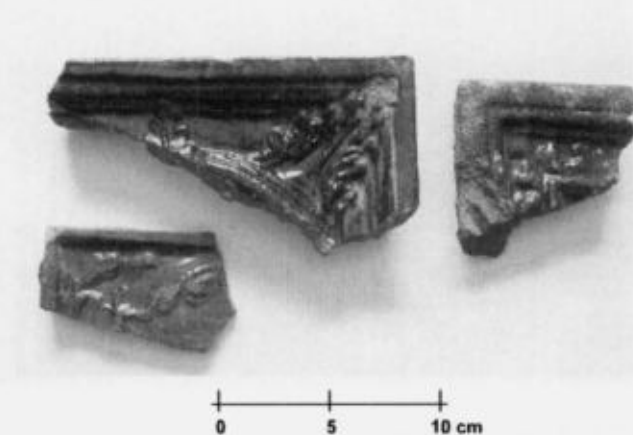


*Bild 6: Der Schädel eines der beiden Hunde*

*Wolfach:* Im Rahmen der Vorstadtsanierung wurden im März 2002 zwei weitere Häuser in der Badstraße abgerissen. Mit der finanziellen Unterstützung der Stadt Wolfach wurden mit dem Bagger nach Abriss der Gebäude drei Suchgräben angelegt. Die Fachgruppe Stadtarchäologie in der Mitgliedergruppe Wolfach/Oberwolfach untersuchte die Siedlungsschichten der Grabenwände. Römische Bebauung, zu dem großen Scherbenfund von Gebrauchskeramik beim Kindergartenneubau gehörend, wurde nicht festgestellt. An den Grabenwänden wurden zwei Brandschichten, jeweils 30–40 cm hoch, aus zwei verschiedenen Feuersbrünsten vorgefunden. Die oberste Brandschicht stammt aus dem Vorstadtbrand von 1762: „Am 23. April ist die Vorstadt in der Fröhe mehrertheils abgebrannt und seynd hierbei 61 Gebäu eingäschert worden“. In dieser Brandschicht fanden sich zahlreiche Bruchstücke von Ofenkacheln, die der Renaissance zuzuordnen sind, siehe Bild 7 und 8.



*Bild 7: Kachelreste aus der Brandschicht von 1762. Die vordem grün glasierten Kacheln haben sich durch die Brandbelastung stark verfärbt. Die Fragmente zeigen Blattornamente und können der Frührenaissance (Ende 16. Jh.) zugeordnet werden. Die beiden Reste unten rechts sind Simskacheln mit Rankenornamenten verziert*

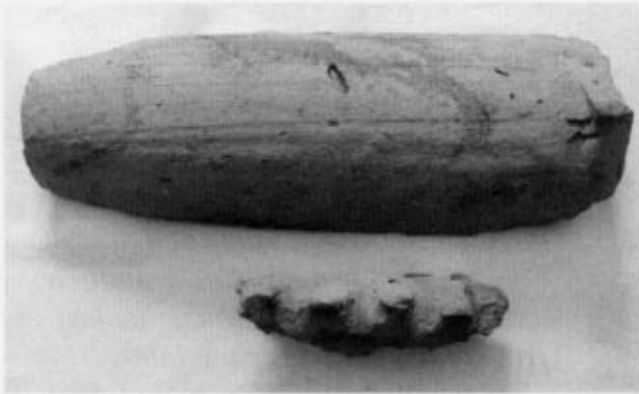


*Bild 8: Grün glasierte Ofenkacheln mit vegetabilen Ornamenten vermutlich Anfang 16. Jh. Das mittlere Bruchstück zeigt ein rundes Medaillon, das leider nicht aufgefunden wurde. Diese enthalten oft bildliche Darstellungen*

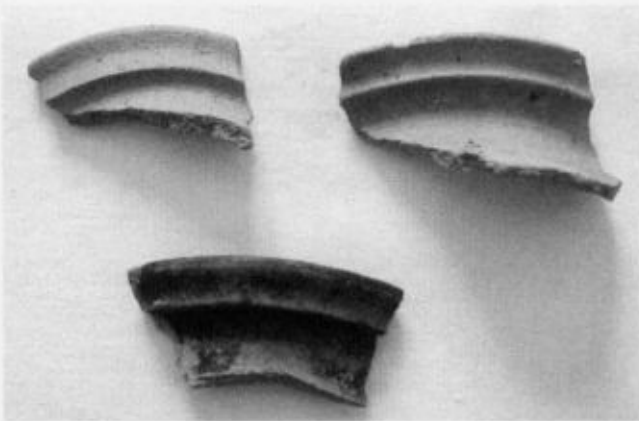
Die untere und ältere Brandschicht lässt sich nicht genau datieren, weil der früheste notierte Brand aus dem Jahr 1485 stammt, danach aber bis 1762 keine größere Feuersbrunst in der Vorstadt vom Chronisten F. Disch erwähnt wurde. Auch in dieser ersten Brandschicht kam interessantes Fundmaterial zutage, siehe Bilder 9 bis 13: ein fast völlig erhaltener Nonnenziegel (Mönch-Nonnendach), Bruchstück eines gerippten Firstziegels, unglasierte Topfkachelreste aus der Romanik, ein Bruchstück einer gotischen Nischenkachel sowie mittelalterliche Scherbenreste von Gebrauchskeramik.

Die Wolfacher Vorstadt darf wohl als die ältere Ansiedlung betrachtet werden, im Gegensatz zur historischen Altstadt mit großem Marktplatz, Rathaus und fürstenbergischem Schloss der Renaissance. Dafür spricht die Lage der katholischen Kirche und die vier Gasthäuser mit den Namen Adler, Engel, Ochsen und Löwen, die einmal alle in der Vorstadt angesiedelt sind oder waren. Diese Bezeichnungen sind nämlich die Attribute der vier Evangelisten Johannes, Matthäus, Lukas und Markus und wurden um 1100 als Namen für Gasthäuser benutzt.





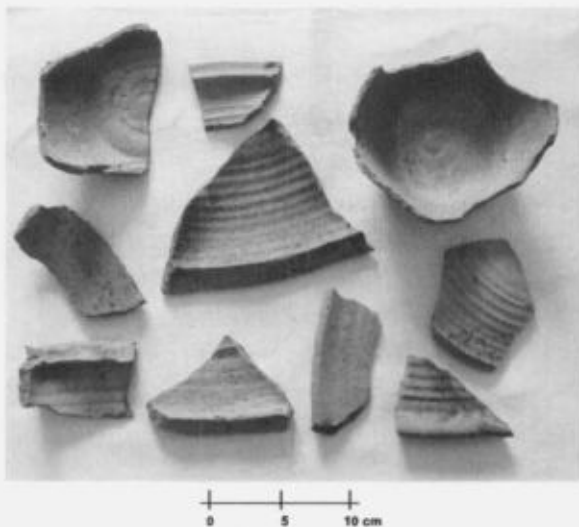
*Bild 9: Aus der ersten und älteren Brandschicht konnte nahezu unversehrt ein etwa 40 cm langer Nonnenziegel (oben) geborgen werden. An der Nocke ist der Buchstabe K eingestempelt, das Zeichen des Ziegelherstellers. Das Ziegelfragment (unten) ist entweder ein Mönch- oder Firstziegel mit geripptem Rücken*



*Bild 10: Ebenfalls aus der 1. Brandschicht stammen diese 3 mittelalterlichen Randscherben mit den typisch für diese Zeit ausgeformten Rändern*



*Bild 11: Drei unglasierte Grapenfüße (oben); ein hohler, braunglasierter Grapenstiel (unten links) in den ein Holzstiel zum Schutz gegen Verbrennung gesteckt wurde; ein Fragment eines unglasierten Topfdeckels (unten rechts), der den Topf innen abschloss zum Schutz gegen Überkochen der Speisen. Alle Fundstücke stammen aus der 1. Brandschicht. Die dreifüßigen Grapentöpfe wurden zum Aufwärmen der Speisen in die Glut der damals offenen Feuerstätten gestellt*



*Bild 12: Eine Anzahl von Scherben unglasierter Schlüsselkacheln aus der ersten Brandschicht, die vermutlich aus der Zeit der Romanik stammen. Diese Kacheln wurden auf der Drehscheibe rund gedreht und danach von Hand viereckig ausgeformt. Die Randabschlüsse sind wieder typisch mittelalterlich*



*Bild 13: Bruchstück einer hellbraun glasierten Nischenkachel aus gotischer Zeit (1. Brandschicht). Siehe „Die Ortenau 2001“, Seite 739, Bild 10: Nischenkachel aus der Wüstung Schweighausen*

In diesem Bericht und auch fernerhin werden für die angeführten Funde der Mitarbeiter keine genauen Ortsangaben mehr gemacht, weil dies, wie bereits beobachtet, unerwünschte „Schatzsucher“ auf den Plan ruft. Alle hier genannten Fundmeldungen mit detaillierten Angaben werden dem Landesdenkmalamt in Freiburg gemeldet und können dort von historisch Interessierten erfragt werden.

*Rolf Pfefferle*

*Berichtigung:* Im Bericht der Fachgruppe Archäologie in der Ortenau 81 (2001) Seite 735 wurde die Bildunterschrift von Bild 6 verwechselt.

Es muss richtig lauten: *Aversbild: Kaiser Constantius II (337–361)*. Der Kontext ist richtig.

## Fachgruppe Geschichte und Kulturgeschichte der Ortenauer Juden

Die Fachgruppe konzentrierte sich im Berichtsjahr auf den „Europäischen Tag der jüdischen Kultur“ am 2. September 2001. Sie folgte dabei einem Aufruf der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, mit der eine breitere Beteiligung deutscher Institutionen an diesem europaweiten Ereignis angestoßen werden sollte. Der Fachgruppenleiter hat die Koordinierung im Ortenaukreis übernommen und alle Mitgliedergruppen zur Teilnahme aufgefordert, in deren Bereich Zeugnisse jüdischen Lebens zu finden sind. Drei Sitzungen dienten der Vorbereitung, zwei davon fanden vor Ort statt. Mit dem Ziel gegenseitiger Information und Lernens führte Frau Gisela Stoffel von der Mitgliedergruppe Hohberg eine beispielhafte Begehung über den jüdischen Friedhof in Diersburg durch, bei der alle Aspekte gemeinsam besprochen wurden, die bei einem solchen Angebot zu beachten sind. Zur Vorbereitung der Führung über den Friedhof der jüdischen Lungenheilanstalt in Nordrach wurde ein weiteres Treffen mit sachkundigen Mitgliedern organisiert, bei der neue Erkenntnisse zur Geschichte dieser außergewöhnlichen Grabstätte gewonnen werden konnten.

Alle Angebote erfuhren eine große Resonanz; allein bei den beiden Führungen auf dem Nordrachener und dem Freistetters Friedhof wurden über 500 Teilnehmer und Teilnehmerinnen gezählt. Neben diesen beiden Führungen der Mitgliedergruppen Zell und Rheinau luden die Mitgliedergruppen Ettenheim und Hohberg und andere Interessierte der Fachgruppe in Ettenheim, Hohberg, Offenburg (Kulturagentur Ruch und Museum im Ritterhaus) und Kippenheim zu Führungen und Vorträgen ein. Ein vom Museum im Ritterhaus gestaltetes Info-Blatt informierte über das vielfältige Angebot zum „Europäischen Tag der jüdischen Kultur“ im Ortenaukreis und wurde von der Presse als Ausgangsmaterial für eine breite Berichterstattung genutzt.

*Jürgen Stude*

## Fachgruppe Museen

Mit jeweils über 20 Teilnehmern waren die beiden Veranstaltungen der Fachgruppe 2001 sehr gut besucht. Die Frühjahrsveranstaltung führte nach Zell a. H. in das Heimatmuseum im Storchenturm. Dort zeigten Frau Edith Dörr und Herr Kurt Kussi die beeindruckend reichen Bestände des Heimatmuseums im Storchenturm und erläuterten die Exponate und die Museumskonzeption sachkundig und mit viel Engagement.

In der anschließenden Gesprächsrunde im Lesesaal der „Alten Kanzlei“ wurden zunächst die Eindrücke der Führung ausgetauscht. Anschließend wurde über eine Arbeitsvorlage zum Thema „Tipps für eine erfolgreiche Medienarbeit“ diskutiert. Die Bandbreite der anwesenden Museen schwankte zwischen kleinen Heimatmuseen und überregionalem Freilichtmuseum, zwischen der üblichen Ausstellung heimat- und volkskundlicher Exponate und der Darstellung spezialisierter Museen. So flossen auch vielfältige Meinungsäußerungen und Erfahrungen in die Diskussion. Die Teilnehmer waren sich darin einig, dass die gute Zusammenarbeit mit der örtlichen Presse und die damit verbundene Berichterstattung an erster Stelle der Medienarbeit stehen muss. Werbeanzeigen wurden mehrheitlich nicht

befürwortet, da sie nicht den gewünschten Nutzen bringen. Vor allem wurde das Missverhältnis zwischen Kosten und Besucherzuwachs als nicht effektiv kritisiert. Einen größeren Werbeeffect versprachen sich die Teilnehmer von Museumsplakaten und Faltprospekten sowie von Einträgen in einen Reiseführer. Als besonders günstig wurden Fernsehsendungen über das Museum angesehen, weil hier ein sehr großes Publikum angesprochen wird. Vor allem Museen, die auf ein bestimmtes Fachgebiet spezialisiert sind, können von der überregionalen Werbung in Funk und Fernsehen profitieren.

Nach einer Informationsbörse über beabsichtigte Museumsaktivitäten und dem Austausch von Museumsinterna der anwesenden Heimatmuseen verblieb man in der Absicht, sich im Herbst nochmals zu treffen.

Das „Museum im Herrenhaus“ in Hausach war am 29.9. Tagungsort der Fachgruppe. Der Hausherr, Herr Helmut Spinner, führte nach einer Einführung in die Geschichte Hausachs und des Museumsgebäudes sachkundig durch die Sammlung seines Museums. Die Tagungsteilnehmer zeigten sich überrascht von der wissenschaftlich hervorragend aufbereiteten und anschaulichen Ausstellung über die Geschichte Hausachs und das Leben in vergangenen Zeiten. In der sich anschließenden Gesprächsrunde stellte Dr. Dieter Kauß, der Leiter des Schwarzwälder Freilichtmuseums Vogtsbauernhof und Präsident des Historischen Vereins, das Angebot des Museumsverbandes Baden-Württemberg vor, eine Wanderausstellung „Schau mal an“ über die Museumswelt des Südwestens zu präsentieren. Man war sich darin einig, dass diese Ausstellung für die Heimatmuseen nicht rentabel sind, einmal wegen der hohen Kosten, zum anderen weil man sich keine Steigerung der Besucherzahlen versprach. In dieser Diskussion erwies sich einmal mehr, dass die Museen durchweg kostenbewusst planen und bei allen Aktivitäten den Nutzen-Kosten-Faktor berücksichtigen.

Schwerpunktthema des Nachmittags war die Frage, wie weit die Museen im Internet präsent sind. Bereits acht der anwesenden Museen haben eine eigene Internetadresse. Und es bestätigte sich, dass eine zunehmende Besucherzahl sich bereits vor dem Museumsbesuch im Internet über die Museumsinhalte und -angebote informiert hat. Durch den Vergleich von Computerausdrucken wurden Erfahrungen zwischen den Museumsleitern ausgetauscht.

Auch andere Möglichkeiten, sich in der Öffentlichkeit zu präsentieren, wurden besprochen. Hier fand vor allem die Teilnahme an dem Kinderferienprogramm der Gemeinde Zustimmung, wobei Wert auf Aktivitäten der Kinder gelegt wurde. Für Kinder und für Erwachsene wurden Stadtführungen als weiteres Mittel gesehen, das Museum und seine Inhalte bekannt zu machen. Schließlich wurde auch die Vorführung von Videos im Museum unter die Lupe genommen. Sie können vor allem die Arbeitsweisen von vergangenen Handwerken als Sonderveranstaltungen in den Räumen des Museums ergänzen.

Mit einem herzlichen Dank an das Ehepaar Spinner für die Organisation und freundliche Bewirtung endete die Veranstaltung, wobei man überein kam, das nächste Treffen an einem anderen Wochentag als Abendveranstaltung durchzuführen.

*Horst Brombacher*



## Fachgruppe Kleindenkmale

Über die Kleindenkmallandschaft der Ortenau konnte im letzten Jahr auf verschiedene Weise ein Überblick gewonnen werden. Die bisherigen Veröffentlichungen und Vorarbeiten von an Kleindenkmalen interessierten Personen sind festgehalten. Durch einführende Besprechungen mit Ausgabe von Erfassungsbögen wurden weitere Arbeiten in vielen Gemeinden in Angriff genommen. Die Manuskripte liegen jeweils bei den Erfassern.

Zur Weiterführung der Erfassung und Dokumentation der Kleindenkmale, für die landesweit das Landesdenkmalamt eine Leitstelle eingerichtet hat, sollen einige praktische Gesichtspunkte vorgestellt werden. Die Inventarisierung in der Ortenau findet in Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein statt.

- Ein Kleindenkmal ist bestimmt durch drei Merkmale: Selbständigkeit – Freistehen – Feststehen. Eine Abgrenzung zu anderen kleinen Kulturzeugnissen ist nicht immer sicher festzulegen. Kleindenkmale stehen im bebauten Gebiet, in der Feldflur und im Wald.
- Für die Erfassung der Kleindenkmale gibt es keine Zeitgrenze. Auch neu erstellte Kleindenkmale oder Kopien gehören in die Aufstellung. – Ebenso gibt es keine Grenze bezüglich der Schönheit eines Kleindenkmals.

Vor allem folgende Hauptgruppen von Kleindenkmalen seien hier namentlich aufgeführt: Religiöse Kleindenkmale, Erinnerungsmale (Personen / Ereignisse / Mahnung / Totengedenken), Brunnen, Verkehrsmaile und historische Grenzzeichen.

Das Landesdenkmalamt hat einen einfachen Erfassungsbogen herausgegeben. Für eine erste Aufnahme kann dieser Bogen auf wenige Punkte beschränkt werden:

1. Art / Name des Kleindenkmals
  2. Genaue Standortangabe
  3. Foto – mit Datum
  4. Inschrift
- Genaue Beschreibungen und Erläuterungen sind sehr nützlich, die je nach Interessen später hinzugenommen werden können. Bei schon bekannten neueren Veröffentlichungen kann vor allem auf Fotos – bei gleichzeitigem Verweis auf die Quelle – verzichtet werden. Diese verkürzte Form des einfachen Erfassungsbogens soll als Anreiz dienen, nicht vor einer möglichen Fülle an Arbeit gleich zu kapitulieren. Das Ausfüllen der verschlankten Berichtsbogen steht in der Prioritätsliste der Kleindenkmal-Erfassung an erster Stelle. Die Dokumentationen der historischen Marksteine bedürfen einer diffizileren Behandlung und sollen deshalb zunächst noch zurückstehen.

Für die Ausstellung des Vermessungsamtes Offenburg „Berghaupten in alten und neuen Karten“ im Dezember 2001 hat der Verf. die Fotos der historischen Marksteine von Berghaupten zur Verfügung gestellt.

*Gernot Kreutz*

## Fachgruppe Flurnamen

Im Oktober 2001 konnte das Manuskript des Flurnamenbuches der Stadt Rheinau vom Fachgruppenleiter fertig gestellt und der Druckerei Roland Felder GmbH (Rheinau-Honau) übergeben werden. Das Buch entstand in enger Zusammenarbeit mit der Ortsgruppe Rheinau des Historischen Vereins für Mittelbaden. Die Gewährspersonen in den einzelnen Stadtteilen hatten die einzelnen druckfertigen Kapitel zuvor durchgesehen und in Einzelfällen noch Korrekturen angefügt. Die Organisation der Drucklegung lag in den Händen der Vorstandin Frau Demuth, die in engem Kontakt mit Bürgermeister Oberle die Gestaltung des Einbandes und des Layouts betreute. Das Flurnamenbuch soll zu Beginn des Jahres 2002 der Öffentlichkeit übergeben werden.

Im Jahre 2001 konnten die Arbeiten am „Flurnamenatlas Kinzigtal“ nur in geringem Umfange fortgesetzt werden. Im Vordergrund standen Überlegungen zu einer standardisierten Datenbank und deren Parameter. Angestrebt wird eine automatisierte Übertragung von Merkmalen aus der Datenbank in Diagramme, Tabellen und Karten. Hierzu wurden erste Vorversuche mit dem Datenbanksystem Excel durchgeführt.

Als kleinere Projekte wurden am 18. April 2001 die Flurnamen des Bühler Stadtteils Altschweier, am 26. September diejenigen des Stadtteils Balzhofen erhoben. Die Organisation der Aufnahmen lag in den Händen von Dr. Gartner, dem Vorstand der Ortsgruppe Bühl des Historischen Vereins für Mittelbaden. Nach Kappelwindeck und Waldmatt konnte wiederum ein weiterer kleiner Mosaikstein in das Flurnamenbuch der Stadt Bühl eingefügt werden.

*Ewald Hall*

## Fachgruppe Mundart

Am 16. November 2001 hielt der Fachgruppenleiter im Rahmen eines Mundartabends beim Heimat- und Kulturverein Haueneberstein einen Vortrag über „Die Mundart von Haueneberstein“. Der Verein hatte ein Mundart-Quiz veranstaltet, dessen Gewinner an diesem Abend prämiert wurden.

Im Rahmen der Projekttag des Heisenberg-Gymnasiums Karlsruhe boten die beiden dort tätigen Lehrer Dr. Gartner und der Fachgruppenleiter ein Projekt mit dem Titel „Erkundung einer ehemals selbständigen dörflichen Gemeinde“ an. Die Wahl fiel auf Altschweier, einen Stadtteil von Bühl in Mittelbaden. Nach entsprechenden Vorbereitungen durch Informationen aus dem Internet, Karten und geschichtlichen Abhandlungen stand am 19. Juli 2001 die Fahrt nach Altschweier auf dem Programm. Am Vormittag musste Ortsvorsteher Seibicke in einem Interview den zahlreichen Fragen der Schüler Rede und Antwort stehen. Am Nachmittag dokumentierte eine Gruppe die Kleindenkmale (Kreuze und Bildstöcke), eine andere zeichnete Bilder von Fachwerkhäusern, eine dritte führte Vermessungen an der Kirche zur Rekonstruktion der ehemaligen Kapelle durch. Ein Gespräch mit dem Besitzer der Rohrhirschmühle Herrn Venz und die anschließende Besichtigung dieses Baudenkmals rundeten den Tag ab. Am Schulfest wurden dann die ausgearbeiteten Ergebnisse den Eltern und der Öffentlichkeit präsentiert.

*Ewald Hall*

## Autorenverzeichnis

- Andermann, Dr. Kurt, Landesarchivdirektion Baden-Württemberg,  
Nördliche Hildapromenade 2, 76133 Karlsruhe
- Breit, Rita, Berliner Straße 6, 77694 Kehl am Rhein
- Breithaupt, Bertold, Hauptstr. 66, 77793 Gutach
- Brodbeck, Klaus, Landrat des Ortenaukreises, Landratsamt, Badstr. 20,  
77652 Offenburg
- Coenen, Dr. Ulrich, Robert-Koch-Str. 49, 77815 Bühl / Baden
- Desforges, Jean-Léon, Bibliotheque Nationale et Universitaire Strasbourg,  
– Alsatiques –, F 67000 Strasbourg
- Elbert, Claudia, 2, rue de Villandry, F 67000 Strasbourg
- Ferdinand, Prof. Dr. Horst, Fröbelstr. 4, 53757 Sankt Augustin
- Finkbeiner, Gerhard, Modoscher Str. 24, 77978 Schuttertal
- Fischer, Erwin, Unterdorfstr. 8, 77880 Sasbach
- Flechtmann, Frank, Albrechtstr. 59b, 12167 Berlin
- Gall, Dr. Wolfgang M., Max-Immelmann-Str. 2, 77654 Offenburg
- Gartner, Dr. Suso, Bühler Seite 4, 77815 Bühl / Baden
- Glatz, Gerold, Höllengasse 2, 77723 Gengenbach
- Gorka, Cornelius, Kreisarchiv, Landratsamt, Badstr. 20, 77652 Offenburg
- Gschwind, Elmar, Talstr. 10, 77855 Achern
- Gutmann, Ernst, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster-Stollhofen
- Herden, Ralf Bernd, Haus im Rinken, 77776 Bad Rippoldsau-Schapbach
- Herrmann, Hans, Breitstr. 14, 77694 Kehl
- Huber, Franz, Wolfgang-Dachstein-Str. 7, 77654 Offenburg
- Huber, Heinz G., Erbstr. 19a, 77704 Oberkirch-Nußbach
- Kaufmann, Klaus G., Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach
- Kauß, Dr. Dieter, Hildastr. 89, 77654 Offenburg
- Klein, Kurt, Haselwanderstr. 11, 77756 Hausach
- Kreutz, Dr. Gernot, Am Hungerberg 3, 77652 Offenburg
- Lötsch, Dr. Gerhard, Am Bienenbuckel 19, 77855 Achern
- Neuß, Wolfgang, Hohenweg 46, 78132 Hornberg
- Ruch, Dr. Martin, Hauptstr. 92, 77652 Offenburg
- Schäfer, Prof. Dr. Walter E., Horholdergasse 17, 76534 Baden-Baden

- Schellinger, Uwe, Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V., Wilhelmstr. 3A, 79098 Freiburg – Mozartstr. 29, 79104 Freiburg
- Scheurer, Werner, Im Seewinkel 20, 77652 Offenburg
- Schneider, Ernst, Karl-Schrempp-Str. 22, 76133 Karlsruhe
- Schuck, Hans-Jochen, Im Hubfeld 46, 77797 Ohlsbach
- Schwanke, Irmgard, Historisches Seminar der Universität Freiburg, 79085 Freiburg
- Seebacher, Ralf, Bürgerwehrstr. 9, 77763 Zell am Harmersbach
- Sommer, Thomas, Blöchlestr. 24, 77654 Offenburg
- Stein, Dr. Peter, Postfach 2059, CH 4001 Basel
- Stüwe, Angelika, Kultur- und Verkehrsamt, Hanauer Museum, Großherzog-Friedrich-Str. 19, 77694 Kehl
- Stüwe, Hartmut, Kultur- und Verkehrsamt, Hanauer Museum, Großherzog-Friedrich-Str. 19, 77694 Kehl
- Uibel, Ludwig, Dannemannstr. 6, 79117 Freiburg
- Vogt, Reiner, Schloßweiherweg 10, 77883 Ottenhöfen
- Werner, Dr. Johannes, Steinstr. 21, 76477 Elchesheim
- Wink, Bernhard, Victor-Kretz-Str. 13, 77723 Gengenbach
- Woltersdorff, Dr. Stefan, 5, rue Paul Muller-Simonis, F 67000 Strasbourg



---

## DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in jeden Jahresband auch einen „jungen Autor“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle (77605 Offenburg, Postfach 15 69), sowie die Vorsitzenden der Mitgliedergruppen entgegen.

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 1999 in Gengenbach setzen sich Vorstand und Beirat des Vereins zusammen aus:

Dr. Dieter Kauß, Präsident, Hildastraße 89, 77654 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Kurt Klein, 1. stellvertr. Präsident,  
Haselwanderstraße 11, 77756 Hausach i. K., Tel. 0 78 31 / 61 25

Manfred Hildenbrand, 2. stellvertr. Präsident,  
Georg-Neumaier-Straße 15, 77716 Hofstetten-Haslach i. K.,  
Tel. 0 78 32 / 28 67

Dr. Martin Ruch, Redakteur der „Ortenau“,  
Hauptstraße 92, 77652 Offenburg, Tel. 07 81 / 9 70 86 88

Theo Schaufler, Kassen- und Geschäftsführung,  
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

René Siegrist, Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten,  
Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 0 78 51 / 7 29 00

**Leiter der Fachgruppen:****Fachgruppe Archäologie:**

Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5, 77709 Wolfach,  
Tel. 0 78 34 / 4 77 94

**Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:**

Dr. Dieter Kauß, Hildastraße 89, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-5 34

**Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte:**

Dr. Wolfgang Gall, Max-Immelmann-Straße 2, 77654 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 3 77 39

**Fachgruppe Museen:**

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77855 Achern, Tel. 0 78 41 / 13 47

**Fachgruppe Kleindenkmale:**

Dr. Gernot Kreutz, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg-Zell-Weierbach,  
Tel. 07 81 / 3 03 65

**Fachgruppe Flurnamen und Mundart:**

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20, 79232 March-Hugstetten,  
Tel. 0 76 65 / 4 06 66

**Fachgruppe Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte in der Ortenau:**

Jürgen Stude, Prinz-Eugen-Str. 24, 77654 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 9 48 57 78

**Fachgruppe Bergwesen:**

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen  
Tel. 0 78 42 / 13 68

**Beiräte:**

Dr. Wolfgang M. Gall, Max-Immelmannstr. 2, 77654 Offenburg  
Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg  
Erwin Steurer, Metzgerstraße 1, 77933 Lahr  
Ursula Schäfer, Sommerstraße 34, 76534 Baden-Baden-Steinbach  
Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch  
Gerhard Hoffmann, Oppelner Straße 8, 76437 Rastatt  
Rudolf Zwahl, Ludwig-Trick-Straße 17, 77694 Kehl  
Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

---

**Mitgliedergruppen:**

- 77855 Achern: Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, Tel. 0 78 41 / 13 47
- 77767 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 0 78 05 / 6 95
- 76530 Baden-Baden: Hannes Leis, Steinstr. 1, Tel. 0 72 21 / 2 42 93
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,  
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,  
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Dr. Suso Gartner, Bühler Seite 4, Tel. 0 72 23 / 2 35 01
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,  
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Manuel Yupanqui, Im Sägegrün 2,  
Tel. 0 78 03 / 92 89 58
- 77716 Haslach i. K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten,  
Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 0 78 32 / 28 67
- 77756 Hausach: Bernd Schmid, Dietersbach 47a, Tel. 0 78 31 / 89 12
- 77749 Hohberg: Gisela Stoffel, Rosenstr. 19, Tel. 0 78 08 / 27 82
- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuss, Hohenweg 46, Hornberg,  
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauerland: Prof. Dr. Rolf Kruse, Korker-Wald-Str. 1,  
Kehl-Kork, Tel. 0 78 51 / 16 27
- 77933 Lahr/Friesenheim: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28,  
77948 Friesenheim,  
Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,  
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 77743 Neuried: Frank Moser, Kirchstr. 13,  
Tel. 0 78 07 / 35 37

- 77784 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Küblerweg 4,  
Tel. 0 78 37 / 2 88
- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77654 Offenburg: Dr. Wolfgang M. Gall, Max-Immelmann-Straße 2,  
Tel. 07 81 / 3 77 39
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch,  
Tel. 0 78 02 / 70 11 37
- 76437 Rastatt: Martin Walter, Herrenstr. 15, Tel. 0 72 22 / 38 53 56
- 77866 Rheinau: Renate Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,  
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3,  
77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 0 72 27 / 58 32
- 77871 Renchen: Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, Tel. 0 78 43 / 10 44
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,  
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Theo Becker, Hansjakobstr. 28, 77773 Schenkenzell  
Tel. 0 78 36 / 24 42
- 77746 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 07 81 / 5 23 81
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,  
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach-Oberwolfach: Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5,  
Tel. 0 78 34 / 4 77 94
- 76534 Yburg: Ursula Schäfer, Sommerstr. 34,  
76534 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82
- 77736 Zell a. H.: Franz Breig, Steinenfeld 22, Tel. 0 78 35 / 16 03
- Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Theo Schaufler,  
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68



Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muss sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahressbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verloren gehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

18,- EUR für natürliche Personen und Schulen

26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein ab 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 4. Mai 2001 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO. dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75).

### **Registerband III**

Einem vielfachen Wunsch entsprechend haben wir eine Fortsetzung unseres Registerbandes erarbeitet. In diesem Registerband wurden rund 7500 Seiten der Jahressbände 1991–2001 ausgewertet und in ausführlichen Verfasser-, Sach-, Orts- und Personenregistern erfasst. Die Ausstattung entspricht den bisherigen beiden Registerbänden I (1910–1981) und II (1982–1990).

Unseren Mitgliedern und Tauschpartnern bieten wir den neuen Registerband zum Subskriptionspreis von 10,- EUR.

